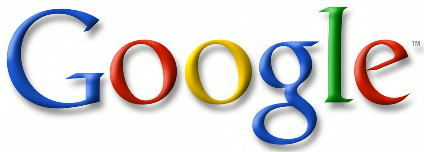
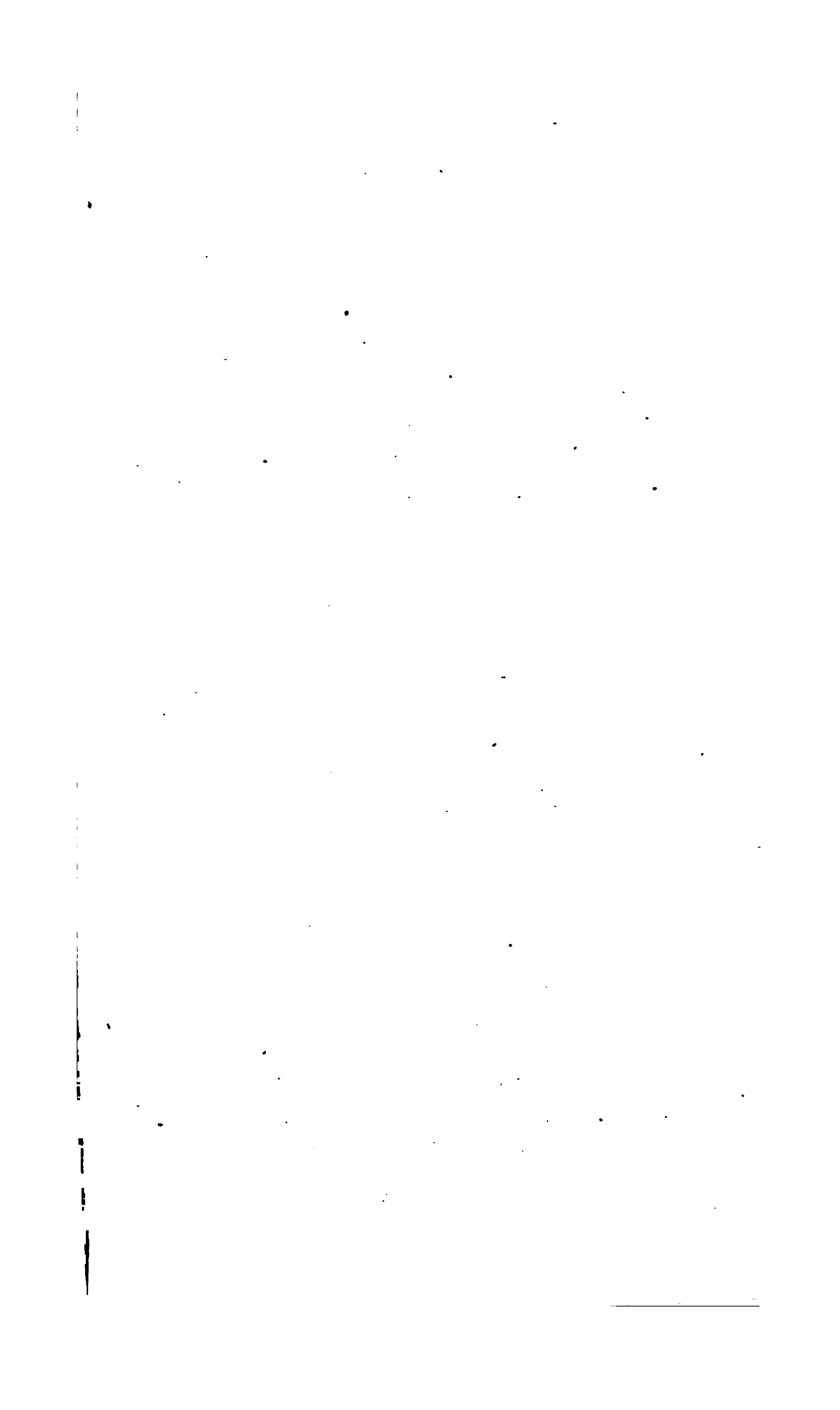





DOMI NUS ILLU
MINA TIO MEA
Taylor Institution.





Karl Friedrich Becker's
Weltgeschichte.

Siebente,
verbesserte und vermehrte Ausgabe.
(Vierter unveränderter Abdruck.)

Herausgegeben
von
Johann Wilhelm Loebell.

Mit den Fortsetzungen
von
J. G. Woltmann und **K. A. Menzel.**

Siebenter Theil.

Berlin.
Verlag von Duncker und Humblot.
1844.

Karl Friedrich Becker's
Geschichte der neueren Zeit.

Siebente,
verbesserte und vermehrte Ausgabe.

Neu bearbeitet

von

Johann Wilhelm Loebell.

Erster Theil.

Berlin.
Verlag von Duncker und Humblot.

1844.



Karl Friedrich Becker's
Weltgeschichte.

Siebente,
verbesserte und vermehrte Ausgabe.
(Vierter unveränderter Abdruck.)

Herausgegeben
von
Johann Wilhelm Loebell.

Mit den Fortsetzungen
von
J. G. Woltmann und **K. A. Menzel.**

Siebenter Theil.

Berlin.
Verlag von Duncker und Humblot.
1844.

Karl Friedrich Becker's
Geschichte der neueren Zeit.

Siebente,

verbesserte und vermehrte Ausgabe.

Neu bearbeitet

von

Johann Wilhelm Loebell.

Erster Theil.

Mit Königl. Würtembergischem allergnädigstem Privilegium.

Berlin.

Verlag von Duncker und Humblot.

1844.

Vorrede zur fünften Ausgabe.

Je weiter der verstorbene Becker in der Ausarbeitung dieser Weltgeschichte vorrückte, je mehr gewann er an Gründlichkeit, Umsicht und Reife des Urtheils. Daher zeigten sich auch in seiner Bearbeitung der neueren Geschichte, die, so weit er sie fortführte, den sechsten bis neunten Band umfaßt, die größeren Mängel in der ersten Hälfte. Hier mußten in der gegenwärtigen Ausgabe viele Umschmelzungen vorgenommen werden, um Begebenheiten und Charaktere von der vorzüglichsten Wichtigkeit, die aus einem falschen Standpunkte angesehen waren, in das rechte Licht zu rücken. Luther, Karl V. und Elisabeth von England erscheinen, hoffe ich, hier wahrer und würdiger, als in der viel zu klügelnd psychologisirenden und meisternden Ansicht, in welcher sie Becker, von der Kurzsichtigkeit und Parteilichkeit früherer Schriftsteller irre geführt, dem Leser dargestellt hat. Eben so bedurften, um nur noch Eines zu nennen, die Abschnitte über Litteratur und Kunst einer meistens ganz neuen Bearbeitung. Indeß haben auch die beiden letzteren der oben genannten Bände zahlreiche Berichtigungen erfahren. Um die Mühe und den Fleiß zu würdigen, die zu einer solchen Arbeit erfordert werden, müßte ein Kundiger die letzte Ausgabe mit der gegenwärtigen Seite für Seite vergleichen; und wem wäre das zuzumuthen? Daher sucht der Bearbeiter das, was ihm an litterarischer Anerkennung abgehen muß, in dem Bewußtseyn, bei den zahlreichen Lesern dieses Werkes zu einer richtigeren Kenntniß der Geschichte nach Kräften gewirkt zu haben.

Ich kann diese Vorrede nicht schließen, ohne der Verdienste dankbar zu erwähnen, die sich mein Freund Friedrich von Raumer um die gegenwärtige Gestalt dieses Werkes erworben hat

Dem umfassenden Reichthum seines Quellenstudiums und der Schärfe seines historischen Urtheils bin ich eine bedeutende Anzahl von Bemerkungen schuldig, die mir zur Vermeidung von Irrthümern und zur Auffindung des Rechten sehr förderlich gewesen sind.

Berlin, im März 1826.

Auch diese sechste Ausgabe erscheint, so viel es der rasch fortschreitende Druck nur irgend erlauben wollte, verbessert, in vielen Abschnitten wesentlich verändert, und mit Rücksicht auf die Ergebnisse der neuesten Forschungen berichtigt und ergänzt.

Bonn, im März 1830.

Zur siebenten Ausgabe.

In den ersten Zeiträumen der Neuern Geschichte war die Anordnung des Werkes bisher noch eine ganz ethnographische geblieben, woraus mancher Uebelstand hervorging, indem z. B. die Kriege Karl's V. und Franz I. an zwei verschiedenen Orten vorkamen, von den Jesuiten und von Philipp II. früher die Rede war, als von Luther. Ich habe es daher für nöthig gehalten, auch diese Zeiten nach der Methode zu behandeln, welche für eine allgemeine Geschichte die zweckmäßigere und vorzüglichere ist, und die auch schon in den früheren Ausgaben für die anderen Perioden zum Grunde gelegt war, nämlich, die historischen Gruppen mehr nach großen allgemeinen Erscheinungen, die sich durch den Zusammenhang der Europäischen Verhältnisse bedingen, zu ordnen, als nach Ländern und Völkern. Bei dieser eintretenden Zerlegung der bisherigen Form hat es sich von selbst gemacht, daß ich viele Abschnitte ganz neu schrieb ich hoffe, nicht zum Nachtheil des Werkes.

Bonn, im März 1837.

J. W. Loebell.

Inhalt des siebenten Bandes.

Neuere Geschichte. Erster Zeitraum.

Von der Entdeckung von America bis zum Anfang des siebzehnten Jahrhunderts.

Neuere Geschichte.

Wir haben die Europäische Menschheit in den letzten Bänden durch jene merkwürdige Periode ihrer Entwickelung begleitet, welche man das Mittelalter genannt hat. Das Mittelalter scheidet sich vom Alterthume durch den gänzlichen Umsturz aller Verhältnisse: gewaltsame Umwälzungen vertilgen ein Weltreich; neue Völker, welche die Bahn ihrer Bildung erst zu durchlaufen beginnen, stiften auf den Trümmern desselben neue Staaten. So durchgreifend sind die Veränderungen nicht, welche das Mittelalter von der dritten großen Hauptmasse der Weltgeschichte, der Neuern Zeit, trennen, und am wenigsten auf den ersten Blick. Die Europäischen Völker bleiben dieselben und in denselben Wohnsitzen, sie schreiten fort auf der Bahn der begonnenen Entwickelung. Aber die inneren Verhältnisse und Beziehungen gestalten sich vom Ende des funfzehnten Jahrhunderts an in allen Richtungen und Kreisen der menschlichen Thätigkeit so neu, Staat und Kirche, Krieg und Handel, Wissenschaft und Kunst nehmen einen so verschiedenen Charakter an, daß man die seitdem verflossene Zeit mit Recht als eine eigene Hauptperiode der Weltgeschichte betrachtet. Wir haben einige der Begebenheiten, welche diese denkwürdigen Veränderungen vorbereiteten und bewirkten, als die Erfindungen des Schießpulvers und der Buchdruckerkunst, schon kennen gelernt, und werden nun sehen, welch einen großen und bedeutenden Antheil die Entdeckung eines neuen Erdtheils und die von Deutschland ausgehende Glaubensverbesserung an jener Umgestaltung hatten.

Wir theilen die Neuere Geschichte bis zu der großen Staatsumwälzung in Frankreich am Ende des vorigen Jahrhunderts in drei Zeiträume, von welchen jeder etwa ein Jahrhundert umfaßt.

Neuere Geschichte.

Erster Zeitraum.

Von der Entdeckung von America bis zum Anfang des siebzehnten Jahrhunderts.

I. Die Aufsuchung Indien's zur See, und die Entdeckung von America.

1. Bisherige Handelswege.

Indien war schon im hohen Alterthume das begierig gesuchte Land der Schätze, der Spezereien und anderer kostbarer Waaren. Aegypter, Phönicier, Babylonier, Perser, Griechen und Römer standen mit Indien in unmittelbarem oder mittelbarem Handelsverkehr, der theils auf See-, theils auf Landwegen getrieben wurde. Im Mittelalter legten die Eroberungen der Araber und anderer Mohammedanischer Völker diesem Handel Hindernisse in den Weg, aber Europa entbehrte darum der Indischen Waaren nicht, und Constantinopel wurde ein vorzüglicher Stapelplatz für dieselben. Sie kamen den Indus herauf, so weit dieser Fluß schiffbar ist, gingen von da zu Lande bis an den Oxusstrom (Amu, Gihon) und auf diesem in das Käspische Meer hinab in die Wolga, wurden dann wieder zu Lande in den Tanais (Don) gebracht, und kamen so endlich in's schwarze Meer, von wo sie, besonders durch die Genueser und Venetianer, über Europa verbreitet wurden. Gewiß ein sehr beschwerlicher und sehr langwieriger Weg.

Ein anderer Weg, auf welchem die Mohammedaner diesen Handel trieben, war der, daß man die Waaren aus Indien zu Schiffe in den Persischen Meerbusen brachte, dann den Euphrat und Tigris bis nach Bagdad herauf, dann auf Kameelen durch die Wüste von Palmyra nach Aleppo, Tripoli und andern Handelsplätzen des mittelländischen Meeres. Von da aus verführten sie gleichfalls die Venetianer und Genueser so wie die Pisaner, deren Verkehr nach diesen Küsten besonders durch die Kreuzzüge sehr lebendig wurde (Th. V. S. 85. 106.). Aber bei der Unsicherheit und Langsamkeit des Caravanenhandels ließ auch dieser beschwerliche Weg noch einen bessern zu wünschen übrig.

Als nun die Genueser durch die Unterstützung, welche sie dem Kaiser Michael Paläologus leisteten, Herren des Handels von Constantinopel und im schwarzen Meere wurden, und die Venetianer verdrängten (Th. V. S. 288.), besuchten Letztere jetzt wieder häufiger den vorzüglichsten unter den alten Stapelplätzen des Indischen Handels, nämlich Alexandria, wohin die Waaren fast gänzlich zur See gelangen konnten, indem die Schiffe aus dem Indischen Ocean in den Arabischen Meerbusen gingen, und nur die kurze Landstrecke zwischen der Aegyptischen Küste und dem Nil zurückzulegen war. Unter der kriegerischen und kräftigen Regierung der Mameluckischen Sultane von Aegypten genoß dieser Handel Schutz und Sicherheit. Aber die starken Auflagen, welche die Sultane auf die Waaren legten, machten diese sehr theuer. Wenn es einer Europäischen Nation möglich war, einen Weg zur See in ununterbrochener Fahrt nach Indien hin aufzufinden, und aller Zwischenvölker entbehren zu können; welche außerordentliche Vortheile mußte ihr dies nicht gewähren.

---

2. Entdeckungen der Portugiesen an der Westküste von Africa.

Im Anfange des funfzehnten Jahrhunderts erwachte in den Portugiesen ein großer Eifer, Entdeckungen zur See zu machen. Indem König Johann der Unächte die Mauren in Africa mit Glück bekriegte (Th. VI. S. 339.), faßte man den Entschluß, auch die Küsten dieses Erdtheils kennen zu lernen, wo damals das Vorgebirge Non, nur einige Tagereisen von der Europäischen Küste, die Grenze für die Schifffahrt war, obschon einzelne kühne Seefahrer sich darüber hinausgewagt hatten. Glücklicher Weise kam die Leitung dieser Entdeckungen in die

Hände des Infanten Dom Heinrich, eines jungen Mannes von trefflichen Talenten und großer Wißbegierde, der das Studium der Erd- und Himmelskunde mit Eifer trieb, und den Umgang der gelehrtesten Männer seines Volkes aufsuchte, um seine Kenntnisse zu erweitern. Sorgfältig forschte er nach den Berichten der Mauren über die entfernten Länder Africa's, und entfernt vom Hofe, auf seinem Landsitze Terzanabal in Algarbien, entwarf er Pläne zu Reisen, die seinen Entdeckungstrieb und seinen Durst nach Ruhm befriedigen sollten. Die Schätze des Christusordens, dessen Großmeister er war, gaben ihm die Mittel dazu. Die ersten Schiffe, die er aussandte, kamen bis zum Vorgebirge Bojador, wagten jedoch nicht, es zu umsegeln und weiter in das unbekannte Meer vorzudringen. Zunächst erboten sich zwei Ritter aus seiner Umgebung, Johann Gonsalvez und Tristan Vaz, zu einer neuen Unternehmung. Sie entdeckten 1418 glücklich die Insel Porto Santo. Der Infant sandte Anpflanzer hin, welche Sämereien und einige zahme Thiere mitnahmen. Unter den letztern befand sich ein trächtiges Kaninchen, welches in wenig Jahren eine Nachkommenschaft lieferte, die alle Saaten abfraß, und von der man im Ernste den raschen Untergang der neuen Colonie fürchtete.

Von Porto Santo sahen die Portugiesen oft bei hellem Wetter einen fernen Nebelstreif am Horizonte, und Gonsalvez und Tristan Vaz beschlossen einmal, auf denselben loszusteuern. Sie fanden die Insel Madera, welche überall mit dem dichtesten Gehölz bewachsen war (1419). Um sich Raum zur Anpflanzung zu verschaffen, ließ Gonsalvez einen Theil des Waldes in Brand stecken. Das Feuer griff aber dergestalt um sich, daß es sieben Jahre fortbrannte, und in dieser Zeit fast alles Holz der Insel zerstörte*). Dann wurden auf Befehl des Infanten gleichfalls Sämereien, zahme Thiere, Wein aus Cypern und Zuckerrohr aus Sicilien dorthin verpflanzt. In dem mit Asche so herrlich gedüngten Boden gedieh Alles vortrefflich; der feine Canarienzucker und der berühmte Maderawein wurden bald ansehnliche Handelsartikel der Portugiesen.

Trotz dieser Erfolge gehörte nicht wenig Muth und Beharrlichkeit von Seiten des Infanten dazu, die betretene Spur zu verfolgen. Vorurtheil und Trägheit tadelten sein Unternehmen laut; man war auf den Entdeckungsreisen jetzt dem heißen Erdstriche nahe gekommen, der

*) Barros Asia, deutsch v. Soltau, Th. I. S. 8.

nach den herrschenden Ansichten wegen der großen Gluth für unbewohnbar gehalten wurde, und wo man sich die ganze Natur mährchenhaft und voll von Schrecknissen dachte; dem vaterländischen Boden, hieß es ferner, würden die Bewohner entzogen, um sie auf den Meeren, oder in entfernten wüsten Ländern umkommen zu lassen. Erst im Jahre 1432 ließ der Infant wieder ein Schiff ausrüsten; dieses umschiffte unter der Anführung seines Hofjunkers Gilianez das gefürchtete Cap Bojador, eine That, welche damals für eine außerordentliche galt. Um dieselbe Zeit wurden auch die Azoren entdeckt. Vom Papste ließ sich der Infant eine Urkunde ausstellen, in welcher den Portugiesen ein ausschließliches Recht auf alle Entdeckungen bis nach Indien hin zugesprochen ward. Die Reisen wurden fortgesetzt, obschon die Schiffe anfangs keine andere Ausbeute zurückbrachten, als Robbenfelle. Dann fingen die Portugiesen an, bei ihren Landungen Menschen aufzugreifen, und da einige der gefangenen Mauren sich durch schwarze Sklaven auslöseten, so sah Lissabon 1442 zuerst mit Erstaunen eigentliche Neger, eine von den Bewohnern Nordafrica's völlig verschiedene Menschenrasse. Dies war für die Europäer der erste Anfang des schändlichen Negerhandels. Da dasselbe Schiff auch eine ziemliche Menge Goldstaub mitbrachte, so hörte jetzt auch alles Murren wider die Unternehmungen des Prinzen auf. Bisher hatte dieser allein die Kosten der Ausrüstungen getragen, jetzt bemühten sich Viele um die Erlaubniß, Schiffe nach den reichen Ländern senden zu dürfen, und was der Entdeckungstrieb begonnen hatte, vollendete die Goldgier. Heinrich hatte die Freude, schon kleine Flotten aus dem Hafen von Lagos auslaufen zu sehen. 1445 kam Diniz Fernandez über den Senegal hinaus, und entdeckte das grüne Vorgebirge. Dom Heinrich erlebte noch, daß seine Schiffe nach Guinea kamen. Er starb 1460, hochverdient um sein Vaterland und um die Welt.

Nach seinem Tode stockten die Unternehmungen einige Zeit. Alfons V., welcher damals auf dem Portugiesischen Throne saß, zog es vor, in dem Portugal zunächst gelegenen Theile von Africa Eroberungen zu machen, und war auch durch anderweitige Händel zu sehr beschäftiget, um seine Aufmerksamkeit auf jenen bedeutenden Zweig der Landeswohlfahrt zu richten. Indeß ging unter seiner Regierung ein Portugiesischer Seefahrer über die Linie hinaus, wodurch das alte Vorurtheil, daß der mittlere Strich der heißen Zone unbewohnbar und undurchschiffbar sey, durch die That als irrig erwiesen war.

Alfonsens Sohn und Nachfolger, Johann II., ein thätiger und unternehmender Fürst, suchte alsbald Dom Heinrich's Plane wieder hervor, schickte Pflanzer nach Guinea, und ließ feste Orte auf der dortigen Küste anlegen. Seine Flotten entdeckten 1484 die Königreiche Benin und Congo, und drangen über dreihundert Meilen jenseits der Linie vor. Die Zurückkehrenden erzählten den staunenden Hörern Wunderdinge von den Sternen einer neuen Hemisphäre, welche die Europäer hier zum ersten Male erblickten. Es widerlegten diese Reisen zugleich den Irrthum, daß Africa gegen Süden immer breiter werde, wie man auf das Ansehn des Ptolemäus (Th. III. S. 285.), dem damaligen Orakel der Erdbeschreibung, geglaubt hatte. Dadurch erwachte der auch wol schon früher gehegte Gedanke, einen Seeweg nach Indien zu finden, wenn Africa zu umsegeln sey. Diese Aussicht und die Hoffnung, zu dem Reiche des berühmten Priester Johann zu gelangen, bewogen den König Johann zu einer neuen Ausrüstung*). Der Priester Johann war das Geschöpf einer im Mittelalter entstandenen seltsamen Sage. Er sollte ein christlicher Fürst mitten unter heidnischen Völkern, zugleich ein mächtiger Monarch und der Oberbischof seines Reiches seyn. Sein Sitz war früher in das östliche Asien verlegt worden**), König Johann hatte Nachrichten erhalten, nach welchen er sich für überzeugt hielt, er müsse in Ostafrica zu finden seyn***), und dort wollte er ihn zu Wasser und zu Lande aufsuchen lassen. An der Spitze des kleinen Geschwaders, welches er 1486 in dieser Absicht aussandte, stand der kühne Bartholomäus Diaz. Dieser umsegelte die Südspitze von Africa (1487), aber weiter vorzubringen verhinderten ihn Meutereien unter seinen Leuten, die sich fürchteten, auf dem unbekannten Meere Hungers zu sterben. Auf ihrer Rückfahrt †)

---

*) Barros a. a. O. S. 66.

**) Die Sage von dem Priester Johann ist durch die Nestorianischen Christen entstanden. Diese hatten sich um die Ausbreitung des Christenthums in Asien mit solcher Wirkung bemüht, daß ihre Kirche sich bis nach China hin erstreckte; den Katholiken stellten sie aber ihre Erfolge noch mit prahlerischen Uebertreibungen dar. Nähere Veranlassung zu jenem Gerüchte gab, wie mit großer Wahrscheinlichkeit angenommen wird, daß einige Fürsten des Tatarischen Volkes der Keraiten (Th. V. S. 278.) sich vom Anfange des elften Jahrhunderts an zum Christenthum bekannten. Ihr Reich ging durch die Mongolischen Eroberungen zu Grunde. Ausführlichere Nachweisungen geben Schröckh Kirchengeschichte Th. XXV. S. 186 fg. und Ritter Erdkunde, 2te Ausg. Th. II. S. 283 fg

***) Lafitau, Histoire des decouvertes des Portugais, T. I. p. 58.

†) Barros a. a. O. S. 69.

kamen sie an das merkwürdige Vorgebirge, welches Diaz wegen schrecklicher Stürme, die er bei der ersten Umseglung ausgestanden hatte, das stürmische Vorgebirge (cabo tormentoso) nannte. Als er aber in Portugal ankam, erhielt es von dem vertrauenvollen Könige den glücklichern Namen des Vorgebirges der guten Hoffnung; denn er zweifelte nicht länger, daß damit der Weg nach Indien gefunden sey. Noch vor der Rückkehr des Diaz hatte Johann zwei Männer, den des Arabischen kundigen Covillam und den Payva, über das mittelländische Meer nach dem Orient gesandt. Als sie nach Aden an der Südküste von Arabien gekommen waren, trennten sie sich. Payva ging nach Abyssinien, Covillam aber schiffte sich nach Indien ein, sah das herrliche Land mit eignen Augen, besuchte Calicut und Goa, ging nach Sofala, und kehrte dann nach Cairo zurück. Hier erfuhr er den Tod des Payva, fand aber zwei Juden, die früher im Morgenlande gewesen waren, dem Könige Johann Nachrichten von den dortigen Handelsverhältnissen gebracht hatten, und von ihm den Gesandten nachgeschickt worden waren. Durch einen derselben sandte Covillam dem Könige Bericht von seiner Reise nach Indien; mit dem andern ging er erst nach Ormuz und dann, dem erhaltenen Befehle zufolge, nach Abyssinien, wo der Priester Johann herrschen sollte. Dort fand er wirklich ein christliches Volk (Th. IV. S. 67.) und einen christlichen König, der ihn sehr gütig aufnahm, aber unglücklicherweise schon nach einigen Tagen starb. Sein Nachfolger wollte den bedauernswerthen Covillam nicht wieder entlassen, sondern zwang ihn, in Abyssinien zurückzubleiben.

---

3. Christoph Columbus.

Indem nun alle Blicke auf die Umschiffung Africa's gerichtet waren, und von dieser die Vollendung des Weges nach Indien erwarteten, war in dem Geiste eines großen Mannes, des weltberühmten Columbus, der Gedanke zur Reise gekommen, diesen Weg in einer ganz andern Richtung aufzusuchen, ein Gedanke, dessen Ausführung nichts Geringeres zur Folge hatte, als die Entdeckung eines neuen Welttheils*).

*) Es ist das Festland von America allerdings schon lange vor Columbus von Europäern aufgefunden worden. Normannen von Island und Grönland kamen nämlich im Anfange des elften Jahrhund. nach einem südwestlich gelegenen Lande, welches sie, we-

Christoph Columbus*) hatte um das Jahr 1470 seine Vaterstadt Genua**) mit Portugal vertauscht, und daselbst die Tochter eines gewissen Bartholomäus Perestrello geheirathet, der als Schiffshauptmann mehrere jener Entdeckungsreisen unter dem Infanten Dom Heinrich mitgemacht hatte, und von diesen Reisen Tagebücher, Zeichnungen und Charten besaß. Es galt Columbus damals schon für einen der tüchtigsten Seefahrer. Diesem Berufe hatte er sich früh gewidmet, sich mit Eifer auf die dazu erforderlichen Wissenschaften, Geometrie, Astronomie und Erdkunde, gelegt, und viele Fertigkeit im Zeichnen erworben. Von seinem vierzehnten Jahre an war er auf der See gewesen, und hatte in den häufigen Fehden der Italienischen Staaten unter einander, durch welche sich auch auf dem Meere eine Art von Condottieri bildete, sein Glück versucht. Ein Mal auf einem Kaperschiffe, das in einem hitzigen Gefecht mit einer Venetianischen Galeere mitten auf dem Meere in Brand gerieth und nicht zu retten war, hatte er Gelegenheit gehabt, seinen Muth und seine Geistesgegenwart zu bewähren.

In Lissabon theilte ihm seine Schwiegermutter die Tagebücher und Charten ihres verstorbenen Mannes mit, die ihn unaufhörlich beschäftigten. Er unternahm selbst Reisen nach dem großen Schauplatze der Portugiesischen Thätigkeit, den Africanischen Küsten, und wohnte eine Zeit lang auf der Insel Porto Santo. Der Entdeckungstrieb, der damals Alles begeisterte, ergriff ihn tief und mächtig, und gab sei-

---

gen einer dort wild wachsenden Weintraubenart, Winland nannten, und legten daselbst eine kleine Colonie an, die aber bald wieder zu Grunde gegangen seyn muß, da man seit dem zwölften Jahrh. nichts weiter von ihr hört. Man vermuthet, daß dieses Land die Küste von Canada an der Mündung des S. Lorenzflusses war. S. J. R. Forster, Geschichte der Entdeckungen im Norden, S. 111 fg. — Da nun diese Auffindung gar keine weiteren Folgen hatte, sondern im Andenken der Menschen so erlosch, daß spätere Gelehrte sie erst wieder aus dem Dunkel haben hervorziehen müssen, so wird dadurch dem großen Columbus der Ruhm, der wahre Entdecker America's zu seyn, nicht im mindesten geschmälert.

*) Sein Italienischer Familienname ist Colombo; in Spanien nannte er sich Christoval Colon.

**) Mehrere Städte haben um die Ehre gestritten, der Welt den berühmten Entdecker gegeben zu haben, aber nach der größten Wahrscheinlichkeit gebührt sie Genua. S. Histoire de Christophe Colomb traduite de l'italien de Bossi. p. 59. Noch dunkler ist seine Abstammung und auch sein Geburtsjahr ist ungewiß; es ist aber wahrscheinlicher, daß er 1436 geboren sey, als, nach der Annahme Robertson's, 1447. — S. Relations de quatre voyages entrepris par Colomb traduites de l'espagnol de Navarrete, Paris 1828. T. I. p. 186.

nen Gedanken die kühne Richtung, den äußersten Osten durch den Weg nach Westen aufzusuchen.

Die Zuversicht des Columbus, in umgekehrter Richtung nach Indien zu gelangen, gründete sich auf die Ueberzeugung, daß die Erde eine Kugel ist, ein Satz, den die Erfahrung damals noch nicht bestätigt hatte, den aber schon die alten Philosophen für erwiesen gehalten. Ja es hatte schon Eratosthenes (Th. II. S. 246.) ausdrücklich gelehrt, daß man westwärts segelnd von Spanien nach Indien müsse gelangen können*). So weit sich im Mittelalter die geographischen Kenntnisse der Alten erhalten hatten, war auch diese Ansicht mit überliefert worden**); es war also kein neuer, in dem Kopfe des Columbus entstandener oder mit besonderer Mühe und seltener Gelehrsamkeit aufzusuchender Gedanke, welcher die Entdeckung von America veranlaßte — aber sich für diese Hoffnung so begeistert zu haben, daß er Glück, Ehre und Leben an ihre Ausführung setzte, und mit der seltensten Vereinigung von Kühnheit und Besonnenheit an dieses Ziel gelangte — das bleibt der ewige Ruhm des Columbus.

Zu dem östlichsten Indien zu kommen, war ihm die Hauptsache, dazwischen im großen Ocean liegende Länder, deren Daseyn man ahnete, zugleich aufzufinden, ein Nebenzweck. Es ist merkwürdig, daß ein starker Irrthum der alten Geographen ihm die Schwierigkeit seines Unternehmens bei weitem geringer erscheinen ließ, als sie wirklich war, und in sofern vielen Antheil daran hatte, daß er das Wagstück unternahm. Sie dachten sich nämlich Asien viel weiter nach Osten reichend, als es sich in der Wahrheit findet, und Columbus legte die Rechnung desjenigen zum Grunde, welcher diesen Irrthum am weitesten getrieben hatte, nämlich des Marinus von Tyrus, der kurz vor den Zeiten des Ptolemäus ein geographisches Werk geschrieben hatte, auf welches dieser Letztere das seinige gründete. Marinus beschränkte den Raum, welcher von den Canarischen Inseln bis zu den Ostküsten von Asien zurückgelegt werden muß, auf 135 Längengrade, während er in der That 86 mehr

---

*) Strabo, I. p. 64. D.

**) Es ist sehr wahrscheinlich, daß Columbus die hierauf bezüglichen Meinungen und Stellen der Alten aus einem Werke des den Lesern aus der Geschichte des Costnitzer Concils wohlbekannten, gelehrten Cardinals Peter von Ailly, de imagine mundi, geschöpft hat. S. A. v. Humboldt, kritische Untersuchungen über die historische Entwickelung der geographischen Kenntnisse von der Neuen Welt, deutsch v. J. L. Ideler, Bd. I. S. 71.

beträgt*). Es war denjenigen Alten, die in Büchern und den Vorstellungen der Philosophen lebten, geläufig geworden, sich die Dauer einer solchen Schifffahrt als kurz zu denken**).

Bestärkt in seiner Ueberzeugung wurde Columbus durch den Umstand, daß Portugiesische Seefahrer zuweilen ungewöhnlich großes Schilfrohr, künstlich bearbeitetes Holz, ja einmal sogar zwei Leichname von ganz fremdartiger Bildung von Westen her hatten über's Meer schwimmen und an die Küsten der Azoren treiben sehen. Schon im Jahre 1474 legte er dem gelehrten Florentiner Paul Toscanelli in einem Briefe seine Gedanken vor, und hatte die Freude, von diesem Manne, der wegen seiner mathematischen und geographischen Kenntnisse berühmt war, eine Antwort zu erhalten, welche volle Uebereinstimmung mit seinen Ansichten aussprach. Dies gab ihm eine noch entschiednere Zuversicht. Es kam jetzt nur darauf an, daß man eine Regierung für diese Idee gewann, um die Fahrt sogleich in's Werk zu richten. Columbus dachte patriotisch genug, seiner Vaterstadt vor allen die Ehre und den Vortheil der Unternehmung zuwenden zu wollen, aber die Genueser wiesen ihn als einen Projectmacher ab. Nun war ihm der König von Portugal, in dessen Lande er sich niedergelassen, der nächste. Johann, dessen Unternehmungsgeist ein günstigeres Ergebniß hoffen ließ, prüfte den Antrag mit einigen seiner Räthe. Diese entlockten dem begeisterten Mann einen ausführlichen Plan seiner vorgeschlagenen Fahrt, um sie insgeheim ohne ihn in's Werk zu richten, und wußten den König für ihre niedrige Hinterlist zu gewinnen. Es wurde ein Schiff ausgerüstet, dessen Führer den geheimen Befehl erhielt, den bezeichneten Weg zu verfolgen. Aber dieser war nicht der Mann dazu. Als er einige Tage in's Meer hineingefahren war, kehrte er wieder um, und versicherte, das ganze Vorhaben sey eben so unvernünftig als gefährlich.

Voll bittern Verdrusses über diese Treulosigkeit verließ Columbus 1484 Portugal, und begab sich persönlich nach Genua, aber ohne bessern Erfolg, als bei seinem ersten Anerbieten. Nun wandte er sich nach Spanien, wo damals Ferdinand von Aragonien und Isabella von Castilien regierten (Th. VI. S. 339.). Die Spanier hatten bis

---

*) v. Humboldt, a. a. O. S. 551.

**) So sagt Seneca in der Einleitung zu seinen Natural quaest., freilich, dem ganzen Zwecke der Stelle gemäß, rhetorisch übertreibend: Quantum enim est, quod ab ultimis littoribus Hispaniae usque ad Indos iacet? Paucissimorum dierum spatium, si navem suus ventus implevit.

jetzt den Seeunternehmungen ihrer Nachbarn ohne sonderliche Theilnahme zugesehen. Doch übergaben die Monarchen Columbus' Vorschläge einem Ausschusse von gelehrten Männern und Geistlichen gleichfalls zur Prüfung, die auf den armen Genuesischen Abenteurer, der eine den verflossenen Jahrhunderten verschlossen gebliebene Hemisphäre auffinden wollte, mit dem Zunftstolz beamteter Gelehrten und mönchischem Hochmuth herabsahen, und der vorgelegten Aufgabe keineswegs gewachsen waren. Einer meinte, wenn man da so weit herumsegeln wollte, so müßte man ja zuletzt immer tiefer und tiefer hinunter gleiten, und könne dann den Wasserberg nicht wieder herauf. Ein Anderer, der wenigstens zugab, daß die Sache möglich sey, behauptete, da müsse man wol drei Jahre segeln; und die Meisten erklärten den Plan, als der Bibel und den Kirchenvätern widersprechend, für gottlos. Zu diesen weisen Sprüchen der Spanischen Gelehrten kam noch eine große Geldverlegenheit Ferdinand's und Isabellen's, und daß sie damals ihre ganze Aufmerksamkeit auf den Krieg mit den Mauren von Granada richteten. Darüber wurde die Entscheidung für Columbus immer weiter und weiter hinausgeschoben. Mit unermüdlicher Geduld folgte dieser dem Hofe von einem Orte zum andern. Endlich, nach vierjährigem Harren, erfolgte der Bescheid: man könne sich jetzt in so unsichere und kostspielige Unternehmungen nicht einlassen.

Schon einige Jahre vorher hatte Columbus seinen Bruder Bartholomäus nach England geschickt, um vielleicht den dortigen König für seinen Plan zu gewinnen. Aber jener ließ nicht ein Wort von sich hören. Columbus wußte nicht, daß er einem Kaper in die Hände gefallen und nach mancherlei Schicksalen in Bettlersgestalt nach England gekommen war, wo er sich erst mit Chartenzeichnen so viel verdienen mußte, um in einem anständigen Kleide bei Hofe erscheinen zu können. Schon wollte Columbus ihm nachreisen, als Juan Perez de Marchena, Prior des Klosters Rabida, in welchem er seinen ältesten Sohn erziehen ließ, kurz vor dem Abschied ihn auf andere Gedanken brachte. Dieser Mann war einst Beichtvater der Königin gewesen, und schmeichelte sich, daß seine Empfehlung etwas gelten möchte. Wirklich ward auch Columbus noch einmal nach Hofe berufen; Granada fiel, Isabella zog triumphirend in die Hauptstadt der Mauren ein, und die Freunde des Columbus benutzten die frohe Stimmung, welche dieses große Ereigniß verbreitete, um sein Unternehmen wieder in Erinnerung zu bringen. Man fand aber seine Forderungen übermäßig, und Co-

lumbus verließ abermals mit großem Unwillen das Hoflager, fest entschlossen, nach Frankreich zu ziehen. Doch nun bewirkten seine bestürzten Freunde endlich, was sie so lange gewünscht hatten. Den größten Anspruch auf seine Dankbarkeit hatte dabei der Obereinnehmer der geistlichen Einkünfte von Aragonien, Sant-Angel. Dieser schilderte der Königin den Zuwachs an Ruhm und Macht für ihre Krone, den sie zu verscherzen im Begriff sey, so lebhaft, daß sie ihre Einwilligung gab, und sich sogar, da der königliche Schatz ganz erschöpft war, bereit erklärte, zum Behuf der Ausrüstungskosten ihre Juwelen zu verpfänden. Sant-Angel küßte ihr gerührt die Hand, und bot ihr sein Vermögen an. Die Königin nahm das Darlehn an, und ließ dem Columbus einen Eilboten nachsenden, der ihn einige Stunden von Granada einholte. Am 17. April 1492 ward der Vertrag unterzeichnet. Kraft desselben ward Columbus zum Großadmiral aller neuen Meere, und zum Unterkönig aller Länder und Inseln, die er entdecken würde, ernannt; ihm ward der zehnte Theil aller daraus zu hoffenden Einkünfte bewilligt, und alle diese Würden und Vortheile sollten erblich auf seine Nachkommen übergehen. Es ward ihm und seinen Nachkommen erlaubt, ihrem Namen den Titel Don vorzusetzen, eine damals noch seltene Auszeichnung.

So war denn nach achtzehnjährigem Warten, nach einer so langen Zeit voll Widerwärtigkeit und Trübsal, die Beharrlichkeit des edlen Mannes endlich gekrönt. Er eilte nach Palos, einem Seehafen in Andalusien, wo seine kleine Flotte ausgerüstet werden sollte, und welches unweit des Klosters Rabida lag. Mit dem Ende des Julius war Alles zur Abreise fertig. Drei höchst mittelmäßige Schiffe, von denen die beiden kleineren (von der Art, die Caravelen genannt wurden) nicht viel mehr als große Boote, ohne Verdeck in der Mitte, waren, machten die ganze Flotte aus. Die Bemannung bestand aus hundert und zwanzig Personen, von denen die meisten sich auf das tollkühne Unternehmen nur sehr ungern einließen, wie denn auch die ganze Ausrüstung mit den härtesten und willkürlichsten Maaßregeln von Seiten des Hofes gegen das allgemeine Vorurtheil und den unaufhörlichen Widerspruch der in Anspruch Genommenen durchgesetzt werden mußte. Den Tag vor der Abreise begab sich die ganze Gesellschaft nach dem Kloster Rabida, empfahl sich Gott und allen Heiligen im Gebete, beichtete, und erhielt Lossprechung und Abendmahl, nach frommer Christen Weise.

---

4. Columbus erste Entdeckungsreise.
(1492 — 1493.)

Den nächsten Morgen, den 3. August 1492, an einem Freitage, kurz vor dem Aufgang der Sonne, stieß die kleine Flotte vom Lande ab, in Gegenwart unzähliger Zuschauer, welche die kühnen Abenteurer mit bangen Blicken begleiteten. Am dritten Tage, als man noch in bekannten Gewässern den Canarischen Inseln zusegelte, brach ein Steuerruder, ein Unfall, der den Columbus bestürzt machte, da er argwöhnte, daß es von den Führern des Schiffs absichtlich geschehen sey, um es unbrauchbar zu machen und damit zurücksegeln zu dürfen. Die Canarischen Inseln wurden indeß glücklich erreicht, und auf einer derselben legte man an, um die Schiffe auszubessern.

Am 6. September fuhren sie wieder ab, und gerade in's Weltmeer hinein gegen Westen. Nach einigen Tagen erhob sich ein Ostwind, der auch, mit wenigen Unterbrechungen, sanft und milde bis zu Ende anhielt, und die Fahrt sehr begünstigte. Bald war alles Land aus den Augen der Schiffenden verschwunden, die, von der ganzen lebendigen Welt abgeschnitten, keine Aussicht hatten, als auf ein ungeheures Meer und den weiten Himmel, und immer tiefer hineingetrieben wurden, von *einem* Verwegenen angeführt, der keine andere Kunde vom Ziel hatte, als die seine Phantasieen ihm vorspiegelten! Auch den Beherztesten fing der Muth zu sinken an. Columbus suchte ihnen indeß wieder Vertrauen einzuflößen, und seine eigene Ruhe mußte ihre Bewunderung erwecken. Unermüdet stand der edle Mann Tag und Nacht mit Senkblei und Beobachtungsinstrument auf dem Verdeck, schlief nur wenige Stunden, und zeichnete die kleinste Beobachtung auf. Wo er Angst und Traurigkeit bemerkte, da redete er freundlich zu, und heiterte die Murrenden mit Versprechungen auf. Es war zu bewundern, welche Herrschaft über die Gemüther ihm zu Gebote stand. Als die Schiffe in den Strich des Passatwindes kamen, wurden sie sanft und mit großer Schnelle fortgetrieben. Columbus gab zwar den Fragenden eine geringere Strecke als die wirklich schon zurückgelegte an, dennoch wuchs die Angst des Schiffsvolks von Neuem. Hin und wieder stellte sich Anlaß zur Hoffnung ein. Man sah unbekannte Vögel; aber man wußte nicht, daß die Seevögel viele hundert Meilen weit fliegen können. Einmal war die See mit grünem Meergrase so dicht bedeckt, daß die Schiffe fast in ihrem Laufe aufgehalten wurden Aber Gras

und Vögel verschwanden nach einigen Tagen wieder, und die armen verlassenen Menschen sahen sich von Neuem auf dem weiten, öden Ocean allein. Was sollte aus ihnen werden, wenn ihre Vorräthe zu Ende gingen? Wie sollten ihre gebrechlichen Fahrzeuge die lange und sich immer weiter ausdehnende Rückreise aushalten, wenn sie nirgends einen Hafen fänden?

Endlich drohte die Furcht der Verzagten ihrem Führer und seinem Unternehmen die höchste Gefahr. Sie wollten den Admiral zwingen zurückzukehren, und Einige faßten sogar den verruchten Gedanken, ihn, wenn er sich weigere, über Bord zu werfen. Columbus stellte sich, als ob er ihre meuterischen Absichten nicht merkte, und besänftigte sie durch sein ruhiges, heiteres Vertrauen; er erklärte, daß er mit seinen bisherigen Fortschritten sehr zufrieden sey, und gewisse Hoffnung habe, sein Ziel bald zu erreichen.

Vögel erschienen und verschwanden wieder; mehrere Male glaubte man Land erblickt zu haben, wenn man aber näher kam, fand man sich getäuscht. Die Angst der Schiffsleute wandelte sich in Verzweiflung, sie erklärten, daß sie nicht weiter gehen würden. Columbus aber erwiederte mit großer Festigkeit, daß Alles umsonst sey, und daß er von seinem Unternehmen nicht abstehen werde, bis er mit Gottes Hülfe Indien gefunden habe*). Kaum aber würden sein Muth und seine Haltung sie noch länger im Zaum gehalten haben, wenn sich nicht zum Glück am folgenden Tage bestimmte Spuren von der Nähe des Landes gezeigt hätten; Rohr und ein Baumast mit rothen Beeren schwammen auf sie zu, und was mehr als Alles war, sie fischten einen künstlich geschnitzten Stab auf. Die Sonne war eben untergegangen. Noch sah man nichts, aber Columbus befahl, sorgfältige Wache zu halten, um nicht etwa bei Nacht auf Klippen getrieben zu werden. Die größte Aufregung herrschte auf den Schiffen, kein Auge schloß sich. Zwei Stunden vor Mitternacht erblickte Columbus ein Licht von ferne.

*) Columbus Tagebuch vom 10. October bei Navarrete, T. II. p. 37. Was gewöhnlich von einer förmlichen Unterhandlung des Admirals mit den Aufrührern erzählt wird, daß er nur noch drei Tage verlangt habe, wenn sich dann kein Land zeige, wolle er umkehren — findet sich weder in diesem Tagebuche, noch in irgend einem andern der ursprünglichen Schriftsteller, als dem Oviedo, und verdient keinen Glauben. S. Washington Irving Gesch. des Columbus, deutsche Uebers. von Meyer Bd. I. S. 204. A. v. Humboldt a. a. O. S. 212. hält die Angaben von der Furcht und den Meutereien der Schiffsleute auch sonst für übertrieben.

Der Schimmer war vorübergehend und ungewiß, aber Columbus betrachtete ihn als eine sichere Bürgschaft des Landes, und wirklich erscholl um zwei Uhr des Morgens (am 12. October, einem Freitage) von der Pinta, einem der beiden andern Schiffe, ein Kanonenschuß, als frohlockendes Zeichen, daß man das Land deutlich erblicke. „Land! Land!" erscholl es jetzt aus jeder Brust; man stürzte einander in die Arme, Einer schluchzte vor Freude an des Andern Brust. Nach der ersten Trunkenheit des Entzückens erinnerte man sich seiner höhern Pflicht, und stimmte mit innigster Andacht das Te Deum an. Als der Morgen anbrach, sah das Schiffsvolk eine schöne grüne Insel vor sich liegen.

Mit Sonnenaufgang bestiegen sie die Boote, und ruderten mit Kriegsmusik, fliegenden Fahnen und anderm Gepränge dem Lande zu. Am Ufer hatten sich viele Einwohner der Insel versammelt, die eben so sehr über die seltsamen Gäste erstaunten, als sie selber bei diesen Staunen erregten. Sie waren ganz nackt, von einer röthlichen Kupferfarbe, und, den Kopf ausgenommen, am ganzen Leibe unbehaart, übrigens wohlgebildet. Ihre Sprache hatte etwas Unzusammenhängendes und Thierisches, und aus Allem, was man an ihnen sah, leuchtete so wenig Verstand hervor, daß die Spanier auf den Gedanken geriethen, es möchten wol gar keine wirkliche Menschen seyn.

Das waren sie aber allerdings, nur daß sie auf einer sehr niedrigen Stufe der Entwickelung standen. Sie kannten den Ackerbau nicht; das milde Klima und die Fruchtbarkeit ihrer Insel gewährte ihnen Mais und Maniokwurzel im Ueberfluß, und zwang sie nicht zur Sorge für wärmende Kleidung und Wohnungen. Große Thiere, die ihre Stärke und ihre List hätten üben können, gab es dort gar nicht; daher waren sie so zaghaft, daß ein Europäischer Bullenbeißer einen ganzen Haufen dieser Indianer in die Flucht jagen konnte.

Columbus, in einem reichen Kleide und das bloße Schwert in der Hand, stand an der Spitze des ersten Boots, welches an's Land stieß, um der erste Europäer zu seyn, der die neue Welt beträte. Ihm folgten die Anderen, und in dem unaussprechlichen Gefühle des glücklich geretteten Lebens, nach mehr als vierzigtägiger Angst auf schwankenden Brettern, warfen sie sich Alle nieder, küßten mit Inbrunst die sichere Erde, errichteten dann ein Kreuz, und beteten vor demselben. Sie drängten sich in ihrer Begeisterung um den Admiral, umarmten ihn, küßten ihm die Hände, und thaten Alles, um dem Manne, dessen

Leben sie vor einigen Tagen noch bedroht hatten, ausschweifende Ehrfurcht und Dankbarkeit zu bezeigen. Columbus nahm die Insel für die Castilische Krone in Besitz, mit den Formen und Feierlichkeiten, welche die Portugiesen bei ihren Entdeckungen in Africa zu beobachten pflegten. Die Eingebornen sahen das mit an und begriffen natürlich nichts davon, wie ihnen denn die ganze Erscheinung weißer Männer mit Bärten und Kleidern, einer seltsamen Sprache und noch seltsameren Manieren, überhaupt etwas Unbegreifliches sein mußte. Sie wähnten, sie seyen vom Himmel herabgekommen.

Die Wilden bezeichneten ihre Insel mit dem Namen Guanahani; der Entdecker nannte sie San Salvador, ein Name, den sie auch jetzt noch führt. Sie ist eine der Bahama- oder Lucayischen Inseln *). Columbus glaubte fest, er sey in dem Archipelagus angelangt, der sich nach dem Berichte des Marco Polo an der Ostküste von Asien hin erstrecke, sah aber wohl, daß hier von den Schätzen Indien's noch nicht viel anzutreffen sey, und beschloß daher, weiter zu steuern. Die Indianer (ein Name, welchen die ursprünglichen Bewohner America's eben jenem Irrthum verdanken), welche die Begierde der Spanier nach den kleinen Goldblechen, die Einige zum Zierrath in der Nase oder in den Ohren trugen, bemerkten, wiesen sie südwärts hin. Dies deutete Columbus auf die von Marco Polo beschriebene Insel Zipangu oder Cipango (wahrscheinlich Japan), welche nach diesem Reisenden drei hundert Meilen von der Asiatischen Küste liegen und einen unermeßlichen Reichthum an Gold, Edelsteinen und Perlen besitzen soll. Diese Erzählungen waren es, welche Columbus mit den Vorstellungen von ungeheuern Reichthümern erfüllten, welche die Frucht seiner Entdeckungen seyn würden, und ihn die Hoffnung fassen ließen, daß er von da leicht zu den Ländern des Groß-Chans, des Beherrschers von Ostasien gelangen, und das Verdienst haben würde, diesen zum Christenthum zu bekehren.

Ungeduldig, nach dem reichen Cipango zu kommen, verließ Columbus Guanahani bald **). Man kam auf dieser Fahrt bei vielen klei-

---

*) Navarrete glaubt, daß die zuerst entdeckte Insel eine von den viel südlicher liegenden Türken-Inseln sey, aber schwerlich mit Grund. S. die Note in der Französischen Uebersetzung, T. II. p. 339, und die Untersuchung eines Kundigen bei Washington Irving, Bd. IV. S. 136.

**) Er sagt in seinem Berichte an die Monarchen ausdrücklich, daß er auf der Insel nicht habe verweilen wollen, um keine Zeit zu verlieren, Cipango aufzusuchen. Navarrete, T. II. p. 47.

neren Inseln vorbei, landete auf einigen, und fand zuletzt eine größere, welche die Indianer, die man mitgenommen hatte, Cuba nannten, und die Columbus anfangs für Cipango, dann für das feste Land von Asien oder Indien hielt. Er steuerte an den Küsten umher, fand überall einen Reichthum der Vegetation und eine Schönheit der Gegenden, die ihn in Erstaunen setzten, und von denen er mit Begeisterung spricht, aber von Anbau wiederum keine Spur. Die Bewohner, deren Häuser auf eine etwas fortgeschrittnere Bildung, als man in den kleineren Inseln gefunden hatte, deuteten, flohen scheu in die Wälder. Mehr als fünf Wochen brachte Columbus mit Forschungen an den Küsten von Cuba zu, ohne von seinem Irrthume, daß es festes Land sey, zurückzukommen. Vergebens spähte er nach den Reichthümern Indien's; er entschloß sich endlich, wieder in das Meer hineinzusteuern, und nahm seinen Lauf nach Südost. So kam er am 6. December nach Hayti, welches er die Spanische Insel *) nannte. Es ist die Insel, welche späterhin gewöhnlich Sanct Domingo genannt wurde, und in unseren Tagen auch wieder ihren ursprünglichen Namen führt.

Auch hier fand er dieselbe Schönheit der Landschaften, dieselbe Fruchtbarkeit des Bodens, und dieselbe gutmüthige schwache Menschenart. Die Thäler schienen an mehreren Orten angebaut zu seyn. Die Insulaner standen unter Oberhäuptern, Kaziken genannt. Einer der mächtigsten derselben, Namens Guacanagari, erwies sich gegen die Spanier äußerst gutmüthig und dienstfertig, und suchte ihnen so viel Gold zu verschaffen, als er vermochte. Von ihm erfuhren sie, daß zuweilen Feinde von den benachbarten Inseln (den nachher entdeckten Caraibischen) herüberkämen, sein Volk feindlich anfielen, und Viele fortschleppten, die sie zu Hause schlachteten und verzehrten. Columbus, der schon vorher Willens gewesen war, hier eine Niederlassung zu begründen, deutete dem Kaziken an, er wolle in seinem Gebiete eine kleine Festung bauen, und darin einen Theil seiner Spanier ihm zum Schutze zurücklassen. Die Wilden begriffen seine Meinung, freuten sich höchlich, und leisteten den Spanischen Zimmerern förderlichen Beistand. Was sie an Goldblechen hatten, gaben sie freudig für Glaskorallen, Schellen und ähnliche Kleinigkeiten hin, und auf Befragen zeigten sie nach Süden, als dem rechten Goldlande. Columbus war

*) Columbus nannte sie so (Isla Española) wegen der Aehnlichkeit, die er zwischen ihren Gegenden und den Castilischen fand. Der Name „Hispaniola" ist aus Mißverständniß entstanden.

indeß in einer Verfassung, die ihm keine weiteren Entdeckungsreisen erlaubte, denn eins seiner Schiffe war ihm an einer Klippe gescheitert, und mit dem andern, der Pinta, hatte sich Martin Alonzo Pinzon, der Befehlshaber desselben, schon als sie noch bei Cuba waren, heimlich entfernt, um das Goldland für sich aufzusuchen. So blieb unserm Helden nur noch ein Schiff, und gerade der schlechteste Segler, übrig. Mit diesem entschloß er sich, nach Spanien zurückzureisen, ehe vielleicht Pinzon ihm dort zuvorkäme. Er ließ in seinem neuerbauten Fort, welches er Navidad nannte, neun und dreißig Spanier zurück, gab ihnen weise Verhaltungsbefehle, ermahnte sie zu einem freundlichen Betragen gegen die Indianer, und stach am 4. Januar 1493 mit seinen übrigen Gefährten und einigen mitgenommenen Eingebornen in die See.

Am dritten Tage nach der Abfahrt, als er sich noch an der Küste von Hispaniola befand, traf er mit dem treulosen Pinzon zusammen, der zwar nichts entdeckt, aber an andern Küsten von Hispaniola durch Tauschhandel eine beträchtliche Menge Goldes zusammengebracht hatte. Columbus hütete sich, diesem Manne, der bei der Mannschaft im größten Ansehn stand, das Pflichtwidrige und Treulose seines Betragens vorzuhalten, und stellte sich, als ob er seinen elenden Ausflüchten Glauben beimesse.

Ein fürchterlicher Sturm drohte bald darauf den kühnen Seglern den Untergang. Columbus schrieb eilig eine Nachricht von seinen Entdeckungen auf Pergament, steckte dies sorgfältig verwahrt in eine Tonne, und warf diese in's Meer. Aber sein gutes Schicksal wollte ihm selbst die Freude gönnen, der Herold seiner kühnen That zu seyn. Der Himmel ward wieder heiter, und am 15. Februar entdeckte das Schiff des Columbus Land. Es war St. Maria, eine der Azoren. Hier erwartete ihn ein Vorspiel der Drangsale und Kränkungen, die in der Folge der Lohn seiner großen Entdeckung wurden. Der Portugiesische Befehlshaber wollte ihn, nach einem schon früher erhaltenen Befehle seines Hofes, gefangen nehmen. Doch konnte er sein Vorhaben nicht ausführen, und Columbus segelte weiter. Auf der letzten Fahrt trieb ihn ein neuer Sturm in den Tajostrom (4. März) und hier erhielt er die Aufforderung, sich an das Hoflager, welches damals zu Valparaiso war, zu begeben. König Johann II. wollte ihn selber sprechen, und bereute es nun sehr, dem kühnen Manne nicht Gehör gegeben zu haben. Die Portugiesen betrachteten dies Glück der Spanier mit

finstrem und bittrem Neide, und einige Hofleute gaben dem Könige sogar den niederträchtigen Rath, den großen Entdecker ermorden zu lassen, den indeß Johann mit Verachtung von sich wies.

Als nun aber Columbus am 15. März in den Hafen von Palos einlief, mit welchem Jubelgeschrei wurde er da von der gaffenden Menge empfangen, die ihn vor sieben Monaten an eben der Stelle hatte abfahren sehen! Man läutete die Glocken, feuerte die Kanonen ab, und erdrückte ihn beinahe, als er, ein frommer Christ, mit den Seinen in Procession nach der Hauptkirche ging. Der Hof hielt sich damals in Barcelona auf, Columbus durchzog daher Spanien der Länge nach, wie im Triumphe, und in Barcelona selbst ward ihm ein feierlicher Einzug zu halten erlaubt, bei dem Staunen, Freude und allgemeine Theilnahme den höchsten Grad erreichten. Er stattete feierlich vor dem Throne an Ferdinand und Isabellen, die ihn in ihrer ganzen königlichen Pracht wie einen Mann vom höchsten Range empfingen, Bericht von seiner Reise ab, und ward mit Ehren und Lobsprüchen überhäuft. Ein solches Entzücken, eine solche Begeisterung und Andacht durchdrang die Versammlung, daß ein Berichterstatter sagt, es habe geschienen, als ob sie in dieser Stunde der Freuden der Seligen theilhaftig gewesen. Es war der große Glanz- und Lichtpunkt im Leben des Columbus, der selbst den Neid verstummen machte.

Das Gerücht von einer neu entdeckten Welt flog nun, tausendfältig vergrößert, durch ganz Europa, und erfüllte besonders die Gelehrten mit Bewunderung und Entzücken. Den lebhaftesten Antheil erregte es jedoch in Spanien selbst. In kurzer Zeit hatten sich gegen funfzehn hundert Menschen zusammengefunden, die an dem zweiten Zuge (der nun in das eigentliche Goldland gehen sollte) Theil nehmen wollten. Die Regierung rüstete ihnen siebzehn Schiffe aus, sandte Handwerker und Bergleute mit, und Columbus sorgte für Europäische Thiere und Gewächse, an deren gedeihlicher Ausbreitung auf jenen fruchtbaren Inseln er nicht zweifelte.

Vor allen Dingen holte man aber erst die Einwilligung des Papstes ein, der auch nicht ermangelte, alle neu zu entdeckenden Länder der Krone von Castilien zu schenken, nur, daß er zu Gunsten Portugal's diese Schenkungen auf die Länder jenseits einer Mittagslinie beschränkte, die er hundert Seemeilen westlich von den Azorischen und Capverdischen Inseln durch die Pole zog. Was diesseits gefunden würde, sollte den Portugiesen gehören. Da diese aber mit der Ent-

scheidung unzufrieden waren, so kam es nach einiger Zeit zu einem Vertrage, welchem zufolge die Theilungslinie dreihundert und siebzig Meilen westlich von jenen Inseln gezogen ward. Dadurch blieb Brasilien in der Folge ein Eigenthum Portugal's.

---

5. Columbus zweite Reise.
(1493—1496.)

Diesmal lief die Flotte aus der Bai von Cadix aus (25. Sept.), und nahm einen mehr südlichen Lauf. So fand Columbus am 3. November die erste der Caraibischen Inseln, welche er Dominica nannte, dann Mariegalante, Guadeloupe, Antigua, Portorico u. s. w., und auf allen eine feindselige Menschenart und häufige Spuren jener furchtbaren Barbaren, Feinde zu schlachten und ihr Fleisch zu essen.

Die Sorge für seine zurückgelassene Colonie trieb ihn hierauf nach Hispaniola, wo er den 22. November ankam, aber zu seinem großen Schrecken weder Colonie noch Fort fand. Es hatten die zurückgelassenen Spanier, wie er nur den Rücken gewandt, alle von ihm dringend eingeschärften Vorschriften und Vorsichtsmaaßregeln verachtet, die Indianer durch Habsucht, Raub und Verführung ihrer Weiber und Töchter beleidigt, und sich ihrer groben Leidenschaften wegen unter einander selbst entzweit. Aber auch ihrer eignen Sicherheit gedachten sie nicht, sie unternahmen vereinzelte Streifzüge, auf denen sie in das Gebiet eines Häuptlings in der Mitte der Insel einfielen, der, von Geburt ein Caraibe, nicht die friedliche und furchtsame Natur der übrigen Insulaner hatte. Entschlossen, sich zu rächen, hatte er die Festung überfallen und zerstört; die darin befindlichen Spanier waren theils bei der Vertheidigung erschlagen worden, theils auf der Flucht umgekommen.

Es ward hierauf an einem bequemern Orte eine Niederlassung begründet, die Columbus seiner Königin zu Ehren Isabella nannte, die erste Stadt in der neuen Welt; ein entzückendes Gefühl für den Urheber dieser großen Begebenheit, das ihm aber durch eine Kette von Unannehmlichkeiten, die ihm seine unzufriedenen Begleiter bereiteten, sehr verbittert wurde. Denn wer war darum nach Indien gereiset, um den Acker zu bauen, wilde Gegenden urbar zu machen, und an allen Bequemlichkeiten gesitteterer Länder Mangel zu leiden? Hätte

man durch mühselige Arbeit reich werden wollen, das hätte man in Europa auch gekonnt. Zwar wurde auf Hispaniola häufig Goldsand *gefunden*, aber wie mühsam war dieser zu suchen, und wie wenig *ergiebig* das Geschäft! Die goldnen Träume, um welcher willen die *Meisten* den Entdecker begleitet hatten, waren verschwunden und hatten in ihren Seelen dem bittersten Unmuthe über getäuschte Erwartungen Platz gemacht. Columbus wurde schon als ein Fremder, der so vielen Spaniern zu gebieten habe, mit Neid und Eifersucht betrachtet, und die Strenge, mit welcher er nothgedrungen zur Thätigkeit *anhalten* mußte und selbst die Ritter und Adeligen nicht schonen konnte, erhöhte die Abneigung wider ihn. Als nun auch verderbliche Krankheiten, erzeugt durch das feucht-heiße Klima und die Ausschweifungen, welchen sich die Spanier überließen, herrschend wurden, nahmen Unzufriedenheit und Muthlosigkeit völlig überhand.

Columbus ging indeß auf eine neue Entdeckungsreise aus, um das wahre Vaterland des Goldes und das noch immer nah geglaubte Indien zu suchen. Er segelte an der Südküste von Cuba hin, entdeckte Jamaica, kehrte dann wieder nach Cuba zurück, und nahm seinen Lauf weiter nach Westen, in der festen Ueberzeugung, an einem mit Hinterindien zusammenhängenden Lande hinzusegeln. Aber dieses *ersehnte Ziel*, dem er so nahe zu seyn wähnte, jetzt zu erreichen, *mußte* er des schlechten Zustandes der Schiffe wegen, die auf der mühseligen und gefahrvollen Reise viel gelitten hatten, aufgeben, und sich entschließen, umzukehren. Als er, von einer schweren Krankheit befallen, nach Hispaniola zurückkam, traf er zwar zu seinem großen Troste seinen indeß nach der neuen Welt gekommenen Bruder Bartholomäus, von dem er so lange getrennt gewesen, aber den Pflanzort, durch den abermaligen Ungehorsam eines großen Theils der Zurückgelassenen, in einem Zustande großer Gefahr. Die Indianer waren in seiner Abwesenheit so unmenschlich behandelt worden, daß sie, zum Widerstande gegen ihre Unterdrücker ermuthigt, schon an einzelnen Spaniern Rache genommen hatten und zur gänzlichen Ausrottung und Vertreibung derselben entschlossen waren. Mit Ausnahme des in seinen freundlichen Gesinnungen beharrenden Guacanagari standen die übrigen Häuptlinge der Insel in einem zu diesem Zwecke errichteten Bunde. Columbus mußte nunmehr selbst zu den Waffen greifen. Mit zweihundert zu Fuß und zwanzig Reitern zog er (März 1495) gegen das aus vielen Tausenden bestehende Heer der Indianer aus.

Aber der Donner der Schießgewehre und eine Anzahl gewaltiger Hunde die auf die nackten Menschen gehetzt wurden und viele derselben zerfleischten, belehrten sie bald, daß die Gewalt der weißen Männer eben so groß sey als ihre Hab- und Unterdrückungssucht. Mit dem leichten Siege war die Unterwerfung der Wilden vollendet. Sie wurden nunmehr zur Ablieferung eines Zinses an Gold und Baumwolle angehalten, deren Aufsuchung die jeder Arbeit Ungewohnten zu den Unglücklichsten aller Sklaven machte.

Indeß waren die Häupter der Unzufriedenen in der Colonie, die Hispaniola schon vor der Rückkehr des Columbus von seiner Entdekkungsreise verlassen hatten, nach Spanien gekommen, und hatten dort so viele Verläumdungen gegen den Admiral vorgebracht, daß ein zur Untersuchung der Beschwerden besonders Bevollmächtigter, Juan Aguado, in die Colonie gesandt wurde. Dieser benahm sich dort mit so viel Anmaßung, daß Columbus, um den Wirkungen seiner Berichte zuvorzukommen, seinem Bruder Bartholomäus den Befehl übergab, und mit Aguado selbst nach Spanien ging (März 1496).

Drei Monate kämpfte er auf der Fahrt mit Wind und Wellen und mit einer Hungersnoth, die seine Gefährten schon der Barbarei nahe brachte, die mitgenommenen Indianer zu schlachten. Die Aufnahme, die er am Hofe fand, war besser, als er selbst sie sich vorgestellt, aber im Volke war der große Eifer für die neuen Entdeckungen schon erkaltet. Der Spanische Hof war damals mit anderen, näher liegenden und kostspieligen Entwürfen beschäftiget, darüber verzögerte sich die Ausrüstung einer neuen Flotte zwei Jahre. Ein Theil ihrer Bemannung bestand aus Verbrechern, die er sich, unüberlegt genug, zu Colonisten ausgebeten hatte.

---

6. Columbus dritte Reise.

(1498—1500.)

Er richtete auf dieser Reise, die er am 30. Mai 1498 antrat, seinen Lauf noch mehr nach Süden als bei der zweiten Fahrt, und kam in die damals noch unbekannte Region in der Nähe des Aequators, wo zwischen den beiden Passatwinden Windstille und eine entsetzliche Hitze herrschen. Die Luft war wie in einem Ofen, der Theer schmolz, die Fugen der Schiffe gingen auseinander, die Wein- und Wasserfässer

bersteten, die Lebensmittel verdarben. Die alte Mähre von der Unbeschiffbarkeit dieser Gegend schien sich nun doch noch zu verwirklichen, die Matrosen verloren Kraft und Besinnung, und Columbus, mitten in diesem neuen Drangsal noch von der Gicht heftig geplagt, sah sich genöthigt, seinen Lauf zu ändern. So gelangte er in eine kühlere Region und dann, am 31. Juli, nach der Insel Trinidad am Ausflusse des Orinocostroms, dessen Heftigkeit seine Schiffe beinahe auf Klippen geworfen hätte. Er schloß aus der Größe dieses Stroms, daß derselbe aus keiner Insel kommen könne, und in der That hatte er nun den großen Americanischen Continent gefunden, den seine Schiffsmannschaft am 5. August an der Trinidad gegenüber liegenden Küste von Cumana betrat, während er selbst von einer heftigen Augenkrankheit am Bord zurückgehalten wurde. Er war überzeugt, er habe hier nichts Anderes als einen weiter gegen Süden und Osten belegenen Punct des Festlandes von Asien entdeckt, von dem er einen andern Theil schon in der Insel Cuba gesehen zu haben glaubte *). Seine stets rege und geschäftige Phantasie brachte ihn auf den Gedanken, es beginne an dieser Küste der edelste und vollkommenste Theil der Erde; das Land erhebe sich allmählich immer mehr und nähere sich dem Himmel, von dieser Höhe komme jener mächtige Strom süßen Wassers, und auf dem höchsten Gipfel liege das irdische Paradies.

Indeß nöthigte ihn seine immer mehr zunehmende Augenkrankheit, für jetzt die weiteren Entdeckungen an dieser Küste aufzugeben, und nach der Colonie auf Hispaniola zu steuern. Als er aber dort anlangte (30. Aug. 1498.), fand er statt der Ruhe und Erholung, deren sein siecher, den vielen Anstrengungen und Mühen fast erliegender Körper so sehr bedurft hätte, nur Unglück, Verwirrung und neue Drangsale. Sein Bruder Bartholomäus hatte als Adelantado (Civil- und Militairgouverneur) die Angelegenheiten mit großer Einsicht und Festigkeit geleitet, und in einer andern Gegend der Insel eine neue Stadt (St. Domingo) gegründet, aber während Bewegungen unter den Indianern seine Gegenwart bald in diesem, bald in einem andern Theile der Insel nöthig machten, bildete sich eine Verschwörung wider ihn. Urheber derselben war Franz Roldan, ein Mann von Fähigkeiten, den Columbus indeß erst aus dem Staube emporgehoben, und ihn zuletzt zum Oberrichter der Insel befördert hatte. Aber statt der

*) v. Humboldt a. a. O. S. 257.

Dankbarkeit, empfand der böswillige Mann nur die Begier, sich auf Kosten seines Wohlthäters noch mehr zu erheben. Er baute seinen Plan auf die Unzufriedenheit vieler Colonisten geringern Standes. Da er sie immer murren hörte über harte Behandlung, Arbeit und Mühsal, stellte er sich gerührt von ihren Leiden, und schilderte ihnen als wahre Quelle derselben den herrschsüchtigen Charakter des Columbus und seiner Brüder. (Auch ein zweiter Bruder des Columbus, Diego, war damals auf der Insel.) Ihren Stolz reizte er durch die Vorstellung, daß es sich für Spanier nicht zieme, die unterwürfigen Diener einiger Genuesischer Abenteurer zu seyn. Durch diese Ränke gelang es ihm, eine förmliche Empörung anzustiften; zum höchsten Schaden der ganzen Niederlassung, denn die Indianer, welche die Entzweiung unter den weißen Männern mit Freuden wahrnahmen, und sich auf den Schutz Roldan's, der sie zum Widerstande ermunterte, verließen, fingen an, sich allen Verpflichtungen gegen die Regierung zu entziehen, und die rebellischen Spanier plünderten und verwüsteten das Land. Der Adelantado war in der gefährlichsten Lage; obgleich sonst ein Mann von großer Entschlossenheit und Kühnheit, wagte er es nicht, die Rebellen anzugreifen, da er auch auf die Treue derer, die er noch um sich versammelt hatte, nicht bauen konnte. Erst, als er durch die Ankunft zweier Schiffe aus Spanien eine beträchtliche Truppenverstärkung erhalten hatte, bekriegte er die abgefallenen Kaziken, während Roldan in die entferntere Provinz Xaragua zog. So fand der Admiral bei seiner Ankunft die Lage der Sachen. Der blühendste Landstrich der Insel glich einer Einöde, und schon gesellten sich zu den Schrecken des Krieges die der Hungersnoth, da die Indianer, die das Feld bauen sollten, in großen Scharen in die Gebirge geflohen waren. Es war ein Zustand, dem ein schleuniges Ende gemacht werden mußte, wenn die ganze Colonie nicht zu Grunde gehen sollte. Unglücklicher Weise waren drei Spanische Caravelen durch die Gewalt der Strömungen an die Küste von Xaragua getrieben worden, und Roldan hatte den größten Theil der Bemannung, welcher jener unseligen Maaßregel zufolge aus Verbrechern und Landstreichern bestand, zu seiner Partei herübergezogen. Columbus aber fand unter der Besatzung von St. Domingo so wenig Geneigtheit, für die gerechte Sache zu kämpfen, daß er wohl sah, er würde nur seine eigne Schwäche und die Stärke der Rebellen offenbaren, wenn er die Entscheidung den Waffen anvertraute. Mit tiefem Schmerze mußte er

sich entschließen, den Empörern eine volle Amnestie zu bewilligen, ja, als sie auch hierauf noch nicht zum Gehorsam zurückkehrten, in einem *zweiten* Vertrage noch besondere Vortheile hinzufügen, für Roldan die Wiedereinsetzung in sein Amt. Zu so demüthigenden Bedingungen gegen ruchlose Aufrührer mußte sich ein Mann von den höchsten Verdiensten und der fleckenlosesten Pflichttreue verstehen. Aber giftiger Neid und Haß hatten den Boden, auf dem er stand, ganz unterwühlt, und schon bereiteten ihm Bosheit und Tücke am Spanischen Hofe ein noch schlimmeres Schicksal.

Während er den Herrschern treue Berichte über die gefährlichen Vorfälle auf der Insel sandte, hatten auch Roldan und seine Genossen Briefe nach Spanien geschickt, in welchen sie ihren Aufstand dadurch zu rechtfertigen suchten, daß sie den Columbus und seine Brüder der härtesten Bedrückung gegen die Colonisten anklagten, und deren ganzes Verfahren mit den schwärzesten Farben schilderten. Diese Verläumdungen und die frechen Anschuldigungen mehrerer nach Spanien gekommenen Aufrührer boten den Feinden des Admirals am Hofe, an deren Spitze zum Unglück für ihn der mit der obersten Leitung aller Indischen Angelegenheiten beauftragte Bischof Fonseca stand, den willkommensten Stoff dar. Sie ermüdeten nicht, den König mit Klagen über Columbus zu bestürmen, der nur zu geneigt war, ihnen sein Ohr zu öffnen, denn je mehr die Wichtigkeit der Entdeckungen hervortrat, je mehr bereute der mißtrauische Fürst die ausgedehnte Gewalt die er in die Hände des Entdeckers gelegt. Columbus hatte selbst darauf angetragen, daß ein unparteiischer Schiedsrichter zur Untersuchung des ganzen Hergangs in die Colonie gesandt werden möge. Dieses ergriff Ferdinand, und schickte einen Beamten seines Hofstaats, Franz von Bovadilla, nach der Insel, aber nicht nur als Schiedsrichter, sondern zugleich mit so ausgedehnten Vollmachten zur Vollstreckung, daß er ermächtigt war, den Admiral in der Statthalterschaft abzulösen, wenn er ihn schuldig finden sollte. Dieses war nicht nur an sich ungerecht und willkürlich, sondern schien auch für einen verdienstlosen und unfähigen Menschen, wie Bovadilla es war, eine Aufforderung, die Schuld, aus der ihm ein so großer Vortheil erwachsen sollte, als erwiesen vorauszusetzen. Dies that er denn auch und auf eine wahrhaft empörende Art. Wie er im August 1500 nach St. Domingo kam, setzte er sich gewaltsam in den Besitz der Festung und eignete sich sogleich auch das Haus des eben esenden Admirals mit Allem, was

er darin fand, zu. Ihm selbst sandte er den Befehl, auf der Stelle vor ihm zu erscheinen. Columbus, so tief und schwer er gekränkt war, gehorchte still, aber der unwürdige Bovadilla, der alle Schmach auf das ehrwürdige Haupt des großen Mannes häufen wollte, ging so weit, ihn und seine Brüder in Ketten legen zu lassen. Mit der größten Bereitwilligkeit nahm er alle Klagen gegen sie an, um seinem Verfahren in Spanien wenigstens einen Schein des Rechts geben zu können. Alle Schurken auf der Insel, die Columbus in Zaum und Furcht gehalten hatte, traten mit den frechsten Verläumdungen gegen ihn hervor. Und durch die Aussagen solcher Zeugen glaubte Bovadilla den Proceß des Columbus zu dessen Verderben so gut eingeleitet zu haben, daß er es wagte, ihn gefesselt nach Spanien zu schiffen. Seine Brüder traf dasselbe Schicksal, und Jeder wurde auf ein besonderes Schiff gebracht.

Als der Admiral den Alonso de Villejo, einen würdigen Mann, den Bovadilla mit der Ueberbringung des Gefangenen beauftragt hatte, in seinen Kerker treten sah, glaubte er, auf's Aeußerste gefaßt, man komme, ihn auf's Blutgerüst zu führen. Auf Villejo's Versicherung, es gehe zu Schiffe, um abzusegeln, war es ihm, als ob er vom Tode zum Leben zurückkehre *). Auf dem Schiffe nahten sich ihm Villejo und der Capitain ehrerbietig und wollten ihm die Fesseln abnehmen, aber Columbus ließ es nicht zu. „Nein, sagte er im Gefühl seiner Würde, Ihre Majestäten befahlen mir schriftlich, den Verfügungen Bovadilla's zu gehorchen; aus ihrer Macht hat er mich mit diesen Ketten beladen, und ich will sie tragen, bis sie selbst befehlen, daß sie mir abgenommen werden, und will sie aufbewahren als Erinnerungszeichen des Lohns, den meine Dienste gefunden haben." Seinem Sohne befahl er nachher, sie mit in sein Grab zu legen.

Diese Art der Rückkehr des großen Entdeckers (Nov. 1500) machte in Spanien ungemeines Aufsehn. Die weiche und milde Isabella ward bei der Nachricht von der unerhörten Behandlung, die Columbus erfahren, von Mitleid und Unwillen bewegt, und Ferdinand mußte wenigstens das allgemeine Gefühl des Volkes schonen. Ohne daher die Verhandlungen abzuwarten, die von Bovadilla ankommen sollten, sandten sie den Befehl nach Cadix, wo die Schiffe gelandet waren, daß die Gefangenen sogleich auf freien Fuß gesetzt und mit aller Auszeichnung behandelt werden sollten. Auch wurden dem Columbus

*) Las Casas bei Washington Irving Th. III. S. 114.

zweitausend Ducaten zur Bestreitung seiner Ausgaben gesandt. So kam er denn an den Hof, und warf sich schweigend vor den Stufen des Throns nieder. Vom Drange der Gefühle überwältigt, konnte er lange vor Weinen und Schluchzen kein Wort hervorbringen. Dann erhob er sich zu einer rührenden und beredten Rechtfertigung seiner Thaten und seiner Treue. Er erhielt Beweise von Gunst und Wohlwollen, die Erstattung des ihm genommenen Gutes ward befohlen, und Bovadilla abgesetzt. Aber man sandte an seiner Stelle nicht den Columbus, sondern den Don Nicolas de Ovando, einen Spanier von hohem Range, in die Colonie. Die Wiedereinsetzung des Admirals in die ihm vertragsmäßig gebührenden Würden und Rechte wurde unter dem Vorwande, daß die große Gährung auf der Insel für jetzt seiner Person Gefahr drohen würde, verschoben, aber er erhielt sie nie, denn der argwöhnische Ferdinand war entschlossen, jene Macht in der damals verheißenen Fülle keinem Unterthan und am allerwenigsten einem Fremden einzuräumen. Columbus glaubte indeß noch nicht an die ganze Größe dieses Undanks. Seine stets geschäftige Einbildungskraft, die großen Gestalten seines Innern, lenkten seine Aufmerksamkeit von dem kleinlichen Treiben des Eigennutzes und der Ränke ab. Er machte in dieser Zeit dem Herrscherpaare Vorschläge zur Eroberung des heiligen Grabes, einer seiner Lieblingsgedanken, dem er in seinem frommen Sinne stets nachhing, für dessen Ausführung er entschlossen gewesen war seinen Antheil der Schätze zu verwenden, die, wie er sicher hoffte, aus seinen großen Entdeckungen so reichlich fließen sollten.

---

7. Columbus' vierte Reise und Tod.

(1502—1506.)

Indeß reizten die Vortheile, welche die Portugiesen aus ihrem Handel nach dem aufgefundenen wirklichen Indien zogen, den Columbus zu neuer Thätigkeit. Er wollte sein Werk krönen, indem er auf seinem Wege eben dahin gelangte, und da er vermuthete, daß es in dem aufgefundenen Festlande irgendwo eine Durchfahrt nach dem Indischen Meere gäbe, so wollte er sie aufsuchen. Als er diesen Plan dem Herrscherpaare vorlegte, fand er Gehör, weil Isabella ihm unbedingtes Vertrauen schenkte, Ferdinand aber theils sehnlich wünschte, in Indien neben Portugal auftreten zu können, theils den Columbus gern durch anderweitige Beschäftigungen von seinen Ansprüchen auf die Statthalter-

schaft von St. Domingo abgelenkt sah. Columbus erhielt vier ziemlich schlechte Schiffe, mit denen er am 9. Mai 1502 in Cadix unter Segel ging. Eins derselben war ein so schlechter Segler, daß er auf Hispaniola lossteuerte, um es dort gegen ein besseres zu vertauschen. Aber dem Entdecker des Landes wurde sogar Aufnahme in den Hafen versagt *). Er suchte nun das feste Land auf, segelte längs der Küste vom Cap Gracias a Dios südlich bis Portobello hin, fand aber die gehoffte Straße nicht. Die ganze Reise war eine Kette von Unglücksfällen. Stürme und schreckliche Gewitter ängstigten die Schiffenden alle Tage; zwei ihrer elenden Fahrzeuge waren schon verloren, die beiden andern wurden einigemal so heftig an einander geworfen, daß sie fast zerschmettert wurden. Nach vielen Mühseligkeiten erreichten sie endlich am 14. Junius 1503 Jamaica. Die fast zertrümmerten Schiffe mußten auf den Strand getrieben werden. An Ausbesserung war nicht mehr zu denken, der große Weltentdecker hatte jetzt die trostlose Aussicht, mit der ganzen Schiffsmannschaft, von Europa vergessen, das Leben bei Mais und Maniokwurzeln mitten unter den Wilden kläglich zu beschließen. Ja, wenn die Indianer sich weigerten, sie ferner mit Vorräthen zu versehen, so hatten sie keine Mittel, es zu erzwingen. Dies traurige Loos abzuwenden, ermunterte Columbus einen unerschrockenen Spanier, Diego Mendez, zu einem kühnen Wagstück. Auf zwei Canoes, ausgehohlten Baumstämmen, deren sich die Wilden als Nachen bedienten, wagte er mit einem Gefährten, dem Genueser Fiesco, die Fahrt nach Hispaniola, eine Strecke von vierzig Seemeilen. Zehn Tage lang ruderten die Indianer, welche sie mitgenommen, durch das wogende Weltmeer; mehrere unterlagen der Anstrengung und, als das Trinkwasser ausging, dem quälenden Durste, und Alle waren dem Verschmachten nahe, als sie die Insel erreichten. Dort aber wurden sie von Ovando ein ganzes Jahr hingehalten, bis sie ihren Zweck erreichten. Diese Zeit war für Columbus die unglücklichste, die er je verlebt hatte. Sein vorgerücktes Alter und die unaufhörlichen Sorgen hatten seine Kräfte nach und nach verzehrt; er litt an so heftigen Anfällen der Gicht, daß er fast stets an sein Lager gefesselt war. Aller Gehorsam verschwand bei den Seinen;

*) In den Tagen, wo Columbus an den Küsten der Insel verweilte, geschah es, daß Bovadilla und Roldan sich nach Spanien einschifften. Ein heftiger Sturm erhob sich, und verschlang das Schiff mit seiner ganzen Mannschaft und allen Schätzen, welche jene dort erpreßt hatten, und nun nach der Heimath bringen wollten.

seine Warnungen, die Indianer nicht zu kränken, wurden verachtet; ein Haufe Spanier rottete sich zusammen und verließ ihn ganz. Die Meuterer versuchten es, davon zu schiffen; als ihnen dies mißlang, streiften sie auf der Insel umher, um aus Habsucht und Rohheit gegen die Eingebornen zu wüthen. In kurzer Zeit zogen sich die Wilden zurück, und hörten auf, den schlimmen Gästen ferner Lebensmittel zu bringen. Nur die Klugheit und Wissenschaft des kranken Columbus konnte die Mannschaft vom Hungertode retten. Den Tag vor dem Eintritt einer totalen Mondfinsterniß, die er berechnet hatte, verkündigte er den Indianern den Zorn seines Gottes, den sie diesen Abend an dem Gesichte des Vollmondes erblicken würden. Sie sahen wirklich mit Schrekken die helle Scheibe sich verdunkeln, baten den furchtbaren Fremdling um Vermittelung, und versprachen so viel Vorrath zu bringen, als er verlangte. Die entlaufene Rotte aber machte sogar Anschläge gegen die Person des Admirals, so daß Bartholomäus Columbus ihnen an der Spitze der treuen Mannschaft ein förmliches Treffen liefern mußte, in welchem er ihren Anführer gefangen nahm, worauf die Uebriggebliebenen zum Gehorsam zurückkehrten. Endlich erschienen zwei Schiffe, um die Verlassenen abzuholen, das eine von dem treuen, unermüdlichen Mendez gemiethet, das andere endlich von Ovando gesandt. Auf Hispaniola verweilte Columbus nur kurze Zeit, bald schiffte er sich nach Spanien ein, welches er am 7. November 1504 erreichte. Zum größten Unglück für ihn starb die Königin Isabella, seine Beschützerin, auf die er seine größte Hoffnung gesetzt, neunzehn Tage nachher. Vergebens bat er schriftlich um die Wiedereinsetzung in seine Aemter und Würden, die man ihm schuldig war; vergebens erschien er, sobald es seine Krankheit nur irgend erlaubte, selbst bei Hofe. Ferdinand hatte nichts für ihn als kalte Höflichkeit und ausweichende Antworten, bis sein willkommener Tod (20. Mai 1506 zu Valladolid) den treulosen König von dem lästigen Mahner befreite. Sein Leichnam wurde später nach St. Domingo, und von da im Jahre 1795 nach Havanna auf der Insel Cuba gebracht.

Sein Sohn Diego bestand indeß mit fortgesetzter Beharrlichkeit auf die Erfüllung des Vertrages von 1492. Ferdinand konnte ihm endlich die Bitte nicht versagen, seine Angelegenheit im Wege Rechtens zu verfolgen. Es wurde ein förmliches Verfahren eingeleitet, und der Spruch lautete völlig zu Diego's Gunsten, aber die Vollstreckung würde schwerlich erfolgt sein, wenn Diego sich nicht eine mächtige

Fürsprache verschafft hätte. Er heirathete nämlich die Tochter Ferdinand's von Toledo, aus einem der vornehmsten Geschlechter Spaniens. Dieser und sein Bruder, der Herzog von Alba, der bei Ferdinand sehr viel galt, hörten nun nicht auf, in den König zu dringen, bis er endlich gewährte. Ovando, der sich noch überdies mit Fonseca entzweit hatte *), wurde zurückgerufen und Diego an seine Stelle nach Hispaniola gesandt. Auch dem Diego wurde sein Amt durch Kränkungen und Demüthigungen verbittert. Mit seinem Sohne Don Luis, dem nur noch der Titel eines General-Capitains von Hispaniola gelassen wurde, erlosch der Mannsstamm des Columbus. Die Ehre dem von ihm entdeckten Welttheile den Namen zu geben, ist dem großen Columbus nicht zu Theil geworden, sondern einem Zeitgenossen, dem Florentiner Amerigo Vespucci (Americus Vespucius). Dieser begleitete 1499 den Spanier Ojeda auf einer Reise nach Westindien, und gab sich in einer Beschreibung derselben, die er nach seiner Rückkehr einem seiner Landsleute sandte, das Ansehn, als ob er zuerst das Festland der andern Hemisphäre gesehen und betreten habe, obschon er als Seemann fast hinter allen Entdeckern seiner Zeit zurückstand **). Dadurch ist es denn geschehen, daß America nach ihm benannt worden ist, aber nicht durch ihn, denn die entdeckten Länder hießen geraume Zeit nur die neue Welt, und der Name America ist erst später in allgemeinen Gebrauch gekommen.

Auch einem andern Zeitgenossen des Columbus, dem Deutschen Martin Behaim, haben einige Schriftsteller fälschlich den Ruhm zueignen wollen, America vor dem großen Genueser gekannt zu haben. Martin Behaim (geb. 1430, gest. 1506) stammte aus einer Nürnbergischen Patricierfamilie, die noch jetzt dort blüht. Er begab sich früh auf Reisen, und kam auch nach Portugal, wo er sich unter den Seefahrern sehr auszeichnete, unter Andern auch an der Entdeckung von Congo Theil nahm, König Johann II. schlug ihn 1485 zum Ritter. Sodann ließ er sich auf Fayal, einer der Azorischen Inseln, welche von einer Flamländischen Colonie bewohnt wurde, nieder. Von da besuchte er 1491 seine Vaterstadt Nürnberg noch einmal, wo er seiner weiten Reisen, und der staunenswerthen neuen Dinge wegen, die er davon zu erzählen wußte, höchlich bewundert wurde. Nachher hat man von

*) Charlevoix, Histoire de St. Domingue, T. II. p. 59.

**) Muñoz, Geschichte der neuen Welt, S. 18. der Deutschen Uebers.

ihm behauptet, er sey schon in Brasilien gewesen, ja er habe die Magellanische Meerenge gekannt. Wie wenig er aber von der wahren Lage und Beschaffenheit America's ahnete, geht am deutlichsten aus einem Globus hervor, den er 1492 in Nürnberg verfertigte, und der noch gegenwärtig dort befindlich ist. Denn auf diesem ist die Ostküste Asiens ganz irrig gezeichnet, daneben finden sich verschiedene ganz oder halb fabelhafte Inseln, auch wo America liegen sollte, einige Länder und Inseln von ganz willkürlicher Gestalt. Erläuterungen sind beigeschrieben, wie folgende:

Insula Java minor: „In Konigreich Jambri haben die Leutt Man vnd Frauen hinden schwenz gleich die Hundt. Do wechst übertrefflich vil Specerey vnd allerley Thier alß Ainhörner vnd andere.' Angama Insula: „Im letzten Buch Marco Polo im 16. Capitel findt man geschrieben, daß das Volckh in dieser Insul Angama genant hab hundts heupt Augen und Zähn gleichwie die Hundte, und das es vast ungestallt Leut sollen sein und wildt." Bei der großen Insel Zipangu steht eine lange Note, darin es unter andern heißt: „Hie findt man vil Meer Wunder von Serenen und andern Fischen. Und ob jemand von diesen wunderlichen Volckh und selzamen Vischen im Möer oder Thieren auf dem Erdreich begert zu wissen, der leß die Bücher Plini, *Isidori*, *Aristo*tiless, Strabonis und Specula Vinconzi und vil anderer Lehrer mer rc." Bei anderen Inseln steht: „Die in diesen Inseln wonen, haben schwenz gleich die Thier wie Ptholomeus schreibt in der ailfften Tafel von Asia."

Man sieht klar, daß Behaim von allen Ländern und Inseln im Osten von Asien und bis zu den Azoren hin nichts wußte, als was er aus den fabelhaften Berichten der Alten, Marco Polo's und anderer Reisebeschreiber geschöpft hatte.

---

8. Mißhandlung der Indianer. Weitere Ausbreitung der Entdeckungen.

Als Statthalter von Hispaniola handelte Ovando gegen die dortigen Spanier mit Einsicht und Festigkeit. Er verschaffte den Gesetzen wieder Achtung und traf auch andere Einrichtungen, die den Flor der Colonie beförderten. Er war es, der das Zuckerrohr anpflanzen ließ, dessen Ertrag späterhin der vorzüglichste Reichthum der Insel wurde.

Gegen die Eingebornen aber verfuhr er so unmenschlich und treulos, daß er seinen Namen dadurch in der Geschichte gebrandmarkt hat.

Schon Columbus hatte, um die Theilnehmer an Roldan's Meuterei für ein ruhiges und seßhaftes Leben zu gewinnen, eine Einrichtung getroffen, wonach ein Theil der Indianer, statt Tribut zu zahlen, den Anpflanzern zugetheilt wurde, um ihnen beim Anbau ihrer Ländereien hülfreich zu sein. Er konnte freilich nicht ahnen, welch eine Quelle von namenlosem Jammer diese Maßregel für die Unglücklichen seyn würde. Schon unter Bovadilla artete sie in unerträglichen Druck aus, durch ihn ward der Grund zu dem Verfahren gelegt, förmliche Vertheilungen (repartimientos) der Indianer unter die Colonisten zu machen, die sie zum härtesten Frohndienst in den Minen zwangen. Dieses Elend ging der menschenfreundlichen und milden Isabella zu Herzen, daher erhielt Ovando den Befehl, die Indianer für frei zu erklären. Nun standen aber die Bergwerksarbeiten still, Ovando machte dringende Vorstellungen, und die Königin ermächtigte ihn, die Indianer gegen Bezahlung zu mäßiger Arbeit anhalten zu dürfen. Diese Vollmacht überschritt er auf das willkürlichste, und nach Isabellen's Tode gingen die Mißhandlungen der Unglücklichen über jedes Maß hinaus. Während man ihnen Arbeiten zumuthete, welche die Kräfte des stärksten Mannes überstiegen, war die Kost, die ihnen gereicht wurde, eben so schlecht als unzureichend. Wenn die Spanischen Bergwerksvorsteher an der Tafel saßen, krochen die ausgehungerten Indianer wie Hunde unter dem Tisch herum, harrend, daß ihnen ein Knochen zugeworfen würde. Suchten sie sich dieser unmenschlichen Behandlung durch Flucht in die Berge zu entziehen, so wurden sie wie wilde Thiere gejagt, furchtbar gepeitscht und mit Ketten beladen. Acht Monate im Jahr sollten sie Dienste thun, für die übrigen vier in ihre Heimath entlassen werden, aber Viele erlagen schon vor dem Ablauf der Arbeitszeit, Andere starben unterwegs vor Hunger, noch Andere verschmachteten in der endlich erreichten Heimath, die sie wüst und öde fanden, in Verzweiflung*).

Diese furchtbaren Unmenschlichkeiten führten zu Versuchen, ein solches Joch abzuschütteln, von den Spaniern Empörungen genannt, und nach ihrer Unterdrückung mit einer Grausamkeit gestraft, die Schauder erregt**). Auf das bloße Gerücht einer Verschwörung rückte

*) Las Casas bei Washington Irving, Th. III. S. 323 fg.

**) Von den Martern, unter welchen Viele dieser Indianer sterben mußten, sagt Las

Ovando in die blühende Provinz Xaragua ein, indem er mit teuflischer Hinterlist vorgab, der dortigen Fürstin Anacaona, die sich den Spaniern äußerst ergeben bezeigt hatte, einen freundschaftlichen Besuch abstatten zu wollen. Er wurde mit Ehrerbietung und Auszeichnung aufgenommen, plötzlich aber, mitten unter den Freuden eines Festes fielen auf ein gegebenes Zeichen seine Spanier über die Wehrlosen her und richteten ein schreckliches Blutbad an. Sechs Monate hindurch wurde in der Provinz gemetzelt und verheert. So konnte es nicht anders kommen, als daß von einer Million Menschen, die Columbus zuerst auf Hispaniola vorgefunden hatte, nach funfzehn Jahren kaum noch sechzigtausend übrig waren. Mit welchem Abscheu die Spanier in Westindien betrachtet werden mußten, ist leicht zu denken. Als sie Cuba eroberten, wurde der Kazike Hatuey, der Widerstand versucht und sich tapfer gewehrt hatte, zum Feuertode verurtheilt. Als er schon an den Brandpfahl gebunden stand, wollte ihn ein Franziscaner noch zum Christenthum bekehren, und erzählte ihm viel von den Freuden des Paradieses. „Giebt es auch Spanier dort?" war des Wilden erste Frage. „Ja," war die Antwort, „aber nur würdige und gute." — „Die besten taugen nichts," rief der Kazike, „ich mag an keinem Orte seyn, wo ich nur einem von dem verfluchten Geschlechte begegne."

Indeß fanden die unglücklichen Americaner Vertheidiger an den Geistlichen, und besonders an den Dominicanermönchen, welche nach der neuen Welt gekommen waren, um dort das Christenthum auszubreiten. Sie predigten mit Eifer und Beredsamkeit wider die Repartimientos, als wider ein Verfahren, welches die natürliche Gerechtigkeit und die Vorschriften des Evangeliums auf gleiche Weise verdammten. Die Colonisten, welche ihren Vortheil allen Rücksichten der Sittlichkeit und Religion voransetzten, verklagten die Dominicaner wegen dieser Predigten beim Könige. Dieser erklärte die Dienstbarkeit der Indianer für eine rechtmäßige, und tadelte den Eifer der Dominicaner als einen wohlgemeinten, aber übel angebrachten. Aber auch dadurch ließen sie sich in ihrem Bestreben, das Loos der Unglücklichen zu erleichtern, nicht irre machen.

Diese Menschlichkeit hat besonders den Namen des Bartholomäus de Las Casas (geb. 1474, gest. 1566) verewigt. Er war einer der mit

---

Casas: „Alle diese Dinge und andere mehr, welche die Menschheit empören, sah ich mit eigenen Augen, und nun fürchte ich mich fast, sie zu wiederholen, weil ich mir kaum selber traue und zweifelhaft bin, ob mir nicht bloß davon geträumt hat." Daselbst S. 348.

Columbus auf seiner zweiten Reise nach America gekommenen Geistlichen, und ein eifriger Verfechter der Indianer. Seinen Predigten zu ihren Gunsten desto mehr Nachdruck zu geben, setzte er seine eigenen Sklaven zuerst in Freiheit. Da er in America nicht durchdringen konnte, so unternahm er mit unermüdlicher Beharrlichkeit mehrere Reisen nach Spanien, um die Regierung zur Freilassung der Indianer zu bewegen. Es wurden auch Schritte für sie gethan, und Untersuchungen angestellt; allein da die Hauptfrage blieb: wer die Pflanzungen bearbeiten sollte, wenn die von Natur trägen, jede Anstrengung scheuenden Indianer des Zwanges entbunden würden, so blieb Alles beim Alten. Las Casas ließ sich indeß nicht abschrecken, und machte andere Vorschläge zum Besten seiner Schützlinge. Er wollte in Cumana, abgesondert von allen andern Colonieen, eine eigene Niederlassung stiften, und so zeigen, wie die Eingebornen zu arbeitsamen Menschen gebildet werden müßten. Wirklich wurde der Anfang dazu gemacht, aber die Indianer jener Gegenden, auf's Höchste gereizt durch eine von andern Spaniern so eben verübte schreckliche Verwüstung ihrer Küsten, fielen über die neue Niederlassung her, zerstörten sie, und tödteten und verjagten die Spanier (1517). Mißmuthig und beschämt ging Las Casas in ein Kloster, und trat in den Dominicaner-Orden. Doch ruhten darum seine Bemühungen zu Gunsten der Indianer keinesweges, zogen ihm aber auch neue Anklagen zu. Späterhin wurde er Bischof zu Chiapa in Mexico. Auch in diesem Wirkungskreise war er eifrig bemüht für die Ausführung der Idee, welche sein ganzes Leben beseelte. Er ermahnte die Beichtväter, keinen Spanier zu absolviren, welcher seinen Americanischen Sklaven die Freilassung verweigerte. Und die sämmtlichen Bischöfe der neuen Welt billigten auf einer zu Mexico gehaltenen Versammlung diese Lehre. So waren es also die Geistlichen, welche den traurigen Zustand der Americaner nach Kräften milderten.

Unter den Vorschlägen, welche damals gemacht wurden, die zu befreienden Indianer zu ersetzen, war auch der, Negersklaven nach Westindien zu führen, deren stärkerer Körperbau den harten Arbeiten in den Bergwerken und Pflanzungen nicht so schnell erliegen würde. Es war dies schon früher von Einzelnen geschehen, und Las Casas, nur mit dem Gedanken beschäftigt, seinen Indianern eine lastende Bürde abzunehmen, ging auf diese Maßregel ein. Daher ist die Meinung entstanden, daß er der Urheber des Handels mit Negern nach

America sey, die zwar von vielen Geschichtschreibern wiederholt, aber nichts desto weniger ungegründet ist*). Allmählig vermehrte sich die *Anzahl* der Neger auf St. Domingo. Sie zeigten sich wenig brauchbar in den Bergwerken, aber als treffliche Arbeiter in den Zuckerpflanzungen.

Indeß war der Kreis der Entdeckungen schon ungemein erweitert worden. Schon 1495, als während der zweiten Reise des Columbus seine Gunst bei Hofe zu sinken begann, war eine Verordnung ergangen, die Jedem die Erlaubniß ertheilte, auf seine Kosten und Gefahr Schiffe nach der neuen Welt auszurüsten, und alle Vorstellungen des Admirals, daß dieses eben so sehr eine Verletzung seiner Vorrechte als eine Störung des regelmäßigen und geordneten Laufs der Entdeckungen sey, waren vergebens geblieben. Die Lust, neue Länder aufzufinden, noch mehr die Begierde, dadurch schnell zu großen Reichthümern zu gelangen, trieben zur Benutzung der gegebenen Erlaubniß. Die erste Reise dieser Art war die schon oben erwähnte des Ojeda, auf der ihn Vespucci begleitete. Bald folgten andere, besonders von Leuten unternommen, die an den ersten Fahrten des Columbus Theil gehabt. So wurde unter andern Florida entdeckt (1512). Bald nachher machte ein kühner Führer, Vasco Nugnez de Balboa, von der an dem Meer*busen von* Darien angelegten Pflanzstadt Santa Maria, aus eine weit folgenreichere Entdeckung. Er war seiner Klugheit und seines Unternehmungsgeistes wegen von seinen Gefährten mitten unter großen Gefahren und Mühseligkeiten an die Spitze gestellt worden, und strebte, sich für diese Würde aus Spanien die königliche Bestätigung zu verschaffen. Diese konnte er nicht sicherer hoffen, als wenn er von der Ausdehnung seiner Unternehmungen ansehnliche Vortheile erwarten ließ. Er trieb daher auf seinen Streifereien von den Wilden so viel Goldblech ein, als er bekommen konnte. Einst, als ein junger Kazike die Spanier wegen der Theilung eines Goldhaufens in heftigen Streit gerathen sah, rief er: „Wie könnt ihr doch des unnützen Tandes wegen zanken? Wenn euch danach so sehr verlangt, so will ich euch ein Land zeigen, wo es im größten Ueberfluß vorhanden ist. Es liegt an dem andern Ocean, den ihr sechs Sonnen (Tagereisen) von hier entdecken könnt. Wenn ihr aber dieses mächtige Königreich angreifen wollt, so müßt ihr ungleich stärker seyn." Er meinte Peru, und der

*) S. Oeuvres de Don Barthélemi de Las Casas, publiées par Llorente Paris, 1822.

andere Ocean war die Südsee. Balboa war überzeugt, daß dieses Meer kein anderes seyn könne, als das von Columbus so eifrig gesuchte, und sandte Botschafter nach Hispaniola, mit reichen Geschenken, um sich den Statthalter geneigt zu machen, und Theilnehmer für seine Unternehmung zu gewinnen. An diesen fehlte es auch nicht, und mit hundert und neunzig kühnen Abenteurern machte er sich auf, den Weg nach dem bezeichneten Ziele durch ungebahnte Wildnisse, Wälder, Sümpfe und Gebirge zu suchen. Er hatte die Freundschaft der benachbarten Kaziken gewonnen, so daß tausend Indianer ihm folgten, um den Spaniern Lebensmittel nachzutragen. Die feuchten Niederungen in dieser höchst ungesunden Gegend America's, die breiten Ströme, die hohen Berge, die dichtverwachsenen Wälder, die zahllosen Schlangen und anderes giftige Ungeziefer, dies Alles machte diese Reise zu einer der beschwerlichsten, die je unternommen worden sind. Balboa schlug alle Klagen seiner murrenden Gefährten durch seine Theilnahme an ihren Drangsalen nieder. Einige kriegerische Kaziken stellten sich ihm mit ihren Leuten entgegen, ihm den Weg zu versperren, wurden aber angegriffen und zurückgeschlagen. Indeß waren aus den sechs Sonnen schon fünf und zwanzig geworden, denn man hatte bei aller Anstrengung manchen Tag kaum eine Meile weit vordringen können. Endlich kamen sie an einen hohen Berg. Da sagten die Indianer, wenn sie den erstiegen hätten, so würden sie den Ocean vor sich liegen sehen. Diesen entzückenden Anblick mußte sich der begeisterte Balboa zuerst verschaffen; er ließ seine Leute unten, und stieg allein hinauf. Und siehe, da lag das weite Weltmeer vor seinem trunkenen Auge, und wälzte seine dunkelen Wogen aus unabsehbarer Ferne vom äußersten Horizont herauf. Er fiel auf seine Knie, und dankte Gott, daß er ihn bis hieher geführt hatte. Seine Gefährten hielten sich nun auch nicht länger, sondern stürzten hinauf, und theilten auf dem Gipfel des Berges seine Empfindungen und seine Gebete. Dann stieg er hinab an den Strand, ging mit Schwert und Schild bis an die Brust in's Wasser und nahm mit den gewöhnlichen Formeln das Weltmeer für den König von Spanien in Besitz.

Die Eingebornen in dieser Gegend an einem Meerbusen ostwärts von Panama bestätigten die Nachricht von dem reichen, südwärts gelegenen Goldlande, aber auch von dessen mächtigem Könige. Das Letztere bewog Balboa umzukehren, um mit hinreichender Macht zurückzukommen, und so gelangte er denn im Anfange des Jahres 1514, mit

großem Ruhme und noch größeren Reichthümern, wieder nach Santa Maria. Er sandte nun dem Könige Ferdinand einen Bericht von seinen Entdeckungen, welche in Spanien als das endlich aufgefundene Mittel, auf einem andern Wege als die Portugiesen nach Indien gelangen zu können, außerordentliche Freude erregte. Aber es war dem Balboa am Hofe schon entgegengearbeitet worden, und Ferdinand, der durch seine mißtrauische Politik so oft abgehalten wurde, gerecht zu seyn, ernannte zum Statthalter von Darien nicht den hochverdienten Balboa, sondern den talentlosen Don Pedrarias Davila. Dieser ging mit funfzehn tüchtigen Schiffen und zwölf hundert Soldaten dahin ab, zu denen sich noch funfzehn hundert andere Spanier freiwillig gesellten; denn das Gerücht hatte die Reichthümer jener Länder so vergrößert, daß in Spanien eine Sage ging, man dürfe dort nur ein Netz in's Meer senken, um Gold zu fangen.

Balboa, in ein grobes leinenes Wamms und in Schuhe von geflochtenen Hanfstricken gekleidet, war eben mit einigen Indianern beschäftigt, seine Hütte mit Rohr zu decken, als Offiziere des Pedrarias auf ihn zukamen, die ihm dessen Ankunft und Ernennung zum Statthalter verkündeten. Balboa, so tief er auch den Undank des Königs empfand, und so laut seine treuen Soldaten murrten, unterwarf sich doch, mit der Mäßigung des Columbus, den Befehlen des neuen Gebieters, der ihn jetzt auch wegen früherer Anklagen gegen ihn zur Rechenschaft zog, und ihm dafür eine ansehnliche Geldstrafe auflegte. Tadelfrei war allerdings das Benehmen des Balboa bei der Verdrängung des ersten Anführers der Ausrüstung nach Darien nicht gewesen, aber die großen Verdienste, die er sich nachher erworben, hätten ihn jetzt billig von der Strafe entbinden sollen.

Die Verwaltung des Pedrarias brachte der Colonie keinen Segen. Das ungesunde Klima raffte ihm in Kurzem gegen sechshundert Menschen weg. Die übrigen, die er nicht zu beherrschen verstand, durchstreiften wie Räuber das Land, plünderten die Wilden, und betrugen sich so gewaltthätig, daß die Freundschaftsverhältnisse, die Balboa mit den Kaziken gestiftet hatte, zerstört wurden. Dieser schlechte Erfolg öffnete dem Könige über den Mißgriff, den er gethan, die Augen, und da Balboa von Neuem dringende Vorstellungen machte, wurde er zum Adelantado über die Länder an der Südsee ernannt. Die Bemühungen des Bischofs von Darien bewirkten eine Aussöhnung, Pedrarias gab ihm sogar seine Tochter zur Frau, und unterstützte ihn bei dem

Bau von vier Brigantinen, mit denen er seinen Lieblingsplan, die Entdeckung von Peru, ausführen wollte. Aber ehe er absegeln konnte, rief ihn Pedrarias, in dessen Herzen von Neuem Eifersucht und Neid erwacht waren, vor sich. Er ward vorgeblicher Empörungsabsichten beschuldigt, und zum Tode verurtheilt. Die ganze Colonie bat für ihn, aber vergebens; und so sahen die Spanier, mit Erstaunen und Schmerz, einen Mann hinrichten, den sie alle für fähiger als irgend einen der nach Columbus in der neuen Welt aufgetretenen Befehlshaber hielten, große Entwürfe zu machen und auszuführen.

Der Wunsch, die unmittelbare Seeverbindung mit dem reichen Indien eröffnet zu sehen, bewog Ferdinand, im Jahre 1515 den Juan Diaz de Solis mit zwei Schiffen auszusenden, um die Durchfahrt nach dem Indischen Ocean zu suchen. Schon glaubte dieser sie gefunden zu haben, als er sich bei näherer Untersuchung überzeugte, daß es nur ein Strom, der La Plata, war, dessen riesenmäßige Breite von fünf und sechzig Seemeilen freilich seinen Irrthum sehr verzeihlich machte. Bei einem Versuche, in dieser Gegend zu landen, wurde er mit mehreren seiner Leute von den feindseligen Wilden erschlagen, gebraten und verzehrt, worauf die übrigen entmuthigt nach Europa segelten.

Was dem Solis mißglückt war, gelang endlich dem Portugiesen Magelhan, der nach vielen tapfern Thaten in Ostindien, aus Erbitterung über erlittene Ungerechtigkeiten, den Dienst seines Königs verlassen und sich nach Spanien gewandt hatte. Hier machte er sich gegen den König Karl anheischig, ihm einen Weg nach Ostindien durch den Westen zu entdecken, und erhielt eine Flotte von fünf Schiffen, mit denen er am 10. August 1519 den Hafen von St. Lucar verließ. Erst am 12. Januar 1520 erreichte er die Mündung des La Plata. Von da untersuchte er die Küste mit großer Aufmerksamkeit, denn er zweifelte nicht, daß er, immer weiter nach Süden segelnd, die Meerenge finden würde; wie weit ihn dieß aber führen könne, darüber war er gänzlich in Zweifel*). Er hatte auf dieser Fahrt mit rauher Witterung und gefährlichen Klippen zu kämpfen, und als er den neunundvierzigsten Grad südlicher Breite erreicht hatte, sah er sich genöthigt, in den Hafen St. Julian (31. März) einzulaufen, und daselbst den Winter abzuwarten, der bekanntlich jenseits der Linie in unsere Sommermonate fällt. Hier verlor er eins seiner Schiffe, und auf drei

*) v. Humboldt, a. a. O. S. 302.

andern brach eine gefährliche Meuterei aus. Das Schiffsvolk, müde, die schwersten Mühseligkeiten für einen Plan zu erdulden, den es für phantastisch hielt, wollte nach Europa zurückgeführt seyn. Mit großer Klugheit und mit Hülfe einiger wenigen Getreuen dämpfte Magelhan den Aufruhr. Die Rädelsführer wurden theils hingerichtet, theils an dem wüsten Orte ausgesetzt und zurückgelassen.

Endlich erreichte er die erwünschte Straße. Seine Freude wurde ihm indeß durch den abermaligen Verlust eines Schiffes verbittert, das er ausgesandt hatte, eine Bai zu untersuchen, und das nicht wieder zu ihm zurückkam. Zwanzig Tage segelte er hierauf durch diese gewundene und höchst gefährliche Straße, die noch jetzt seinen Namen führt, und am 27. November 1520 erblickte er endlich, mit Thränen der Freude und des Dankes gegen Gott, die unermeßliche Südsee. Ein günstiger Wind trieb ihn nun durch diesen weiten Ocean so ununterbrochen fort, der Himmel war so unveränderlich heiter, daß Magelhan bewogen wurde, dies Meer das stille (pacificum) zu nennen. Während einer Zeit von drei Monaten und zwanzig Tagen glitten die drei Schiffe so fort, ohne Land zu sehen. Auf eine solche Fahrt hatte er sich nicht gefaßt gemacht. Die Lebensmittel gingen aus, so daß man Mäuse wie einen Leckerbissen theuer verkaufte, und an ekelhaften Häuten nagte; frisches Wasser fehlte gänzlich, und die Sonne schoß ihre Strahlen fast senkrecht auf die Köpfe der Schiffenden. Fast die ganze Mannschaft war erkrankt, als man endlich am 6. März 1521 eine kleine fruchtbare Inselgruppe erreichte. Magelhan nannte sie los Ladrones, weil er die Eingebornen sehr diebisch fand, und so heißen sie noch jetzt. Das klarste Wasser und ein Ueberfluß von erfrischenden Früchten in diesem heitern Klima stellte alle seine Kranken in kurzem völlig her. Darauf kam er nach den Eilanden, die späterhin Philippinen genannt wurden, und das war das ungehoffte Ziel seiner Reise. Der König der Insel Sebu hatte die Spanier sehr freundlich aufgenommen; Magelhan griff die Feinde desselben auf einer benachbarten kleineren Insel an, wurde aber von ihnen erschlagen (26. April 1521). Nun erwies sich auch der König von Sebu treulos, indem er die Vornehmsten der Schiffsmannschaft bei einem Feste erwürgen ließ. Die übrigen Spanier lichteten eiligst die Anker, setzten auf zwei Schiffen die Reise fort, und erreichten am 8. November Borneo. Von da kamen sie nach Tidor, einer der Molukken, wo sie schon Portugiesen fanden, die über ihre Ankunft von Osten her höchst erstaunt waren,

und das eine höchst beschädigte Schiff zwangen, sich ihnen zu ergeben. Das andere trat unter der Führung des Sebastian del Cano mit einer Ladung Molukkischer Gewürze die Reise um Africa nach Spanien an, wo es, nach vielen Unglücksfällen, am 7. September 1522 glücklich in den Hafen einlief, von welchem es vor drei Jahren ausgesegelt war. So wurde die erste **Reise um die Welt** vollbracht.

---

9. Vasco de Gama und die ersten Niederlassungen der Portugiesen in Ostindien.

Die Reise des Magelhan führt uns auf die Entdeckungen und Thaten der Portugiesen in Ostindien. König Emanuel, der Nachfolger Johann's II. auf dem Thron von Portugal, beschloß den Weg nach Indien, den Bartholomäus Diaz eröffnet hatte, weiter verfolgen zu lassen. Eine Flotte von vier Schiffen unter dem trefflichen Seemann Vasco de Gama, wurde zu diesem Zwecke ausgerüstet, und ging am 9ten Julius 1497 unter Segel.

Aus Unkunde der Passatwinde hatte Gama gerade die ungünstigste Jahreszeit gewählt. Das erfuhr er bald zu seinem Schrecken. Er hatte mit heftigen Stürmen, und, nach einigen Berichten, auch mit Meutereien der Schiffsmannschaft zu kämpfen. Aber mit großer Ruhe und Standhaftigkeit überwand er diese Gefahren, erreichte am 20. November die Südspitze Africa's und fuhr sodann, nach Osten herumlenkend, längs der Küste von Sofala, nach Mosambique, Mombazza und Melinde, wo er überall schon einen ziemlichen Grad von Cultur und einen blühenden Handel fand. Die Einwohner waren Mohammedaner. An den beiden ersten Orten hatte er mit Verrath und Nachstellungen zu kämpfen; der König von Melinde aber nahm ihn freundlich auf, und gab ihm einen Lotsen mit, der ihn siebenhundert Meilen quer über den Ocean, und gerade in den Hafen von Calicut auf der Malabarischen Küste führte, wo er den 19. Mai 1498 ankerte.

So war also das vielgepriesene Indien auf dem neuen Wege gefunden! Den Civilisationszustand der Einwohner fanden die Portugiesen auf einer bedeutenden Stufe, Manufacturen und Handel in einem sehr blühenden Zustande. Ein Maure aus Tunis, der sich des Handels wegen dort aufhielt, und Spanisch verstand, ward ihnen durch seine Nachrichten und guten Rathschläge sehr nützlich. Vasco de Gama

ließ sich dem Könige oder Samorin*) von Calicut vorstellen, und hatte schon die beste Hoffnung, ein vortheilhaftes Handelsbündniß zu Stande zu bringen, als der Neid der Mohammedaner, die im alleinigen Besitze des Handels in diesem Reiche waren, und von einem solchen Verein großen Nachtheil für sich besorgten, das gute Vernehmen schnell zerstörte. Sie verleumdeten die Portugiesen bei dem Samorin, als wären sie Verbannte, die auf Seeraub ausgingen. Gama mußte für seine Sicherheit besorgt werden, und ging daher wieder unter Segel. Auf dem Wege, den er gekommen, kehrte er nach Europa zurück, und lief am 29. August 1499 in den Tajo ein.

König Emanuel eilte, von Gama's glücklichem Erfolge, nämlich von der erlangten Kenntniß des Seeweges nach Indien den schnellsten Gebrauch zu machen. Eine Flotte von dreizehn Schiffen ward den 8. März 1500 unter den Befehlen des Admirals Pedro Alvarez Cabral abgesandt, der den Auftrag erhielt, wenn gütliche Unterhandlungen nichts fruchten sollten, durch die Waffen festen Fuß in Indien zu fassen, und das Christenthum mit Güte oder mit Gewalt auszubreiten. Cabral hielt sich auf dieser Reise westlicher als sein Vorgänger und fand Brasilien in Südamerica. Er nahm das Land mit den gewöhnlichen Feierlichkeiten für den König von Portugal in Besitz, und fertigte eins von seinen Schiffen mit der Botschaft nach Lissabon ab.

Mit den übrigen brach er am 5. Mai 1500 von Brasilien auf, und wandte sich nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung. Auf diesem Wege ereilte ihn ein entsetzlicher Sturm, und er hatte den Schmerz, mehrere seiner Schiffe und mit denselben den Entdecker des Caps, Bartholomäus Diaz, vor seinen Augen vom Meere verschlungen zu sehen. Nach vielen Gefahren erreichte er endlich, nur noch sechs Schiffe stark, Melinde, und am 13. September lief er in den Hafen von Calicut ein. Er hatte eine Zusammenkunft mit dem Samorin, erklärte ihm, daß er hergesandt sey, für Gold und Silber Indische Waaren einzukaufen, und bat um eine Niederlage für diese Waaren. Der Samorin gewährte dies anfangs, aber durch die Ränke der Mohammedaner entstanden bald wieder Zwistigkeiten, die Portugiesen wurden in dem eingeräumten Hause angegriffen, und mehrere erschlagen. Cabral nahm dafür blutige Rache, verbrannte den Indiern mehrere Schiffe und ließ Calicut beschießen. Hierauf ging er unter Segel,

*) Eigentlich Samudriya-Râja, d. h. der König am Ocean, der Küstenfürst. A. W. v. Schlegel im Berliner Kalender auf 1831. S. 17.

sprach bei seiner Beschiffung der Malabarischen Küste bei den kleinen Königen von Cochin und Cananor ein, die ihn aus Eifersucht und Haß gegen den Samorin, dem sie zinspflichtig waren, freundlich aufnahmen, und versah sich bei ihnen mit einer reichen Ladung von Pfeffer und Ingber, mit welcher er am 23. Junius 1501 glücklich in Portugal ankam.

Man hatte nun hinlänglich erfahren, daß die Unternehmungen nach Indien, wenn sie gelingen sollten, mit dem größten Nachdruck fortgesetzt, daß Handelsverbindungen in jenem Lande mit den Waffen erzwungen werden müßten. Daher ward Vasco de Gama im März 1502 an der Spitze von zwanzig Schiffen ausgesandt, mit denen er sich und dem Portugiesischen Namen in Indien bald Achtung verschaffte. Er beschoß die Hauptstadt Calicut einen ganzen Tag lang, und nahm mehrere Saracenische Schiffe weg, auf denen er eine so reiche Beute, selbst an Gold, Perlen und Edelsteinen fand, daß er, überflüssig für seine Fahrt belohnt, nach Lissabon zurückkehrte, wo er den 10. November 1503 ankam.

Noch vor seiner Rückkehr waren drei andere Geschwader nach Indien gesegelt. Das dort zuerst ankommende fand den König von Cochin wegen seiner Anhänglichkeit an die Portugiesen vom Samorin aus seinem Reiche vertrieben, und setzte ihn wieder ein. Aus Dankbarkeit erlaubte er den Portugiesen, ein kleines Fort an seiner Küste zu erbauen, und das wurde ihre erste Niederlassung in Ostindien. Sie zu vertheidigen, blieb, als die Flotten heimsuhren, ein Mann von ausgezeichnetem Heldenmuth, Eduard Pacheco Pereira, mit drei Schiffen und hundert und sechzig Mann zurück, und verrichtete dort Thaten, die an das Wunderbare gränzen.

Kaum waren nämlich die Flotten abgesegelt, so erschien der Samorin wieder mit seiner ganzen Land- und Seemacht, um diesmal den Beherrscher von Cochin völlig zu vertilgen. Er konnte ein Heer von sechzigtausend Mann in's Feld stellen, und war mit Feuergewehr versehn. Dagegen kamen die Truppen des Königs von Cochin wenig in Betracht, theils ihrer weit geringeren Anzahl, theils ihrer unzuverlässigen Gesinnung wegen, so daß Pereira fast auf sein Portugiesisches Häuflein beschränkt war. Nur die erstaunenswürdige Tapferkeit der Besatzung, der Geist des Führers und die Ueberlegenheit der Europäischen Kriegskunst machten die Vertheidigung möglich. Alle Angriffe des Samorin blieben vergeblich. Nach sechs Monaten gab er voll

Unmuth und Scham einen Krieg auf, der ihm achtzehntausend Menschen gekostet hatte. Pereira's That fand so allgemeine Bewunderung, daß man ihn bei seiner Rückkehr nach Lissabon mit lautem Jubel empfing und ihn feierlich in die Domkirche führte, wo ihm der Bischof von Viseo eine Lobrede hielt. Auch er gehörte zu den uneigennützigen Helden, denen schon am Ruhme genügt; er hatte ein ansehnliches Geschenk des dankbaren Beherrschers von Cochin ausgeschlagen, und bloß um ein schriftliches Zeugniß seiner dort verrichteten Thaten gebeten. König Emanuel gab ihm nachher eine Befehlshaberstelle in Guinea. Dort erlag seine Redlichkeit den Ränken seiner Feinde, und auf eine verleumderische Anklage ward er in Ketten nach Lissabon gebracht, und dort in den Kerker geworfen. Die Zeit entdeckte seine Unschuld, man gab ihn wieder frei, dachte aber nicht weiter an seine vormaligen Verdienste, und ließ ihn in Armuth sterben*).

Don Francesco de Almeida, welcher die 1505 abgehende, aus zwei und zwanzig Schiffen bestehende Flotte befehligte, hatte den Auftrag, nur die Lastschiffe mit Ladungen zurückzuschicken, die andern Fahrzeuge aber als eine stehende Flotte in Indien zu behalten. Er sollte den Titel eines Vicekönigs annehmen, aber erst, wenn er an einigen bezeichneten Stellen Festungen angelegt haben würde. Almeida fing an, den Indern Gesetze vorzuschreiben. Die erste Bedingung der Verträge, die er mit den dortigen Fürsten abschloß, war, daß sie die Oberhoheit des Königs von Portugal und ihre Zinspflichtigkeit anerkannten, und die Anlage von Factoreien, selbst von Citadellen in ihren eignen Hauptstädten, zuließen. Die Portugiesen bestimmten den Preis, den sie für die Waaren zahlen wollten, und zwangen die Eingebornen, keinem Andern zu verkaufen, bis sie nach ihrem Gutdünken mit Vorräthen versehen waren**). Diese Ansprüche mußten den Indern als die lästigsten Anmaßungen erscheinen, und sie hatten um so gerechtern Anlaß zum Klagen, da Almeida die Bedrückungen habsüchtiger Unterbefehlshaber nicht mit dem erforderlichen Nachdruck ahndete; aber die Versuche, die sie machten, sich des Joches zu erwehren, scheiterten an

*) Der Bischof Osorius kann sich hierbei eines strafenden Blicks auf Diejenigen nicht enthalten, welche die Fürsten zu einem solchen Undank verleiten: Tantum valet saepe numero quod est opera malevolorum hominum optimorum regum auribus inculcatum, ut eos a virtute debitis muneribus afficiendu, in quo maxime laudis regiae magnitudo consistit, abducat. De rebus Emmanuelis, L. IV. p. 112. vers. Ed. Colon.

**) Lafitau, T. I. p. 268.

der unbezwinglichen Tapferkeit Almeida's und seiner Krieger. Sein Sohn Lorenzo, der erste Portugiese, der nach Ceylon, dem Vaterlande des Zimmts, kam, erwarb unsterblichen Heldenruhm. An der Spitze von elf Schiffen trieb er zweihundert feindliche in die Flucht, die der Samorin mit Anstrengung aller seiner Kräfte ausgerüstet hatte. Nach diesem Verluste erwartete der Indische Fürst die Demüthigung seiner Feinde von dem Sultan Kansu. Sultan Kansu von Aegypten und Syrien, der durch die Ausbreitung des Handels der Portugiesen beträchtlich litt, weil diese, nicht zufrieden in Indien reiche Ladungen einzunehmen, die Sperrung des Persischen und Arabischen Meerbusens beabsichtigten, und also die Quelle von Reichthümern, welche ihm durch diesen wichtigen Zwischenhandel zuflossen, zu vernichten drohten. Die Venetianer, dadurch nicht weniger beeinträchtigt und bedroht, und bemüht, den Todesstoß, der einem ihrer ergiebigsten Handelszweige drohte, abzuwenden, ermunterten den Sultan zum Kriege, und unterstützten ihn mit Kanonen und andern Bedürfnissen *). Der Sultan beschloß daher, eine Flotte vom rothen Meere aus in die Indischen Gewässer zu senden. Der Vicekönig sandte ihr seinen Sohn an der Spitze einiger Schiffe entgegen. Lorenzo gerieth in eine gefährliche Lage, wollte sich aber durchaus nicht zurückziehen, auch als ihm eine feindliche Stückkugel den halben Schenkel weggerissen hatte, nicht vom Verdeck weggebracht seyn, sondern fuhr fort, seine Befehle zu ertheilen, und die Mannschaft zu ermuntern, bis eine zweite Kugel ihn tödtete. Der Rest der Mannschaft vertheidigte sich noch, bis kein Unverwundeter mehr am Bord, und alles Pulver verschossen war **). Den so heldenmüthig gefallenen Sohn rächte der Vicekönig auf das vollständigste. Nachdem er Verstärkungen aus Portugal erhalten hatte, griff er die Feinde an, und erfocht einen glänzenden Sieg, durch den die Mohammedanische Flotte fast gänzlich vernichtet wurde (3. Febr. 1509). Noch in demselben Jahre wurde er nach Portugal zurückgerufen, und hatte nach so großen Thaten in Indien das Unglück, auf der Rückreise an der Africanischen Küste von wilden Hottentotten erschlagen zu werden. Sie hatten bei einem entstandenen Streite einige von der Schiffsmannschaft verwundet, und dafür hatte er sie züchtigen wollen. Fünf und sechzig Portugiesen, unter ihnen elf der angesehensten Officiere, fielen an diesem unglücklichen Tage mit ihm.

*) Daru, Histoire de Venise. T. III. p. 57.
**) Barros, a. a. O. Th. II. S. 61.

Der Schwung, den diese wunderbaren Erfolge der Portugiesischen *Nation* gaben, trieb sie zu Anstrengungen, die weit über ihre *materiellen* Kräfte zu gehen schienen, sie aber eben darum auf den höchsten Gipfel des Ruhmes, den sie je erreichte, brachten. Triebfedern sehr verschiedener Art, Ehrgeiz, Begeisterung für den Nationalruhm, Bekehrungseifer, Gewinnsucht, mischten sich, aber die Thaten, die sie hervorriefen, glänzen unsterblich neben den größten, welche die Geschichte verzeichnet hat.

---

10. Alfons von Alboquerque.

Dem Almeida folgte in der Statthalterschaft Alfons von Alboquerque, der den größten Männern seines Jahrhunderts mit Recht zugezählt wird. Schon ehe er Statthalter ward, hatte er ein Geschwader angeführt, mit dem er den wichtigen Staat von Ormus angriff. Ormus liegt auf einer kleinen, unfruchtbaren Insel, da diese aber den Eingang in den Persischen Meerbusen beherrscht, so war sie der Sitz eines wichtigen und ausgebreiteten Handels geworden. Alboquerque's Erscheinung brachte den Herrscher von Ormus zu dem Versprechen, der *Krone* Portugal einen jährlichen Zins zu zahlen (1507). Als er fragen *ließ*, wie er es mit dem Tribute halten sollte, den er bisher dem Könige von Persien hatte zahlen müssen, schickte ihm Alboquerque einige Degenspitzen und Kanonenkugeln, diese sollte er den Persischen Gesandten überreichen, und ihnen dabei sagen, in solcher Münze bezahlten die Schutzgenossen des Königs von Portugal, wenn ein Anderer ihnen Tribut abforderte. Schon hatte Alboquerque den Bau einer Festung angefangen, als er den König treulos erfand und zum Schwerte griff. So ungleich der Kampf war, würde er doch wol Ormus unterworfen haben, wenn ihn nicht drei seiner Hauptleute mit ihren Schiffen verlassen hätten. Ein zweiter Zug gegen die Insel, den er im nächsten Jahre unternahm, war nicht glücklicher. Doch schwur er im Weggehen, sich nicht eher den Bart abnehmen zu lassen, bis er Ormus wiedergewonnen hätte.

Als er bald darauf Generalcapitain wurde, überließ sich sein großer Geist den kühnsten Entwürfen, um die Portugiesen zum herrschenden Volke an den Küsten und in den Gewässern von Indien zu erheben. So viele Hindernisse ihm auch das Mißtrauen des Portu-

giesischen Hofes, der, um Einen Mann nicht allzumächtig werden zu lassen, in Indien mehrere Statthalterschaften errichten wollte, dann der Neid, die Eifersucht und der böse Wille seiner Untergebenen in den Weg legten; seine Klugheit und Standhaftigkeit überwanden Alles. Er dachte auf einen bequemen Mittelpunkt der Herrschaft in Ostindien, und erwählte mit großer Einsicht Goa dazu, dessen Lage auf einer kleinen Insel in der Mitte der Malabarischen Küste sich trefflich dazu eignet, den ganzen Handel derselben zu beherrschen. Die Stadt ward eingenommen (1510), aber bald erschien Hidalchan, der Beherrscher derselben, ein Vasall des Königs von Decan, an der Spitze eines Heeres von sechzigtausend Mann und belagerte die Portugiesen. Alboquerque mußte die Stadt räumen und sich auf seine Schiffe begeben, bis ihn die Ankunft von Verstärkungen aus Europa in den Stand setzte, einen abermaligen Angriff zu machen. Am 25. November 1510 eroberte er Goa zum zweiten Male, und traf nun alle Anstalten, um es zu erhalten, und zum Hauptsitze der Portugiesischen Macht in Ostindien zu erheben. Mehr als einmal bewährte sich Alboquerque's Weisheit bei der Wahl dieses Ortes, denn in mancher drohenden Gefahr verdankten die Portugiesen allein dem Besitz von Goa die Erhaltung ihrer Macht in Indien. Almeida hatte sein Augenmerk hauptsächlich auf die Herrschaft zur See gerichtet; Alboquerque hielt die Behauptung derselben für unmöglich, wenn sie nicht in wohlbefestigten Besitzungen auf dem Lande eine sichere Grundlage hätte.

Im nächsten Jahre (1511) unternahm er einen Zug gegen Malacca, den wichtigsten Stapelplatz des Hinterindischen Handels, wo Chinesische und Arabische Kaufleute zusammen trafen. Die Eroberung dieser Stadt, die mit einer zahllosen Menge von Geschütz vertheidigt wurde, kostete den achthundert Portugiesen, welche sie unternahmen, außerordentliche Anstrengung. Zweimal mußte Alboquerque den Angriff von Neuem beginnen, und als er schon in die Stadt eingedrungen war, wurde noch neun Tage innerhalb derselben gefochten*). Alboquerque sorgte sogleich für die Anlage starker Befestigungen, und traf so weise Einrichtungen zum Schutze des Handels, daß die fremden Schiffe noch zahlreicher nach Malacca strömten als vorher. Jetzt ward auch den mächtigsten Königen Indiens der Portugiesische Name furchtbar; Alboquerque empfing zu Malacca Gesandtschaften aus

*) Barros, Th. II. S. 196.

Siam, Java und Sumatra, deren Beherrscher seine Freundschaft suchten. Ein Theil der Flotte drang weiter vor, und kam bis zu dem Vaterlande der feinsten Gewürze, den Molukken.

Von Glück und Sieg gekrönt eilte der unermüdliche Mann nach Goa zurück, welches er von den Feinden angegriffen und hart bedrängt fand. Mit Hülfe einiger aus Europa angelangten Verstärkungen schlug er die Belagerer und befreite die Hauptstadt. Selbst von Abyssinien und Ormus kamen jetzt Gesandte an den großen Alboquerque; nah und fern schienen die Fürsten mit einander zu wetteifern, sich um die Freundschaft des Königs von Portugal zu bewerben.

Dem ausdrücklichen Befehle des Königs Emanuel und seinem eignen Gelübde zufolge, unternahm Alboquerque 1515 einen Zug gegen Ormus, dessen König den Tribut, zu dem er sich verpflichtet, nur sehr unwillig entrichtete, und den Portugiesen die von Alboquerque angelegte Festung nicht einräumen wollte. Alboquerque's schneeweißer Bart war indessen so lang geworden, daß er ihm bis über den Gürtel hinabreichte. Mit sieben und zwanzig Schiffen, die funfzehnhundert Portugiesen und siebenhundert Indier an Bord hatten, erschien er vor Ormus, zwang den König, ihm die Festung zu überliefern, und sein eigenes Geschütz herzugeben, um sie zu besetzen. Damit beschloß er die lange Reihe seiner glänzenden Thaten; denn als er nach Goa zurücksegeln wollte, erhielt er unterweges von seinem Könige seine Entlassung, vermöge der schon oben erwähnten Politik der Herrscher. Und was ihm diesen Schlag noch schmerzlicher machte, war, daß mit dem neuen Oberbefehlshaber zugleich zwei Menschen zur Bekleidung ansehnlicher Stellen ankamen, die er einst zur Strafe ihrer Unthaten als Gefangene nach Portugal geschickt hatte, und die vorzüglich an seinem Sturze Schuld waren. Schon entkräftet von einer gefährlichen Krankheit, empfing er durch diese Nachricht vollends den Todesstoß. Zitternd schrieb er noch auf dem Schiffe an den König: „Dies ist der letzte Brief, Señor, den ich an Ew. Hoheit in tödtlichen Zuckungen schreibe, nachdem ich so viele mit froherem Herzen an Sie geschrieben habe, so oft es mir gelungen war, Ihnen Dienste zu leisten. Ich habe in diesem Lande einen Sohn, er heißt Blas d'Alboquerque. Ich flehe Ew. H. an, ihn den Lohn für die Dienste seines Vaters ernten zu lassen. Was Indien betrifft, so wird es selbst für sich und mich sprechen." — Er wollte Goa gern noch einmal sehen; er sah es, und entschlummerte kurz vorher, ehe sein Schiff in den Hafen einlief

(16. Sept. 1515). Alboquerque war von schöner Gestalt, seine Züge waren freundlich und einnehmend, im Zorn aber war sein Blick furchtbar. Im Umgang war er munter und angenehm, und sehr reich an witzigen Einfällen. Seine Soldaten betrauerten ihren Vater in ihm, die Bewohner der von ihm bezwungenen Städte verdankten ihm die Einführung einer guten polizeilichen Ordnung und besserer Gesetze, die besiegten Völker rühmten dankbar seine Menschlichkeit und Mäßigung. Doch wird ihm vorgeworfen, daß sein Zorn, der, wenn er gereizt ward, mit großer Heftigkeit ausbrach, ihn zuweilen zu übereilten Todesurtheilen und Grausamkeiten verleitet habe. Viele Jahre nach seinem Tode wünschte man, seine Gebeine in Lissabon zu haben, aber die Einwohner von Goa konnten nur erst nach langem Streit durch einen päpstlichen Befehl bewogen werden, diesen theuern Ueberrest ihres großen Statthalters herauszugeben, dessen Schatten sie bei den Bedrückungen, die sie von seinen Nachfolgern erfuhren, oft mit Wehmuth anriefen.

Nach Alboquerque's Tode wurden die Entdeckungen und Eroberungen noch weiter ausgedehnt. Die Portugiesen machten sich zu Herren der Molukken, errichteten Niederlassungen auf Ceylon und der Küste Coromandel, und Factoreien auf den Sundischen Inseln; 1535 eroberten sie das wichtige Diu; 1542 kamen sie nach Japan, und knüpften dort, so wie später auch in China, einen einträglichen Handelsverkehr an. Dennoch muß die Verwaltung Alboquerque's *als die* schönste Blüthe der Portugiesischen Herrschaft in Indien betrachtet werden. Von den Befehlshabern, die ihm folgten, waren die Meisten nicht im Stande, ihn zu ersetzen; ihre Führung diente nur, den Verlust dieses außerordentlichen Mannes recht fühlbar zu machen. Noch gaben zwar die Portugiesen Proben großen Heldenmuthes, die einheimischen Fürsten, die es versuchten, wider sie aufzustehen, fühlten ihren tapfern Arm; aber die Begeisterung der ersten Zeit, die so bewundernswürdige Thaten vollbracht, erlosch allmählig, und machte niedern Leidenschaften Platz. An die Stelle des alten Heldeneifers trat bald ein höchst verderblicher Kaufmannsgeist. Je leichter es war, große Reichthümer zu erwerben, je mehr stieg die Habsucht; erschlaffende Weichlichkeit und Ueppigkeit nahmen überhand; in der Verwaltung wurden grobe Mißbräuche herrschend, die wichtigsten Aemter nach Reichthum, Gunst und Familienverbindungen vergeben*). Auch die große

*) Saalfeld Geschichte des Portugiesischen Kolonialwesens in Ostindien, S. 264.

Ausdehnung der Küsten, an denen sich diese Besitzungen befanden, machte die Aufsicht schwierig, Eigennutz und Willkür konnten um so ungestörter überhand nehmen. So bereitete sich schon früh im Innern der Portugiesisch-Indischen Herrschaft ein Verderben vor, welches es den späterhin von außen her gegen sie geführten Stößen leicht gemacht hat, sie umzustürzen, und bis auf wenige Trümmer ihrer ursprünglichen Größe zu zerstören.

---

11. Entdeckung von Neuspanien. Erste Erfolge des Cortez.

(1517—1519.)

Wir kehren jetzt wieder zu den Spaniern in America zurück. Cuba, welches unter der klugen Verwaltung seines Eroberers, des Diego Velasquez, einer großen Blüthe genoß, und daher die Mittel zu neuen Unternehmungen leicht hergab, schien für solche auch ein vorzüglicher Ausgangspunkt zu seyn, da es sich unter den Spanischen Besitzungen am weitesten nach Westen hin erstreckte, und Columbus behauptet hatte, ein weiteres Vordringen nach dieser Weltgegend würde zu noch viel wichtigeren Entdeckungen als alle bisherigen führen. Der von einer solchen Autorität empfohlenen Richtung folgend, entdeckte Hernandez Cordova 1517 die Küste von Yucatan, und fand zu seinem Erstaunen die dortigen Eingebornen in baumwollene Gewänder gekleidet, überhaupt in einem ganz anderen Zustande als die Wilden der Inseln. Sie waren überdieß so kriegerisch, daß sie bei einer Landung, welche die Spanier machten, um frisches Wasser einzunehmen, zwei und funfzig derselben erschlugen. Selbst mit gefährlichen Wunden bedeckt, blieb dem Cordova nichts Anderes übrig, als nach Cuba zurückzusegeln, wo er wenige Tage nach seiner Ankunft starb.

Aber dieses Mißgeschick schreckte so wenig, es reizte vielmehr die gewonnene Kunde so sehr, daß man sich dazu drängte, an einer neuen Ausrüstung, die Velasquez betrieb, Theil zu nehmen. Führer derselben war Johann von Grijalva. Er verließ Cuba im Frühling 1518, landete an dem Orte, wo Cordova jene Niederlage erlitten hatte, um die Indianer dafür zu züchtigen, und schlug sie, aber nicht ohne tapferen Widerstand erfahren zu haben. Als die Schiffe hierauf weiter an der Küste hinsegelten, sahen die Spanier zu ihrem Erstaunen Ortschaften mit steinernen Häusern und Thürmen, und in der Erinnerung an das

Vaterland, mit dem man hier in so fern Aehnlichkeit fand, gab Grijalva dem Lande den Namen Neuspanien. An einigen Orten, wo er die Küste betrat, bewirkte der Schreck, den sein Sieg im Lande verbreitet hatte, eine freundliche, ehrerbietige Aufnahme. Alles, was die Spanier sahen, erhöhte ihre Vorstellungen von dem Anbau und dem Reichthum des Landes, welches sie gefunden hatten, und von der Civilisationsstufe seiner Einwohner. Diese sagten ihnen, daß sie Unterthanen eines mächtigen Monarchen, Namens Montezuma, seyen, dessen Herrschaft sich noch über viele andere Provinzen, die zusammen das Mexicanische Reich bildeten, erstrecke. Unter diesen Umständen hielt Grijalva den Plan, mit den ihm zu Gebote stehenden Hülfsmitteln hier eine Colonie zu gründen, für zu kühn, und kehrte daher nach Cuba zurück. Velasquez hingegen brannte vor Begierde, die gemachte Entdeckung, die alle seine Erwartungen weit übertraf, so vollständig als möglich zu benutzen. Er bereitete daher eine neue, weit bedeutendere Ausrüstung vor, da er aber in sich selbst den erforderlichen Geist und Muth nicht fühlte, so wollte er sie einem andern Anführer vertrauen, und zwar suchte er einen Mann, der mit diesen Fähigkeiten keinen Ehrgeiz vereine, so daß er den Hauptgewinn und die Ehre, die Besitzungen der Krone Spanien außerordentlich erweitert zu haben, ihm willig überlassen würde.

Er wählte nach einigem Schwanken den Ferdinand Cortez, der, um einen Schauplatz für Thaten, nach denen sein feuriger Geist dürstete, zu finden, im Jahre 1504 als ein neunzehnjähriger Jüngling nach St. Domingo gekommen, dann mit Velasquez nach Cuba gegangen war. Schon damals hatte er solche Proben von Geistesgegenwart und Unerschrockenheit gegeben, daß man Ungemeines von ihm erwarten konnte. Indeß hätte nicht viel gefehlt, so wäre seine Laufbahn früh geendet gewesen, denn er hatte an einem heimlichen Einverständniß gegen Velasquez thätigen Antheil genommen, und war von diesem zum Tode verurtheilt worden. Die Sache war indeß ausgeglichen worden und schien jetzt, wo sechs Jahre darüber verflossen waren, vergessen. Cortez erhielt die Bestallung zu seinem neuen Berufe, und zur Ausführung desselben elf Schiffe, wovon die meisten nur offene Barken waren. Aber die Klugheit und der Eifer, die er bei der Ausrüstung und Truppenwerbung entwickelte, reizten auch seine Feinde und Neider. Sie erweckten den schlafenden Argwohn im Herzen des Velasquez, so daß ihn seine Wahl zu reuen anfing. Cortez merkte dies nicht sobald,

als er schnell absegelte und an anderen Punkten der Insel die Ausrüstung vollendete. Velasquez entsetzte ihn nun zwar förmlich des Commando's und befahl seine Gefangennehmung, aber Cortez hatte die Herzen der Angeworbenen schon so zu gewinnen gewußt, daß sie ihm, als er seinen offenen Bruch mit dem Statthalter erklärte, Treue und Ergebenheit verhießen, und selbst auf die Abreise von der Insel drangen. Sie geschah am 10. Februar 1519. Die ganze Mannschaft, mit der einem mächtigen Königreiche Gesetze vorgeschrieben werden sollten, bestand — das Schiffsvolk ungerechnet — aus 508 Soldaten, die vierzehn kleine Kanonen führten. Die Reiterei bildeten sechzehn Mann, und von dem gesammten Fußvolk waren nur dreizehn mit Flinten bewaffnet.

Die erste Landung geschah an dem Orte, wo Grijalva von den Eingebornen so freundlich aufgenommen worden war. Cortez aber fand sie wiederum feindselig, und mußte sie mit Waffengewalt zu einem Friedensvertrage bringen. Er schiffte sich hierauf wieder ein, und landete an dem Orte, wo jetzt das Fort St. Juan de Ulloa liegt. Hier fanden sich die Indianer zahlreich zu einem friedlichen Verkehre ein. Ein besonders günstiger Umstand war es, daß man mit ihnen durch eine Indianerin unterhandeln konnte, welche sowohl das Mexicanische verstand, als das Yucatanische, dessen wiederum ein Spanier mächtig war, da er acht Jahre unter diesen Indianern als Gefangener gelebt hatte. Cortez versetzte die Mexicaner durch das Schauspiel Europäischer Kriegsübungen, das er ihnen gab, in staunende Ehrfurcht. Der Donner des Geschützes, die Reiter, die mit ihren Pferden ein monströses Ganzes schienen, ließen sie glauben, daß die Ankömmlinge höhere Wesen seyen. Montezuma*) erhielt durch seine Statthalter schleunigst Nachrichten und durch Indianische Maler ziemlich gute Abbildungen von den Fremden und ihren Wunderdingen. Zugleich wurde ihm berichtet, daß Cortez begehre, nach der Hauptstadt zu kommen, denn er habe Aufträge von dem mächtigsten Monarchen der Ostländer an den Montezuma, die er nur ihm selbst anvertrauen dürfe. In Kurzem erschienen Gesandte von dem Könige an Cortez, welche ihm reiche Ge-

*) Dieses ist die unter uns gewöhnlichste Art, den Namen zu schreiben, aber nicht der ursprüngliche Laut desselben, sondern eine Erweichung des fremdartigen Mexicanischen für Europäische Ohren. Der alte ächte Name ist Motecuhcuma gewesen. So schreibt ein vorzüglicher Kenner der Sprache, der Franciscaner Torquemada in seiner Monarquia Indiana.

schenke brachten, aber auch die Aufforderung, das Reich zu verlassen. Als Cortez bei seinem Verlangen blieb, kam eine zweite Botschaft, welche die Weisung der ersteren wiederholte, und noch größere Geschenke hinzufügte. Aber was ihn zur Rückkehr bewegen sollte, verstärkte nur seine Begierde, ein solches Land zu gewinnen. Er bestand auf dem Besuch, und machte Anstalten zur Anlegung einer Spanischen Stadt im Mexicanischen Gebiete.

Indeß fühlte er die Nothwendigkeit, ehe er weiter vorwärts ging, seine eigene Stellung mehr zu sichern. Es gab unter den Truppen Mißvergnügte, die aus Zaghaftigkeit Heimkehr wünschten, Andere, die als Anhänger und Freunde des Velasquez den Anführer als einen Abtrünnigen und Rebellen betrachteten. Cortez benahm sich mit außerordentlicher Klugheit, indem er Alles auf die Entscheidung der Seinen ankommen zu lassen schien, während er sie auf das Geschickteste leitete. Er ertheilte den Befehl zur Einschiffung, und hatte die Freude, ein lautes Murren dagegen zu vernehmen, so daß der Beschluß zu bleiben und auf dem betretenen Wege fortzuschreiten, von der großen Mehrheit der Truppen gefaßt ward. Die Frage über die Befehlshaberwürde wurde von dem für die neue Stadt im Namen des Königs eingesetzten Colonie-Verwaltungsrathe verhandelt. Cortez legte vor diesem, der aus seinen treuesten Freunden zusammengesetzt war, feierlich seine Bestallung und seinen Befehlshaberstab nieder, und ersuchte die Mitglieder, nach ihrer besten Einsicht den Würdigsten im Heere zum Feldherrn zu wählen. Man kann leicht denken, daß kein Anderer als Cortez erwählt ward. Der Verwaltungsrath ernannte ihn zum General-Capitain und Oberrichter der Colonie bis auf weitere Befehle des Königs. Diese Form war sehr wichtig, denn sie reinigte ihn von dem Flecken, das Befehlshaberamt willkürlich und eigenmächtig zu führen.

Er rückte nun in das Gebiet des Kaziken von Cempoalla. Dieser, längst unzufrieden mit der drückenden Herrschaft Montezuma's, ergriff begierig die Gelegenheit, das verhaßte Joch abzuschütteln, und verband sich förmlich mit ihm. Dasselbe that der Kazike von Chiahuitztlan, in dessen Gebiet die neue Colonie angelegt wurde, genannt die reiche Stadt des wahren Kreuzes (Villa rica de la vera cruz, gewöhnlich abgekürzt Veracruz). Cortez hielt es nun für dringend nöthig, dem Kaiser Karl V., dem damaligen Beherrscher Spanien's, von Allem, was geschehen war, Bericht abzustatten. Er malte die Aussichten bei der Eroberung eines solchen Reiches, die Vortheile davon für die Krone

mit glänzenden Farben und verschwieg sein Verhältniß zu Velasquez nicht, ohne doch um die Befehlshaberstelle für sich geradezu zu bitten. Dieses that der Verwaltungsrath der Colonie in einem besondern Briefe, worin er die Verdienste des Feldherrn hervorhob. Noch war das Schiff, welches die mit der Ueberreichung dieser Schreiben beauftragten Freunde des Cortez nach Spanien bringen sollte, nicht abgesegelt, als eine Verschwörung von Anhängern des Velasquez entdeckt wurde, diesem, vermittelst eines Schiffes, dessen man sich heimlich bemächtigen wollte, von der Absendung der Berichte Kunde zu geben, damit er zuvorkommen könne. Cortez bestrafte die Rädelsführer mit dem Tode, um aber für die Zukunft gegen ähnliche Entwürfe gesichert zu seyn, und seinen Soldaten zugleich nur die Wahl zwischen Sieg oder Untergang zu lassen, faßte er den kühnen Entschluß, die sämmtlichen Schiffe auf den Strand laufen und zerstören zu lassen. Es geschah unter allgemeinem Beifall der Truppen. So ließen sich, sagt Robertson, mit einem Aufschwunge von Heldenmuth, der in der Geschichte seines Gleichen nicht hat, fünfhundert Menschen freiwillig in ein feindliches, mit mächtigen und unbekannten Völkern erfülltes Land einschließen, und entsagten durch Vernichtung der Mittel zu entkommen, jeder Zuflucht als der in ihrem Muthe und ihrer Ausdauer liegenden.

Nun begann der Zug in's Innere des Landes. Cortez wählte den Weg durch das Gebiet der Tlascalaner, einer kriegerischen Völkerschaft, die ihre Unabhängigkeit gegen das Mexicanische Reich tapfer behauptet hatte. Sie widersetzten sich seinem Durchzuge mit den Waffen, aber nachdem ihre außerordentliche Ueberzahl gegen die Spanische Tapferkeit, Kriegskunst und bessere Waffen vergeblich gestritten hatte, sie in mehreren Treffen besiegt worden waren, schlossen sie Frieden, und erkannten sich, nach Cortez Verlangen, als Vasallen der Castilischen Krone. Sie nahmen die Spanier in ihrer Hauptstadt, über deren Größe, Schönheit und treffliche Anstalten diese erstaunten, mit Ehrerbietung wie höhere Wesen auf, und brachten ihnen Lebensmittel in Ueberfluß.

In Cholula, der nächsten großen und volkreichen Stadt, wohin Cortez kam, erfuhr er durch seine Dolmetscherin, daß die Einwohner ihn nur willfährig eingelassen hätten, um ihn desto sicherer in der Nacht zu überfallen, und die Spanier zu ermorden. Sogleich bemächtigte er sich der Oberhäupter, hielt sie in Verwahrung, und ließ plötzlich seine Soldaten unter die Einwohner einhauen, und ihre Häuser anzünden. Sechstausend Menschen sollen hier um's Leben gekommen seyn,

die Uebrigen flohen. Jetzt verzieh er den eingesperrten Häuptern, ließ sie wieder frei, und erlaubte ihnen, die Entflohenen zurückzurufen. Die Cholulaner verbanden sich nun gleichfalls mit ihm, und auf dem weitern Marsche ward sein Anhang immer größer und mächtiger. Keiner der ihm beigetretenen Stämme hing jedoch so sehr an ihm, als die Tlascalaner. Diese waren ihm zu Tausenden gefolgt und bereit, ihn in seinen Kämpfen kräftig zu unterstützen.

---

12. Eroberung des Mexicanischen Reiches.
(1519—1521.)

Als Cortez die Unterwerfung des mächtigen Mexicanischen Reiches unternahm, bestand es noch nicht volle drei Jahrhunderte*). Die Civilisation, welche die Spanier darin antrafen und bewunderten, war gleichfalls keine dem Lande, so weit das Andenken der Menschen reichte, eigenthümliche, sondern eine von Völkern, die aus Nordwesten kamen, dahin gebrachte. Zu diesen gehörten die Azteken, der herrschende Stamm in Neuspanien. Es waren die Azteken um das Jahr 1160 unserer Zeitrechnung von ihren früheren Sitzen, nordwärts vom Meerbusen von Californien, aufgebrochen**), und allmählig weiter gegen Süden vordringend, bis an den See von Tezcuco gekommen, wo sie im Jahre 1325***) die Stadt Tenochtitlan, nachher Mexico genannt, gründeten, den Mittelsitz ihres Reiches. Sie wurden damals von einer Anzahl adeliger Häuptlinge aristokratisch regiert, da sie sich aber gegen die

---

*) Die Azteken kannten die Buchstabenschrift nicht, aber sie hatten das Andenken an die Begebenheiten ihrer Vorfahren in zahlreichen hieroglyphischen Gemälden aufbehalten, deren allergrößter Theil durch den Fanatismus der Spanier zerstört wurde. Aus den Ueberresten derselben und noch mehr aus dem Munde derer, welche sie alle noch gesehen, ist eine Geschichte niedergeschrieben worden, die grade wegen ihrer Ausführlichkeit Mißtrauen erregt, aber doch in ihren Grundlagen ohne Zweifel auf Wahrheit beruht. Da die Deutung der Hieroglyphen nicht ohne Schwierigkeit ist, so kommen in den chronologischen Angaben große Abweichungen vor. Ich folge in den obigen Bestimmungen dem Clavigero. Ueber den Grad und den Umfang der Kenntnisse der Mexicaner würden wir ganz anders urtheilen können, wenn die Spanier nicht die Bewahrer derselben, die Aztekischen Priester fast gänzlich ausgerottet hätten. S. v. Humboldt Versuch über den politischen Zustand des Königreichs Neu-Spanien, Bd. I. S. 127.

**) Clavigero, Geschichte von Mexico, deutsche Uebersetz. Th. I. S. 172.

***) Daselbst Th. II. S. 320.

Nachbarn schwach fühlten, und größerer Einheit der Maßregeln zu bedürfen glaubten, führten sie im Jahre 1352 das Königthum ein. Wirklich wurden sie von der Zeit an ihren Nachbarn furchtbar und breiteten ihre Herrschaft aus. Aber die monarchische Regierung artete in Despotismus aus, der allmählig immer drückender wurde, besonders für die untern Stände; der Adel war im Besitz großer, für das Ganze verderblicher Vorrechte. Als die Spanier in das Land kamen, lebte das Volk in großer Armuth, während der Kaiser, die Prinzen, der Adel und die Priester allein die fruchtbarsten Ländereien besaßen, und die Statthalter in den Provinzen sich ungestraft die härtesten Erpressungen erlaubten. Die zuletzt unterworfenen Stämme trugen dieses Joch mit heftigem Unwillen. Unter jenem Montezuma (er war der zweite dieses Namens und der neunte in der Reihe der Aztekischen Könige) erlangte das Reich seine größte Ausdehnung, aber der Druck, den er gegen die neuen Vasallen übte, führte dem Cortez zahlreiche Verbündete zu, und wurde eine der wirksamsten Ursachen seines Unterganges.

Von Cholula aus zog Cortez, trotz fortwährender Gesandtschaften des Montezuma, die ihn zur Umkehr bewegen sollten, der Hauptstadt immer näher. Die Spanier kamen durch so große und volkreiche Städte und durch ein so herrlich angebautes Land, daß ihr Erstaunen von Tage zu Tage wuchs. In der That ist es bewundernswürdig, daß ein Volk, welches weder eiserne Werkzeuge noch Zugvieh hatte, solche Städte bauen konnte. Endlich zeigte sich den Spaniern Mexico selbst in seiner ganzen Ausdehnung, mit seinen weißen Häusern und Tempeln. Die Spanier schätzten die Zahl der Häuser auf etwa sechzigtausend. Die Stadt lag auf einer Insel in dem See Tezcuco mit dem festen Lande durch drei verschiedene Dämme verbunden, auf deren einem Cortez die Seinen vorsichtig heranführte (8. Nov. 1519). Ehe er die Stadt erreichte, kamen ihm tausend, dem Ansehn nach angesehene, Männer, in feine baumwollne Gewänder gekleidet, entgegen, begrüßten ihn ehrerbietig und verkündeten die nahe Ankunft ihres Gebieters. Bald erschien dieser auch selbst auf einem kunstreichen Tragsessel, umringt von seinen Großen und einer zahlreichen, reich gekleideten Dienerschaft. Er begrüßte den Cortez auf eine Weise, wie sie in Mexico nur von Geringeren gegen Höhere gewöhnlich war, so daß die Mexicaner, welche von dem stolzen Monarchen noch nie dergleichen gesehen hatten, fest glaubten, die Fremden müßten von übermenschlichem Ursprunge seyn. In

der Stadt wurde den Spaniern ein sehr weitläufiger steinerner Palast zur Wohnung angewiesen. Montezuma führte den Cortez selbst dort ein und beschenkte die Spanier reichlich. Er erzählte dem Feldherrn von einer Ueberlieferung unter seinem Volke, daß ein Fürst desselben vor uralten Zeiten in die Länder nach Sonnenaufgang gezogen sey, und daß man stets geglaubt, es werde dereinst einer seiner Nachkommen sein Recht auf Land und Volk geltend machen. Er glaube nun, nach Allem, was die Spanier von ihrem mächtigen Könige erzählten, es sey dieses ihr angestammter Herrscher, dem er daher auch sich und sein ganzes Reich unterwerfen wolle.

So gut dieses auch klang, und so freundschaftlich der Empfang war, wußte doch Cortez nicht, wie weit er dem Allen trauen dürfe. Er befestigte sich zwar in seinem Palaste so viel als möglich, und sicherte sich durch geladene Kanonen und die sorgfältigsten Wachen vor einem Ueberfall; doch mußte ihm auf den Fall, daß Montezuma, wie es die Tlascalaner behaupteten, treulos erfunden werde, seine Lage, mitten in einer volkreichen Hauptstadt, aus der ihm der Rückzug so leicht abgeschnitten werden konnte, höchst gefährlich erscheinen. Aber er war schon zu weit gegangen, um scheu zurücktreten zu können, und glaubte den Erfolg seiner bisherigen Kühnheit nur durch eine noch größere sichern zu können. Der Person des Königs selbst wollte er sich bemächtigen, damit er ihm als Geisel gegen sein Volk diene, und sich dann auch in allen Stücken seinem Willen fügen und jede seiner Forderungen befriedigen müsse*). Nur eine so beherzte Seele wie die des Cortez konnte einen solchen Plan entwerfen, vor dem selbst mehrere seiner Officiere erschraken; nur eine so kluge Besonnenheit, als die seine, konnte ihn glücklich ausführen. Sechs Tage nach seinem Einzuge in Mexico begab er sich, nach genauer Verabredung mit seinen Soldaten, in Begleitung seiner besten Hauptleute in die Wohnung des Königs. Man begann damit, diesen über einen Vorfall zur Rechenschaft zu ziehn, der die Spanier in Schmerz versetzt hatte. Der Mexicanische Feldherr Quauhpopoca

---

*) „Nach Allem, schreibt Cortez an Karl V., was ich von dem Lande gesehen, schien mir, daß es dem königlichen Dienste und unserer Sicherheit entsprechen würde, wenn ihr Oberherr sich in meiner Gewalt befände, und nicht in seiner völligen Freiheit, damit er nicht etwa wankend werde im Entschluß und Willen, so er gezeigt, Ew. Hoheit zu dienen; besonders, da wir Spanier ziemlich unverträglich und ungestüm sind, und wenn ihn das etwa zu verdrießen anfinge, er uns vielen Schaden zufügen könnte, und dergestalt, nach seiner großen Macht, daß von uns auch nicht einmal das Gedächtniß verbliebe.“ Drei Berichte des Cortez an Karl V., deutsch von Koppe, S. 78.

hatte die mit den Spaniern verbündeten Völker angegriffen, und die Besatzung von Veracruz war Letzteren zu Hülfe gekommen. In einem Treffen hatten die Spanier zwar gesiegt, aber ihr Befehlshaber und sechs Soldaten waren geblieben, ein achter war lebendig gefangen und getödtet, und dessen Kopf nach der Hauptstadt gesandt worden, um allen Mexicanern zu zeigen, daß die Fremden so gut sterblich wären als andere Leute. Cortez stellte dem Könige dieses feindselige Verfahren als eine schwere Beleidigung des Königs von Spanien vor, die eine große und glänzende Genugthuung erfordere. Montezuma versprach, den Quauhpopoca sogleich kommen zu lassen, und ihn den Spaniern zur beliebigen Bestrafung auszuliefern. Cortez antwortete, daß er für seine Person damit allerdings ganz zufrieden sey, aber die übrigen Spanier hegten gegen den König den Verdacht geheimer Feindschaft, und es sey kein anderes Mittel, sich in dem Zutrauen derselben wieder herzustellen, als daß er sich freiwillig entschlösse, eine Zeitlang mitten unter ihnen zu wohnen. Montezuma antwortete anfangs wie ein Mann, der seine Würde kennt. Cortez blieb bei seinem Begehren. Drei Stunden ward hin und her geredet; endlich rief ein rascher Spanischer Officier: „Wozu so viele Zeit verschwenden! wir müssen ihn entweder mit Gewalt fortschleppen, oder niederstoßen." Der König erschrak über die Stimme und Geberde des Mannes, und fragte, was er gesagt habe. Als er erfuhr, daß sein Leben in Gefahr sey, ergab er sich. Von dem Augenblick an, wo die Spanier ungeschreckt auf seine Hauptstadt losgingen, hatten Kleinmuth und Unentschlossenheit immer mehr überhand in ihm genommen, und die abergläubische Furcht vor der Erfüllung jener Prophezeihung ihn vollends jeder Thatkraft beraubt. Als er hinausgeführt ward, lief das staunende Volk zusammen, entschlossen, die Behandlung, die ihr Gebieter erdulden mußte, zu rächen; er aber winkte mit den Händen und nahm eine heitere Miene an, um seine Unterthanen glauben zu machen, es sey sein eigener Entschluß. Cortez unterließ übrigens nichts, was dem tiefgebeugten Monarchen seinen Zustand erträglicher machen konnte, und begegnete ihm mit ausgezeichneter Höflichkeit. Er blieb von seinen Hofbedienten umgeben, und seine Räthe hatten täglich freien Zutritt zu ihm. Quauhpopoca wurde bald nachher mit seinem Sohn und seinen vornehmsten Hauptleuten, zum Entsetzen aller Mexicaner, lebendig verbrannt, und das auf einem Scheiterhaufen, den man aus mexicanischen Waffen aufgethürmt hatte.

Um sich der Herrschaft noch gewisser zu versichern, bewog Cortez den König, seine klügsten Räthe abzusetzen, und dagegen unfähige anzunehmen, endlich sogar, sich öffentlich und feierlich für einen Vasallen des Königs von Spanien zu erklären. Nur dem Andringen, seinen Götzen zu entsagen und sich zum Christenthume zu bekehren, widerstand er beharrlich. Der Eifer, den Cortez bei dieser und vielen anderen Gelegenheiten für die Einführung des Christenthums zeigte, muß um so mehr gelobt werden, weil der Götzendienst der Mexicaner der schrecklichste war, den es je gegeben hat.. Der furchtbare Gräuel der Menschenopfer befleckt den Götterdienst der meisten heidnischen Völker, aber nirgends hat er in solcher Ausdehnung und mit so großer Grausamkeit geherrscht, wie bei den Mexicanern. Eine der mäßigsten Angaben bestimmt die jährliche Zahl dieser unglücklichen Opfer, wozu besonders die Kriegsgefangenen dienten, auf zwanzig tausend *).

Cortez wollte die Götzen in dem Haupttempel gewaltsam zerstören lassen, als er aber die Wuth des Volkes gewahrte, ließ er von dem gefährlichen Unternehmen ab. Von da ging der Unmuth der Mexicaner gegen die herrischen Fremdlinge in bittern Haß über, der Adel beschäftigte sich eifrig mit Befreiungsplänen. Auch Montezuma ermannte sich, und erklärte dem Cortez, weder seine Götter noch sein Volk wollten das längere Bleiben der Spanier dulden. Um Zeit zu gewinnen, antwortete Cortez, er sey bereit, sein Verlangen zu erfüllen, man müsse nur erst die gehörigen Schiffe bauen. Inzwischen hoffte er Verstärkung aus Spanien zu erhalten, wohin seine Berichte schon vor neun Monaten gegangen waren. Er wußte nicht, daß Velasquez trotz der angewandten Vorsicht von allen Vorgängen Kunde erhalten, und daß von daher ein Gewitter über ihn heraufzog, welches ihn mit einem Schlage um alle Früchte seiner Klugheit und seines Muthes zu bringen drohete.

Als Velasquez nämlich erfahren hatte, daß Cortez sich von aller Verpflichtung gegen ihn völlig losgemacht, und welches Land er im Begriff sey zu erobern, ließ er, von Schmerz, Scham und Rachsucht ergriffen, eine Flotte von achtzehn Schiffen mit achthundert Mann Fußvolk, achtzig Reitern und zwölf Kanonen ausrüsten, und sandte sie nach der Küste von Mexico. Der von ihm ernannte Befehlshaber

---

*) So der den alten Mexicanern gewiß nicht ungünstige Clavigero, Th. I. S. 392. Nach Behauptung des ersten Mexicanischen Bischofs, Zumarraga, wären jährlich, die Erwachsenen ungerechnet, allein mehr als zwanzig tausend Kinder diesem blutgierigen Wahne zum Opfer gefallen. Torquemada Monarquia Indiana. T. II. 120.

Narvaez, hatte den Auftrag, Cortez in Ketten nach Cuba zu schicken, und an seiner Stelle die Eroberungen fortzusetzen. Er stellte nach vollbrachter Landung den Cortez als einen rebellischen Abenteurer vor, und brachte dadurch viele Mexicaner zum Abfall von ihm.

Aber auch in dieser außerordentlichen Gefahr bewahrte Cortez den gewohnten Muth. Er ließ zur Bewachung des Montezuma und der Hauptstadt hundert und vierzig Mann zurück, und ging mit den übrigen dem Narvaez entgegen. Auch nachdem er die Besatzung von Veracruz an sich gezogen hatte, betrug sein Häuflein kaum das Drittel der feindlichen Macht. Einen solchen Gegner glaubte Narvaez verachten zu dürfen und verwarf in stolzer Sicherheit alle Vergleichsvorschläge. Indessen schlichen geheime Boten von Cortez in seinem Lager umher, und gewannen durch Geschenke und Versprechungen einen Theil seiner Truppen. Aber nicht die Künste der Schlauheit allein sollten siegen. In Cempoalla, wo Narvaez stand, wurde er von Cortez und seinen versuchten Kriegern in einer finstern Nacht überfallen, und nach kurzem Gefechte mit sehr geringem Blutvergießen vollständig besiegt. Er selbst empfing tapfer fechtend eine gefährliche Wunde und ward gefangen (27. Mai 1520). Seine Soldaten nahmen mit sehr wenigen Ausnahmen bei Cortez Dienste.

Wohlverstärkt mit einer so bedeutenden Zahl frischer Truppen und gutem Kriegsbedarf, brach dieser nun nach der Hauptstadt auf, wo seine Gegenwart sehr nöthig war. Denn der dort zurückgelassene Befehlshaber hatte inzwischen seine Strenge nachahmen wollen, ohne seine Klugheit zu besitzen, und dadurch eine große Gefahr hervorgerufen. Einer vermutheten Verschwörung zuvorzukommen, hatte er, so treulos als grausam, bei einem festlichen Tanze viele Vornehme überfallen und ermorden lassen. Darüber geriethen Stadt und Land in Aufruhr, und selbst Cortez schnellste Dazwischenkunft konnte die Gährung nicht dämpfen. Die vorher so scheuen Mexicaner fochten jetzt für ihre Götter, ihren Heerd, ihre Weiber und Kinder mit der Erbitterung und Wuth der Verzweiflung. Sie griffen den festen Palast der Spanier an, Cortez that einige Ausfälle, konnte aber den Feind, der sich aus der umliegenden Gegend täglich mehr verstärkte, nicht demüthigen, verlor mehrere Leute, und wurde selbst in der linken Hand verwundet. In dieser Noth wollte Montezuma versuchen, den Streit zu einem gütlichen Ende zu bringen. Er erschien in seinem Königsschmuck auf einer Zinne des Palastes, und verhieß den Abzug der Fremdlinge, sobald die

Mexicaner die Waffen niederlegten. Aber das wüthende Volk schrie ihn mit Verachtung an, und schleuderte einen Hagel von Steinen und Pfeilen auf ihn. Schwer am Kopf verwundet, sank der Unglückliche nieder, und starb nach wenigen Tagen*).

Die Mexicaner setzten indeß den Kampf fort, und thaten von dem hohen Dache eines nahen Tempels durch Steinwerfen den Spaniern großen Schaden. Vergebens waren alle Versuche, sie von diesem Thurm zu vertreiben, bis Cortez selbst, trotz seiner Wunde, sich den Schild an den linken Arm binden ließ, und an der Spitze seiner Tapfersten hinauf drang. Die adligen Mexicaner, die den Tempel besetzt hatten, machten ihm jede Stufe streitig, oben begann ein höchst hitziges und blutiges Handgemenge; Cortez ermunterte die Seinen durch Wort und Beispiel. Zwei Mexicanische Jünglinge, nach dem Heldentode durstend, umfaßten ihn, als er nahe am Rande des Daches stand, und wollten ihn mit sich hinabreißen. Nur seine Stärke und Gewandtheit retteten ihn; er rang sich los, und so stürzten jene allein hinunter**). Nach langer Anstrengung blieben die Spanier Sieger, und steckten den Tempel in Brand.

Aber an eine längere Behauptung seines Platzes dachte Cortez nun nicht mehr. Er gab Befehl zum Ausbruch, und um Mitternacht (1. Juli) trat das ganze Heer in größter Stille den Rückzug an. Sie waren eben auf dem schmalen Damme zusammengedrängt, als von allen Seiten durch die dichte Nacht ein Hagel von Pfeilen und Steinen auf sie herflog. Der See wimmelte von Nachen. Die Bemühung der Spanier, ihre Schätze zu retten, vermehrte noch die tödtliche Verlegenheit des gepreßten Haufens. Am Morgen nach dieser schrecklichen Nacht (noch jetzt in Mexico noche triste genannt) fand Cortez kaum noch die Hälfte seiner Leute beisammen, und konnte sich der Thränen nicht enthalten, da er sie musterte. Mehrere der bravsten Officiere waren theils erschlagen, theils ertrunken; von den treuen Tlascalanern wurden zweitausend vermißt; viele Krieger hatten die Mexicaner lebendig ergriffen, um sie den Göttern zu opfern. Alles Geschütz und Pulver war verloren, fast alle Pferde fehlten, und von den großen Schätzen war nur sehr wenig gerettet.

---

*) Die eigentliche Ursache seines Todes ist dunkel, und wird sehr verschieden angegeben. Der Todestag ist wahrscheinlich der 13. Juni 1520. Clavigero, Th. II. S. 149.

**) Clavigero, S. 146, verwirft diese Erzählung von den beiden Mexicanern, die sich in der That bei denen, die als Augenzeugen geschrieben, nicht findet.

Cortez ward auch in dieser Noth der Trost und das Vorbild seiner Soldaten. Er theilte mit ihnen alle Entsagungen und Beschwerden, die nicht gering waren, da sie, stets von Feindeshaufen umschwärmt, durch ein Land zogen, in dem sie kaum die nothdürftigste Nahrung fanden. Und noch war die größte Gefahr nicht überstanden. Am sechsten Tage ihres Rückzuges nach Tlascala, als sie sich in der Nähe von Otumba befanden, sahen sie von einer Anhöhe herab die ganze weite Ebene vor sich mit Mexicanern bedeckt. Sieg oder Tod konnte auch hier nur die Losung seyn*). Cortez führte die Seinen nach einer kräftigen Anrede in's Treffen, aber ihre geringe Anzahl verlor sich fast in den unzählbaren Schaaren, von denen sie umringt und beinahe erstickt wurden. Da erinnerte sich Cortez, gehört zu haben, daß nach dem Glauben der Mexicaner von dem Schicksal der Reichsfahne der Ausgang jeder Schlacht abhange. Augenblicklich sprengte er mit einigen tapferen Gefährten auf dies Palladium zu, und streckte den Anführer, der es trug, mit der Lanze zu Boden. So wie die Mexicaner dies sahen, stürzten sie sich in sinnlose Flucht. Am folgenden Tage (8. Juli) rückten die Spanier in das treue Tlascala ein.

Obschon dem Untergange nur wie durch ein Wunder entronnen, gab Cortez doch den Gedanken nicht auf, das Mexicanische Reich völlig zu erobern. Selbst unter den Schmerzen einer in der Schlacht erhaltenen Kopfwunde, die seinem Leben eine Zeit lang Gefahr drohte, beschäftigte er sich unaufhörlich mit Plänen dazu. Aber viele seiner Soldaten, besonders der mit Narvaez gekommenen, waren höchst unzufrieden mit seinen neuen Entwürfen, und bestanden auf Rückkehr. Cortez hatte alle seine Klugheit und Ueberredungskunst nöthig, die schon ausbrechende Meuterei zu stillen. Um die Fortschritte der Unzufriedenheit zu hemmen, eilte er, seinen Truppen Beschäftigung zu geben, indem er mit ihnen verschiedene in der Nähe liegende Gebiete und Städte, die sich feindlich erwiesen hatten, unterwarf. Indeß führte ihm das Glück Verstärkungen zu durch Schiffe, die aus Cuba und Jamaica kamen. Die Truppen, die sie am Bord hatten, waren von den dortigen Statthaltern freilich in entgegengesetzter Absicht gesandt, ließen sich aber leicht überreden, in Cortez Dienste zu treten.

*) „Und wahrlich, wir glaubten unsern jüngsten Tag gekommen, nach der großen Macht der Indianer und dem geringen Widerstande, den sie bei uns finden konnten, da wir so ermattet einherzogen, und beinahe Alle verwundet und entmuthigt durch Hunger." Cortez Berichte, S. 170.

Dieser dankte nun die Unzufriedenen aus Narvaez Heere, die noch zurückkehren wollten, ab, und schickte sie nach Veracruz; mit den übrigen aber (fünfhundert funfzig Mann zu Fuß und vierzig zu Pferde) und mit neun Kanonen trat er den 28. December seinen Marsch nach Mexico wieder an, von zehntausend Tlascalanern und andern verbündeten Indianern begleitet. Dort hatte Montezuma's Bruder und Nachfolger im Reiche, Cuitlahuatzin, die Vertheidigung mit großer Einsicht und Thätigkeit vorbereitet, und als ihn die Kinderblattern (die eben erst durch die Spanier ins Land gebracht worden waren und gleich außerordentliche Verwüstungen anrichteten) weggerafft hatten, setzte sein Neffe Guatimozin*), der nun zum Könige erhoben ward, diese Anstalten mit Geist und Geschick fort. Um die Hauptstadt mit Erfolg angreifen zu können, waren durchaus Schiffe erforderlich, ohne welche die Spanier den See nicht beherrschen konnten. Cortez ließ die einzelnen Bestandtheile in den Wäldern von Tlascala zimmern, eine Arbeit, welche unter den ungeübten Händen, die dazu angewandt werden mußten, nur langsam von Statten ging. In der Zwischenzeit gewann er mehrere um den See gelegene Gebiete theils mit Waffengewalt, theils durch gütliche Uebereinkunft. Endlich erschienen achttausend Tlascalanische Sclaven, welche die Balken, Bretter, Masten und alles Uebrige zum Bau der Brigantinen Erforderliche auf ihren Schultern trugen. Nun wurden dieselben mit vieler Feierlichkeit von Stapel gelassen, und ein siegreiches Gefecht gegen eine zahllose Menge Mexicanischer Canoes bewährte ihre Ueberlegenheit. Die Spanier waren noch durch zweihundert neue Ankömmlinge aus Hispaniola verstärkt worden, und viele tausend Eingeborene**) waren als Hülfstruppen zu ihnen gestoßen. Es begann nun der Angriff auf Mexico auf eine so seltsame Art, wie die Geschichte kaum eines ähnlichen gedenkt. Fast täglich drangen die Spanier in die Stadt ein, und steckten dort die Häuser in Brand, wenn sich der Tag aber neigte, zogen sie sich wieder in ihr Lager zurück, um die Arbeit am nächsten Morgen von Neuem zu beginnen***). Nachdem dies schon vier Wochen gedauert

---

*) Richtiger Quauhtemotzin.

**) Clavigero, Th. II. S. 229, giebt ihre Zahl auf 240,000 an.

***) Ueber die Gründe zu diesem Verfahren hört man den Cortez am besten selbst. „Vielleicht bedünkt Ew. Majestät, daß bei der sich täglich erneuernden Gefahr in Wiedereroberung der Gräben und Schanzen es eine Unvorsichtigkeit unsererseits war, nach einmaliger Gewinnung sie nicht zu behaupten, um nicht täglich von Neuem in dieselbe Gefahr und Anstrengung uns begeben zu müssen, welche ohne allen Zweifel groß war. Wissen

hatte, drangen die Truppen endlich auf einen entscheidenden Schlag, und Cortez gab, wiewol ungern, nach. Am 3. Juli 1521 geschah der Angriff. Des Cortez Befehl, eine große und tiefe Lücke im Damm so auszufüllen, daß der Rückzug gedeckt sei, wurde nicht vollzogen, im Taumel und Rausche des Sturms drang man leichtsinnig vorwärts. Zum Schein wichen die Mexicaner anfangs, dann aber wandten sie sich, und durch den Schall einer großen, dem Kriegsgott geweihten Trommel mit religiöser Begeisterung erfüllt, drangen sie so muthig vorwärts, daß die Spanier sich zurückziehen mußten. Zu der Kluft in dem Damme gedrängt, stürzten Viele hinein, Andere wurden von den anstürmenden Mexicanern gefangen. Cortez selbst, der herbeigeeilt war, zu ordnen und zu helfen, war von einigen Mexicanern schon ergriffen, wurde aber durch die Tapferkeit eines Hauptmanns wieder befreit, der das Leben seines Feldherrn mit seinem eigenen bezahlte. Das Loos der Gefangenen war furchtbar. Die Mexicaner schleppten sie, nachdem die Nacht hereingebrochen war, lebendig nach dem Tempel, schlitzten ihnen den Leib auf, rissen ihnen das Herz aus, und opferten es ihren Göttern. Die geretteten Spanier sahen mit Grausen aus der Ferne diesem teuflischen Opferfeste zu, sie sahen die freudetrunkenen Mexicaner jubelnd in dem hell erleuchteten Tempel tanzen, und glaubten die jammernden Schlachtopfer an den Stimmen zu erkennen. Ihr Haar sträubte sich empor. — Cortez hatte in Allem etwa sechzig der Seinigen eingebüßt.

Er ging jetzt zu einem andern Verfahren über, indem er die Häuser in den Straßen, die eingenommen wurden, völlig zerstören ließ. Drei Viertel der Stadt kamen so nach und nach in seine Gewalt, in dem vierten, dem festesten, hielten sich die Mexicaner noch fortwährend mit unbezwinglicher Hartnäckigkeit, und verwarfen alle Vergleichsvor-

---

aber Ew. Majestät, daß dies auf keine Weise geschehen konnte, denn um es zu thun, wäre Eines von Beiden nothwendig gewesen; entweder unser Hauptquartier nach dem großen Platze und der Ringmauer des Götzentempels zu verlegen, oder die Brücken in der Nachtzeit durch angestellte Mannschaft bewachen zu lassen, und das Eine wie das Andere war höchst gefährlich, ja unmöglich. Denn nahm ich mein Hauptquartier in der Stadt, so hätten die Feinde, da ihrer Viele waren, und Unserer nur wenige, nächtlich ja stündlich uns tausendfach geplagt und angegriffen, und die Beschwerde wäre unerträglich für uns geworden, da sie stets von allen Seiten über uns herfallen konnten. Die Brücken aber bei Nacht bewachen zu lassen, war unthunlich, weil die von den Kämpfen des Tages ermatteten Spanier diesen doppelten Dienst nicht ausgehalten haben würden." Berichte, S. 310.

schläge, obschon der Hunger bereits schrecklich unter ihnen zu wüthen begann. So gingen die Angriffe fort, und das Blut floß in immer stärkeren Strömen. Vierzigtausend der Eingeschlossenen wurden in einem Tage niedergemetzelt, besonders durch den furchtbaren Blutdurst der Bundesgenossen *). Auch an diesem Abend gingen die Spanier noch einmal zurück, besonders von dem pestilenzialischen Geruch der unzähligen unbegrabenen Leichname vertrieben, der folgende Tag (13. August 1521) brachte endlich den letzten Sturm und die Einnahme des Restes der Stadt. Guatimozin suchte sich durch die Flucht zu retten, er ward aber eingeholt, und vor Cortez gebracht. „Ich habe gethan," sprach er mit Würde, „was einem König ziemte; ich habe mein Volk auf's äußerste vertheidigt. Jetzt bleibt mir nichts übrig, als der Tod. Fasse diesen Dolch und stoße ihn mir in's Herz."

Die Spanier hatten eine unermeßliche Beute gehofft, und fanden sich sehr getäuscht. Sie trauten es den Besiegten zu, daß sie ihre Schätze wol aus Rachsucht in den See geworfen haben könnten, und waren barbarisch genug, den Guatimozin und einen seiner Vertrauten auf schreckliche Weise zu foltern, um die Stellen zu erforschen, wo das meiste Gold versenkt sey. Doch keine Marter konnte ihnen ein Geständniß abpressen, sey es, daß sie nichts zu entdecken hatten, oder nicht bekennen wollten. Der unglückliche Freund erlag den Folterqualen, worauf Cortez, der die Grausamkeit gar nicht hatte zugeben wollen **), den leidenden König zu befreien befahl.

Die übrigen Provinzen wurden nun auch, eine nach der andern unterworfen. Indeß waren in Spanien die Gegner des seltenen Mannes, der alle diese großen Dinge vollbracht hatte, beschäftigt, ihm statt des Lohnes und Dankes Verderben zu bereiten. Derselbe Bischof Fonseca, der den Columbus mit tödtlichem Hasse verfolgt hatte, war auch ein erbitterter Feind des Cortez. Es erschien ein Bevollmächtigter, der ihn absetzen und an seine Stelle treten sollte. Cortez wandte

---

*) „So gräßlich war das Geschrei und Geheul der Kinder und Weiber, daß keiner unter uns war, dem es nicht das Herz brach. Und wir hatten alle Hände voll zu thun, um unsere Indianischen Freunde einigermaßen abzuhalten, daß sie nicht Alles todtschlugen und wenigstens an den nicht mehr kampffähigen Feinden nicht die größte Grausamkeit verübten; und diese Grausamkeit ist niemals bei irgend einem Geschlechte gräßlicher erfunden worden, und mehr außer aller Ordnung der Natur, als bei den Eingeborenen dieses Landes." Cortez Berichte S. 366.

**) Fernando Cortès siempre contradecia, afirmando, que no convenia irritar à Dios, que les avia dado tan gran victoria. Torquemada T. I. p. 574.

sich aber mit einer so überzeugenden und eindringlichen Vorstellung an Karl V., daß er Gerechtigkeit fand, und zum Statthalter und General-Capitán von Neuspanien ernannt ward.

Schon vorher hatte er den Wiederaufbau der Hauptstadt angefangen und Anordnungen zur Einrichtung der Niederlassungen und der Verwaltung des Landes getroffen. Die Eingeborenen wurden eben so wie auf den Inseln unter die Colonisten vertheilt, eine Maßregel, zu der sich Cortez äußerst ungern verstand, und, wie er selbst sagt, nur auf ungestümes Begehren der Spanier, dem er sich auf keine Weise habe entziehen können *). So kam das Volk in einen noch schlimmeren Zustand als unter dem Despotismus des Montezuma **). Empörungen wurden mit großer Härte und Grausamkeit bestraft, eine derselben, durch die Gewaltthaten Spanischer Soldaten, die im Lande umherstreiften, hervorgerufen, so schrecklich, daß vierhundert Mexicanische Edle verbrannt und ihre Weiber und Kinder zum Anblick dieses höllischen Schauspiels gezwungen wurden. Guatimozin und die Fürsten von Tezeuco und Tacuba, welche dem Cortez Mexico hatten erobern helfen, wurden gehängt, weil sie geäußert, es würde ihnen leicht sein, sich des Cortez und seiner wenigen Spanier zu entledigen und ihre Herrschaft wieder zu erlangen.

Bald fingen die Klagen und Anschwärzungen wider Cortez bei Hofe von Neuem an, und es kamen zweimal Untersuchungs-Commissarien, mit der Befugniß, den Statthalter vor ihren Richterstuhl zu ziehen und zu bestrafen, wenn sie ihn schuldig finden sollten. Zu stolz, sich in dem Lande, das der Schauplatz seiner Siege gewesen war, einem schimpflichen Verhör zu unterwerfen, wollte er lieber selbst den Kaiser antreten. Er erschien 1528 in Spanien mit einer Pracht, die seiner Würde angemessen war, eine Reihe Mexicanischer Edlen in seinem Gefolge. Karl empfing ihn mit Auszeichnung und überhäufte ihn mit Ehrenbezeigungen; aber ihm die Leitung der Mexicanischen Angelegenheiten in dem ganzen Umfange wie früher zu lassen, hielt er doch nicht für räthlich. Er ernannte für die bürgerliche Verwaltung des Landes eine eigene Behörde (die audiencia von Neuspanien) und überließ dem Cortez nur das Kriegswesen, und das Geschäft, auf weitere Eroberungen auszugehen. Diese Trennung wurde die Quelle unauf-

*) Cortez Berichte S. 399.

**) v. Humboldt Versuch über Neu-Spanien, Bd. I. S. 143.

hörlicher Reibungen, und sowol um diesen Verdrießlichkeiten zu entgehen, als um eine Beschäftigung für seinen nach Thätigkeit dürstenden Geist zu suchen, unternahm er neue Züge. Nach großen Mühseligkeiten entdeckte er 1536 die Halbinsel Californien. Sich gegen fortdauernde Beeinträchtigungen Recht zu verschaffen, ging er 1540 abermals nach Spanien, fand aber eine sehr kalte Aufnahme. Seine Verdienste schienen längst vergessen zu seyn, und nach vielen fruchtlosen Bemühungen bei Ministern und Richtern starb er, wie Columbus, im Gram über den Undank seines Herrn, zwei und sechzig Jahre alt (2. Dec. 1547). Die Furcht, daß es einem dieser Führer in den Sinn kommen und gelingen möchte, sich zum Herrn der von ihm eroberten Provinzen aufzuwerfen, erklärt diesen Undank und dieses Mißtrauen, ohne sie zu rechtfertigen.

---

13. Eroberung Peru's durch Pizarro.

Mit Balboa's Tode waren die Entwürfe, jenes reiche Land an der Südsee, von dem er die erste Kunde erhalten, aufzusuchen, nicht erloschen. Pedrarias hatte die Colonie in Darien von Santa Maria auf die entgegengesetzte Seite der Landenge von Panama verlegt; von da aus waren einige Unternehmungen gemacht worden, aber erfolglos geblieben, bis es der Ausdauer eines kühnen und begabten Mannes besser gelang. Es war Franz Pizarro, der Bastard eines Hauptmanns, der, von seinem Vater gänzlich vernachlässigt, in seiner Jugend die Schweine gehütet haben soll. Späterhin trieb ihn sein feuriger Geist in den Krieg nach Italien, und zuletzt nach America, wo er mit Cortez und Balboa bekannt wurde. Den Letztern hatte er auf seinen Zügen begleitet, und hier schon ausgezeichnete Proben von Geist und Tapferkeit abgelegt. Ihm gesellte sich in Panama zur Ausführung jenes Planes ein Findling, Diego de Almagro, zu, dessen Erziehung nicht besser gewesen war, als die des Pizarro. Er konnte eben so wenig lesen und schreiben als dieser. Beiden schloß sich noch ein dritter an, ein Priester, Hernando de Luque, der das Geld zu dem Zuge hergab, das er sich in der neuen Welt erworben hatte. Almagro und Pizarro wandten gleichfalls ihr Vermögen daran, und da der Letzte am wenigsten besaß, so übernahm er dafür das schwierige und mühselige

Geschäft des Befehlshabers auf der Entdeckungsreise. Almagro sollte ihm von Zeit zu Zeit Hülfe zuführen.

Am 14. November 1521 segelte Pizarro von Panama ab, und schiffte nach Süden. Die ganze Fahrt ging überaus langsam und das feuchtheiße Klima raffte an den Orten, wo man landete, den besten Theil der Mannschaft hin. Mit größeren Beschwerden hatte noch keiner der vorigen Entdecker gekämpft, aber Pizarro's starker Geist überwand sie alle. Endlich kam er zu der Küste von Peru (1526). Das Land zeigte einen so guten Anbau und einen solchen Reichthum an edlen Metallen, daß die Entdecker alle ihre Hoffnungen erfüllt glaubten, aber das Häuflein, welches sich nicht mehr auf hundert Mann belief, konnte hier weder an Niederlassung noch an Fortschritte denken. Pizarro begnügte sich daher, sich von den Eingeborenen goldne und silberne Gefäße und einige Proben ihres Kunstfleißes zu verschaffen, und kehrte nach Panama zurück, fast drei Jahre nachdem er es verlassen. Aber der dortige Statthalter, des Pedrarias Nachfolger, welcher schon bisher der Unternehmung jedes Hinderniß in den Weg gelegt und sogar einen Theil der Mannschaft hatte zurückholen lassen, wollte auch jetzt von einer neuen Ausrüstung nichts hören, weil sie die Kräfte der Colonie zu Grunde richten würde. Die Verbündeten beschlossen daher, sich an ihren Monarchen selbst zu wenden, um die Erlaubniß zu erlangen. Pizarro reiste nach Spanien und machte dem Kaiser von seinen ausgestandenen Drangsalen eine so rührende, von den Reichthümern Peru's hingegen eine so reizende Schilderung, daß Karl, dem es ohnehin nur einen Titel kostete, den kühnen Mann sogleich zum Statthalter des zu erobernden Landes ernannte, und ihm freie Vollmacht ertheilte, seine Offiziere und die übrigen Beamten selbst zu wählen, wofür Pizarro die Kosten der Ausrüstung übernahm (26. Juli 1528). Cortez, der sich eben damals in Spanien befand, schoß seinem alten Kriegsgefährten eine Geldsumme vor.

Die Unternehmung ward nun 1531 mit drei kleinen Schiffen und hundert und achtzig Mann, worunter sechs und dreißig Reiter, von Neuem begonnen. Nach einer schnellen Fahrt landete Pizarro an der Peruanischen Küste. Statt die Eingeborenen zu gewinnen, wandte er überall Gewalt an. Die Menschen wurden verscheucht oder sie unterwarfen sich. Die Beute war sehr reich, und Pizarro sandte einen Theil derselben nach Panama, um Abenteurer anzulocken. Am Flusse

Piura ward hierauf die erste Colonie angelegt, die man St. Michael nannte.

Das große Reich von Peru, dessen Mittelpunkte Pizarro sich jetzt näherte, war in früheren Zeiten, eben so wie das übrige America, von wilden Stämmen bewohnt gewesen. In der Zeit aber, wo die Spanier das Land beschritten, war die Civilisation in einigem Betracht noch weiter gediehen als die der Mexicaner. Der Ackerbau war weit blühender und an vielen Orten durch künstliche Bewässerung gefördert, die Tempel und Paläste mit bewundernswürdiger Festigkeit gebaut, ja es gingen einige treffliche Kunststraßen durch das Land, wie sie damals kein Europäisches Reich hatte. Die Peruaner verstanden das Silber zu schmelzen und zu verfeinern und besaßen auch noch andere Kunstfertigkeiten. Zurück standen sie gegen die Mexicaner besonders darin, daß sie außer ihrer Hauptstadt Cuzco fast gar keine eigentliche Städte hatten, sondern nur zerstreute Wohnungen, wodurch der Verkehr gering und die Theilung der Gewerbe höchst unvollkommen war.

Diese Civilisation führten die Peruanischen Sagen auf einen Sprößling ihrer obersten Gottheit, der Sonne, zurück, der vor Jahrhunderten in das Land gekommen sei, mit seiner Gemahlin die rohen Stämme in nützlichen Künsten unterrichtet, ihnen Religion gelehrt, und sie durch politische Einrichtungen verbunden habe. Er hieß Manco Capac und ward ihr oberster Fürst oder Ynca, seine Nachkommen folgten ihm in dieser Würde. Der Glaube an ihre Abstammung von der Gottheit sicherte ihnen völlige Unumschränktheit und den pünktlichsten Gehorsam. Auch die Peruaner zerfielen in Stände, in Adel, unadelig Freie und Knechte. Von Gemüthsart waren sie mild und sanft, wozu der Geist ihrer Religion, die durch keine Menschenopfer befleckt war, viel beitrug. Dieses ging bei ihnen bis zu einer Weichheit, die ihnen im Kriege Muth und Ausdauer nahm. Doch waren die Yncas an der Spitze ihrer Heere oft siegreich gewesen, und hatten ihr Reich allmählig immer mehr erweitert.

Der zwölfte in der Reihe derselben, Huana Capac, war wenige Jahre vor der Ankunft der Spanier gestorben. Er war ein kriegerischer Fürst, hatte das benachbarte Königreich Quito erobert, und außer einer Gemahlin von seinem eigenen Stamme, gesetzwidrig aber vielleicht staatsklug, eine Tochter des Königs von Quito geheirathet. Von dieser hatte er einen jüngern Sohn, Namens Atahualpa, von jener einen ältern, Huascar. Jener hatte nach des Vaters Willen ihm in

Quito folgen sollen, dem aber widersetzte sich Huascar, und das Reich gährte im vollen Bürgerkriege. Atahualpa, dem das Heer seines Vaters zu Gebote stand, hatte so eben seinen Stiefbruder gefangen bekommen, und alle übrigen Sprößlinge aus dem Geschlecht der Yncas ermorden lassen.

Dieser inneren Noth des Reichs verdankte es Pizarro, daß man ihn so tief eindringen ließ, ohne ihm Widerstand entgegenzusetzen. Und da ihm Huascar Hülfe bittende Gesandten entgegenschickte, suchte sich Atahualpa gleichfalls die Spanier, und zwar durch kostbare Geschenke, geneigt zu machen. Pizarro begriff vollkommen den außerordentlichen Vortheil, der ihm aus diesem Streite erwachsen könne, und ließ dem Atahualpa sagen, er sei der Abgesandte eines großen Königs, und geneigt, ihm beizustehen. Er ging darauf nach dem Flecken Caxamalka, dort wollte ihm der Ynca, der in der Nähe gelagert war, einen Besuch abstatten. Pizarro faßte den kühnen Plan, ihn dort gefangen zu nehmen, wie Cortez dem Montezuma gethan.

Der Ynca erschien auf das reichste und prachtvollste geschmückt auf einem Tragsessel, begleitet von einem wohlgeordneten, fein bekleideten Hofstaat und einem Heere von dreißigtausend Mann. Ein spanischer Geistlicher, der Bruder Vincenz Valverde, trat hervor, und hielt ihm eine Anrede in Spanischer Sprache, worin er ihm die Lehre von der Schöpfung, dem Sündenfall, der Menschwerdung, dem Leiden und der Auferstehung Jesu, der Ernennung des heiligen Petrus zum Statthalter Christi in Rom, und der Uebertragung der apostolischen Macht auf alle Nachfolger desselben vortrug. Kraft dieser Gewalt habe Papst Alexander dem Könige von Spanien alle Länder der neuen Welt geschenkt, der Ynca möge also den christlichen Glauben annehmen und sich dem Papst und dem Könige von Spanien unterwerfen; dann würde dieser ihn schützen, im Weigerungsfalle aber mit Krieg überziehen und hart strafen. Dies war die in Spanien vorgeschriebene Art, wie die Rechte der Castilischen Krone auf die Länder von America bewiesen werden sollten. Einem Peruaner mußten diese Dinge schon an sich höchst fremd und seltsam klingen, sie wurden aber durch die verworrene und ungeschickte Uebertragung des unwissenden Dolmetschers noch unverständlicher. Atahualpa antwortete, daß er seine Religion für die wahre hielte, berief sich auf sein ererbtes Recht, auf das Reich, und fragte, woher der Priester das Alles habe. Dieser antwortete, es stehe in dem Buche, welches er in Händen habe, worin das Wort Gottes enthalten sey, und

reichte ihm sein Brevier. Der Ynca nahm das Buch, hielt es — unbekannt mit Europäischer Schreibekunst — an's Ohr, und sagte: „Es schweigt, es sagt mir nichts," und warf es gleichgültig auf die Erde. „Ha," rief bei diesem Anblick der erzürnte Priester, „das Evangelium ist entweiht, zu den Waffen, Christen! Rächet diese Entheiligung an den ruchlosen Hunden!" Pizarro gab ein Zeichen, und sofort geschah der verabredete Angriff. Die nächsten Peruaner um den Ynca wurden niedergehauen, er selbst von Pizarro fortgeschleppt, indeß das Einhauen der Reiterei und die Wirkung von zwei Kanonen hinreichten, das ganze Heer in verwirrte Flucht zu treiben. Aber der Fanatismus der Spanier war mit diesem Triumph noch nicht zufrieden. Sie setzten den Fliehenden nach, und metzelten so lange, als der Tag erlaubte. Man rechnet an viertausend Peruaner, die an diesem Tage ermordet seyn sollen. Die Beute an Gold und Silber war unermeßlich. Es darf indeß nicht verschwiegen werden, daß die meisten Spanischen Schriftsteller behaupten, Atahualpa sey nur darum mit einem so großen Heere gekommen, weil er unter dem Scheine des Friedens die Spanier habe überfallen und vernichten wollen, und daß Pizarro ihm habe zuvorkommen müssen.

Als der gefangene Ynca die außerordentliche Lüsternheit der Spanier nach Golde bemerkte, erbot er sich, ihnen das ganze Zimmer, in dem er sich befand, so hoch er reichen könnte, voll von goldnen Gefäßen zu verschaffen, wenn man ihn dafür in Freiheit setzen wollte. Pizarro ging den Vorschlag ein, und man zog einen Strich um alle vier Wände des zwei und zwanzig Fuß langen und sechzehn Fuß breiten Zimmers zur Bezeichnung der verabredeten Höhe.

Die Liebe der Peruaner zu dem gefangenen König war so groß, daß sie die Waffen wider die kleine Zahl der Feinde nicht ergriffen, aus Furcht, sein Leben in Gefahr zu setzen. Atahualpa ließ das versprochene Gold aus Tempeln und Palästen in verschiedenen Theilen des Reiches herbeiholen. Huascar aber, der noch von Atahualpa's Leuten gefangen gehalten wurde, ließ dem Pizarro noch weit mehr versprechen, wenn er sich für ihn erklären wolle. In dieser mißlichen Lage glaubte Atahualpa, daß ihm kein Ausweg übrig bleibe, als seinen Stiefbruder ermorden zu lassen, und seine Peruaner vollzogen den Blutsbefehl pünktlich und schnell. Indeß war ein großer Theil der Lösung herbeigeschafft worden, und die ungeduldigen Spanier theilten. Die Geschichte stellt kein Beispiel einer so großen und plötzlichen Bereiche-

rung von Soldaten auf. Es fielen auf den Reiter acht tausend Pesos, auf den Fußgänger etwa die Hälfte, auf den Hauptmann etwa zwanzig tausend Pesos in Gold*), das Silber ungerechnet.

Pizarro stand tief unter Cortez, sowol an Adel der Gesinnung, wie an Klugheit des Benehmens. Er wußte die Gefangenschaft des Landesfürsten nicht wie dieser zu benutzen, und wollte ihn lieber aus der Welt schaffen. Almagro, der ihm indeß eine beträchtliche Truppenverstärkung zugeführt hatte, stimmte zu. Es ward ein gerichtliches Verfahren eingeleitet, mit allen in Spanien üblichen Förmlichkeiten. Pizarro und Almagro saßen zu Gericht. Das Ergebniß war, daß der Ynca, als Usurpator, Brudermörder, Götzendiener, Polygamist und Aufruhrstifter gegen den König von Spanien, schuldig befunden wurde, lebendig verbrannt zu werden. Der Ynca bat, man möchte ihn nach Spanien senden, wo der König über ihn urtheilen könne, vergebens, Pizarro befahl, ihn augenblicklich zum Richtplatz zu führen. Valverde wollte ihn jetzt noch bekehren und versprach ihm Linderung der Strafe, wenn er sich zum Gott der Christen wende. Der Geängstigte willigte in die Taufe, und ward dafür nicht verbrannt, sondern am Pfahle erdrosselt. Selbst unter den Abenteurern, aus welchen Pizarro's Krieger bestanden, fehlte es nicht an Männern, welche diese Hinrichtung laut als eine Schändung des Spanischen Namens verdammten. Aber ihre Stimme war nicht durchgedrungen.

Die Auflösung aller Regierungsverhältnisse im Peruanischen Reiche, welche jetzt erfolgte, und der bedeutende Zuwachs an Truppen, die das Gerücht von den Schätzen Peru's dem Pizarro zuführte, machte es ihm möglich, auf die Hauptstadt loszugehen, und sie in Besitz zu nehmen. Almagro, dessen Pizarro in Spanien, dem geschlossenen Vertrage zuwider, gar nicht erwähnt hatte, erhielt nun auch vom Hofe eine eigene Statthalterschaft, südlich von Pizarro's Gebiet. Er behauptete, daß Cuzco zu seinem Bezirk gehöre, und darüber entstand Streit. Doch kam es wieder zur Versöhnung, Almagro sollte Chile erobern, und trat seinen Zug dorthin über die wildesten und höchsten Gebirge an, einen der beschwerlichsten der von den Entdeckern gemachten. Zum Mangel an Lebensmitteln kam eine so strenge Kälte, daß viele Spanier erfroren, und als man in die fruchtbaren Ebenen

*) Der Peso beträgt etwa 1⅓ Thaler. Man muß aber, um diesen Reichthum recht zu beurtheilen, den seit der Entdeckung von America tief gesunkenen Werth des Geldes in Betracht ziehen.

Chile's hinuntergestiegen war, fand man die Eingeborenen so streitbar, daß eine Niederlassung nicht räthlich scheinen konnte.

Pizarro richtete unterdeß die Regierung in Peru ein, und baute, da Cuzco sehr weit vom Meere entfernt war, eine neue Hauptstadt, das heutige Lima (1535). Viele Offiziere zerstreuten sich mit kleinen Haufen im Lande, um Gold zu suchen. Dies benutzte Manco Capac, ein Bruder Huascars, in welchem die Peruaner nach der Hinrichtung Atahualpa's ihren rechtmäßigen Herrscher sahen. Auf seinen Ruf sammelten sie sich zu vielen Tausenden um ihn, ihr Vaterland zu befreien. Sie schienen weit tapferer und streitbarer geworden als sonst, ja sie bemühten sich Europäische Kriegskünste nachzuahmen, und einige Pferde und Waffen, die sie überfallenen und erschlagenen Spanischen Haufen abgenommen hatten, zu gebrauchen. Sie belagerten Lima und Cuzco, und schnitten den Besatzungen beider Städte alle Verbindung ab, die wenigen Spanier in der letztern trieben sie so in die Enge, daß sie dem Verhungern nahe waren. Da erschien der, auf die Nachricht von diesen Vorfällen aus Chile zurückgekehrte Almagro und schlug die Peruaner; da er aber gekommen war, sein Recht an Cuzco geltend zu machen, so bemächtigte er sich der Stadt, und nahm zwei Brüder Pizarro's, Ferdinand und Gonzalo, die an der Spitze der Besatzung standen, gefangen. Franz Pizarro hatte indeß die Peruaner bei Lima geschlagen, und war durch Verstärkungen, die er erhalten, im Stande, seinen Brüdern, die er noch von den Eingebornen belagert glaubte, einen für die damaligen Verhältnisse in America sehr beträchtlichen Heerhaufen zu Hülfe zu senden. Dieser stieß zu seinem großen Erstaunen auf Almagro, und wurde völlig besiegt. Almagro schien nun Herr und Meister. Einer seiner Hauptleute, ein sehr fähiger und unternehmender Mann, rieth ihm, Pizarro's Brüder hinrichten zu lassen, und gegen ihn selbst nach Lima vorzurücken, ehe er sich in Vertheidigungsstand setzen könne. Almagro wollte das erstere aus Menschlichkeit nicht, das andere lehnte er aus einer in Bürgerkriegen sehr übel angebrachten Bedenklichkeit ab, weil er nämlich nicht als Angreifer eines Gebiets erscheinen wollte, welches ihm nicht rechtmäßig gebührte. Dieses ward sein Verderben. Gonzalo Pizarro entkam ihm, und Franz schlug vor, den andern Bruder, Ferdinand, als Gesandten nach Spanien zu schicken, damit der König den Streit entscheide. Mit einer kaum erklärlichen Leichtgläubigkeit traute Almagro dem Manne noch einmal, der ihn schon mehrmals betrogen hatte, und

ließ Ferdinand los. Kaum war dies geschehen, so stellte Pizarro die befreiten Brüder an die Spitze eines Heeres, mit welchem sie gegen Cuzco aufbrachen. Sie lieferten dem kranken, fünf und siebzigjährigen Almagro eine blutige Schlacht (26. Apr. 1538), siegten, nahmen und plünderten Cuzco, stellten den gefangenen Almagro als einen Verräther vor Gericht, und ließen, nachdem das Todesurtheil gesprochen war, denselben Mann, der ihr Leben, als es in seiner Gewalt gewesen, geschont hatte, im Gefängniß erdrosseln, und dann öffentlich enthaupten.

Die Spanische Regierung, die zuerst durch einige Hauptleute Almagro's diese schändliche That erfuhr, sandte sogleich einen einsichtsvollen Mann, Christoval Vaca de Castro, Richter im königlichen Gerichtshofe zu Valladolid, ab, die Sache zu untersuchen, und im Falle, daß Franz Pizarro nicht mehr am Leben sey, als königlicher Statthalter aufzutreten. Ferdinand Pizarro, der gleich darauf am Throne erschien, konnte die Sache nicht hindern, sondern wurde vielmehr selbst zurückbehalten, und mußte an zwanzig Jahre im Gefängnisse schmachten.

Indeß wurden die Entdeckungen in Südamerica immer weiter ausgedehnt, auch in Chile eine Niederlassung gegründet. Einen der merkwürdigsten Züge machte Gonzalo Pizarro, welcher Statthalter von Quito war. Er versuchte die Unterwerfung des Landes jenseits der Andesgebirge mit dreihundert und vierzig Soldaten und viertausend Indianern, welche Vorräthe trugen. Die üppige Vegetation in diesen feuchten Gegenden hemmte so sehr alles Fortschreiten, daß man sich durch die Bäume durchdrängen, und sich Schritt vor Schritt erst mit dem Schwerte Bahn durch's Gesträuch machen mußte. Wo die Wälder aufhörten, fingen die Sümpfe an. Dabei fand man wenig Lebensmittel, nirgends angebautes Land, überall unzählbares giftiges Ungeziefer, und die einfallende Regenzeit von zwei Monaten brachte das Ungemach auf den höchsten Gipfel. Endlich nach langem angestrengten Wandern, kamen die kühnen, standhaften Männer an den Napo, einen der großen Flüsse, die sich in den Marañon oder Amazonenfluß ergießen. Mit vieler Mühe ward hier eine Barke gezimmert. Sie ward mit funfzig Leuten bemannt, und über diese erhielt der Hauptmann Franz Orellana den Befehl, mit dem Auftrage, die Ufer dieses Flusses zu untersuchen, und Lebensmittel herbeizuschaffen. Dieser aber, begierig nach dem Ruhm eines Entdeckers, beredete seine Gefährten zu dem eben so verwegenen als treulosen Unternehmen, den Marañon hinunter in's Weltmeer zu schiffen, und setzte einen einzigen

der widersprach, an's Land aus. Der Marañon trieb ihn nun seine ganze unermeßliche Länge hinab; Lebensmittel verschaffte er sich von den Wilden mit Güte oder mit Gewalt, und so erreichte er den Ocean. Dann ging er nach Spanien, wo er von seiner Reise wunderbare Fabeln ausbreitete, die nachher noch lange geglaubt worden sind, von einer Amazonen-Republik, und von einem Goldlande (Eldorado), wo die Dächer mit Goldblech gedeckt wären. Die Zurückgebliebenen warteten indeß so lange auf ihn vergebens, bis jener Ausgesetzte sich zu ihnen gefunden hatte. Auch den Beherztesten sank jetzt der Muth. Ueber zweihundert Meilen von Quito entfernt, mußten sie sich zur Rückkehr entschließen, die noch schrecklicher war als die Hinreise. Wurzeln, wilde Beeren, dann ihre Hunde und Pferde, und zuletzt Ungeziefer und das Leder von ihren Sätteln und Degengehenken waren ihre Nahrung. Die Indianer kamen Alle um, von den Spaniern kehrten nur achtzig nach Quito zurück, und diese nackt und todtenbleich. Zwei lange Jahre hatte der Zug gedauert.

Franz Pizarro hatte indeß seinen Haß auf alle Freunde des hingerichteten Almagro ausgedehnt, und sie von der Landvertheilung ausgeschlossen, während er seine eigenen Anhänger mit Gütern überhäufte. Die Anzahl Jener war in Lima allein groß genug, um einen Mann von geringerer Zuversicht besorgt zu machen; er aber wies selbst jede freundschaftliche Warnung mit stolzem Vertrauen auf seine Furchtbarkeit zurück. Die Mißvergnügten versammelten sich häufig bei dem jungen Almagro, einem schönen und beherzten Jüngling, dessen Erziehung einem vorzüglich fähigen Hauptmann, Namens Juan de Herreda, anvertraut war. Unter dessen Leitung ward ein Plan zur Ermordung des Statthalters entworfen, und Tag und Stunde der Ausführung festgesetzt. An einem Sonntage (26. Jun. 1541) um die Mittagszeit, wo sich in den heißen Klimaten Alles der Ruhe überläßt, stürzten achtzehn Verschworne, Herreda an ihrer Spitze, auf die Straße, riefen laut: „Lange lebe der König, aber der Tyrann sterbe!“ und drangen in den Palast des Statthalters ein. Pizarro war eben vom Tische aufgestanden, und unterredete sich mit einigen Freunden, als ein Edelknabe hereineilte, und die Gefahr anzeigte. „Verriegle die Thür!“ rief Pizarro einem Officier zu; aber dieser, der schon durch des Pagen Nachricht den Kopf verloren hatte, und die Verschwornen kommen hörte, ging ihnen verwirrt entgegen, und fragte sie, was sie wollten. Ein Stoß durch den Leib war die Antwort. Als

sie hineindrangen, sprangen einige der Anwesenden aus den Fenstern, andere zogen sich mit Pizarro in ein inneres Zimmer zurück. Hier erhob sich ein hitziges Gefecht, der alte Pizarro vertheidigte den Eingang mit Schwert und Schild, und focht mit allem Feuer eines jungen Kämpfers. „Getrost, Kameraden! rief er, unsrer sind noch immer genug, diese Verräther zu züchtigen." Nach langem Kampfe fiel endlich sein Stiefbruder, Alcantara, neben ihm, dann seine übrigen Begleiter, und zuletzt empfing auch er, an Kräften erschöpft und fast athemlos, einen tödtlichen Lanzenstoß in die Kehle. Die Mörder zogen darauf mit ihren blutigen Schwertern durch die Straßen von Lima, und machten bekannt, was geschehen sey. Die versuchtesten Krieger gesellten sich zu ihnen, und der junge Almagro sah sich bald an der Spitze einer ansehnlichen Macht, mit der er seine Ansprüche auf die Statthalterschaft durchsetzen wollte. Aber die Freunde des Ermordeten widerstrebten ihm, und schon rüsteten sich die Parteien zum Kampfe, als der oben erwähnte Vaca de Castro ankam, und als Statthalter auftrat. Der Name des Königs und sein eigenes festes Benehmen verschafften ihm Achtung und Anhang. Almagro und sein Anhang widersetzten sich gewaltthätig, wurden aber in einem blutigen Treffen besiegt (16. Sept. 1542). Auf der Flucht verrathen und ergriffen, wurde Almagro zu Cuzco öffentlich enthauptet.

---

14. Unruhen in Peru nach Pizarro's Tode.
(1543—1548.)

Um diese Zeit widmete Kaiser Karl den Americanischen Angelegenheiten ernstliche Aufmerksamkeit. So reiche und fruchtbare Länder und von so unermeßlicher Ausdehnung waren der Spanischen Krone fast ohne alle Anstrengung und Kosten von ihrer Seite unterthan geworden; kühne Führer und habsüchtige Abenteurer hatten mit ihrem Vermögen und ihrem Blute die Eroberungen gemacht, und in den eroberten Ländern die Einrichtungen; die Regierung hatte sich eben, weil sie so wenig dafür gethan, auch nur sehr oberflächlich um diese Anordnungen gekümmert. Da aber jene fast nur von dem Bestreben geleitet wurden, so schnell als möglich große Reichthümer zusammenzubringen, so nahmen sie auf die künftige Wohlfahrt der Länder keine Rücksicht, vielmehr mußte ihr Verfahren

zur Zerstörung führen. Es war hohe Zeit, daß etwas geschah, dem drohenden Untergange der Niederlassungen zuvorzukommen. Karl beschloß daher, die Verwaltung der Americanischen Länder nach einem übereinstimmenden Plane zu organisiren, und die Statthalter durch Einsetzung großer Gerichtshöfe in ihrer Macht mehr zu beschränken. Zu gleicher Zeit nahm er auf die Vorstellungen des menschenfreundlichen Las Casas Rücksicht, und gab Gesetze zu Gunsten der Indianer. Die großen Landbesitzungen, welche bei der Vertheilung an die Eroberer gekommen waren, sollten sehr beschränkt werden, und nach dem Tode derselben gänzlich an die Krone zurückfallen; die Indianer sämmtlich in Freiheit gesetzt werden.

Diese Grundsätze und Gebote waren an sich sehr weise und menschlich, aber die Mißbräuche in America zu tief eingewurzelt, als daß sie sich ohne großen Nachtheil sofort hätten in Ausübung bringen lassen. Sie erregten bei den Pflanzern großen Unmuth und lautes Murren. Sie in Ausübung zu bringen, wurde nach Mexico ein Oberintendant, Tello de Sandoval, nach Peru ein Vicekönig, Blasco Nugnez Vela, gesandt. Jener nahm in Uebereinstimmung mit dem Mexicanischen Vicekönig, Antonio de Mendoza, die auf den bestehenden Zustand der Colonie nothwendige und billige Rücksicht, und milderte die Schärfe der neuen Gesetze, wozu der einsichtsvolle Kaiser, als ihm die Lage der Dinge vorgestellt ward, seine Einwilligung gab. Nugnez Vela hingegen, ein rechtschaffener und muthiger, aber unbiegsamer, stolzer und harter Mann, wollte die königlichen Befehle in ihrer ganzen Strenge sofort in Ausübung gebracht wissen. In allen Städten, durch welche er kam, wurden die Peruaner in Freiheit gesetzt, die Beamten ihrer Güter und Leibeigenen beraubt, mehrere angesehene Personen eingesperrt, manche hingerichtet, und selbst der weise Vaca de Castro ward gefesselt und in's Gefängniß geworfen.

Dieses Verfahren verursachte eine allgemeine Bestürzung, und eine um so größere Entrüstung, weil in Peru die Kämpfe der Spanier unter einander selbst und die größere Roheit der Ansiedler einen Geist der Willkür und Ungebundenheit erzeugt hatten, wie er in Mexico nicht Statt fand. Aller Augen waren jetzt auf den Gonzalo Pizarro gerichtet, der den Ehrgeiz und die Tapferkeit seines Bruders, aber nicht dessen Verstand und Geschick besaß. Er erhielt auffordernde Briefe von allen Seiten, und als er in Cuzco erschien, ward er mit lautem Jubel als der Retter der Colonie empfangen. Die Einwohner

bevollmächtigten ihn, ihre Beschwerden dem eben eingesetzten königlichen Audienzhofe in Lima vorzutragen, wohin er, an der Spitze eines starken, bewaffneten Haufens, aufbrach, dem sich viele angesehene Personen anschlossen. Als er vor Lima ankam, war der Unterkönig schon durch die Richter des Audienzhofes, die in heftige Entzweiung mit ihm gerathen waren, auf eine Insel verbannt. Doch wollten sie auch den Pizarro an der Spitze von zwölfhundert Mann weder in die Stadt lassen, noch nach seinem Begehren als Statthalter anerkennen, oder gaben sich wenigstens die Miene, es nicht zu wollen. Carvajal dagegen, sein entschlossener Freund, brach in der Nacht ein, worauf Pizarro's Anerkennung erfolgte.

Unterdeß hatte der Unterkönig seine Freiheit erlangt, und sich nach Tumbez begeben, von wo aus er sein Ansehn wieder geltend zu machen suchte und Anhänger gewann. Die Zahl derselben wuchs in dem Maße, als Pizarro sich durch Willkür und Grausamkeit die Gemüther entfremdete. Dieser aber, entschlossen, das, was er einmal errungen, mit Gewalt zu behaupten, zog gegen die Königlichen, schlug sie am 18. Januar 1546, und rückte im Triumph in Quito ein. Der Unterkönig selbst war im Treffen ehrenvoll gefallen. Jetzt war Pizarro Herr von ganz Peru, und da er auch in Panama und Nombre de Dios eine Besatzung hatte, so war er zugleich Meister aller gewöhnlichen Zugänge der Spanier in diesem Reiche.

Carvajal drang in ihn, die Tochter der Sonne, welche das nächste Anrecht an den Thron von Peru hatte, zu heirathen, dadurch auch an die Spitze der Eingebornen zu treten, sich diese, so wie die Spanier durch Geschenke und Ehrenstellen zu verbinden, und sich so zum unabhängigen Oberherrn von Peru aufzuwerfen. Er stellte ihm vor, daß nach dem, was er bereits gethan habe, ihm gar nichts Anderes übrig bleibe. Aber dazu fehlte ihm die Entschlossenheit seines Bruders, er hoffte thöricht, vom Kaiser die Bestätigung der Statthalterschaft zu erhalten. Allerdings war man in Spanien in Verlegenheit. Die Regierung hatte weder ein Heer nach Peru zu senden, noch wußte sie dort ein offenes Thor für dasselbe. Nichts schien übrig zu bleiben, als einen Mann hinzuschicken, der durch eine mit Festigkeit gepaarte Milde die Gemüther gewann, und das königliche Ansehen wieder herstellte. Die Wahl, die man traf, konnte nicht glücklicher seyn. Sie fiel auf den Pedro de la Gasca, Geistlichen und Rath der Inquisition, einen Mann von der größten Rechtschaffenheit und Einsicht, und von außer-

ordentlicher Uneigennützigkeit. Er verlangte nur die Würde eines Präsidenten des Audienzhofes zu Lima, aber eine unumschränkte Vollmacht. Am 26. Mai 1546 segelte er ab, nur mit einem kleinen Gefolge. Seine Priesterwürde, sein ehrwürdiges Ansehen und sein entschiedenes, edles Benehmen verschafften ihm überall Achtung. In Panama und Nombre de Dios brachte er Pizarro's Befehlshaber theils durch Vorstellungen, theils durch große Versprechungen auf seine Seite, und die übrigen Officiere und Soldaten folgten dem Beispiele. Die ganze Flotte in Panama ergab sich ihm. Er zog nun Truppen zusammen, und machte eine königliche Amnestie für alle Aufrührer bekannt, die sich jetzt noch zu ihm wenden wollten. Dieser Aufruf brachte die meisten Spanier zu ihrer Pflicht und dem Gehorsam gegen ihren rechtmäßigen König zurück. Arm und wehrlos, wie Gasca gekommen war, hatte er binnen einem Jahre eine Macht um sich versammelt, mit der er dem Pizarro kühn entgegen gehen konnte. Ernst und sanft, wie ein Vater, der zu strafen, nicht wie ein Rächer, der zu vertilgen gekommen, rückte er in Peru ein. Berauscht von einem Siege, den er eben über einen royalistischen Heerhaufen davon getragen, wies Pizarro den Rath mehrerer seiner Anhänger, selbst Carvajal's, einen Vergleich einzugehen, von sich. Er wußte nicht, daß der Glaube an sein Glück verschwunden war. An dem Tage, da die Heere zusammenstießen (9. Apr. 1548), gingen die meisten Soldaten zu den königlichen Truppen über, oder liefen auseinander. Das entschied die Sache ohne Blutvergießen. Pizarro und Carvajal wurden gefangen, jener geköpft, dieser, vier und achtzig Jahre alt, gehängt.

Gasca fand in den eingezogenen Gütern der Empörer einen reichen Stoff zu Belohnungen für die zu ihm getretenen, und machte eine wohlerwogene Vertheilung. Dennoch befriedigte er die unersättliche Habsucht der Fordernden nicht. Nur durch hinzugefügte Geldsummen, Anweisungen, Versprechungen beschwichtigte er den Sturm des hervorbrechenden Mißvergnügens. Die Unruhigsten schickte er auf Entdeckungsreisen. Dann machte er eine Reihe von Anordnungen zur Wiederherstellung der gesetzlichen Ordnung und linderte das harte Schicksal der Peruaner, ohne den Spaniern die nothwendigen Dienste derselben gänzlich zu entziehen. Bei allen Belohnungen, die er hatte austheilen müssen, erübrigte Gasca doch noch eine Summe von 1,300,000 Pesos, die er dem Kaiser heimbringen konnte. Er ging nämlich nach Vollendung seines Werks nach Spanien zurück, und

verließ Peru so arm, als er es betreten hatte. Seine Weisheit und Tugend wurden allgemein bewundert, und der Kaiser machte ihn zum Bischof von Palencia, wo er seine letzten Tage in Ruhe verlebte.

Indeß hatte der mehr als zehnjährige Bürgerkrieg in Peru einen Zustand von Verderbniß hervorgebracht, der nicht schnell zu heilen war. Nirgends zeigten sich die Spanischen Eroberer roher und habgieriger als hier. Die ungeheuren Reichthümer, die sie erworben, hatten den Werth des Geldes in ihren Augen so herabgesetzt, daß sie in den Forderungen an ihre Führer keine Gränzen kannten. Wenn sie Aussicht auf Gewinn lockte, verletzten sie schamlos Treu und Glauben, und gingen ohne alles Bedenken von einer Partei zur andern über. Nicht bloß die Eingebornen, sondern auch ihre Landsleute behandelten sie mit schonungsloser, empörender Grausamkeit. Die Häupter stellten aus Rachsucht, und um ihre Anhänger befriedigen zu können, wahre Proscriptionen an. Ein solches Geschlecht war auch durch Gasca's Anordnungen nicht dauernd zu zähmen, die Flamme des Aufruhrs loderte noch mehrmals empor, und es verging noch eine geraume Zeit, bis Peru so ruhig war, wie die übrigen Spanischen Besitzungen in America.

Diese wurden indeß immer weiter ausgedehnt, und waren gegen das Ende des sechzehnten Jahrhunderts schon fast in den Gränzen, wie im Anfange des gegenwärtigen, wo ihre Losreißung vom Mutterlande begann. Anfänglich war wie ganz Nordamerica dem Vicekönige von Mexico, so alles Spanisch gewordene Land des südlichen Continents dem Vicekönige von Peru untergeben, erst später wurde wegen der unermeßlichen Weitläufigkeit des letztern Gebiets das nördliche Südamerica davon getrennt und aus diesem ein drittes Vicekönigreich, das von Neu-Granada, gebildet. Die Spanische Regierung fuhr fort, für die milde und schonende Behandlung der Eingebornen weise und menschenfreundliche Gesetze zu geben, aber sie wurden schlecht befolgt, und es war schwer, in der weiten Entfernung und bei dem außerordentlichen Umfang der Niederlassungen, sie mit dem erforderlichen Nachdruck zu handhaben.

---

15. Schlußbemerkung.

So hatten die Europäer in einem halben Jahrhundert Entdeckungen und Eroberungen gemacht, die Alles übertrafen, was die Grübeleien

früherer Zeit vermuthet und ihre Einbildungskraft sich vorgemalt hatte. Es war, als ob die alten Sagen mit allen ihren Wundern und Schätzen in die Wirklichkeit hätten treten wollen. Neue Meere thaten sich auf und ließen Länder von ungeahneter Größe aus ihrem Schooße emporsteigen; Menschen, Thiere und Pflanzen zeigten seltsame, unerhörte Gestaltungen. Die Fülle und Ueppigkeit der Erzeugnisse, welche die glühende Sonne der Tropenländer reifen ließ; der unermeßliche Reichthum, welchen die Erde in ihrem Schooße verschloß — Alles schien den Entdeckern die Erfüllung von Träumen anzudeuten, welcher müßige, nur dem Sinnengenuß fröhnende Menschen zu allen Zeiten als dem höchsten Ziele ihrer Wünsche nachtrachteten. Aber die Ruhe des Menschen ist nur in seinem Innern, sein Reichthum nur in dem, was sein Fleiß erzeugt. Der Pflanzer, der in beiden Indien in mühelos erworbenen Schätzen schwelgen wollte, verlor darüber, was allein den Genuß der Reichthümer würzen und veredeln kann, des Geistes Spannkraft und Streben nach Vervollkommnung; der Europäer, dem daheim wuchern sollte, was Sklavenhände für seine Landsleute jenseit des Meeres einsammelten oder der Natur abgewannen, durfte deswegen die Hände nicht müßiger in den Schooß legen, als wenn er seinen Gewinn auf den längst bekannten Wegen des Verkehrs und Kunstfleißes gesucht hätte. Nichts desto weniger war die Einwirkung dieser großen Entdeckungen auf das Europäische Leben unermeßlich. Die zahlreichen Naturerzeugnisse, die entweder in Europa noch ganz unbekannt waren, oder doch nun in weit größerer Fülle dahin kamen, erzeugten neue Bedürfnisse, und mit diesen eine größere Rührigkeit, die sich in allen Gewerben und Geschäften bis in die untersten Klassen der Gesellschaft hinab spüren ließ; der Handel bekam einen neuen Schwung, wuchs an Ausbreitung und Mannichfaltigkeit außerordentlich, und umschlang die Völker mit immer engeren Banden; die Masse von edlen Metallen, die alljährlich nach Europa strömte, bewirkte im Geldwesen und Verkehr, in den Einnahmen und Ausgaben der Staaten, den Preisen der Dinge u. s. w. große, überall fühlbare Veränderungen; die Colonieen wurden in den Verhältnissen der seefahrenden Staaten Europa's zu einander ein Punct von äußerster Wichtigkeit, entzündeten langwierige Kriege, gaben zur Vergrößerung des Seekriegsstandes Anlaß, und dadurch den Kämpfen auf dem Meere eine erhöhte Bedeutung. Und neben allem diesem vielfach bewegten Streben des Handels und der Politik machte die

Wissenschaft ruhigere, aber nicht weniger glänzende Eroberungen; die Erd- und Naturkunde haben in allen früheren Jahrhunderten zusammengenommen nicht so viele Bereicherungen erhalten, als ihnen jetzt plötzlich zuströmten und ihren Gesichtskreis unermeßlich erweiterten.

II. Mittel- und Süd-Europa in den Zeiten Kaiser Maximilian's I.

---

1. Portugal unter Johann II. und Emanuel.

(1481—1521.)

Der Uebergang vom Mittelalter in die neuere Zeit ist in den westeuropäischen Reichen durch das vom Glück gekrönte, aber in den angewandten Mitteln keinesweges fleckenlose, Streben der Könige bezeichnet, die Macht der Krone zu heben, und die Feudalaristokratie zu beschränken. In Portugal geschah es durch Johann II.

Dieser König war der Sohn und Nachfolger Alfons' V. (Th. VI. S. 340.), der zwar Tanger erobert, aber an der fehlgeschlagenen Aussicht, Castilien zu erwerben, Kraft und Muth verschwendet hatte. Mit größerer Energie ergriff und hielt Johann II. die Zügel der Regierung. Feurig und in der Blüthe seiner Mannskraft *) brannte er vor Begierde, die übermäßige Gewalt des hohen Adels zu brechen. Er zwang die Vasallen, nicht bloß für ihre Personen, sondern auch für die ihnen untergebenen Leute die Huldigung zu leisten, nahm den Großen manche vormals an sie veräußerte oder verschenkte Krongüter und Gefälle, über die sie keine völlig gültigen Rechtstitel aufweisen konnten, und verordnete, daß den königlichen Gerichten auch die Städte des Adels unterworfen seyn, daß die peinliche Gerichtsbarkeit nur der Krone und nirgends dem Adel zustehen, und daß sämmtliche Richterstellen nur mit Rechtsgelehrten besetzt werden sollten. Der Adel trug diese Neuerungen mit Unwillen, und setzte seine Hoffnung vorzüglich

*) Als er einst mit seiner Gemahlin zu Fuß nach dem Zwinger gehen wollte, wilde Stiere zu besehen, sprang einer derselben wüthend heraus, und rannte ihm entgegen. Alles floh, er aber trat unerschrocken vor die Königin, und erlegte das grimmige Thier mit seinem Degen.

auf den Herzog Ferdinand von Braganza, des Königs Verwandten*) und Schwager, einen durch ritterliche Tugenden ausgezeichneten Mann Diesen ließ Johann verhaften und peinlich anklagen, daß er mit den Spanischen Herrschern im geheimen Einverständniß stehe, und die Abgeordneten der Städte zur Widersetzlichkeit gegen den König anreize. Auf das eingeleitete Rechtsverfahren übte Johann ungebührlichen Einfluß, indem er den Sitzungen der Richter beiwohnte. So ward der Herzog ohne vollständigen Beweis und ohne Geständniß verurtheilt und auf öffentlichem Markte hingerichtet (1483). Die übrigen Glieder des Hauses Braganza ergriffen die Flucht.

Inzwischen brannte der Adel vor Begierde, sich zu rächen. Eine Verschwörung gegen des Königs Leben ward von dem Herzog Jakob von Viseo, einem Brudersohn König Alfons' V. und Schwager Johann's, eingeleitet. Johann ward gewarnt, und entwaffnete zweimal, bloß durch seinen festen Blick und seine Fassung, die ausgesandten Mörder. Endlich ließ er den Herzog eines Abends zu sich rufen, und als dieser in sein Zimmer trat, fragte er ihn mit angenommener Munterkeit: „Vetter, wenn Dich jemand ermorden lassen wollte, was thätest Du?" Bestürzt antwortete der Herzog nach einigem Nachdenken: „Ich würde sehen, ob ich ihm nicht zuvorkommen könnte." — „Recht," rief der König, „Du hast Dir selbst das Urtheil gesprochen!" und in demselben Augenblick stieß er ihm rasch seinen Dolch zu wiederholten Malen in den Leib (1484). Die übrigen Verschwornen, die sich nicht durch die Flucht retteten, wurden nun eingezogen und hingerichtet. Seitdem wagte der Adel keine Versuche mehr, seine ehemaligen Rechte wiederherzustellen, und der König erhielt von den Ständen die Steuern, welche er verlangte.

Mit gleicher Heftigkeit umfaßte Johann II. die lockenden Plane, Portugal's Macht und Handel an der reichen Küste von Africa auszudehnen. Er war in diesem Puncte so eifersüchtig auf seine Nachbarn, daß er auf die Nachricht, es wären drei seiner Schiffleute, welche das Aethiopische Meer befahren hatten, nach Castilien gegangen, diesen mit größter Hast nachsetzen ließ. Zwei derselben wurden auf der Stelle niedergehauen, den dritten aber, welcher ihm lebendig zurückgebracht ward, ließ er viertheilen. — Er war es, der den kühnen Diaz aussandte, und dem entdeckten Vorgebirge den bedeutungsvollen Namen gab. Er

*) Sein Großvater Alfons, der erste Herzog von Braganza, war ein natürlicher Sohn König Johann's des Unechten.

war es endlich auch, der den Columbus abwies; aber er hatte allerdings gute Gründe, lieber den einmal betretenen sichern Weg nach Indien zu verfolgen, als an die Aufsuchung eines neuen und ungewissen vielleicht vergebliche Summen zu wagen.

Er hatte den Schmerz, seinen Sohn und bestimmten Nachfolger sterben zu sehen, und war nun darauf bedacht, den Thron einem natürlichen Sohne zuzuwenden. Er fand aber beim Papste der den Knaben für rechtmäßig erklären sollte, Schwierigkeiten, so daß er starb (25. Oct. 1495), ohne diesen Zweck erreicht zu haben, und das Königreich dem nächsten echten Erben, dem Herzog Emanuel von Beja, einem Bruder des getödteten Herzogs Jakob von Viseo, hinterlassen mußte.

Dieser Emanuel ist der Glückliche genannt worden, und glücklich war er auch in der That, und was mehr ist, auch werth es zu seyn. Mit dem Eifer seines Vorgängers, die Portugiesische Macht zu erhöhen, mit dessen Festigkeit und Geist verband er einen sanften, wohlwollenden Sinn. Große Freigebigkeit, Herablassung, Mäßigkeit, mehrere gute Anordnungen und Stiftungen, und die Sorge für eine bessere Rechtspflege machten ihn seinen Unterthanen in einem vorzüglichen Grade werth.

Dem Gesandten des Königs Franz I. von Frankreich, der ihn in ein Bündniß zu ziehen wünschte, antwortete er mit einer die übrigen Monarchen seiner Zeit wahrhaft beschämenden Weisheit: den Christen zieme Frieden und Eintracht*). Mit Recht hielt er es für verdienstlicher und ehrenwerther, Macht und Reichthum auf Kosten der Feinde des christlichen Glaubens zu gewinnen, und hier sparte er keinen Eifer. Daher setzte er die Kriege mit den Mauren in Africa fort, wiewol ohne großen Erfolg. Die glänzendere und wahrhaft großartige Seite seiner Regierung sind die kühnen Seereisen und die Eroberungen in Asien, von denen oben geredet worden ist. Unter ihm fand Vasco de Gama den neuen Seeweg und Cabral Brasilien; unter ihm begründeten Almeida und Alboquerque die Herrschaft ihres Volkes in Ostindien. Die Schätze des reichsten Landes der damals bekannten Erde flossen in Lissabon zusammen; alle handelnden Nationen mußten die Producte der Gewürzinseln und den größten Theil ihrer Seide und Baumwolle hier kaufen. Venedig und Spanien sahen mit Eifersucht

*) Emmanuel respondit — — a bellis, quae Christiani principes inter se gerebant, vehementer abhorrere. Sibi namque in animo esse, Saracenis, si posset, perniciem et interitum machinari. Christianis vero principibus bonam mentem et animorum concordiam precari. Osorius de reb. Emman. X. fol 293.

auf das so schnell emporgekommene Reich, dessen sonst wenig bedeutender König jetzt Gesandtschaften von Abyssinien und vom Perser-Schach empfing. Mit einem Worte, es war das goldene Zeitalter des Portugiesischen Volkes. Eine allgemeine Begeisterung belebte Alt und Jung, sich durch ritterliche Unternehmungen und Seezüge hervorzuthun. Dieser Geist theilte sich selbst dem andern Geschlechte mit, und Emanuel's Geschichtschreiber, der Bischof Osorius, sagt, daß die Frauen am Hofe Keinem ihre Gunst schenkten, der nicht im Kriege eine tapfre That verrichtet hatte.

---

2. Spanien unter Ferdinand und Isabella.

(1474 u. 1479—1516.)

Wir haben die Geschichte von Spanien im vorigen Bande (S. 339.) bis zu dem Zeitpuncte geführt, wo durch die Vermählung Ferdinand's von Aragonien, welcher den Beinamen des Katholischen erhielt, und Isabellen's von Castilien der Grund zur Vereinigung beider Reiche gelegt ward. Beide regierten gemeinschaftlich, doch so, daß jedes Reich seine besondere Verfassung und Verwaltung behielt. Isabella war schön, anmuthig, klug, und übertraf ihren Gemahl weit an Milde und Adel der Gesinnung; Ferdinand, ein Fürst von Geist und Kraft, suchte seine Zwecke durch Arglist und Schlauheit zu erreichen. Doch waren die Bestrebungen Beider fast immer auf dieselben Ziele gerichtet. Dahin gehörte vor Allem, die königliche Macht in beiden Reichen möglichst unabhängig von dem Adel und der hohen Geistlichkeit zu machen, wozu sie die Zeitumstände mit großer Klugheit benutzten. Im Allgemeinen bedienten sie sich der nämlichen Mittel, die Johann II. von Portugal anwandte. Sie verschafften sich vom Papste Sixtus IV. das Recht, die Bisthümer zu besetzen, dem Adel wurde die richterliche Gewalt genommen, und die Gerichtshöfe wurden mit Rechtsgelehrten besetzt. — Die drei geistlichen Ritterorden Spanien's besaßen so viel Land, Kriegsmacht und Festungen, daß ihre Großmeister den Königen oft gefährlich geworden waren. Isabella und Ferdinand wußten es dahin zu bringen, daß dieser allmählig selbst zum Administrator der Orden gewählt wurde, bis späterhin der Papst die Verbindung der Großmeisterthümer mit der Krone für immer bewilligte. Dadurch fielen dieser viele Einkünfte, die Verfügung über die Kriegsmacht der

Orden, großer Einfluß auf die Ritter und auf die, die es werden wollten, zu. — In den Städten bestand von Alters her eine Miliz, für Ordnung und Ruhe innerhalb der Ringmauern und für die Sicherheit der Landstraßen zu wachen. Sie hieß die heilige Brüderschaft (la santa hermandad). Diese Einrichtung war in Verfall gerathen, wurde aber jetzt von Ferdinand und Isabella wieder hergestellt und gebraucht, der Zügellosigkeit des Adels zu steuern, der von seinen Schlössern aus Plünderung und Unfug verübte.

So stellten sich die Könige (so heißen bei den Spanischen Geschichtschreibern Ferdinand und Isabella) selbst an die Spitze der adligen und städtischen Institutionen, um deren Unabhängigkeit zu brechen *). Und wie sie durch die Besetzung der Bisthümer auf die Kirche großen Einfluß gewannen, so diente auch eine andere Einrichtung in der letztern, die unter ihrer Regierung eingeführte Inquisition, ihre Zwecke zu befördern.

Die Inquisition hatte zwar schon bei ihrer Entstehung im dreizehnten Jahrhundert auch nach Spanien den Weg gefunden; jetzt aber wurde sie neu begründet und befestigt, und mit der weit größern Ausdehnung ihrer Macht erhielt sie die schreckliche Gestalt, in welcher sie Jahrhunderte die Geißel Spanien's war. Spanien hatte durch die zahlreichen Mauren und Juden, die dort lebten, einen nichtchristlichen Bestandtheil von großer Bedeutung in seiner Bevölkerung, und Ferdinand glaubte, daß politische Einheit ohne Glaubensübereinstimmung nie wurzeln könne. Dazu gesellte sich mißverstandner Religionseifer und Habsucht. Die Juden hatten durch die außerordentlichen Reichthümer, in deren Besitz sie waren, einen allgemeinen Haß auf sich geladen, der öfters in Aufstände ausbrach in welchen ihrer viele als Opfer der Volkswuth fielen. Diesen blutigen Verfolgungen zu entgehen, traten sie häufig zum Christenthum über, aber der Glaube, den sie aus Menschenfurcht ergriffen hatten, konnte in ihrem Herzen nicht Wurzel fassen. Die neuen Christen (Marranos genannt) geriethen in den Verdacht, heimlich noch der Religion ihrer Väter anzuhangen. Mehrere wurden des Rückfalls überführt, und mit den Schätzen der Verurtheilten bereicherte sich Ferdinand. Zunächst für diesen Zweck sollte ihm das Inquisitionstribunal, welches er in Castilien, wo das heilige Gericht schon eine lange Zeit gänzlich geruhet hatte, zu erneuern

*) Ranke, Geschichte der Romanischen und Germanischen Völker. Bd. I. S. 53.

beschloß, behülflich seyn, und der Papst Sixtus IV. genehmigte eine Einrichtung gern, welche der Kirchenherrschaft in Spanien eine neue Stütze versprach *). Isabella wollte anfangs ihre Zustimmung nicht geben; da man es dieser frommen Königin aber als eine Gewissenssache darstellte, so ließ sie sich überreden. Im Jahre 1481 begann das neue Gericht seine Wirksamkeit, und ließ sich trotz der lauten Unzufriedenheit vieler Spanier, die an mehreren Orten in schwer zu dämpfende Aufstände ausbrach, darin nicht stören. Die Inquisition wurde jetzt ein bestehendes Tribunal, und 1483 trat der Dominicaner Thomas von Torquemada als erster Generalinquisitor von Spanien auf, ein so blutdürstiger Priester, daß er die Angeklagten zu Tausenden dem Feuertode übergab, und noch weit Mehrere mit lebenswierigem Gefängniß, Einziehung der Güter und anderen schweren Bußen bestrafte. Die Begierde nach Schlachtopfern war so groß, daß das ganze gerichtliche Verfahren aus einem Gewebe von Verdrehungen und Schlingen, den Angeklagten zu fangen, bestand; Alles war bei diesem heillosen, die Menschheit entehrenden Ketzergerichte darauf abgesehen, den Verdächtigen die Reinigung zu erschweren, oder ganz unmöglich zu machen. Der leiseste Verdacht oder das falsche Zeugniß eines Feindes konnten in die scheuslichen Inquisitionskerker führen: dem Verklagten wurde sein Kläger nicht genannt, viel weniger unter die Augen gestellt; und wer, um der Strafe zu entgehen, oder weil er sich keiner Schuld bewußt war, kein Geständniß ablegen wollte oder konnte, auf den harrten die Höllenschmerzen der ausgesuchtesten Martern. Die Vollstreckung der Urtheile, Autos da fé (actus fidei, Glaubenshandlungen), wobei außer den zum Feuertode Verdammten auch alle übrige Verurtheilte durch öffentliche Aufführung der Schande Preis gegeben wurden, geschahen mit möglichstem äußeren Pompe und in Gegenwart des Hofes, damit Spanien nie vergesse, welch eine große Rolle die Ausrottung der Ketzerei in seinem kirchlichen und Staatsleben spiele. Diese Ausrottung und die Art, wie die Inquisition dabei zu Werke ging, hat ihm Hunderttausende seiner Einwohner gekostet **) und der freien Gei-

*) Llorente histoire critique de l'inquisition d'Espagne. T. I. p. 143. Sonst nahm man gewöhnlich an, daß Sixtus IV. widersprochen, und nur sehr ungern eingewilligt habe.

**) Nach der Berechnung von Llorente sind von der Gründung der Inquisition 1481 bis 1498, so lange Torquemada Generalinquisitor war, lebendig verbrannt worden 8,800 Personen, im Bilde (Entflohene) 6,500, mit anderen Strafen belegt 90,000. Die Gesammtzahl aller Opfer der Spanischen Inquisition bis zu ihrer Auflösung in unseren

stesthätigkeit schwere Fesseln angelegt. Auch den Gläubigsten schien unerträglich, daß man der überall verbreiteten Kundschafter wegen kein freies Wort mehr wagen konnte *). Von den Königen aber ist dieses so hoch gestellte, ja geheiligte Tribunal der Ungerechtigkeit zur Vermehrung ihrer Macht benutzt worden. Denn da die Inquisitoren königliche Beamte waren und die Krone das Recht hatte, sie einzusetzen und zu entlassen, so standen sie ganz unter ihrem Einflusse, und das Gericht diente ihr als das bequemste Werkzeug, sich jedes Verdächtigen zu entledigen, sobald sich nur ein bezahlter Schurke bereit finden ließ, ihn Ketzereien halber zu verklagen, die ihm vielleicht nie in den Sinn gekommen waren. Kein Grande, selbst kein Erzbischof konnte sich dieser furchtbaren Macht entziehen. Auch der Vortheil von den verfügten Gütereinziehungen fiel der Krone anheim.

Noch bestand ein Maurisches Reich auf der Halbinsel, das von Granada, welches in einem kleineren Umfang dreizehn ansehnliche Städte und viele feste Schlösser zählte, stark bevölkert und trefflich angebaut war. Die Könige von Granada waren schon längst zinsbare Vasallen der Krone Castilien's, hatten sich aber dann aller Abhängigkeit entzogen und den Tribut verweigert. So hatte auch ein 1478 bei Ferdinand und Isabella erschienener Granadischer Abgeordneter auf die Mahnung, den Zins zu zahlen, geantwortet: da, wo man sonst Geld geprägt zur Entrichtung desselben, schmiede man jetzt Waffen, sich seiner zu entledigen **). Damals waren die Könige noch mit dem Portugiesischen Kriege beschäftigt (Th. VI. S. 338.), und gingen daher einen dreijährigen Stillstand mit den Mauren ein, als aber mit Portugal Friede geschlossen war, beschlossen sie, von Religion, Ehre und Vergrößerungsbegierde gleich sehr angeregt, den Krieg gegen Granada mit möglichstem Nachdruck zu betreiben. Er dauerte zehn Jahre, und kostete viel Blut und große Anstrengung, obschon die Christen durch einen unter ihren Feinden ausgebrochenen Bürgerkrieg sehr begünstigt

---

Tagen giebt derselbe Schriftsteller so an: lebendig Verbrannte 31,912, im Bilde Verbrannte 17,659, mit harten Bußen Belegte 291,450. In neueren Zeiten ist die Zahl der Verurtheilten immer mehr im Abnehmen gewesen, und unter der Regierung Karl's IV. ist kein Einziger mehr den Feuertod gestorben.

*) Illud gravissimum, adimi per inquisitiones loquendi libere audiendique commercium, dispersis per urbes et oppida et agros observatoribus, quod extremum in servitute credebant, sagt selbst Mariana de reb. Hispan. XXIV, 17.

**) Ferreras Histoire d'Espagne. trad. par d'Hermilly. T. VII. p. 511.

wurden. Allmählig ward das Land eingenommen, und zuletzt mußte auch die Hauptstadt sich ergeben. Am 2. Januar 1492 nahmen die Christen sie in Besitz. So endete nach fast achthundertjähriger Dauer die Herrschaft der Mohammedaner auf der Pyrenäischen Halbinsel völlig.

Zuerst hatte man den Mauren für die Unterwerfung völlige Religionsfreiheit zugesichert; aber sieben Jahre nachher brach man diese Zusage, und legte ihnen die Wahl vor, sich entweder taufen zu lassen, oder bei Todesstrafe das Land zu räumen. Viele wanderten aus; Andere wurden aus Zwang Christen, und gaben, im steten Verdacht des Unglaubens oder auch als öffentlich Abtrünnige, der Inquisition reichlichen Stoff zu Verfolgungen, welche die hart Gedrückten öfters zu Aufständen reizten, die nur mit Mühe gedämpft werden konnten. Die Juden hatte schon früher ein gleiches Loos betroffen. Kaum war Granada erobert, so ließen Ferdinand und Isabella eine Verordnung ergehen, daß alle Juden ihrer Länder, die sich nicht taufen lassen wollten, dieselben innerhalb eines Monats verlassen sollten. Man erlaubte ihnen zwar, ihre Güter zu verkaufen, da sie aber Gold, Silber und Edelsteine nicht mitnehmen durften, so war diese Erlaubniß nur eine scheinbare. Die Anzahl der damals ausgewanderten Jüdischen Familien wird, wahrscheinlich übertrieben, auf 170,000 angegeben. Sie zogen nach Portugal, Frankreich, Italien und Africa; aber Unzählige fanden auf der Reise durch ansteckende Krankheiten und anderes Ungemach ihren Tod. Johann II. von Portugal nahm an 80,000 dieser vertriebenen Juden in sein Reich auf; sein Nachfolger Emanuel aber — durch die Vorstellungen der Spanischen Regierung, zur Ausrottung des Judenthums behülflich zu seyn, bewogen — befahl, ihnen ihre noch nicht vierzehn Jahre alten Kinder wegzunehmen und im Christenthume zu erziehen. Aus Verzweiflung ermordeten viele Juden ihre Kinder und andere sich selbst. Diejenigen, die das Reich nicht verließen, oder in der festgesetzten kurzen Frist nicht verlassen konnten, bekannten sich, wenigstens dem Scheine nach, zum Christenthume. Mit solchen Zwangsmitteln wähnte man die Lehre des Evangeliums auf eine Gott wohlgefällige Weise auszubreiten.

Daß der Zeitpunkt, da Granada erobert wurde, eben der war, den die Freunde des großen Columbus benutzten, um ihm Isabellen's Bewilligung und Beistand zu seiner kühnen Unternehmung auszuwirken, und welche ungeahnete Folgen sich hieraus für Spanien entwickelten, ist oben ausführlich erzählt; von dem thätigen Antheil, den Ferdinand

an den Italienischen Händeln nahm, und der ansehnlichen Vergrößerung, die er auch dort für Spanien erwarb, wird weiter unten die Rede seyn. Aber alle seine und seiner Gemahlin Besitzungen gingen nach seinem Tode an ein anderes Geschlecht über. Es gebar ihm nämlich Isabella einen Sohn und vier Töchter. Der Sohn, Johann, starb schon 1497, im nächsten Jahre die älteste Tochter, Isabella, Gemahlin des Königs Emanuel von Portugal, und im Jahre 1500 deren Sohn, Michael, der bei längerem Leben alle Reiche der Halbinsel unter seinem Scepter vereinigt haben würde. Als vermuthliche Erbin der Spanischen Länder war nun die zweite Tochter Ferdinand's und Isabellen's, die Infantin Johanna, zu betrachten, seit 1496 vermählt mit dem Erzherzoge Philipp, dem Sohne Maximilian's von Oesterreich und der Burgundischen Maria (Th. VI. S. 225.), dem als mütterliches Erbtheil die Niederlande zugefallen waren. Sie gebar dem Erzherzoge außer vier Töchtern zwei Söhne, von welchen der ältere der nachmals so berühmt gewordene Kaiser Karl V. war.

Der Gram, einen Sohn, eine Tochter und einen Enkel verloren zu haben, und die zweite Tochter gemüthskrank zu wissen, beschleunigte den Tod der Königin Isabella. Sie starb am 26. November 1504. Castilien fiel nun an Johanna, doch sollte Ferdinand, vermöge einer letztwilligen Verfügung Isabellen's, bis zur Großjährigkeit seines ältesten Enkels die Regentschaft in diesem Königreiche haben. Aber Erzherzog Philipp widersprach, und verlangte die Herrschaft für sich. Darüber wollte Ferdinand dessen Geschlecht wenigstens um den künftigen Besitz seiner eigenen Länder bringen, und heirathete deswegen des Königs von Frankreich Ludwig's XII. achtzehnjährige Schwestertochter Germaine de Foix, indem er hoffte, einen Erben aus dieser Ehe zu sehen, und diesem alsdann Aragonien zu hinterlassen. Es kam nun zwar zu einem Vertrage, vermöge dessen Ferdinand und Philipp zugleich in Castilien regieren sollten, als aber der Letztere im Frühling 1506 selbst nach Spanien kam, fielen ihm die Großen so zu, daß Ferdinand der Regentschaft ganz entsagen mußte, und der Erzherzog neben seiner Gemahlin als König anerkannt ward. Doch schon am 25. September starb Philipp (erst acht und zwanzig Jahre alt), und Johanna, die ihn wegen seiner Schönheit schwärmerisch geliebt hatte, und deren Geisteskrankheit durch seine häufige Untreue sehr vermehrt worden war, verfiel nun über seinen Tod in völligen Wahnsinn. Sie hatte während seiner Krankheit sein Bett nicht verlassen, und der Leichnam war

kaum begraben, so mußte er wieder aus der Gruft genommen, und prächtig angekleidet in ihr Zimmer gesetzt werden. Hier richtete sie unverwandt die Augen auf ihn, und wiederholte sich immer das Mährchen, das ein Carthäuser ihr erzählt hatte, von einem Könige, der nach vierzehn Jahren wieder aufgelebt sey. Sie litt dabei aus alter Eifersucht kein weibliches Geschöpf in ihrem Zimmer, und ward selbst ohne Hebamme von einer Tochter entbunden. Als sie eine Reise machte, mußte der geliebte Leichnam mitgenommen werden, und unzählige Mal ließ sie nachsehen, ob er noch immer schlummere. Dabei vermied sie die Städte und das Reisen bei Tage; eine Wittwe, sagte sie, deren Sonne untergegangen sey, müsse auch die Sonne des Himmels meiden. Einmal wollte sie in einem Kloster Herberge nehmen; als sie aber erfuhr, daß es ein Nonnenkloster sey, mußte weiter gefahren werden. Nur mit großer Mühe konnte sie endlich bewogen werden, den schon halb verweseten Leichnam in der Carthäuserkirche zu Miraflores bei Burgos beisetzen zu lassen. Die unglückliche Frau beharrte in diesem Zustande des Wahnsinns funfzig Jahre, denn sie starb erst kurze Zeit vor ihrem Sohne Karl, den 12. April 1555.

So mußte denn nach Philipp's Tode bis zur Volljährigkeit seines ältesten Sohnes Castilien durch einen Verweser verwaltet werden, und der Cardinal Ximenez, Erzbischof von Toledo, wußte die Stände zu bewegen, den König Ferdinand zum Regenten anzunehmen. Dieser starb am 23. Januar 1516, ohne daß sein Wunsch, von seiner zweiten Gemahlin Germaine Kinder zu hinterlassen, in Erfüllung gegangen war, so daß nun also Aragonien dennoch an die Nachkommenschaft Philipp's überging.

---

3. Frankreich unter Karl VIII.

(Reg. 1483—1495.)

In der Geschichte Frankreich's sind wir im vorigen Bande beim Schlusse der Regierung Ludwig's XI, stehen geblieben, welche für dieses Reich den Uebergang von der mittlern Zeit zur neueren macht da Ludwig, indem er durch Klugheit, List und Glück die Macht der größesten Vasallen zu Grunde richtete, den Thron unumschränkter machte als je zuvor.

Bei seinem Tode (Th. VI. S. 230) zählte sein Sohn und Nach-

folger Karl VIII. erst dreizehn Jahre. Karl war ungewöhnlich klein, mager und ein wenig bucklicht. Aufgewachsen in der Einsamkeit zu Amboise, unter Weibern und gemeinen Leuten, war er so vernachlässigt, daß er noch nicht fertig lesen konnte. Daher mußte er sich noch als König in den nöthigsten Kenntnissen unterrichten lassen. Ein solcher Knabe war nicht bloß durch sein Alter unfähig, selbst zu regieren, obschon er den Gesetzen nach großjährig war. Die Reichsgeschäfte wurden daher durch einen Rath von Prinzen des Hauses und einigen andern angesehenen Männern besorgt; den meisten Einfluß auf den jungen König übte seine zwei und zwanzigjährige Schwester Anna, Gemahlin Peter's von Beaujeu, nachmaligen Herzogs von Bourbon, der seine Obhut von dem verstorbenen König aufgetragen war. Viele Schenkungen Ludwig's wurden zurückgenommen, seine verhaßtesten Günstlinge gestraft. Aber eine Stimmung, welche durch alle Classen des Volkes ging, verlangte mehr als dieses, verlangte Abhülfe der schweren Uebel, welche vermöge der Tyrannei der vorigen Regierung auf dem Lande lasteten. Dem allgemeinen Wunsche zu entsprechen, beschloß der Staatsrath die Reichsstände zu berufen, deren Versammlungen in Frankreich eben so wenig an gesetzmäßige Fristen geknüpft, als ihre Verhältnisse unter einander und zur Krone genau bestimmt waren.

Die Sitzungen der nach Tours geladenen Stände dauerten vom 15. Januar bis zum 14. März 1484. Es ertönten hier, besonders von den Abgeordneten des dritten Standes, Klagen, welche den Zustand des damaligen Frankreich von einer traurigen Seite darstellen. Das Reich, hieß es, ist verarmt, wie ein Körper, dem durch Aderlässe alles Blut ausgeleert, theils durch die ungeheuren Summen, die nach Rom gehen *), theils durch die, welche die Bezahlung der Söldner verschlingt. Das Volk sey in einem schlimmern Zustand, als Leibeigne **). In der That waren die Auflagen unter Ludwig so ansehn-

*) Ludwig XI. hatte, um den Papst zu gewinnen, die pragmatische Sanction von Bourges (Th. VI. S. 141) wieder aufgehoben, das Parlament aber diese Aufhebung nicht bestätigt, woraus ein schwankender Zustand hervorging. S. Gieseler, Kirchengeschichte, Bd. II. Abth. 4. S. 140.

**) Et pour toucher à icelles charges que nous pouvons appeller non pas seulement charges importables, mais charges mortelles et pestiferes; qui eust jamais pensé ne ymaginé veoir ainsi traicter ce povre peuple, jadis nommé françoys? Maintenant le povons appeller peuple de pire condicion que le serf, car ung serf est nourri, et ce peuple a esté assommé des charges importables. — Journal des états généraux tenus en 1484. Paris,

lich erhöht worden, daß die Provinzen auf das äußerste darunter litten. Viele Bauern waren ausgewandert, weil sie nicht mehr so viel erwerben konnten, als sie abgeben mußten; andere waren vor Hunger und Elend gestorben, noch andere zogen mit ihren Weibern und Kindern den Pflug selbst, weil sie kein Vieh ernähren konnten. Ganze Strecken schönen Ackerlandes blieben unbebaut liegen. Die Art, wie die Steuern eingefordert wurden, war nicht minder drückend, als die Steuern selbst. Es ist vorgekommen, heißt es in den Beschwerden der Stände, daß, wenn die Glieder einer Gemeine ihren Antheil bezahlt hätten, man sie einkerkerte, bis sie auch das noch bezahlt hätten, was eine benachbarte Gemeine nicht erlegen konnte. Eine andere Klage betraf die schlechte Besetzung der Richterstellen. Diese waren unter dem geldgierigen Ludwig sehr häufig den Meistbietenden verkauft worden, so daß man die unwürdigsten Menschen im Besitz der wichtigsten Aemter sah. Die Regierung verhieß die Abstellung dieser und noch vieler andern Mißbräuche, und begnügte sich für die nächsten zwei Jahre mit der Bewilligung von Steuern, die kaum den dritten Theil der von Ludwig erhobenen betrugen. Im Allgemeinen hatte dieser Reichstag keinen nachhaltigen Einfluß auf den Zustand der Nation.

Eine in der Ständeversammlung stürmisch verhandelte Frage war die gewesen, ob dem königlichen Knaben noch eine Regentschaft an die Seite gesetzt werden solle, und welche. Es war aber nur ein Beschluß zu Stande gekommen, welcher die Dinge ließ wie sie waren, also die wahre Gewalt in den Händen der staatsklugen und listigen *) Frau von Beaujeu, obschon sie in dem Beschlusse nicht einmal genannt war. Damit war Niemand unzufriedener, als der Herzog Ludwig von Orleans, Gemahl ihrer Schwester Johanna und erster Prinz von Geblüt. Er war von schöner Gestalt und einnehmenden Sitten, der beste Reiter und Tänzer am Hofe, großer Freund der Frauen, und überhaupt den Vergnügungen sehr ergeben, darum aber nicht weniger ehrbegierig. Er entwarf den Plan, Anna zu verdrängen, und sich an ihren Platz zu stellen, der ihm, wie er glaubte, um so mehr zukam, da er, im Fall der junge König kinderlos stürbe, der nächste Thronerbe war. Nachdem er sich dem Hofe schon mehrere Male

1835. p. 673. (In der Collection des documents inédits sur l'histoire de France, welche die Regierung erscheinen läßt.)

*) Fine femme et déliée, s'il en fut oncques, et vraye image en tout du feu Roi Louys son père. Brantome, Oeuvres, à la Haye 1740. T. I. p. 311.

entgegengestellt und wieder mit ihm ausgesöhnt hatte, kam es zum offnen Bürgerkriege. Da auch Andre sich in ihren ehrgeizigen Hoffnungen getäuscht sahen, und Anna's vom Vater ererbte Staatskunst gefürchtet ward, so fehlte es ihm nicht an Anhang unter den Großen und dem Adel; besonders unterstützte ihn der alte Feind des königlichen Hauses, der Herzog Franz II. von Bretagne. Auch mit dem Auslande knüpfte er Verbindungen an. Nachdem Anna vorher die Mißvergnügten im Süden zur Unterwerfung gezwungen hatte, rückte ein königliches Heer, unter der Anführung des tapfern la Tremouille, in die Bretagne ein, wo sich der Herzog von Orleans selbst befand, und gewann am 28. Juli 1488 bei St. Aubin einen entscheidenden Sieg über die Bretagner. Der Herzog von Orleans ward gefangen, und von einem Ort zum andern, zuletzt nach Bourges in einen Thurm gebracht. Der Herzog von Bretagne erhielt den Frieden unter harten Bedingungen. Wenige Wochen darauf (9. Sept.) starb er, ohne Söhne zu hinterlassen. Seine älteste Tochter Anna war seine Erbin, und obschon kaum zwölfjährig, der Gegenstand mehrfacher Bewerbungen. Da die Franzosen trotz des Friedens in das Herzogthum eingebrochen waren, um ihre Ansprüche darauf geltend zu machen, und die Hälfte des Landes besetzt hatten: so wünschten ihre einflußreichsten Rathgeber, daß sie sich mit dem mächtigsten der Bewerber, dem Römischen König Maximilian, vermählen möge; und die Trauung ward feierlich vollzogen, indem der Prinz von Oranien die Person des Bräutigams vorstellte (1489).

König Karl VIII. entzog sich indeß dem Einflusse seiner Schwester immer mehr. Den Herzog von Orleans, dem er persönlich gewogen war, befreite er ohne ihr Vorwissen aus seinem Gefängnisse (1491) und behandelte ihn mit freundschaftlicher Zärtlichkeit. In der Bretagne hatten seine Angelegenheiten den besten Fortgang, Nantes ward ihm durch Verrath in die Hände geliefert, die Herzogin in Rennes durch ein französisches Heer belagert. Um jedoch die Dinge nicht bis auf's äußerste kommen zu lassen, wurde der Plan gemacht, daß Karl sich auf friedliche Weise in den Besitz des Landes setzen solle, und zwar durch Vermählung mit der Erbin, also mit der Braut desselben Fürsten, dessen Tochter Margaretha ihm längst verlobt war (Th. VI S. 225.). Anna wollte anfangs von einem Bruch des schon geschlossenen Ehebundes nichts hören, der schönen, klugen, gelehrten Prinzessin mißfiel der neue Bräutigam ungemein; aber die Umstände waren dringend, ihre Rathgeber durch geheime Unterhandlungen

für Frankreich gewonnen, und so fügte sie sich. Am 6. December 1491 gab sie dem Könige von Frankreich ihre Hand. Bei der Nachricht, daß Karl ihm zu gleicher Zeit seine Braut entrissen und seine Tochter verschmäht habe, gerieth Maximilian in den heftigsten Zorn und beschloß Rache. Aber es fehlte ihm an Geld und Truppen, und die Deutschen Stände waren zu keinem Kriege wider Frankreich zu bewegen. Maximilian's Bundesgenosse, der König Heinrich VII. von England, landete zwar mit einem ansehnlichen Heere bei Calais, aber es war ihm mit diesem Kriege kein Ernst, und bald ging er einen am 3. November 1492 zu Etaples geschlossenen Frieden ein, nach welchem Karl ihm etwa zwei Millionen Thaler unseres Geldes zu zahlen hatte. Von dieser Unterstützung verlassen, konnte Maximilian noch weniger ausrichten; daher schloß auch er einen Vergleich (zu Senlis, 23. Mai 1493), vermöge dessen er Karl von dem Eheverlöbniß mit seiner Tochter entband, und dagegen die Grafschaften Burgund und Artois, welche dieser als Brautschatz bestimmt gewesen waren, zurückerhielt, allerdings ein reicher Ersatz für die Bretagne. Karl gab indeß nur auf, was er nicht behaupten konnte, denn in diesen Provinzen hatte das Waffenglück, unterstützt von der den Franzosen sehr ungünstigen Stimmung der Einwohner schon fast ganz für Maximilian entschieden *). — Ein anderer Fürst, der an dem Bündniß wider Karl Theil genommen, Ferdinand der Katholische von Aragonien, wurde durch die Wiederabtretung der früher von Ludwig XI. gewonnenen Landschaften Roussillon und Cerdagne versöhnt.

---

4. Zustand Italien's. Karl's VIII. Zug nach Neapel.

Alle diese Verträge waren von Karl schon in der Absicht geschlossen, daß er bei seinem Entwurfe zur Eroberung des Königreichs Neapel die Hände frei haben möge. Ludwig hatte sich von dem Grafen Karl von Maine mit der Provence auch die Ansprüche des jüngern Hauses Anjou auf dasselbe (Th. VI. S. 255.) abtreten lassen, aber, seinem besonnenen und umsichtigen Verfahren gemäß, schritt er langsam und bedächtig vor, um sich allmählig Sicherheit des Erfolges zu verschaffen**).

*) Sismondi, Histoire des Français, T. XV. p. 135.
**) Sismondi, l. c. p. 139.

Dagegen brannte Karl's jugendliches, von Ruhmbegierde erfülltes, Gemüth vor Ungeduld jene Ansprüche geltend zu machen. Und bei der Eroberung von Neapel blieben seine Gedanken nicht stehen. Sie sollte ihm zugleich ein Uebergang werden zu der weit größern und glorreichern Unternehmung, die Türken aus Europa zu vertreiben, und sich die Griechische Kaiserkrone zu erringen. Er gedachte, sich dazu des Türkischen Prinzen Dschem zu bedienen, welcher den Osmanischen Thron in Anspruch genommen, aber vor seinem Bruder, dem Sultan Bajazeth II., hatte fliehen müssen, und nun zu Rom lebte, wo er von den Päpsten in Gewahrsam gehalten wurde, die dafür von Bajazeth, unter dem Namen von Unterhaltungskosten, jährlich 40,000 Ducaten bekamen. Von Griechenland stellte er sich den Uebergang nach dem heiligen Lande als leicht vor, um dort endlich ein Ziel zu erreichen, dem die Europäische Christenheit in den Kreuzzügen vergeblich nachgerungen hatte.

Italien ging damals jedem andern Europäischen Lande vor an Fortschritten der Civilisation, an Blüthe der Gewerbe, des Handels, der Künste, an Wohlstand und Reichthum; aber die unsichere Stellung mehrerer der mächtigsten Fürsten und Häupter, ihren Unterthanen gegenüber, die Grausamkeit und Wollust, die sie, wie die verrufensten Tyrannen des Alterthums befleckten, die gegenseitige Eifersucht, der Haß und Neid der Staaten unter einander, die Künste der Arglist und des Truges, mit denen Jeder sich zu stärken und Andere zu unterdrücken trachtete, führten die Fremden in das Land, bereiteten ihm Verwüstung, theilweise Verlust der Unabhängigkeit und eine Lähmung des Geistes, wodurch die Blüthe allmählig hinwelkte.

Ferdinand I. von Neapel, der Bastard Alfonsen's von Aragonien (Th. VI. S. 261. 293.), hatte den Adel seines Landes, in zwei Kriegen, die er wider ihn führte, besiegt, und herrschte nun mit so empörender Gewalt und Strenge, daß er auf's äußerste gehaßt ward. Und Schlimmeres noch schien der Uebermuth seines Sohnes Alfons zu drohen, da die öffentliche Meinung die ärgste Willkür des Vaters schon seinen Rathschlägen zuschrieb. Zwei Enkelinnen Ferdinand's waren an Glieder der Mailändischen Fürstenfamilie verheirathet, die eine, Isabella, Alfonsen's Tochter, an den jungen Herzog Johann Galeazzo (Th. VI. S. 262.), die andere, Beatrice, an dessen Oheim Ludwig, mit dem Beinamen Moro. Dieser benutzte des Neffen Jugend und Unerfahrenheit, die höchste Gewalt an sich zu reißen. Mailand war

ein auf militärischem Despotismus ruhendes Fürstenthum*), wo kluge Begünstigung von thätigen Anhängern die Verdrängung eines rechtmäßigen Herrschers immer leicht möglich macht. Sonst milde und leutselig, sorgsam für nützliche Anstalten, für Förderung der Wissenschaften und Künste**), hielt Ludwig den jungen Herzog wie in Gefangenschaft, und ließ ihm selbst die nothwendigsten Bedürfnisse nur spärlich reichen, während er und seine Gemahlin in großem Glanz und Ueppigkeit lebten. Dies erfüllte Isabellen's männlichen Geist mit heftigem Schmerz; rührend und beweglich klagte sie ihrem Vater ihre große Noth und Hülflosigkeit, und bat um Rettung. Alfons war entschlossen, die Tochter zu rächen, der Greis Ferdinand wünschte sehnlich den Frieden zu erhalten.

So war der Keim zu einer bedenklichen Entzweiung in Italien vorhanden; ob und wie er hervorbrechen sollte, hing zum Theil von der Gesinnung der übrigen Staaten ab. Hier änderten sich im Jahre 1492 die Dinge sehr zum Schlimmen. In Florenz starb Lorenzo von Medici (Th. VI. S. 295.), und seinem Sohne Peter, der nun an die Spitze der Republik trat, fehlten Kraft und Geschicklichkeit, das Ansehn des Vaters zu behaupten. Er wurde aber um so verhaßter, da er noch weiter gehen wollte als dieser, und unverholen strebte, sich zum Fürsten von Florenz aufzuwerfen. Noch weit bedenklicher war der Herrscherwechsel in Rom. Zum Nachfolger des am 25. Julius gestorbenen, sonst freilich keinesweges löblichen, im Ganzen aber doch friedfertigen Papstes Innocenz VIII. ward nach sechszehn Tagen ein Mann erwählt, dessen Namen, wenn irgend einer, mit gerechtem Abscheu genannt wird. Der Cardinal Rodrigo Borgia, oder, wie sein Familienname eigentlich lautete, Engolio, ein Spanier aus Valencia, hatte durch reiche Bestechungen fast alle Stimmen für sich gewonnen. Alexander VI. (so hieß er als Papst) war ein schamloser Wüstling, aller Ehrbarkeit und Redlichkeit fremd, dem Treue und Religion nur zum Gespött dienten. Von unmäßigem Geldgeiz und grenzenloser Ehrgier getrieben, war er oft unmenschlich grausam, und immer darauf bedacht, gleichviel durch welche Mittel, seine Bastarde zu erheben; denn er hatte von einer Beischläferin, Rosa Vanozza, vier Söhne und eine Tochter. Alle, die ihn kannten, erschraken über solche Ent-

*) Leo, Geschichte von Italien, Th. III. S. 436.

**) Ranke, Geschichten der Romanischen und Germanischen Völker, S. 20.

würdigung des heiligen Stuhls, obschon man es in Italien gewohnt war, keine Tugendhelden auf demselben zu sehen, und König Ferdinand von Neapel versicherte seiner Gemahlin unter Thränen, Italien, ja die ganze Christenheit würden die höchst verderblichen Folgen dieser Wahl empfinden.

Ludwig Moro wollte indeß nicht bloß die Macht in Mailand haben, sondern sich selbst auf den herzoglichen Stuhl setzen. Zu diesem Ende ließ er dem Römischen Könige Maximilian die Hand seiner Nichte Blanca Maria, nebst einer Mitgift von 400,000 Ducaten anbieten, wenn er ihn dagegen mit dem Herzogthum belehnen wollte. Maximilian ging es ein, obschon die Ehe nicht für standesgemäß galt, da der Großvater der Braut, Franz Sforza, der durch seine glücklichen Waffen Mailand errungen hatte, von niederer Geburt war. Er versprach die Belehnung, und ertheilte sie auch später, ein Verfahren, welches, wie unedel es auch in seinen Triebfedern erscheint, doch darin eine Entschuldigung finden kann, daß die Besitznahme Mailand's durch das Haus Sforza von Kaiser und Reich nicht anerkannt war. Wollte demnach das Reichsoberhaupt ein Glied dieses Hauses mit Mailand belehnen, so konnte ihm, nach strengem Rechte, die Wahl, auf wen diese Verleihung fallen sollte, nicht wol streitig gemacht werden.

Indeß wußte Ludwig Moro wohl, daß Maximilian, wenn die Aragonesen von Neapel ihn angreifen sollten, nicht eben viel zu seinem Schutz thun würde, daher suchte er ihnen einen andern mächtigen Feind zu erregen, und ermunterte den König Karl VIII., sein Recht auf Neapel geltend zu machen. Seine Gesandte trafen am Französischen Hofe einige Neapolitanische Große, die vor Ferdinand geflohen waren, und aus Haß gegen ihn dasselbe betrieben. Ihren vereinten Bemühungen gelang es leicht, den für diesen Plan ohnehin schwärmenden König völlig zu bestimmen. Ein förmlicher Vertrag mit Ludwig Moro kam zu Stande, wie sehr auch einsichtige Männer*), und des Königs Schwester Anna, das Unternehmen widerriethen. Um das nöthige Geld aufzutreiben, wurden Darlehen aufgenommen, eines von hunderttausend Ducaten von einem Genuesischen Wechselhause, gegen vierzehn Procent auf vier Monate. Mitten unter Zurüstungen, dem drohenden Anfall zu begegnen, starb Ferdinand von Neapel am 25. Januar 1494, und hinterließ den Thron seinem Sohne Alfons II.

*) Praesertim qui prudentia ac rei militaris scientia caeteris antecellebant. Belcarius, V, 9.

Diesen brachte Alexander VI. von der Verbindung mit Ludwig Moro zu der seinigen, zu welcher sich Peter von Medici ebenfalls hielt. Eben darum war aber das Volk von Florenz dagegen, und wünschte vielmehr die Franzosen herbei *).

Im Herbste desselben Jahres ging Karl, damals vier und zwanzig Jahre alt, an der Spitze eines zahlreichen Heeres, worunter einiges Deutsches Fußvolk und mehr als 8000 Schweizer, über die Alpen. In Pavia fand er den unglücklichen Johann Galeazzo zum Tode krank, wie man argwöhnte, an Gift, welches ihm der Oheim beigebracht. Auch starb der junge Herzog gleich darauf, und mit Uebergehung eines fünfjährigen Knaben, den er hinterließ, ward Ludwig Moro als Herzog anerkannt. Peter von Medici, statt dem Könige den Weg zu sperren, kam ihm entgegen, und schloß erschreckt einen Vertrag, in welchem er sich zur Einräumung wichtiger Plätze verstand. Darüber waren die Florentiner so aufgebracht, daß ein Aufstand gegen die Mediceer erfolgte. Peter und seine Brüder flohen, und wurden geächtet, ihr Palast, erfüllt von Schätzen der Kunst und Wissenschaft, geplündert. Nun zog Karl in Florenz ein, und stellte, wie ein Eroberer, harte Forderungen, da er aber Entschlossenheit zur Gegenwehr gewahrte, stimmte er sie herab. Hierauf ging er weiter gegen Rom, wo Alexander hin und her schwankend, keinen Widerstand wagte. In der Neujahrsnacht 1495 zog Karl mit klingendem Spiele und bei Fackelschein in Rom ein, während ein Neapolitanischer Heerhaufe sich durch ein anderes Thor entfernte. Alexander hatte sich in die Engelsburg geflüchtet, und wartete in höchster Angst auf den Ausgang der Dinge. Dieser hätte für ihn sehr schlimm werden können, denn die meisten Cardinäle baten den König, ein Concil auszuschreiben, und durch dasselbe die Absetzung dieses schändlichen Papstes zu betreiben. Aber Karl mochte sich nicht für fähig halten, eine Kirchenreformation durchzusetzen **), auch waren einige seiner Räthe vom Papste durch Gaben und Verheißungen gewonnen. Er schloß daher einen Vergleich mit ihm, kraft dessen sich Alexander verpflichtete, dem Könige drei Festungen zu öffnen, seinen Sohn Cäsar Borgia, unter dem ehrenvollen Namen eines Cardinallegaten als Geisel zu stellen, und den Prinzen

*) Ed in tale calamità condotti eravamo, che apartamente quasi da ciascuno la venuta de Francesi si desiderava. Parenti Istoria d'Italia (ungedruckt) bei Meier Savonarola S. 63.

**) Il estoit jeune, et mal accompaigné pour conduire une si gran'oeuvre que de reformer l'Eglise. Comines, VII. 12.

Dschem auszuliefern. Am 28. Januar verließ Karl Rom, und setzte seinen Zug nach Neapel fort. Aber er war noch nicht weit gekommen, als Cäsar listig entwischte, und Dschem starb, nach den Zeugnissen Italienischer und Türkischer Schriftsteller*) auf Befehl des Papstes vergiftet.

Ueber Alfons kam in dieser Noth das Bewußtseyn seiner Uebelthaten mit doppelter Stärke. Er hatte entweder noch beim Leben seines Vaters oder nach dessen Tode**) eine Anzahl von Staatsgefangnen erwürgen lassen, nun hatte er weder bei Tage noch bei Nacht Ruhe, und sah sich in seinen Träumen von den Schreckbildern der Ermordeten umgeben. Da trat er seinem Sohne Ferdinand die Herrschaft ab, in der Hoffnung, daß dieser junge Fürst, der nicht, wie er, den Haß des Volkes auf sich geladen, es zum Widerstande werde zu begeistern wissen, und ging nach Sicilien, wo er noch in demselben Jahre starb. Ferdinand II. sammelte Truppen; in dem engen Passe von San Germano wollte er die Französische Macht aufhalten. Aber die Grausamkeit der Franzosen, welche die Besatzung und die Einwohner zweier mit Sturm genommenen festen Schlösser niedergemetzelt hatten, erfüllte die neugeworbenen Neapolitanischen Truppen mit solcher Furcht, daß sie beim bloßen Anblick der Feinde die Flucht ergriffen, Ferdinand's bester Heerführer, der Mailändische Condottiere Trivulzio, ging zu Karl über, seine eigne Stadt Capua schloß ihm die Thore. Er hielt Alles für verloren, und entwich nach der Insel Ischia. Am 22. Februar zog Karl in Neapel ein, und bald war bis auf wenige Städte das ganze Land in seinen Händen. Er setzte die Abgaben um 200,000 Ducaten herunter, und ergötzte das Volk durch Turniere und Pferderennen, wovon er ein großer Freund war, wie er aber selbst sich ganz den Lüsten ergab, so war er auch nicht darauf bedacht, den Uebermuth seiner Soldaten zu hemmen***). Diese verführten die Weiber, mißhandelten die Männer, und erlaubten sich Erpressungen und freche Ausschweifungen. Der König verschenkte ganze Städte und kostbare Landgüter an seine Französischen Lieblinge, während der Neapolitanische Adel sich seiner Ehren und Aemter beraubt sah, und von

---

*) v. Hammer Geschichte des Osmanischen Reiches, Bd. II. S. 277. Roscoe's Leben Leo's X., deutsche Uebers. Bd. I. S. 214.

**) Denn hierüber lauten die Angaben der Schriftsteller verschieden. S. Sismondi Histoire des Rép. ital. T. XII. p. 199.

***) Et entrerent en tant de gloire, qu'il ne sembloit point aux nostres, que les Italiens fussent hommes. Comines VII. 14.

Diesen brachte Alexander VI. von der Verbindung mit Ludwig Moro zu der seinigen, zu welcher sich Peter von Medici ebenfalls hielt. Eben darum war aber das Volk von Florenz dagegen, und wünschte vielmehr die Franzosen herbei*).

Im Herbste desselben Jahres ging Karl, damals vier und zwanzig Jahre alt, an der Spitze eines zahlreichen Heeres, worunter einiges Deutsches Fußvolk und mehr als 8000 Schweizer, über die Alpen. In Pavia fand er den unglücklichen Johann Galeazzo zum Tode krank, wie man argwöhnte, an Gift, welches ihm der Oheim beigebracht. Auch starb der junge Herzog gleich darauf, und mit Uebergehung eines fünfjährigen Knaben, den er hinterließ, ward Ludwig Moro als Herzog anerkannt. Peter von Medici, statt dem Könige den Weg zu sperren, kam ihm entgegen, und schloß erschreckt einen Vertrag, in welchem er sich zur Einräumung wichtiger Plätze verstand. Darüber waren die Florentiner so aufgebracht, daß ein Aufstand gegen die Mediceer erfolgte. Peter und seine Brüder flohen, und wurden geächtet, ihr Palast, erfüllt von Schätzen der Kunst und Wissenschaft, geplündert. Nun zog Karl in Florenz ein, und stellte, wie ein Eroberer, harte Forderungen, da er aber Entschlossenheit zur Gegenwehr gewahrte, stimmte er sie herab. Hierauf ging er weiter gegen Rom, wo Alexander hin und her schwankend, keinen Widerstand wagte. In der Neujahrsnacht 1495 zog Karl mit klingendem Spiele und bei Fackelschein in Rom ein, während ein Neapolitanischer Heerhaufe sich durch ein anderes Thor entfernte. Alexander hatte sich in die Engelsburg geflüchtet, und wartete in höchster Angst auf den Ausgang der Dinge. Dieser hätte für ihn sehr schlimm werden können, denn die meisten Cardinäle baten den König, ein Concil auszuschreiben, und durch dasselbe die Absetzung dieses schändlichen Papstes zu betreiben. Aber Karl mochte sich nicht für fähig halten, eine Kirchenreformation durchzusetzen**), auch waren einige seiner Räthe vom Papste durch Gaben und Verheißungen gewonnen. Er schloß daher einen Vergleich mit ihm, kraft dessen sich Alexander verpflichtete, dem Könige drei Festungen zu öffnen, seinen Sohn Cäsar Borgia, unter dem ehrenvollen Namen eines Cardinallegaten als Geisel zu stellen, und den Prinzen

*) Ed in tale calamità condotti eravamo, che apartamente quasi da ciascuno la veneta de Francesi si desiderava. Parenti Istoria d'Italia (ungedruckt) bei Meier Savonarola S. 63.

**) Il estoit jeune, et mal accompaigné pour conduire une si gran'oeuvre, que de reformer l'Eglise. Comines, VII. 12.

Dschem auszuliefern. Am 28. Januar verließ Karl Rom, und setzte seinen Zug nach Neapel fort. Aber er war noch nicht weit gekommen, als Cäsar listig entwischte, und Dschem starb, nach den Zeugnissen Italienischer und Türkischer Schriftsteller*) auf Befehl des Papstes vergiftet.

Ueber Alfons kam in dieser Noth das Bewußtseyn seiner Uebelthaten mit doppelter Stärke. Er hatte entweder noch beim Leben seines Vaters oder nach dessen Tode**) eine Anzahl von Staatsgefangnen erwürgen lassen, nun hatte er weder bei Tage noch bei Nacht Ruhe, und sah sich in seinen Träumen von den Schreckbildern der Ermordeten umgeben. Da trat er seinem Sohne Ferdinand die Herrschaft ab, in der Hoffnung, daß dieser junge Fürst, der nicht, wie er, den Haß des Volkes auf sich geladen, es zum Widerstande werde zu begeistern wissen, und ging nach Sicilien, wo er noch in demselben Jahre starb. Ferdinand II. sammelte Truppen; in dem engen Passe von San Germano wollte er die Französische Macht aufhalten. Aber die Grausamkeit der Franzosen, welche die Besatzung und die Einwohner zweier mit Sturm genommenen festen Schlösser niedergemetzelt hatten, erfüllte die neugeworbenen Neapolitanischen Truppen mit solcher Furcht, daß sie beim bloßen Anblick der Feinde die Flucht ergriffen, Ferdinand's bester Heerführer, der Mailändische Condottiere Trivulzio, ging zu Karl über, seine eigne Stadt Capua schloß ihm die Thore. Er hielt Alles für verloren, und entwich nach der Insel Ischia. Am 22. Februar zog Karl in Neapel ein, und bald war bis auf wenige Städte das ganze Land in seinen Händen. Er setzte die Abgaben um 200,000 Ducaten herunter, und ergötzte das Volk durch Turniere und Pferderennen, wovon er ein großer Freund war, wie er aber selbst sich ganz den Lüsten ergab, so war er auch nicht darauf bedacht, den Uebermuth seiner Soldaten zu hemmen***). Diese verführten die Weiber, mißhandelten die Männer, und erlaubten sich Erpressungen und freche Ausschweifungen. Der König verschenkte ganze Städte und kostbare Landgüter an seine Französischen Lieblinge, während der Neapolitanische Adel sich seiner Ehren und Aemter beraubt sah, und von

*) v. Hammer Geschichte des Osmanischen Reiches, Bd. II. S. 277. Roscoe's Leben Leo's X., deutsche Uebers. Bd. I. S. 214.

**) Denn hierüber lauten die Angaben der Schriftsteller verschieden. S. Sismondi Histoire des Rép. ital. T. XII. p. 199.

***) Et entrerent en tant de gloire, qu'il ne sembloit point aux nostres, que les Italiens fussent hommes. Comines VII. 14.

Haß gegen die neue Herrschaft erfüllt ward. Schon machte der frühere Widerwille gegen die Aragonischen Fürsten der Sehnsucht nach ihrer Wiederherstellung Platz. Bei den Franzosen aber war der Gedanke an weitere Eroberungen jenseits des Meeres ganz zurückgetreten. Sie waren nur nach Rückkehr begierig, ungeduldig mit ihren Siegen zu prunken, und die Früchte derselben zu genießen.

Und so war der Entschluß, wieder nach Frankreich zu ziehen, bei Karl gefaßt, noch ehe er erfuhr*), was indeß in seinem Rücken vorgegangen war, und ihn nun vollends bestimmte. Ein Schrecken nämlich über die wunderbar schnelle Ausbreitung der Französischen Macht ging durch die Länder, erweckte alte Feinde, und gesellte ihnen neue zu. Man wollte ihr durch Vereinigung verschiedener Kräfte Schranken setzen, ein Plan, dem von da an so viele ähnliche politische Combinationen gefolgt sind, daß man hier den Anfang des Grundsatzes zu suchen pflegt, durch Bündnisse ein für die Unabhängigkeit aller Staaten erforderliches Gleichgewicht der Macht in Europa zu begründen und zu erhalten. Ludwig Moro, beleidigt, daß Karl mehrere ihm gethane Versprechungen nicht erfüllt, und besorgt, daß Ludwig von Orleans, der in Asti saß, Ansprüche auf Mailand geltend machen würde; der Papst, der sich nur gezwungen für Frankreich erklärt hatte; die Venetianer, die einsahen, daß sie bei ihrer bisherigen Neutralität ohne Schaden nicht bleiben könnten; Ferdinand der Katholische, der für sein Sicilien fürchtete, und Karln schon hatte melden lassen, daß er die Eroberung Neapel's nicht ruhig ansehen könnte; endlich der Römische König Maximilian, der noch Hoffnungen hegte, das Ansehn des Reiches in Italien wieder zu heben, schlossen am 31. März zu Venedig ein Bündniß wider Karl. Dieser, der vom Papste die Belehnung mit seinem neuen Reiche nicht hatte erhalten können, hielt am 12. Mai zu Neapel einen feierlichen Zug statt der Krönung, und verließ acht Tage nachher die Stadt. Die Hälfte des Heeres ließ er zurück, mit der andern zog er durch Italien heimwärts. Als er durch den Kirchenstaat kam, flüchtete der Papst eilig nach Perugia, wurde aber von Karl nicht verfolgt. Diesem lieferte, als er im Parmesanischen über den Taro ging, ein ihm weit überlegenes Heer von Mailändern und Venetianern (die von den Verbündeten allein Truppen in's Feld stellten) eine Schlacht bei Fuornuovo (6. Juli 1495), in der

*) Guicciardini II. p. 90. Ed. Stoer. 1645.

die Tapferkeit der Franzosen und Schweizer die Oberhand behielt*), so daß Karl seinen Weg ungehindert fortsetzen konnte. Er kam nach Asti, ohne eine Kanone verloren zu haben. Indeß war der Herzog von Orleans in Novara von den Verbündeten eingeschlossen, und ohne Hoffnung, den Platz behaupten zu können, da schon Hungersnoth zu herrschen begann. Da nun sowohl Karl als Ludwig Moro den Frieden wünschten, so kam am 10. October zu Vercelli ein Vertrag zu Stande, vermöge dessen Novara geräumt und dem Letztern übergeben ward. Hierauf setzte Karl mit den Trümmern seines Heeres den Rückzug nach Frankreich fort, und war den 27. October in Grenoble.

Indeß suchte der vertriebene Ferdinand von Sicilien aus mit Spanischer Unterstützung sein Königreich wieder zu erobern. Ein Angriff auf die Franzosen in Calabrien mißlang, als er aber am 7. Juli bei Neapel landete, empörte sich das Volk, und die Franzosen waren gezwungen, sich in die drei Castelle der Hauptstadt einzuschließen. Der Graf von Montpensier, der den Oberbefehl führte, verließ diese Festen nach einigen Monaten, doch dauerte der Krieg bis gegen das Ende des folgenden Jahres. Endlich entschloß sich Montpensier, da Karl ihn ohne alle Unterstützung ließ, die Waffen niederzulegen; noch ehe er indeß nach Frankreich eingeschifft wurde, raffte ihn mit dem größten Theile des noch übrigen Heeres eine bösartige Seuche hin. Das ganze Königreich kehrte unter die Herrschaft der Aragonesen zurück, aber Ferdinand hatte die völlige Räumung nicht mehr erlebt, er war im September oder October**) 1496 unter lauten und herzlichen Klagen seines Volkes***) gestorben. Da er keine Kinder hatte, so folgte ihm auf dem Throne sein Oheim Friedrich.

So blieben keine anderen Folgen der Unternehmung Karl's VIII., als in Italien stärkere Feindschaften, Zerrüttung und Zerstörung, in Frankreich Erschöpfung und eine aufgeregte, unglückselige Leidenschaft, in fremden Ländern Machtvergrößerung für den Staat und Beute für die Einzelnen zu suchen.

---

*) Jovius datirt von dieser Schlacht das Erlöschen des Italienischen Kriegsruhms. Haec est illa memorabilis Tarrensis pugna, qua maiore aliquanto temeritate quam ignavia antiquum Italicae militiae decus amisimus: coepimusque cum inexpiabili ignominia nostra exteris nationibus, quibus modo terrori eramus, contemtui esse. — Hist. sui temp. l. II. p. 215. Ed. 1551.

**) Muratori, deutsche Uebers. Th. IX. S. 504.

***) Ranke S. 82.

5. Hieronymus Savonarola.

In Florenz wurde nach der Vertreibung der Medici, zur neuen Anordnung des Staates, eine einstweilige Regierungsbehörde, Balia genannt, eingesetzt, welche zwanzig Wahlherren ernannte, die ein Jahr hindurch alle obrigkeitlichen Aemter besetzen sollten. Aber diese Wahlherren waren unter sich selbst so uneinig, daß neue Berathungen Statt fanden, in welchen die demokratische Partei in der Republik über die aristokratische den Sieg davon trug, und eine Regierungsform beliebt wurde, welche die gesetzgebende Gewalt und das Recht, die Staatsämter zu besetzen, in die Hände der zu einem großen Rathe versammelten Bürger legte. Doch ging der Demokratismus nicht so weit, daß alle Florentiner ohne Ausnahme zu dem großen Rathe zugelassen wurden, sondern nur die sollten das Recht haben, darin zu sitzen, deren Urgroßväter schon zum Antheil an der Staatsregierung berechtigt gewesen.

Die Seele und das leitende Haupt der demokratischen Partei war einer der merkwürdigsten Männer seiner Zeit, der Dominicaner Hieronymus Savonarola. Dieser, 1452 zu Ferrara geboren, war, obschon früher dem Klosterleben abgeneigt, im drei und zwanzigsten Lebensjahre Mönch geworden, und durch große Geistesgaben, eifrige Liebe zu den Wissenschaften und einen streng religiösen Wandel gleich ausgezeichnet, hatte er eine nicht gewöhnliche Aufmerksamkeit auf sich gezogen. Er wurde Lorenzo von Medici empfohlen, und auf dessen Wunsch von den geistlichen Obern nach Florenz versetzt, wo er 1490 Prior des Dominicanerklosters San Marco wurde. Seine Predigten machten durch die Tiefe ihres Inhalts und die hinreißende Kraft seiner natürlichen Beredtsamkeit einen gewaltigen Eindruck. Die in Italien damals das christliche Leben ganz verdrängende Sinnlichkeit und Ueppigkeit, die große Verderbniß der Geistlichkeit, die Gräuel der Kirche waren ein vorzüglicher Gegenstand seiner Strafreden. Er wollte eine Umschaffung und Erneuerung des ganzen geistlichen wie politischen Lebens herbeiführen; so konnten er und Lorenzo nur Gegner seyn. Lorenzo erkannte die große Bedeutung des Mannes, er suchte ihn zu gewinnen und zur Milderung seiner Lehren zu bewegen, aber vergebens.

Bei der Anwesenheit Karl's VIII. in Florenz trug Savonarola wesentlich zu dem Vergleiche bei, der zwischen dem Könige und der Republik zu Stande kam. Ueberhaupt beginnt mit der Erscheinung der Franzosen in Italien und der Vertreibung der Medici seine große

politische Wirksamkeit. Denn er hielt sich jetzt für ganz überzeugt, daß Gott durch die hervortretenden Weltbegebenheiten nicht nur die Kirche reinigen, sondern überhaupt ein Neues auf Erden schaffen werde*) und so vermischten sich in seinen Bestrebungen das Religiöse und Politische auf eine im Allgemeinen keineswegs zu billigende, aber aus der Grundlage seiner Ansichten und der ganzen Richtung seines Geistes mit Nothwendigkeit hervorgehende Weise. Er wollte das Geistliche und das Weltliche handgreiflich und augenscheinlich verknüpft sehen, während das letztere von dem ersteren doch nur dem Princip nach durchdrungen werden, dann aber sein eignes Leben führen soll. Das Erscheinen einer fremden Kriegsmacht in Italien hatte er mehrere Jahre vorher vorausgesagt, und noch früher eine große Züchtigung von ganz Italien prophezeiht, die der gleich darauf eintretenden Erneuerung der Kirche vorangehen werde. Als nun hierauf die Ankunft Karl's VIII. wirklich erfolgte, kam Savonarola dadurch in den Ruf eines Propheten, und sein Ansehn unter den Menschen wuchs nicht wenig. Doch wollte er selbst durchaus nicht als Prophet betrachtet seyn, und auch seine enthusiastischen Freunde haben jene Voraussagung nicht auf eine höhere Eingebung zurückgeführt**).

Unter den verschiedenen Staatsformen hielt Savonarola für Florenz die Volksregierung darum für die passendste, weil geistig leicht bewegte, leidenschaftlich unternehmende Völker die Monarchie, wie er meinte, nicht gut ertrügen, und weil die Demokratie durch die lange Gewohnheit dem Sinne der Bürger zur andern Natur geworden sey. Seine Anhänger erhielten, weil sie sich seiner Leitung überließen und wegen ihrer von den Genüssen und Vergnügungen sich abwendenden Lebensweise, den Beinamen der „Mönchischen" (frateschi) oder der „Wimmerer" (piagnoni), während die aristokratischen Gegner die „Wüthenden" (arrabiati) hießen, und die Jüngeren unter ihnen, die Savonarola selbst besonders bitter haßten, „die schlechten Gesellen" (compagnacci). Nicht minder aber als von dieser politischen Partei wurde Savonarola von allen den Geistlichen angefeindet, die sich durch seine Strafreden getroffen fühlten, und die einer Reinigung und Ver-

*) Rudelbach, Hier. Savonarola und seine Zeit, S. 102.

**) Meier, Girolamo Savonarola, S. 198. Indeß nahm Savonarola außer dem Standpuncte der Reflexion, von welchem er seine Blicke in die Zukunft that, allerdings eine höhere prophetische Gewißheit des gefundenen Inhalts seiner Weissagungen an, die dem Glauben verwandt ist. Daselbst S. 205. 207.

besserung der Kirche, wie er sie vorhersagte und mit allen Kräften zu fördern strebte, auszuweichen bemüht waren.

In dem Winter, welcher dem Abzuge Karl's VIII. aus Italien folgte, hatte Savonarola's Wirksamkeit ihre Höhe erreicht. Es erschienen Gesetze zur Bestrafung auffälliger Laster und zur Förderung von Zucht und Sitte. Ein großer Theil der Florentiner führte ein sehr strenges Leben. Die Fasten waren so häufig, daß man die Fleischertaxe herabsetzen mußte, weil viel weniger Fleisch als früher verkauft ward. Das Karten- und Würfelspiel wurde entfernt, Buhldirnen wurden fortgejagt. Viele Wirthshäuser standen geschlossen, und das Besuchen der öffentlichen Schauspiele hörte zum Theil auf*). Ja es wurde diese ascetische Richtung mit einem solchen Eifer betrieben, daß eine Zahl meist adliger Jünglinge sich zur weiteren Verbreitung derselben zu einem Bunde vereinigten. Sie gingen in der Advents- und Fastenzeit in die Häuser, und ließen sich dort von Männern und Frauen anstößige Gemälde, Spielkarten, Würfel, musikalische Instrumente, Exemplare des Boccaccio u. a. m. geben, erbauten davon am Carnevalstage auf einem großen Platze eine Pyramide, und verbrannten sie unter Absingung von Psalmen und Trompetenstößen. Um diese Zeit kamen viele Fremde und ausgezeichnete Männer weither nach Florenz, um den berühmten Prediger zu hören, und kaum vermochte noch eine Kirche die Zahl der Zuhörer zu fassen. Ueber ganz Europa verbreitete sich der Ruf von Savonarola's außerordentlicher Wirksamkeit, selbst der Sultan zu Constantinopel war begierig nach näherer Kunde von ihm, und da man ihm eine Sammlung seiner Predigten gab, ließ er sie in's Türkische übersetzen. Ein solcher Ruhm und Einfluß und jener übertriebne Eifer seiner Anhänger, der sich gegen erlaubte wie gegen unerlaubte Vergnügungen richtete, erbitterte und vermehrte seine Feinde. Schon wurden Drohungen laut, Gerüchte von Anschlägen wider sein Leben verbreiteten sich. Doch er blieb ruhig in dem Vertrauen, daß, wenn er auch unterginge, sein Bestreben siegreich bleiben werde. „Rom, sagte er in einer Predigt, wird dieses Feuer nicht löschen, wie sehr es sich auch bemüht; und wenn es eines löschet, werden andere und stärkere wieder aufgehen."

Rom war in der That schon eifrig bemüht, das angezündete Feuer zu löschen. Alexander VI. begriff, welche Gefahr von dem Fortbrennen

*) Rudelbach S. 167., aus Burlammachi.

dieser Flamme, wenn auch noch nicht unmittelbar dem Papstthum, doch einem Kirchenregiment, wie dem seinen, drohe. Anfangs gedachte er den kühnen Redner auf dem Wege der Güte zum Schweigen zu bringen. Er bot ihm die Cardinalswürde an, aber Savonarola antwortete, er begehre keinen andern rothen Hut, als den des Märtyrerthums. Hierauf erfolgte eine Vorladung nach Rom und das Verbot ferneren Predigens *). Savonarola beachtete aber weder den einen noch den andern Befehl, sondern suchte in einem ausführlichen Schreiben an den Papst die Unrichtigkeit der gegen ihn erhobenen Anklagen und die Unzulässigkeit der daraus gezogenen Folgerungen darzuthun. Alexander wollte noch nicht offen weiter gehen, er schrieb daher an die Signoria, sie möchte ihm den Angeklagten wo möglich in die Hände liefern. Die Signoria aber, damals aus Mitgliedern, die ihm günstig waren, zusammengesetzt, lehnte das Ansinnen ab, indem sie versicherte, S. Heiligkeit könne nur durch Verläumdungen dahin gebracht seyn, zu glauben, daß dieser Mann der Religion nachtheilig wirke**).

Aber der schnelle Wechsel der obrigkeitlichen Aemter, wie er nach der damaligen Florentinischen Verfassung Statt fand, gab den heftigen Gegnern Savonarola's bald neuen Spielraum, und überhob die Römische Curie der Mühe, in seiner ferneren Verfolgung die Hauptrolle zu übernehmen. Unter der Begünstigung einer ihm feindlichen Signoria machten die Compagnacci den Anschlag, ihn am Himmelfahrtstage 1497 auf der Kanzel zu ermorden. Mitten unter einem wilden Getümmel, welches die Kirche erfüllte, wurde Savonarola nur durch die Entschlossenheit einiger seiner Anhänger geschirmt. Aber die Signoria benutzte den ärgerlichen Vorfall, ihm das Predigen zu verbieten, der Papst nahm davon Gelegenheit, den Bann über ihn auszusprechen. Savonarola befolgte das Gebot der erstern bis zum Anfange des nächsten Jahres, länger konnte er sich nicht bezähmen, und betrat am Sonntage Septuagesimae unter dem Schutze einer günstigen Signoria wieder die Kanzel. Schonungsloser als je griff er jetzt die Verderbtheit der Römischen Kirche an, und stellte den über ihn ergangenen Bann als ungerecht und ungültig dar. „Ich sage euch, sprach er, ein Jeder, der diese Excommunication hält und hartnäckig dabei beharrt, ist ein Ketzer, mit dem kein wahrer Christ Gemeinschaft haben darf." Schon nach wenigen Wochen war eine andere ihm wiederum abgeneigte Obrig-

*) Meier S. 114.

**) Derselbe S. 124.

keit am Ruder, und nun entwickelte sich sein Verhängniß schnell. Die Leidenschaften waren so heftig, daß jeder die Gemüther aufregende Vorfall einen Ausbruch herbeiführen mußte. Ein solcher Anlaß ward gegeben, als ein Minorit, mit dem einer der eifrigsten Schüler und Anhänger Savonarola's, der Dominicaner Domenico da Pescia, über die Lehren seines Meisters in Streit gerieth, sich erbot, die Falschheit derselben den Dominicanern gegenüber durch die Feuerprobe darzuthun. Die Ausforderung wurde angenommen, und von Seiten der Dominicaner Bruder Domenico ausersehen, die Probe zu bestehen; es hatten sich indeß alle Mönche des Klosters San Marco dazu erboten. Der Minorit stellte statt seiner einen andern Bruder seines Ordens. Der Tag, den die Signoria zu diesem Gottesgericht anberaumt hatte, kam herbei, alle Vorbereitungen waren getroffen, auf dem Hauptplatze der Stadt erhoben sich zwei furchtbare Scheiterhaufen, durch welche die Mönche hindurchschreiten sollten, der Platz, die Fenster und Dächer der Häuser waren vollgedrängt von Menschen, die auf das merkwürdige Schauspiel und seinen Ausgang mit der größten Begierde harrten. Aber sie harrten vergebens, es erhoben sich über die Art des Verfahrens lange und heftige Streitigkeiten zwischen den Mönchen der beiden Orden, die Nacht kam herbei und die Signoria befahl, daß beide Parteien auseinander gehen sollten.

Obschon es nun die Franciscaner gewesen waren, die entweder aus Feigheit, oder weil sie nach genommener Verabredung Savonarola einen Fallstrick legen wollten, alle Schwierigkeiten, welche die Ausführung hintertrieben, erhoben hatten; so wandte sich doch der Unwille der Meisten gegen Savonarola, und die Compagnacci hatten gewonnenes Spiel. Am folgenden Tage begannen sie die Gewaltthätigkeiten. Das Kloster San Marco ward erstürmt und Feuer daran gelegt, Savonarola gebunden nach dem Palaste der Signoria geführt, unter Mißhandlungen und Beschimpfungen derselben Menge, die ihn kurz vorher wie einen göttlichen Propheten verehrt hatte. Man setzte ein Gericht nieder, welches aus lauter entschiednen Widersachern des Angeklagten bestand, folterte ihn, um Geständnisse von ihm zu erpressen und nahm, da er das unter den Qualen der Tortur Ausgesagte widerrief, zu dem schändlichen Mittel seine Zuflucht, das Protokoll über die Verhöre zu verfälschen. Und doch ging selbst aus diesem Machwerke kein entschiedener Grund zu seiner Verdammung hervor. Der Papst aber, als er die Acten erhielt, und sich ohne weitere Mühe am Ziele sah, ermangelte

nicht, Savonarola als Ketzer, Schismatiker, Kirchenstörer und Volksverführer zu verurtheilen. Von dem Begehren der Auslieferung nach Rom stand er ab, und schickte zwei Commissarien nach Florenz, das Urtheil zu überbringen und der Strafvollziehung beizuwohnen. Diese ließen den Unglücklichen noch einmal foltern, und die Signoria sprach das Urtheil, daß er so wie Domenico da Pescia und ein dritter Dominicaner, Silvester Maruffi, erdrosselt und dann verbrannt werden sollten. Dieses Urtheil ward am 23. Mai 1498 vollzogen. Die Menge war roh und gleichgültig, die Feinde jubelten, die Anhänger und Freunde wurden noch lange mit bitterm Hohn und Spott verfolgt. In dem Untergange Savonarola's war das Uebergewicht der Arrabiati entschieden hervorgetreten.

Während diese Begebenheiten Florenz im Innern bewegten, wurde es von Außen durch einen Kampf gegen Pisa beschäftigt. Durch den Vertrag Peter's von Medici mit Karl VIII. war diese Stadt der verhaßten Florentinischen Oberherrschaft entledigt worden, und gedachte ihre Unabhängigkeit auch nach dem Abzuge der Franzosen zu behaupten. Diese benahmen sich zweideutig und trügerisch, und gaben jeder der beiden Republiken Versicherungen, wie sie sie wünschten. Die Florentiner ergriffen die Waffen und bekriegten Pisa, Ludwig Moro und die Venetianer unterstützten es, und da man die Wiederkehr Karl's VIII. fürchtete, zog Ludwig auch den König Maximilian in den Bund. Diesen ließ zwar das Reich trotz seiner Aufforderung ohne alle Unterstützung, doch ging er mit sehr geringer Macht nach Italien, und belagerte Livorno, eine für die Florentiner äußerst wichtige Stadt, da sie mit ihrem Verluste vom Meere abgeschnitten gewesen wären. Aber Maximilian wurde von den Venetianern und Mailändern, die schon uneins waren wer von ihnen die Seestadt behalten sollte, sehr schlecht unterstützt, und mußte unverrichteter Sache nach Deutschland zurückkehren.

---

6. Ludwig XII. von Frankreich. Eroberung Mailand's durch die Franzosen und Neapel's durch die Spanier.

Der gutmüthige aber schwache König Karl VIII. hatte sich schon vor dem Italienischen Zuge den sinnlichen Genüssen ganz ergeben, in Italien der Wollust unmäßig gefröhnt, und diese Lebensweise nach seiner Rückkehr fortgesetzt. So wurde seine ohnehin geringe Körperkraft früh

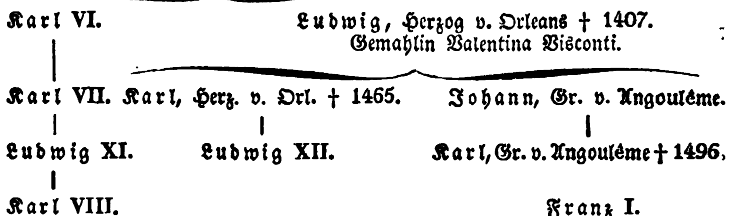
ganz erschöpft. Er beschäftigte sich unaufhörlich mit Plänen, wieder nach Italien zu ziehen, und Entwürfen zu mancherlei Reformen, aber er konnte seiner Trägheit nicht Herr werden. Am 7. April 1498 stieß er auf dem Schlosse zu Amboise mit der Stirn gegen eine niedrige Thür, stürzte nach einiger Zeit besinnungslos nieder, und starb noch an demselben Tage. Drei Söhne, die ihm seine Gemahlin geboren hatte, waren noch vor ihm gestorben, und so folgte ihm als der zunächst Berechtigte*) der Herzog Ludwig von Orleans, unter dem Namen Ludwig's XII.

Dieser stand damals im sechs und dreißigsten Jahre seines Alters. Bisher hatte man ihn fast nur als einen leichtsinnigen, genußsüchtigen Fürsten gekannt, jetzt traten seine Milde und Güte auf eine, seinen Unterthanen so ersprießliche Weise hervor, daß sie ihn den Vater des Volkes nannten. Er nahm keine Rache an Denen, welche unter der vorigen Regierung seine Feinde gewesen waren, führte eine haushälterische Staatswirthschaft ein, und setzte die Steuern herab. Doch rissen auch ihn Ehrgeiz und Vergrößerungssucht auf die Bahnen der damaligen schlechten Staatskünste, und hier übte besonders sein vertrautester Günstling und erster Minister Georg von Amboise**), Erzbischof von Rouen, dem er bald den Cardinalshut vom Papste verschaffte, einen nachtheiligen Einfluß auf ihn.

Das Herzogthum Bretagne war durch König Karl's VIII. Vermählung mit der Prinzessin Anna noch keinesweges auf immer an die Krone verfallen. Um es dabei zu erhalten, wollte auch Ludwig diese

---

*) Folgende Stammtafel erläutert die Verwandtschaftsverhältnisse:
Karl V., der Weise † 1380.



Franz I.

**) „Ein Mann von Verstand, aber ohne höhere Anlagen, uneigennützig, aber ehrgeizig, ein geschickter Unterhändler, doch nicht minder getäuscht als täuschend, nützlich für das Innere, allein keinesweges immer gerecht und weise in Hinsicht auf die auswärtigen Angelegenheiten.“ v. Raumer, Geschichte Europa's seit dem Ende des funfzehnten Jahrhunderts, Bd. I. S. 44.

zu seiner Gemahlin machen *). Dazu mußte er aber erst von seiner Frau Johanna, einer Tochter Ludwig's XI., die klein und ungestaltet, aber von trefflicher Gemüthsart war, geschieden werden. Der Papst, der sich den König wegen der Italienischen Angelegenheiten zum Freunde machen wollte, ernannte Commissarien, welche nach einer, die unschuldige, sanftmüthige Johanna kränkenden und beschimpfenden Rechtsverhandlung **), die Ehe unter verschiedenen Vorwänden für aufgelös't erklärten. Ludwig heirathete die Wittwe seines Vorgängers, und die geschiedene Königin ging nach Bourges, wo sie in klösterlicher Einsamkeit und unter Andachtsübungen noch sechs Jahre verlebte. Die Liebenswürdigkeit ihres Charakters erregte die Theilnahme des Volks, welches über diesen Schritt Ludwig's laut murrte.

Karl VIII. hatte der Französischen Politik die Richtung auf Italien gegeben, und seine Nachfolger verfolgten denselben Weg. Ludwig XII. richtete seine Augen zuerst auf das schöne Mailand, dessen Besitz er mit Recht ansprechen zu können glaubte. Denn seine Großmutter Valentina war eine Tochter des ersten Herzogs von Mailand, Johann Galeazzo Visconti (Th. VI. S. 114.), und als Abkömmlinge derselben sahen die Fürsten aus dem Hause Orleans Sforza und seine Nachfolger als Anmaßer an. Es gelang Ludwig, durch Verträge mit anderen Staaten, sich theils gegen Angriffe zu sichern, theils Hülfe zu gewinnen. Er schloß ein Bündniß mit den Schweizern, die ihm Werbungen gestatteten; mit den Venetianern, denen er einen Theil des Mailändischen Gebiets abzutreten versprach; mit dem Herzog von Savoyen, der ihm den Durchzug durch sein Land bewilligte. Mit dem Papste hatte er schon bei Gelegenheit der Scheidung eine Uebereinkunft getroffen, und dessen Sohn Cäsar Borgia zum Herzog von Valentinois ernannt. Um den Geldmangel zu heben, wurde auf den Vorschlag des Cardinal Amboise ein gefährliches Mittel ergriffen, nämlich die Finanzbedienungen zu verkaufen.

Im Sommer 1499 ging das Französische Heer über die Alpen, und wo es sich zeigte, überlieferten Ludwig Moro's Befehlshaber, von Schrecken überwältigt oder bestochen, die ihnen anvertrauten Festungen.

---

*) Was gewöhnlich von einem lange vorher bestandenen Liebesverhältniß zwischen Ludwig und Anna erzählt wird, ist sehr zweifelhaft. S. Sismondi Hist. des Franc. T. XV. p. 270.

**) Daru Histoire de Bretagne T. III. p. 203., wo der scandalöse Proceß aus Handschriften dargestellt ist.

Der Herzog selbst, von Allen verlassen und verrathen, floh mit seinen Schätzen nach Tyrol zu Maximilian, und in zwanzig Tagen war das ganze Land fast ohne Schwertstreich erobert. Nun kam auch der König herbei und hielt am 6. October in herzoglicher Kleidung seinen Einzug in die Hauptstadt. Auch das unter Mailändischer Oberhoheit stehende Genua ergab sich ihm. Venedig nahm Cremona mit dem Lande jenseits der Adda. Im Begriff zu entweichen, hatte Ludwig Moro den Venetianischen Gesandten gesagt: „Ihr schickt mir den König von Frankreich zum Mittagsmahl, ich versichere Euch, Ihr habt ihn zum Abendbrod;" und einem Theile des Venetianischen Rathes waren diese Besorgnisse selbst nicht entgangen, allein die Ansicht Anderer hatte die Oberhand behalten, sich nämlich durch Frankreich's Hülfe nur erst auf Mailand's Kosten zu vergrößern; dann würde eine Vertreibung der Franzosen, wie unter Karl VIII., durch die Einmüthigkeit der Fürsten Italien's erfolgen. Wirklich schien diese Hoffnung in Erfüllung zu gehen, als Ludwig kaum den Rücken gewandt hatte. Er hatte Trivulzio als Befehlshaber zurückgelassen, der früher an der Spitze der Guelfischen Partei in Mailand gestanden hatte, und sich auch nun ganz als Factionshaupt benahm *), wodurch er, so wie durch seine Härte und Habsucht große Unzufriedenheit erregte. Auch hauseten die Franzosen im Mailändischen gerade eben so unverantwortlich, als sie unter der vorigen Regierung in Neapel gethan hatten, und ernteten auch von ihrem gewaltthätigen, zügellosen Betragen die nämlichen Früchte. Die Einwohner sehnten sich wieder nach ihrem vorigen Herzoge, der unterdeß auch nicht müßig gewesen war, sondern aus Burgundern und Schweizern ein ansehnliches Heer gesammelt hatte, mit welchem er im Februar 1500 im Mailändischen erschien, und überall mit Freuden aufgenommen wurde. Ein allgemeiner Aufstand ging durch das Land, die Franzosen mußten sich an die Piemontesische Grenze zurückziehn. Aber es war ein sehr kurzer Triumph. König Ludwig sandte ansehnliche Verstärkungen, Franzosen und Schweizer. Dagegen wurden Ludwig Moro's Schweizerische Söldner die Ursache seines Unglücks. Die Hauptleute derselben kamen mit ihren Landsleuten im Französischen Lager zusammen, und erhielten von den Franzosen Versprechungen, Viele fürchteten, der Herzog würde ihnen den Sold nicht zahlen können **). Als dieser sie zum Fechten aufforderte

*) Sismondi Rep. ital. T. XIII. p. 53.

**) Glutz-Blotzheim, Fortsetzung des Joh. von Müllerschen Werkes, S. 174.

antworteten sie, daß sie gegen ihre Mitbürger nicht kämpfen dürften. So blieb dem Herzoge wiederum nichts übrig, als auf die eigne Rettung bedacht zu seyn. Er wollte unter den aus Novara abziehenden Schweizern verkleidet entfliehen, als aber die Franzosen Geld für ihn boten, wurde er von jenen verrathen *) (10. April 1500). Trivulzio sandte ihn nach Lyon, und von da ließ ihn der König nach dem Schlosse Loches in Berry bringen, wo er zehn Jahre in einem unterirdischen Gewölbe zubrachte, bis der Kummer und die ungesunde Luft ihn tödteten.

Da Ludwig mit so leichter Mühe Herr von Mailand geworden war, so gedachte er nun auch seine Ansprüche auf Neapel geltend zu machen. Da aber auch Ferdinand der Katholische ein Recht auf dieses Königreich zu haben behauptete, und Ludwig ihn am meisten fürchtete, so kam es am 11. November 1500 zu Granada zu einem Vertrage zwischen beiden Königen, in welchem sie sich vereinigten, die Eroberung des Landes gemeinschaftlich zu machen, und sich nachher in den Besitz zu theilen. Sie trieben dabei die Heuchelei so weit, zu erklären, daß der König Friedrich von Neapel, weil er mit den Türken verbündet sey, den der Christenheit vom Heilande als ein göttliches Geschenk hinterlassenen Friedensstand störe, und deswegen sein Reich verlieren müsse.

Da der Vertrag ein Geheimniß blieb, so fürchtete Friedrich Niemanden als Ludwig, dem er vergeblich große Anerbietungen machte. Ferdinand's Feldherr, Gonsalvo von Cordova, der mit einem Heere in Sicilien stand, stellte sich, als ob er ihm gegen die Franzosen beistehen wollte, und Friedrich, der nicht ahnete, wie entsetzlich er betrogen war, räumte den Spaniern sogar einige Festungen ein. Als das Französische Heer im Juni 1501 nach Rom gekommen war, zog man die Maske ab. Der Französische und der Spanische Gesandte erklärten dem Papste die Absicht ihrer Herren, und Alexander war ehrvergessen genug, beiden die nachgesuchte Belehnung zu ertheilen. Friedrich konnte beiden Heeren unmöglich widerstehen. Er ergab sich (im August) den Franzosen, worauf ihm Ludwig einen Aufenthalt in Frankreich anwies, und ihm bis an seinen Tod (1504) ein Jahrgeld von 50,000 Livres zahlen ließ. In Tarent befand sich der Sohn des entthronten Königs, Ferdinand, dessen Erzieher, der Graf von Potenza, die Stadt mit rühmlicher Tapferkeit vertheidigte. Gonsalvo

*) Glutz-Blotzheim S. 177. Anm. 73. Es war nicht bloß der Urner Rudolf Turmann, auf den man in der Schweiz zur Rettung der Volksehre alle Schuld werfen wollte.

bekämpfte ihn lange vergebens. Endlich schwur er ihm auf die Hostie, daß der junge Ferdinand frei abziehen könne, wohin er wolle, wenn die Stadt übergeben würde. Die Bedingung ward angenommen, aber kaum war Gonsalvo Herr der Festung, so ließ er den Prinzen gefangen nehmen und schickte ihn nach Spanien *).

So war das Königshaus der Aragonesen von Neapel untergegangen, und Frankreich's Macht im Norden und Süden Italien's auf eine bedenkliche Höhe gestiegen. Vor Allen war dadurch Maximilian gefährdet und des Römisch-Deutschen Reiches Ansehn und Ehre empfindlich verletzt, da ein Vasall desselben, Ludwig Moro, von den Franzosen ohne Weiteres entsetzt worden war. Indeß schloß Erzherzog Philipp, der Sohn Maximilian's und Schwiegersohn Ferdinand's, mit Ludwig einen Vertrag, kraft dessen Ludwig's kaum zweijährige Tochter Claudia und Philipp's anderthalbjähriger Sohn Karl einander künftig heirathen und Mailand erhalten sollten. Auf seines Sohnes Zureden trat Maximilian am 13. October 1501 zu Trident diesem Vertrage bei, und versprach dem Könige von Frankreich die Belehnung mit Mailand.

Indeß entstand in Neapel zwischen Franzosen und Spaniern Streit über die Grenzen, welche man im Vertrage von Granada nicht mit der erforderlichen Genauigkeit bezeichnet hatte, und da beide Höfe ihren Statthaltern die Weisung gaben, aus diesen Zwistigkeiten so viel Vortheil zu ziehen wie möglich, so wurde dadurch der völlige Bruch herbeigeführt **). Im Anfange des Kampfes waren die Franzosen im Vortheil, die Spanier mußten weichen, Gonsalvo sich in Barletta einschließen. So währte der Krieg vom Juni 1502 bis zum Anfang des nächsten Jahres. Um diese Zeit reisete Erzherzog Philipp durch Frankreich, mit Vollmachten seiner Schwiegereltern zu einem Vergleich mit Ludwig. Einen solchen schloß er mit diesem am 5. April 1503 zu Lyon, vermöge dessen die schon versprochenen Kinder Beider, Karl und Claudia, künftig das Königreich Neapel besitzen sollten. Während indeß Ludwig nun alle Verstärkung seiner Italienischen Truppen zurückhielt, hatten die Dinge in Neapel schon eine andere Gestalt bekommen. Die Spanier hatten Hülfsvölker, darunter 2500 Deutsche, erhalten und schlugen am 21. April die Franzosen unter

*) Nè il timor di Dio, nè il rispetto dell' estimatione degl' huomini potette piu, che lo interesse dello stato. Guicciardini V, p. 270.

**) Leo Geschichte der Italienischen Staaten, Bd. V. S. 144.

d'Aubigny bei Seminara in Calabrien, worauf Gonsalvo, der aus Barletta hervorbrach, am 28. bei Cerignola den Vicekönig, Herzog von Nemours, besiegte, welcher selbst auf dem Platze blieb. Danach öffnete die Hauptstadt den Siegern die Thore. Ferdinand aber weigerte sich, den geschloßnen Vertrag zu ratificiren, sey es, daß Philipp wirklich seine Vollmachten überschritten hatte, oder daß dieses nur als Ausflucht diente *). Ludwig gerieth in heftigen Zorn, und machte große Rüstungen zum Kriege. Drei Heere wurden gegen Ferdinand in s Feld gestellt, zwei sollten Spanien angreifen, ein drittes wurde im Mailändischen versammelt, um Neapel zu Hülfe zu kommen. Aber keines derselben erntete Lorbeeren. Das stärkste, nach Neapel bestimmt, kam bis zum Garigliano. Auf der andern Seite des Flusses war Gonsalvo, und so standen sich die Heere einige Monate gegenüber, unter steten Regengüssen waren die Spanier noch größern Entbehrungen ausgesetzt als die Franzosen. Aber unter diesen schwanden bei dem langen Harren Muth und Zucht, und als Gonsalvo in der Nacht vom 27. December über den Fluß gegangen war, schlug er sie völlig. Am 1. Januar 1504 übergaben sie Gaeta, und von dem ganzen stattlichen Heere kamen nur einige traurige Reste nach Frankreich zurück. Ludwig mußte froh seyn, von den Spaniern nicht auch in Oberitalien angegriffen zu werden, und ging am 11. Februar einen Waffenstillstand auf drei Jahre ein, durch welchen er Neapel den Spaniern überließ.

Dieser Neapolitanische Krieg ist auch darum merkwürdig, weil er ein Brennpunct ritterlichen Heldenmuths war, und für die Spanier eine Schule der Kriegskunst. Zu einer solchen machte sie der berühmte Gonsalvo, der wegen seiner hervorstrahlenden Heerführergaben der große Feldherr genannt ward **). Unter den Franzosen hielt ein An-

*) Die Französischen Geschichtschreiber klagen Ferdinand der Treulosigkeit und des Truges an, die Spanischen dagegen, wie Mariana, de reb. Hispan. XXVII, 19., stellen den Vertrag als einen wider Ferdinand's Instructionen abgeschlossenen, dem Erzherzoge abgetrotzten dar.

**) „Er sprach: ich wollte lieber Löwen zähmen, als diese Asturier; aber er zähmte sie. Sein Fußvolk bestand aus Leuten, welche die Spanische Erde ihrer Verbrechen wegen nicht mehr litt; aber er machte sie seinem Könige getreu, unter einander ehrbegierig, unermüdlich in Belagerung und Vertheidigung, furchtlos zur Schlacht. Er erfand zuerst die unüberwindliche Verbindung Spanischer, Italienischer und Deutscher Fußvölker zu einem Treffen, und an der Spitze der Leyva, Pescara, Alba, Farnesen, und so vieler berühmter Feldhauptleute, die mit dem Heer, dessen Kern er zuerst gebildet, an anderthalb Jahrhundert beinah nicht aus dem Feld gekommen, steht er billig als der große Hauptmann." Ranke Roman. und German. Völker S. 199.

führer, Ludwig von Ars, zuletzt noch die Ehre der Nation aufrecht. Nach der unglücklichen Schlacht am Garigliano, zog er sich an der Spitze einiger Truppen nach Venosa, und verwarf den Antrag, in die Capitulation von Gaeta eingeschlossen zu werden. Vielmehr hielt er durch glücklich ausgeführte Streifereien das Land umher in Unruhe, und schlug einige gegen ihn ausgesandte Spanische Hauptleute. Endlich rief ihn der Befehl seines Königs zurück, aber auch da capitulirte er nicht mit den Spaniern, sondern zog, ohne von ihnen angefochten zu werden, mit den Seinen durch das Königreich und über die Grenze.

Unter seinen Gefährten war ein Krieger, der seinen Ruhm überstrahlt hat, Bayard, den seine Landsleute den Ritter ohne Furcht und ohne Tadel genannt haben. Er hieß eigentlich Pierre du Terrail, und war 1475 in der Dauphinée geboren. Schon wie er Edelknabe des Herzogs von Savoyen war, bewunderte ihn Karl VIII. wegen seiner außerordentlichen Geschicklichkeit und Fertigkeit im Ringstechen, und nachdem er hierauf, obschon ein kaum achtzehnjähriger, blaß und schwächlich aussehender Jüngling, in einem Turniere großen Ruhm davon getragen hatte, nahm ihn der König in seine Dienste. Er machte den Feldzug von 1494 nach Neapel und unter Ludwig XII. die nach Mailand mit. Hier trug er einmal mit funfzig Landsleuten einen Sieg über einen weit stärkern Trupp Italiener davon, und als diese nach Mailand flohen, war er der Einzige unter den nachsetzenden Franzosen, der im Siegesrausch mit durch das Thor ritt. Gefangen ward er vor Ludwig Moro gebracht, dem die Bescheidenheit, die er neben seinem großen Muthe zeigte, so gefiel, daß er ihn mit Pferd und Waffen wieder frei ließ. In dem Neapolitanischen Kriege schloß er sich eng an den tapfern Ludwig von Ars an. Die kühnsten Unternehmungen, die gefährlichsten Wagstücke waren seine Lust. Immer aber zeigte er sich eben so menschenfreundlich, milde und freigebig als muthvoll. Auf einer Streiferei fing er den Spanischen Kriegszahlmeister mit funfzehn tausend Ducaten. Sein Waffengefährte Tardieu, der dem Geldwagen auf einem andern Wege aufgelauert hatte, forderte mit Ungestüm die Hälfte. Dieses Benehmen verdroß Bayard, daher brachte er die Sache vor den Feldherrn; als dieser ihm aber die Summe zugesprochen, gab er Jenem, der indeß sein Unrecht eingesehn, nicht nur von freien Stücken die Hälfte, sondern vertheilte auch die ihm übrig gebliebene unter die Besatzung der Feste Monervino, deren Befehlshaber er war, vor den Augen des erstaunten Kriegs-

zahlmeisters, der sich nur einen Theil der Summe wünschte, um sich auslösen zu können. Als der Ritter dieses vernahm, ließ er ihn ohne Lösegeld frei. Solche Züge einer edlen, ächt ritterlichen Gesinnung erfreuen doppelt, wenn man in einer Zeit, wie die damalige, darauf stößt, wo die Regierungen der Staaten nur Eigennutz, Selbstsucht und Trug gegen einander zeigten.

Gonsalvo, dem Ferdinand Neapel's Besitz verdankte, glaubte, es sey nöthig und es gebühre ihm, daß er in dem eroberten Lande, wo er hoch verehrt wurde, mit einiger Ungebundenheit walte. Dies gab seinen Feinden einen willkommenen Anlaß, ihn am Spanischen Hofe anzuschwärzen, und der argwöhnische Ferdinand öffnete diesen Klagen sein Ohr, wie er es gegen Columbus gethan, nur daß Gonsalvo's stolzes, herrisches Benehmen allerdings einigen Anlaß zur Unzufriedenheit geben konnte. Nun starb Isabella, es entstand die Frage, ob Neapel für Aragonien oder für Castilien erobert sey, Philipp erhob Ansprüche, und Gonsalvo schien einen Augenblick zu zweifeln, auf wessen Seite er sich wenden solle. Er wurde sogar beschuldigt, selbst nach der Krone zu streben. Ferdinand ging daher selbst nach Neapel, wo Gonsalvo ihm unbefangen entgegen kam, so daß er ihn mit großer Auszeichnung behandelte, und ihm sogar ein förmliches öffentliches Zeugniß seiner unverbrüchlichen Treue ausstellte. Als er aber Neapel verließ (1507), nahm er ihn mit nach Spanien, wo er ihm bald auf seine Güter zu gehen befahl, und den großen Feldhauptmann in Unthätigkeit und Dunkelheit sterben ließ.

---

7. Alexander VI. und Cäsar Borgia.

Um die Zeit, wo das Französische Heer an den Garigliano rückte, war Alexander VI. nicht mehr unter den Lebenden, und die Macht seines Sohnes Cäsar in Auflösung begriffen. Es ist daher hier der Ort, Einiges aus der Geschichte beider Männer nachzuholen, die zu den fluchwürdigsten gehören, welche die Geschichte kennt.

Unter den Söhnen Alexander's VI. war der zweite, Cäsar, ein Jüngling, der die Kraft des Spaniers und den wilden Feuergeist der Italienerin in sich verband, des Vaters Liebling. Aus seinem dunkelrothen Gesichte strahlten ein Paar feurige, stets rollende Augen hervor. Schon früh übertraf er alle seine Gespielen in der Führung der

Waffen und der Kunst, wilde Pferde zu tummeln; mit einem Hiebe schlug er im Laufe den Kopf eines Stiers herunter. Es fehlte ihm nicht an der Geisteskraft, ein Ziel unverwandt, kühn und mit Anstrengung zu verfolgen, aber zugleich besaß er des Vaters ungezähmte Wollust und Herrschgier, und seine grausame Rachlust.

Anfangs war Alexander VI. sparsam mit Gunstbezeigungen gegen seine Söhne, um die Menge zu täuschen, aber bald überhäufte er sie mit Pfründen. Cäsar erhielt das Erzbisthum Valencia und das Bisthum Pampelona, ja er wurde sogar zum Cardinal erhoben, nachdem einige falsche Zeugen seine eheliche Geburt beschworen, und ihm einen falschen Vater angedichtet hatten. Aber mit geistlichen Würden, die mit dem Tode des Besitzers an einen Fremden fallen, wollte Alexander seine Nachkommenschaft nicht allein bereichern. Aus ihr sollte wo möglich eine Fürstenfamilie hervorgehen, und für sie eine feste auf alle Folgezeit vererbliche Herrschaft in Italien gegründet werden. Es war dies nichts schlechthin Unerhörtes, Sixtus IV. hatte schon den Plan gefaßt, für seinen Neffen Riario ein Fürstenthum zu gründen. Wie aber Alexander und sein Sohn Cäsar in der Energie und Kühnheit, mit welchen sie ihre Pläne verfolgten, diesen Papst weit hinter sich ließen, so auch in Verruchtheit und Freveln.

Nachdem Karl VIII. genöthigt worden war, Italien zu verlassen, beschloß der Papst, die Familie der Orsini, weil sie es mit den Franzosen gehalten hatte, zu Gunsten der Seinen ihrer Güter zu berauben. An die Spitze der dazu bestimmten Truppen stellte er seinen ältesten Sohn Johann, der von Ferdinand dem Katholischen den Titel eines Herzogs von Gandia erhalten hatte. Der Versuch mißlang; statt dessen trennte Alexander die Stadt Benevent vom Kirchenstaate, machte ein unabhängiges Herzogthum daraus, und beschenkte seinen ältesten Sohn damit. Kurze Zeit nachher ward Johann, als er in der Nacht mit seinem Bruder Cäsar von ihrer Mutter zurückkehrte, und sich unterweges von diesem getrennt hatte, ermordet. Als er nicht zum Vorschein kam und ängstlich gesucht ward, sagte ein Arbeitsmann aus, daß er einen Leichnam habe in die Tiber werfen sehen, und auf die Frage, warum er dies nicht sogleich dem Stadtrichter angezeigt habe, erwiederte er: er habe in seinem Leben wol hundert Leichname in den Fluß werfen sehen, und es sey nie die geringste Untersuchung deswegen angestellt worden. Der allgemeine, für die Nachwelt durch bewahrte Zeugen bestätigte Verdacht fiel auf den schändlichen Cäsar, den

die letzte Erhebung seines Bruders bis zur Wuth neidisch gemacht hatte. Ja das Gerücht beschuldigte ihn auch einer andern Eifersucht aus einem noch weit schändlichern Grunde. Beide Brüder nämlich, sagt man, waren von einer lasterhaften Neigung zu ihrer Schwester erfüllt, der berüchtigten Lucretia Borgia, welche damals in Rom ein ihrer Familie würdiges Leben führte; der ältere aber sey der begünstigtere gewesen *). Alexander war über die Nachricht vom Tode seines ältesten Sohnes nicht wenig erschrocken, und betrauerte ihn sehr; allein entweder erfuhr er den Urheber der That nicht, oder das Vergeben kostete ihm wenig Mühe, genug, Cäsar verließ mit des Vaters Bewilligung den geistlichen Stand, und ward nun, seinem heißen Wunsche gemäß, zur Erwerbung einer weltlichen Herrschaft für das Haus Borgia bestimmt.

Zur Bildung eines solchen Gebiets waren die Besitzungen der adligen Herren und päpstlichen Vicare in der Romagna und der Mark Ancona ausersehen. In der Nähe Rom's trieben die Parteien der Orsini und der Colonna ihr Wesen, als Häupter, jene der Guelfen, diese der Gibellinen angesehn, unter welchen alten Namen der Haß der Geschlechter, deren Ahnen einst zu diesen Factionen gehört, fortlebte. Diese und die meisten anderen Lehnsleute der Römischen Kirche hielten Kriegsvolk und waren als Condottieri zu betrachten. Alexander war Anfangs gegen die Colonna gewesen, dann hatte er sich, wie schon erwähnt ist, gegen die Orsini gewandt, dann wiederum angefangen die Colonna zu verfolgen; sein eigentlicher Plan war, beider Factionen völlig Meister zu werden. In jenen entfernteren Provinzen waren die Vasallen fast zu unabhängigen Fürsten geworden, sie herrschten willkürlich, oft gewaltthätig, aber das Daseyn vieler kleinen Fürsten neben einander hatte auf Leben und Bildung auch manchen wohlthätigen Einfluß **).

*) Impatiente oltre a questo, ch'egli avesse più parte di lui nell' amore di Madonna Lucretia sorella comune. Guicciardini III. p. 182. Sogar den Vater bezüchtigt das Gerücht desselben Incests, welches man, obschon die Stimmen der Zeitgenossen ziemlich stark lauten, als allzu unnatürlich gern bezweifelt. Vgl. Henke zu Roscoe's Leben Leo's X., Th. I. S. 371 fg.

**) „Gegen ihre Unterthanen übten sie alle die volle fürstliche Gewalt, und mißbrauchten sie nicht selten —— doch waren an ihren Hofhaltungen Künste und Wissenschaften geehrt; ein feiner geselliger Ton, Sinn für gebildeteren Lebensgenuß verbreitet sich aus ihrer Nähe, und die Menge dieser kleinen Gewaltsboten machte jede Individualität frei, ließ, wer von dem einen verfolgt war, bei dem andern oder bei dazwischen

Es war eine Verpflichtung, welche Ludwig XII. in dem, der Eroberung von Mailand vorangegangenen Vertrage mit dem Papste übernahm, ihm Unterstützung zur Eroberung der Romagna zu gewähren. So erhielt Cäsar, der neue Herzog von Valentinois, Französische und Schweizerische Hülfstruppen, und entriß Imola, Forli, Pesaro, Rimini, Faenza, späterhin auch Urbino und Camerino ihren Besitzern. Wo Waffengewalt nicht ausreichte, halfen treulose Ränke; der junge Astorre Manfredi, Herr von Faenza, ward wider den Vertrag, der ihm Freiheit und Sicherheit zusagte, ermordet, nachdem vorher ein schändlicher Frevel an ihm verübt war.

Um dieselbe Zeit ließ Cäsar seinen Vetter, den Cardinal Johann Borgia, vergiften. Den dritten Gemahl seiner Schwester Lucretia, Alfons, Herzog von Bisaglia, einen natürlichen Sohn König Alfons' II. von Neapel, ließ er mörderisch überfallen, und da er an den erhaltenen Wunden nicht starb, in seinem Bette erdrosseln. Da es zu den vielen Kriegszügen und sonstigen Ausgaben an Gelde fehlte, so nahm man zu jeder Art von Erpressungen seine Zuflucht. Reiche Leute, besonders Prälaten, wurden gezwungen, den Papst zum Erben einzusetzen, oder man entriß ihnen gleich nach ihrem Tode ihre Güter. Die erledigten Aemter wurden dann wieder an den Meistbietenden verkauft. Dann nahm man auch zu Gewalt und Mord seine Zuflucht. Alle Nächte fand man Erschlagne. Bei bedeutenden Todesfällen dachte man sogleich an Vergiftungen durch den Papst *). Die Reichthümer, welche dieser auf so schändlichen Wegen an sich riß, wurden von ihm und seinem Sohne in den ausschweifendsten Lustbarkeiten vergeudet. Was die alten Römischen Kaiser an Schamlosigkeit und Verschwendung verübt hatten, kehrte in diesen Bacchanalien wieder; ja man achtete die Stimme des Volkes so wenig, daß der Lärm dieser Gelage nicht einmal schwieg, als sich zur Feier des Jubeljahres von 1500 viele Tausend andächtige Christen in Rom versammelt hatten.

Wie Cäsar päpstliche Vicare und Kriegshauptleute bekämpft und vernichtet hatte, so hatte er andere derselben in seine Dienste genommen. Da sie aber gewahrten, daß er immer weiter um sich griff, und mit Recht fürchteten, daß die Reihe nun auch an sie kommen würde

---

liegenden freien Gemeinwesen Schutz, jeden Rührigen, Begabtern den Platz finden, wo er sich am freudigsten, zierlichsten im eigenthümlichen Wuchse entwickeln konnte." Leo, Geschichte der Ital. Staaten. Th. V. S. 134.

*) Ranke, die Römischen Päpste. Bd. I. S. 50.

schlossen sie ein Bündniß, seinen ferneren Anmaßungen mit aller Macht entgegenzuwirken (1502). Paul Orsini, der Herzog von Gravina aus derselben Familie, Vitellozzo Vitelli, Oliveretto von Fermo und mehrere andere Häupter gehörten zu diesem Bunde. Als Cäsar's Truppen ein Treffen gegen sie verloren hatten, nahm er zu seiner oft gebrauchten Waffe, zu treulosem Verrath, seine Zuflucht. Er stellte sich ganz freundschaftlich gegen die Verbündeten, machte ihnen herrliche Anerbietungen, versicherte, daß seine Eroberungen eben so sehr auf ihren als auf seinen Vortheil berechnet wären, und lockte sie dadurch wirklich in die Falle. Während er seine Macht in der Stille auf alle Weise verstärkte, wurde unterhandelt, und der Erfolg war ein Freundschaftsbündniß, in welchem Jene sich verpflichteten, ihm auf seinen Feldzügen beizustehen. Sie griffen darauf für ihn Sinigaglia an, und eroberten es; das Schloß wollte sich nur Cäsarn selbst ergeben. Dieser verhieß nun, deswegen von Fano herbeizukommen, und ersah sich dabei zugleich die Gelegenheit, seine neuen Freunde zu verderben. Die vier oben genannten Häupter ritten ihm entgegen, als er sich mit seiner ganzen Macht Sinigaglia näherte, und wurden mit heuchlerischer Freundschaft empfangen. Aber kaum waren sie in die Stadt gekommen (31. Dec. 1502), so ließ Cäsar sie gefangen nehmen, und Vitellozzo und Oliveretto noch in derselben Nacht erwürgen. Voll Freude über die so glücklich gelungene Verrätherei eilte der Papst, sie zu vollenden, indem er zwei andere Orsini, von welchen der eine Cardinal, der andere Erzbischof von Florenz war, zu sich lockte und gefangen nehmen ließ. Hierauf ließ Cäsar auch die beiden anderen Gefangenen ermorden; der Cardinal Orsini wurde im Kerker vergiftet.

Aber für so viele Frevel nahte nun die rächende Vergeltung. Alexander VI. starb am 18. Aug. 1503 an Gift, welches er im Einverständniß mit seinem Sohne mehreren zu einem Gastmahle geladenen Cardinälen reichen lassen wollte, um sich nach ihrem Tode ihrer Schätze zu bemächtigen. Aber durch ein Versehen verwechselte der Diener die Becher, und der Streich fiel auf das schuldige Haupt der Urheber zurück *). Keine Kunst der Aerzte konnte den Papst retten; Cäsar's Riesennatur widerstand dem Gifte, aber während seiner Krankheit zerrann seine Macht, der größte Theil der Romagna

---

*) Die Erzählung ist mit Unrecht bezweifelt worden. S. Ranke Zur Kritik neuerer Geschichtschreiber, S. 34.

ging für ihn verloren. Er, der Meister aller Schlauheit und Arglist, hatte alle Fälle berechnet, nur den nicht, daß er beim Tode seines Vaters krank seyn könne *). Nachdem er mit dem Papste Julius II. in Zwist gerathen war, wandte er sich nach Neapel zu Gonsalvo von Cordova. Dieser behandelte ihn anfangs sehr freundlich und zuvorkommend, dann aber nach erhaltenem Befehle von seinem Herrn, ließ er ihn plötzlich festnehmen und nach Spanien bringen. Dort saß Cäsar zwei Jahre auf dem Schlosse Medina del Campo; dann gelang es ihm, zu entkommen. Er begab sich zu seinem Schwager, dem Könige Johann d'Albert von Navarra, stand diesem in einem Kriege mit einem seiner Vasallen bei, und fiel im Treffen bei Viana (1507). Von allen seinen Bestrebungen ist nichts übrig geblieben, als das Andenken seiner Unthaten.

---

8. Papst Julius II., der Bund von Cambray und die Vertreibung der Franzosen aus Italien.

(1503—1513.)

Die Unterstützung, welche Ludwig XII. Cäsar Borgia gewährt, die ihm wenig Ehre gebracht, vielmehr den gerechten Unwillen der Italiener aufgeregt hatte, war vorzüglich durch den Cardinal Amboise veranlaßt worden. Dieser nämlich, welcher von dem Wunsch, Papst zu werden, ganz erfüllt war, und diesem Streben jede andere Rücksicht nachsetzte, war von Cäsar durch das Versprechen gewonnen worden, beim Tode seines Vaters seinen ganzen mächtigen Einfluß für seine Wahl zu verwenden. Da aber Borgia, als dieser Fall eintrat, selbst mit dem Tode rang, war dieser Einfluß nicht bedeutend, und selbst die Nähe des eben nach Neapel ziehenden Französischen Heeres konnte die Cardinäle nicht zu Amboise's Ernennung einschüchtern. Man wählte, eigentlich nur um Zeit zu gewinnen, einen kranken Greis, der sich Pius III. nannte, und schon nach wenigen Wochen starb (18. October 1503). Da nun Amboise einsah, daß er es nicht durchsetzen würde, selbst gewählt zu werden, so beförderte er mit den ihm anhängenden Cardinälen die Erhebung des Cardinals Julian von Rovere, weil die-

---

*) Disse che avea pensato a tutto quello che potesse nascere morendo il padre, e a tutto aveva trovato rimedio, eccetto eche non pensó mai in su la sua morte, di stare ancora lui per morire. Macchiavelli Principe c. 7.

ser, als ein bittrer Feind Alexander's VI., während dessen Herrschaft fast immer in Frankreich gelebt hatte, und die Interessen dieses Reiches ganz zu den seinigen gemacht zu haben schien.

Der neue Papst, welcher den Namen Julius II. annahm, war ein Mann von ausgezeichnetem Verstande, heftigem, aber festem und entschlossnem Sinne. Ein geistlicher Papst war er freilich nicht, vielmehr sehr weit von dem Bilde entfernt, welches man sich von einem rechten Oberhirten der Christenheit zu machen berechtigt ist. Seine Neigung ging auf Krieg und Eroberung, aber nicht zu Gunsten von Söhnen oder Neffen, sondern des Staates der Kirche selbst. Diesen wiederherzustellen und zu erweitern, war der Zweck, der seine ganze Seele einnahm. Die damalige Welt hielt ihn nicht nur für rühmlich, sondern auch für religiös *). Julius verfolgte ihn mit eben so vieler Klugheit als Beharrlichkeit, und erreichte ihn. Die Vasallen der Kirche brachte er zum Gehorsam; nur die Venetianer, welche die nach Alexander's VI. Tode entstandenen Verwirrungen benutzten, in der Romagna Eroberungen zu machen, achteten nicht auf seine Ermahnungen, sich nicht an Kirchengut zu vergreifen. Dagegen brachte er den Herrn von Perugia, Baglione, der ihm nicht gehorchen wollte, durch seine bloße Erscheinung zur Unterwerfung, und den Herrn von Bologna, Bentivoglio, mit Hülfe Französischer Waffen (1506). Sonst war in dieser Zeit in Italien Friede, mit Ausnahme des Krieges von Florenz gegen Pisa, der noch bis 1509 fortdauerte, wo sich die Pisaner ihren siegreichen Feinden ergeben mußten, doch einen billigen Vertrag erhielten.

Ueber Neapel war, wie oben erwähnt ist, ein Waffenstillstand zwischen Frankreich und Spanien abgeschlossen, doch herrschte zwischen den beiderseitigen Herrschern noch ein großer Kaltsinn. Dieser führte eine enge Verbindung zwischen Ludwig und dem von Ferdinand mit Ungunst angesehenen Erzherzog Philipp so wie dessen Vater Maximilian herbei. Am 22. September 1504 wurden zu Blois Verträge zwischen diesen drei Herrschern unterzeichnet, wonach die Prinzessin Claudia in dem Fall, daß Ludwig keine Söhne hinterlassen sollte, ihrem künftigen Gemahl Karl nicht nur Mailand mit Genua und den Anspruch auf Neapel als Mitgift zubringen sollte, sondern auch als mütterliches Erbtheil die Bretagne, und außerdem die Grafschaft Blois und das Herzogthum Burgund. Hierauf ertheilte auch Maximilian dem Könige

*) Ranke, Päpste, Bd. I. S. 55.

von Frankreich in der Person seines Stellvertreters, des Cardinals von Amboise, die bis dahin noch immer hinausgeschobene Belehnung mit Mailand. Aber in Frankreich betrachtete man jene Verträge wie den Entwurf zu einer Reichstheilung, da die Hoffnung, daß dem Könige noch ein Sohn geboren werden sollte, gering war, und Ludwig selbst, als er im Frühling des Jahres 1505 schwer erkrankte, empfand bittre Reue. Seinem Gewissen kam Amboise zu Hülfe, indem er ihn als päpstlicher Legat seines Eides entband, und da Ferdinand der Katholische aus Haß gegen Philipp sich ihm näherte, so schloß er mit diesem am 12. October ein Bündniß, durch welches er ihm seine Nichte Germaine de Foix vermählte, und dieser seine Rechte auf Neapel abtrat. Um vor der Welt die Ehre so viel als möglich zu retten, wurde im Mai 1506 eine Versammlung der Stände zu Tours gehalten. Die Abgeordneten baten, nach einer augenscheinlich vorher getroffnen Verabredung, den König, seine Tochter Claudia mit dem Grafen Franz von Angouleme, welcher der vermuthliche Thronerbe war, zu vermählen. Hierauf meldete Ludwig dem Statthalter der Niederlande, er habe sich diesem Begehren um so mehr fügen müssen, weil die Heirath mit dem jungen Karl seinem zu Rheims geleisteten Krönungseide, nie in eine Verkleinerung des Reiches zu willigen, zuwider gewesen wäre. Damit waren denn die Verträge von Blois aufgekündigt. So war damals die Politik der Herrscher, eben so wetterwendisch als treulos. Man verband sich und trennte sich nach den stets wechselnden Standpunkten für die Interessen des Augenblicks, indem man bald auf dieser, bald auf jener Seite mehr Vortheil und Gewinn zu erndten hoffte, und so drehen sich die äußeren Verhältnisse der Staaten in dem Kreise von Bündnissen und Gegenbündnissen, worin man die Rolle von Freund und Feind unaufhörlich wechselt.

Philipp scheint entschlossen gewesen zu seyn, die erfahrne Schmach zu vergelten, sobald er sich Castilien's völlig versichert haben würde, aber es raffte ihn, wie oben erzählt ist, der Tod noch in demselben Jahre hin. Maximilian fühlte seinen alten Haß gegen Frankreich von Neuem aufflammen, und würde gewiß nicht unterlassen haben, durch Krieg Rache zu nehmen, wenn das Deutsche Reich ihn nur in den dazu erforderlichen Stand hätte setzen wollen. In seinem Sohne war ihm ein mächtiger Bundesgenosse in's Grab gesunken. Indeß näherte sich ihm der Papst, der auf Ludwig XII. zürnte, theils weil dieser die Vertreibung der Bentivoglio, die von Mailand aus Pläne auf Bologna

machten, verweigerte, theils wegen des Königs Verfahren gegen Genua. Es war nämlich in dieser Stadt eine Empörung des geringern Volkes gegen die Franzosen und den von ihnen begünstigten Adel ausgebrochen; es hatte die Oberhand gewonnen, sich von Frankreich ganz losgemacht und einen Dogen ernannt, einen Seidenfärber seines Gewerbes, aber einen Mann von vielen Gaben. Als aber Ludwig, der sich selbst an die Spitze eines durch Schweizerische Söldner verstärkten Heeres gestellt hatte, heranzog, flohen die Genueser mit einer Bestürzung, die ihrer eben gezeigten Keckheit gleich kam *), aus dem Passe, den sie vertheidigen sollten, und nachdem ihre Truppen überall zurückgedrängt waren, übergaben sie die Stadt unbedingt. Ludwig hielt am 29. April 1507 seinen Einzug, das entblößte Schwert in der Hand. Auf das flehentliche Bitten der Behörde und des Volkes sprach er zwar das Wort der Verzeihung aus, ließ aber neun und siebzig Bürger hinrichten, legte der Stadt eine schwere Kriegssteuer auf, vernichtete alle ihre Privilegien, und baute eine Citadelle, sie im Zaume zu halten. Dringend hatte sich der Papst für sein Vaterland (er war aus Savona) verwendet, und es kränkte ihn eben so tief, daß der König gar keine Rücksicht darauf nahm, als die durch die Unterjochung der Stadt erhöhte Macht Frankreich's in Italien ihn besorgt machte. Darum forderte er den dadurch nicht minder beunruhigten Maximilian auf, nach Italien zu kommen und in Rom die Kaiserkrone zu empfangen. Maximilian versammelte ein Heer, und verlangte von Venedig den Durchzug. Der Senat schwankte, doch siegte die Frankreich geneigte Partei, und dem Römischen Könige ward die Antwort, man würde ihn ehrenvoll empfangen, wenn er ohne Heer kommen wollte, den bewaffneten Durchzug könne man ihm nicht gestatten. Hierauf entsagte Maximilian dem Vorsatz, nach Rom zu gehen, und nahm am 3. Februar 1508 zu Trident den Titel eines erwählten Römischen Kaisers an, welchen der Papst nachher bestätigte, doch die Venetianer gedachte er zu züchtigen, und wandte gegen sie die Waffen, mit welchen er die Franzosen hatte zurückdrängen wollen. Bald aber verließ er das Heer; in seiner Abwesenheit rieb der Venetianische Feldherr Alviano eine Abtheilung desselben gänzlich auf, und eroberte Friaul und Istrien.

---

*) Rex cum Genuensibus finibus appropinquasset, statim signa apparere coeperunt, quam leviter fundata sint imperitae multitudinis consilia, in discriminibus absentibus contemnendis ferocis, in praesentibus subeundis ignavae. Folieta, Hist. Gen. XII. fol. 288, rect. Ed. 1585.

Ohne Mittel, das verlorne Kriegsglück wieder herzustellen, schloß der Kaiser mit der siegreichen Republik am 20. April einen Waffenstillstand, wonach sie ihre Eroberungen einstweilen behielt.

Ueber diesen Waffenstillstand empfand Ludwig einen solchen Zorn gegen die Venetianer, daß er sich von ihm zur Vereinigung mit Maximilian führen ließ, und beide Fürsten suchten in diesem gemeinsamen Groll die Lösung alles ihres Haders. Nicht zum ersten Mal fanden sie sich in diesem Gedanken zusammen. Schon der eine jener zu Blois geschlossenen Verträge war gegen Venedig gerichtet gewesen und hatte eine Theilung seines Gebiets auf dem festen Lande von Italien bezweckt. Es befand sich dieser Staat damals auf einem hohen Gipfel des Wohlstandes und der Macht. Außerhalb Italien's besaß er noch die Küste von Dalmatien, Candia und andere Griechische Inseln und Städte und Cypern. Seinem Handel, der Quelle seiner Reichthümer, drohten freilich durch die Seefahrten der Portugiesen empfindliche Verluste, aber sie waren noch sehr wenig fühlbar. Noch wurden durch Einfuhr und Ausfuhr der Waaren mehr als dreitausend Schiffe beschäftigt *), und außerdem sandte die Regierung alljährlich zum Behufe des Handels Geschwader nach den vorzüglichsten Häfen, eines nach dem schwarzen Meere, ein zweites nach Cypern, ein drittes nach Syrien, ein viertes segelte nach den westlich gelegenen nordafricanischen Küsten, durch die Straße von Gibraltar nach Marocco, dann nördlich nach Brügge, Antwerpen und London. Hier tauschte man gegen die mitgebrachten Waaren Produkte des Nordens ein und setzte sie auf der Rückfahrt wieder in Französischen, Portugiesischen, Spanischen und Italienischen Häfen ab. Man berechnet, daß diese Flotten jährlich für zehn Millionen Ducaten Waaren in's Ausland brachten, wovon nach Abzug aller Kosten ein Fünftel als Gewinn blieb. Und so bedeutend war der Landhandel, daß der Werth der Ausfuhr nach der Lombardei allein in einem Jahre 2,789,000 Ducaten betrug **). Solche Reichthümer der Bürger gaben der Republik Einkünfte, welche hinter denen des Königs von Frankreich nicht sehr zurückstanden, und ihren schönsten Abglanz in der Pracht und Herrlichkeit der Hauptstadt fanden, deren Anblick den Fremden Erstaunen und Bewundrung einflößte ***). Venedig über-

*) Daru Histoire de Venise, T. III. p. 43.

**) Daselbst T. II. p. 187. Daru berechnet den Werth des Venetianischen Rechnungsducaten auf 4 Francs 35 Cent.

***) Comines, welchen Karl VIII. als Gesandten nach Venedig schickte, sagt, VII.

traf fast alle Staaten an Einheit und Festigkeit der Regierungsgrundsätze, an Zweckmäßigkeit der Einrichtungen, Ordnung des Staatshaushalts, und bildete durch alles dieses eine Macht, deren Bedeutung weit über das Verhältniß seiner äußern Ausdehnung hinausging. Die Fürsten waren von Neid und Eifersucht auf einen solchen Staat erfüllt. Auch strebte er, sich noch immer mehr auszubreiten. Wir haben gesehen, wie er sich Theile des Mailändischen und der Romagna zueignete.

Am 10. December 1508 unterzeichneten die Statthalterin der Niederlande Margarete im Namen ihres Vaters, des Kaisers Maximilian, und der Cardinal von Amboise im Namen seines Königs zu Cambray einen Vertrag, welchem zufolge diese Fürsten so wie der Papst und der König von Aragonien der Republik alle Gebiete abnehmen wollten, die nach ihrer Behauptung ihnen rechtmäßig gebührten: Ludwig, was er ihr erst kürzlich von Mailand abgetreten, der Kaiser für das Reich Padua, Vicenza und Verona, und andere Landstriche für Oesterreich, der Papst die Städte in der Romagna, Ferdinand mehrere Küstenplätze in Neapel. Auch der König von Ungern, die Herzoge von Savoyen und Ferrara und der Markgraf von Mantua sollten aufgefordert werden, in den Bund zu treten. Es war ein Bündniß, eben so unweise und wider alle Staatsklugheit verstoßend, als ungerecht und unwürdig. Denn jedem der Theilnehmer drohte von der Machtvergrößerung der übrigen in Italien weit mehr Gefahr als von Venedig. Dies schien jedoch Keiner zu erwägen als der Papst. Obschon für ihn die Wiedererlangung der zum Gebiete der Kirche gehörigen Städte eine Angelegenheit von großer Wichtigkeit war, und er deshalb den König von Frankreich früher selbst wider die Venetianer aufgeregt hatte; obschon er ihnen noch überdieß zürnte, weil sie den Bentivoglio Zuflucht gewährten, und seinen Neffen als Bischof von Vicenza, wozu er ihn ernannt hatte, nicht anerkennen wollten: zögerte er doch am längsten mit der Ratification des Bündnisses. Ja er war es, der der Republik, für die es noch ein strenges Geheimniß bleiben sollte, Kunde davon gab, und sich erbot, zurückzutreten und für die Auflösung des Bundes zu wirken, wenn man ihm Faenza und Rimini herausgeben wollte. Aber im Rathe der Zehn überwog die Meinung: es sey zu gefährlich für die Republik, von dem Grundsatze, daß sie nie wieder zurückgebe,

---

15: c'est la plus triomphante cité que j'aye jamais veue, und vom Arsenal: qui est la plus belle chose qui soit en tout le demourant du monde au jour d'huy et la mieulx ordonnée pour ce cas.

was sie einmal gewonnen, abzuweichen *), und der Antrag ward verworfen. Die Republik glaubte, durch ihre Geldmittel, durch welche sie zahlreiche Streitkräfte aufbieten konnte, dem Sturme gewachsen zu sein.

In der That war ihr Heer dem Französischen überlegen, mit welchem Ludwig im Frühling 1509 sie anzugreifen kam, während der Papst eine Bannbulle gegen sie erließ. Aber die Venetianische Macht ward durch die Verschiedenheit der Sinnesart und der Grundsätze gelähmt, welche zwischen ihren Heerführern, dem bedächtigen, zaudernden Pitigliano und dem kühnen, raschen Alviano, obwaltete. Dadurch ging die Schlacht bei Agnadello oder Vaila am 14. Mai, an welcher der König selbst Theil nahm, für die Venetianer so verloren, daß nur wenige Plätze widerstanden, Ludwig noch vor dem Ende des Monats im Besitze alles dessen war, was ihm der Vertrag verhieß, und die übrigen Verbündeten, die bisher noch gezögert hatten, sofort den Angriff begannen. Der Papst und Ferdinand nahmen die von ihnen angesprochnen Orte, der Herzog von Ferrara und der Markgraf von Mantua diejenigen, welche die Republik meist von ihren Vorfahren erobert hatte, andere wurden von kaiserlichen Truppen besetzt. Das Venetianische Heer war bis an die Lagunen zurückgedrängt, in der Hauptstadt herrschten Schrecken und Bestürzung. Da entschloß sich die Regierung, die Städte und Gebiete des Festlandes des Eides der Treue zu entlassen, sey es in der Verzweiflung, sie retten zu können, oder in kluger Erwägung, daß die Kräfte für die Zeit des Sturmes concentrirt werden müßten. Zugleich suchte sie ihre Feinde durch Unterhandlungen zu trennen, und machte besonders dem Kaiser große Anerbietungen, welche dieser aber zurückwies.

Als die Truppen Maximilian's nach Verona, Vicenza und Padua auch Treviso in Besitz nehmen wollten, erhob ein Schuhmacher das Geschrei San Marco, das Volk fiel ihm bei, und die Besetzung ward verhindert. Dies war der erste Glücksstrahl, welcher der Republik wieder leuchtete. Hierauf ward auch Padua mit Hülfe der Einwohner wieder gewonnen. Das Volk in den abhängigen Landschaften fühlte, daß sein Gedeihen mit dem see- und handelsmächtigen Venedig zusammenhinge, und daß es bei der Herrschaft der Fremden nur verlieren

*) Essendo titolo inveterato gia molt' anni in tutta Italia, che il Senato Vinitiano non lasciava giamai quel che una volta gl'era pervenuto nelle mani. Guicciardini VIII. p. 415.

könne *). Die Freilassung aus dem Gehorsame der Republik hatte es nicht gleichgültig für sie gemacht, sie hatte sein Selbstgefühl erweckt, und die Welt konnte gewahren, daß auch aristokratische Regierungen, selbst bei der strengsten Ausschließung ihrer Unterthanen von politischen Rechten, die Zuneigung derselben erwerben können.

Padua wieder zu gewinnen, kam der Kaiser mit dem größten Heere, welches er je zusammengebracht, herbei; es zählte mit Inbegriff Französischer und Spanischer Hülfsvölker, die zu ihm stießen, gegen funfzig tausend Mann. Er betrieb die Belagerung anfangs mit außerordentlicher Thätigkeit, und leitete selbst das Geschützwesen. Als aber die Landsknechte durch die geschossene Bresche eindringen wollten, wurden sie zurückgeworfen. Maximilian forderte die Französischen Gensdarmen auf, abzusitzen, um an einem neuen Sturme Theil zu nehmen, sie weigerten sich aber auf Bayard's Rath, weil sie aus lauter Edelleuten bestünden, und nicht neben Leuten gemeiner Herkunft streiten könnten. Auch die deutschen Ritter lehnten es ab, zu Fuß zu kämpfen. Hierüber unmuthig und mit seiner gewöhnlichen Unbeständigkeit verließ Maximilian das Lager und Italien, und befahl die Belagerung aufzuheben. Es geschah am 3. October, nachdem sie achtzehn Tage gedauert hatte. Geldmangel nöthigte ihn zugleich, den größten Theil des Heeres zu entlassen, während die Venetianer, von den Bauern unterstützt, viele ihnen abgenommene Orte wieder gewannen.

Nicht minder günstig wurde der Republik die Stimmung des Papstes. Mit Widerwillen hatte er sich entschlossen, sie zu bekämpfen; nur jene Rücksicht, der er alle andern unterordnete, die Wiederherstellung des Kirchenstaats, hatte ihn dazu bewegen können. Im Hintergrunde seiner Seele lagen ganz andere Pläne. Er haßte die Franzosen höchlich, ihre Herrschaft in Italien schien ihm die gefährlichste, er wollte sie, die Barbaren, wie sie von den Italienern genannt wurden, hinaustreiben. Von den Venetianern hatte er, was er verlangte, nun söhnte er sich völlig mit ihnen aus, indem er sie am 24. Februar 1510 vom Bann befreite, überzeugt, in ihnen natürliche und nützliche Verbündete zu finden. Um Ferdinand zu gewinnen, ertheilte er ihm die Belehnung mit Neapel; dieser König, von den Venetianern befriedigt, hatte ohnehin kein Interesse mehr, sie zu bekämpfen. Auch den Kaiser hätte Julius sehr gern mit der Republik ausgesöhnt. Er glaubte seinen Ein=

*) Leo a. a. O. S. 209.

fluß groß genug, ihm die Abtretung von Verona, welche er verlangte, zu verschaffen, aber der Senat verweigerte sie. So sehr hatte sich die Lage der Dinge schon geändert.

Daher ging der Krieg Maximilian's gegen Venedig mit Französischer Unterstützung fort. Er führte große Verwüstungen herbei, da die vom Kaiser ohne Sold gelassenen Landsknechte sich durch Rauben und Plündern halfen, und Auftritte solcher Unmenschlichkeit, daß die Franzosen einmal mehrere Tausend Menschen, die sich in eine unterirdische Höhle, die Grotte von Masano genannt, geflüchtet hatten, durch Feuer, welches sie am Eingang anzündeten, erstickten und verbrannten. Indeß enthüllte der Papst seine Pläne. Er that den Herzog von Ferrara, einen mit Ludwig eng verbündeten Fürsten, in heftigen Ausdrücken in den Bann. Aber seine ersten Versuche mißlangen. Sie waren vorzüglich auf die Schweizer berechnet, deren Bündniß mit Frankreich 1509 abgelaufen, und von Ludwig nicht erneuert worden war, theils weil er ohne so viele Kosten die Schweizer durch die Landsknechte zu ersetzen, theils auch ohne Bewilligung der Obern Söldner von jenen genug zu erhalten hoffte *). Für den Papst unterhandelte jetzt der Walliser Matthäus Schinner, Bischof von Sitten und nachher Cardinal, ein gelehrter und beredter, mit Julius in glühendem Franzosenhasse übereinstimmender Mann, und brachte ein Bündniß auf fünf Jahre „zum Schutze der Kirche" zu Stande. Hierauf zogen achttausend Eidgenossen in das Mailändische, da sie aber Mangel litten, nahmen sie Französisches Geld **) und kehrten um. Nun kam die Reihe, angegriffen und bedrängt zu werden, an den Papst. Um sich mit kirchlicher Autorität zu waffnen, versammelte Ludwig die Geistlichkeit seines Reiches zu Tours, und legte ihr die Frage vor, ob es in dem vorliegenden Falle erlaubt sey, gegen den Papst Krieg zu führen. Das Gutachten fiel ganz nach seinem Wunsche aus. Indeß ging Julius, während sein Heer in das Ferrarische einrückte, nach Bologna, um dem Kriegsschauplatze nahe zu seyn. Hier wurde er durch die Franzosen von seinen Truppen abgeschnitten, in der Stadt regte sich die Partei der Bentivoglio, und er hätte von seinen Feinden das Gesetz annehmen müssen, wenn er nicht, obschon fieberkrank und bettlägerig, in der Mitte seiner zagenden und bestürzten Hofleute und Prälaten, allein Muth

*) Glutz-Blotzheim S. 245.
**) Daselbst S. 225.

und Besonnenheit behalten hätte. Er wußte die Bologneser zu stimmen, daß sie wenigstens nichts gegen ihn thaten, indeß kam Venetianische Hülfe, und die Franzosen wichen zurück (Oct. 1510). Im Winter ließ er Mirandola angreifen, dessen Beherrscherin, Francesca, Wittwe des Grafen Pico, mit den Franzosen eng verbunden war, und die Uebergabe der Stadt beharrlich verweigerte. Mitten in einem der kältesten Winter, den man seit langen Jahren in Italien erlebt hatte, kam der fast siebzigjährige Papst in das Lager, die Belagerung selbst zu leiten, und seine Truppen zu verdoppelter Thätigkeit anzuspornen, wobei er sich dem feindlichen Kugelregen mit der größten Unerschrockenheit aussetzte. Da die Gräben zufroren, mußte die Festung capituliren. In heftiger Ungeduld, die von ihm eroberte Stadt zu betreten, wartete Julius nicht bis zur Oeffnung der Thore, sondern erstieg eine Sturmleiter, und kam mit dem Degen in der Hand durch eine Bresche hinein (21. Jan. 1511).

Wie der Papst seine Feinde mit weltlichen Waffen bekämpfte, so diese ihn mit geistlichen. Unter den Verbündeten von Cambrai hielt noch Maximilian zu Ludwig, und beide Fürsten hatten sich in einem am 7. November 1510 zu Blois unterzeichneten Vertrag verbunden, die Versammlung eines ökumenischen Concil zur Verbesserung der Kirche zu bewirken. Also durch Schritte, wie sie achtzig Jahre früher zu Basel versucht worden waren, sollte der Papst geschreckt und seine Macht gedämpft werden. Fünf Cardinäle, die sich mit Julius entzweit und nach Mailand geflüchtet hatten, schrieben auf Ludwig's Betrieb am 16. Mai 1511 wirklich ein Concil nach Pisa aus. Um dieselbe Zeit schien das Glück des Papstes ganz zu Grunde zu gehen. Er verlor Bologna an die Bentivoglio, die unter dem Schutze eines mächtigen Französischen Heeres herbeigekommen waren; sein Feldherr, der Herzog von Urbino, der unter den Mauern gelagert war, erlitt beim eiligen Rückzuge empfindliche Einbuße. Des Papstes Schmerz über den Verlust der Stadt erhöhte die Nachricht, daß die Bologneser sein colossales Standbild, ein Meisterwerk Michel Angelo's, herabgerissen, und die Bentivoglio eine Kanone daraus hatten gießen lassen.

Doch dieser starke Geist ließ den Muth nicht sinken, und die Franzosen thaten nichts, ihren Sieg zu benutzen. Vielmehr ließ Ludwig das Heer, welches ihn erfochten, zum größten Theile auseinandergehen. Ueberhaupt zeigte die Französische Regierung, seitdem der Cardinal von Amboise gestorben war (25. Mai 1510), weniger Sicherheit und

9*

Festigkeit in ihren Schritten. Ludwig machte sich über einen gegen den Papst geführten Krieg Bedenklichkeiten, die besonders von der Königin Anna aufgeregt wurden, welche von einem Kriege gegen das Oberhaupt der Christenheit die Herbeiziehung göttlicher Strafen fürchtete. Julius setzte der Berufung des Concils nach Pisa die eines in der Laterankirche zu Rom abzuhaltenden entgegen, verbot jenes mit Androhung aller Kirchenstrafen, und belegte jeden Ort, in welchem es sich versammeln würde, mit dem Interdicte (18. Juli 1511). Wenige Wochen nachher verfiel er in eine so schwere Krankheit, daß man schon die Nachricht von seinem Tode verbreitete, welches dem Kaiser den Gedanken eingab, selbst Papst zu werden, einen Gedanken, den man in Rücksicht auf die grade damals immer höher steigende Bedeutung der Päpste als weltlicher Fürsten nicht geradezu als ungereimt verwerfen, aber, wenn man an die außerordentlichen Schwierigkeiten denkt, die sich seiner Ausführung entgegenstellen mußten, doch nur als grillenhaft betrachten kann. Aber Julius genas unerwartet und sehr schnell, und nahm den seine ganze Seele erfüllenden Entwurf der Vertreibung der Franzosen mit neuem Eifer auf. Doch glaubte er dazu noch andrer Bundesgenossen als Venedig's und der Schweizer zu bedürfen, daher näherte er sich, wiewol ungern und zögernd, Ferdinand dem Katholischen. Dieser sah zu einer Zeit, wo die siegreichen Franzosen so leicht Rechte auf Neapel konnten geltend machen wollen, in einem engen Anschließen an den Papst nur Vortheil, und am 5. October wurde zu Rom ein Bündniß zwischen den beiden Herrschern und der Republik Venedig bekannt gemacht, zu dem Zwecke, die mit einer Spaltung bedrohte Einheit der Kirche zu erhalten, dem Papste Bologna und jedes andere ihm zustehende Lehen wieder zu verschaffen, und Jeden, der sich diesen beiden Absichten widersetzen würde, aus Italien zu jagen, womit Ludwig XII. deutlich genug bezeichnet wurde. Dieser Bund ist die heilige Liga genannt worden. Das Pisanische Concil wurde zwar im November eröffnet, es hatten sich aber so wenige und fast nur Französische Prälaten dazu eingefunden, daß es gar keine Bedeutung erhalten konnte. Vom Volke in den Straßen beschimpft, verlegten die Mitglieder desselben schon nach wenig Tagen ihren Sitz nach Mailand und dann nach Lyon, wo ihre ganze Thätigkeit spurlos unterging.

Der Feldzug des Jahres 1512 begann nicht glücklich für die Liga, welche ein starkes Heer versammelt hatte. Ein Angriff auf Bologna mißlang, da Gaston de Foix, Herzog von Nemours, ein Neffe Lud-

wig's XII., der erst drei und zwanzigjährige, aber tapfre und kriegsverständige Heerführer der Franzosen, herbeikam und es rettete. Indeß hatten sich die Franzosen im Venetianischen so verhaßt gemacht, daß eine Empörung wider sie ausbrach. Ein Heerhaufe der Republik nahm die Stadt Brescia, und belagerte die Citadelle, in die sich die Franzosen gezogen hatten. Diesen eilte Gaston zu Hülfe, schlug auf dem Marsche ein Venetianisches Heer in die Flucht, kam in die Citadelle, ließ von da aus die Stadt stürmen, und eroberte sie. Es begann jetzt ein solches Gemetzel unter den Besiegten, daß die geringste Angabe die Zahl der Todten auf sieben bis achttausend angibt, die höchste bis zu vierzig tausend steigt, und eine solche Plünderung, daß die Beute auf 3700 Wagen fortgeschafft ward. Kein Wunder, daß die Italiener die Barbaren, wie sie sagten, von Herzen verabscheuten, denn eine solche Kriegsführung hatten sie bis auf den Einbruch Karl's VIII. in vielen Menschenaltern nicht gesehen. Auch hier tritt uns, als eine der seltensten Ausnahmen, die edle Gestalt Bayard's so menschlich als ritterlich entgegen. Beim Sturme war er einer der ersten und thätigsten gewesen, aber schwer verwundet worden. So wurde er der Schutzengel des Hauses, in welches man ihn gebracht hatte, denn während die ganze Stadt von Wehklagen und Angstgeschrei wiederhallte, hielt er jede Plünderung und Gewalt davon ab. Die Besitzerin, von Dankbarkeit erfüllt, und weil sie wohl wußte, daß die Unersättlichkeit anderer Französischer Officiere ganze Häuser ausgeraubt hatte, brachte dem Ritter, als er genesen war und sich zum Abschied anschickte, ein Geschenk von zweitausend fünfhundert Ducaten. Aber Bayard nahm sie nur, um jeder der beiden Töchter der Dame eine Aussteuer von tausend Ducaten einzuhändigen, und die übrigen fünfhundert zur Vertheilung unter die ausgeplünderten Nonnen der Stadt zu bestimmen.

Indeß hatte der Papst auch den König Heinrich VIII. von England für die Liga gewonnen, und den Kaiser, der schon seit einiger Zeit zwischen beiden Parteien schwankte, zu einem zehnmonatlichen Waffenstillstande mit Venedig bewogen, der am 6. April abgeschlossen ward. Doch halfen noch fünftausend Deutsche Landsknechte den Franzosen am 11. April einen großen und höchst blutigen Sieg über das Päpstlich-Spanische Heer bei Ravenna erringen. Die Schlacht war schon gewonnen, da fragte Gaston einen Französischen Ritter, der ihn gewarnt hatte, in das Treffen zu gehen, ob er denn nun geblieben sey, wie er es ihm prophezeit. Es ist noch nicht Alles zu Ende, antwortete

ernst der Ritter. In diesem Augenblick sah man zwei tausend Spanier, die von den übrigen getrennt gewesen, in der Nähe der Franzosen hinziehn. Nur an der Spitze von zwanzig bis dreißig stürzte sich der heldenmüthige Jüngling auf sie, und fiel mit vierzehn Wunden im Gesicht *). Der Sieg, der mit seinem Tode endete, war so groß, daß das Ligistische Heer entweder umgekommen, oder völlig auseinander gesprengt war.

Bei der Nachricht von diesem Schlage entstand in Rom die größte Bestürzung, und selbst der Papst schien zu schwanken, ob er unterhandeln solle oder nicht. Aber der siegreiche Führer, der das Französische Heer vor die Thore Rom's geführt haben würde, war nicht mehr, und Niemand vorhanden, der seine Stelle ersetzen konnte. Julius aber fühlte sich an der Spitze seines bald darauf eröffneten, zahlreich besuchten Concils so mächtig, daß er den Kampf mit allem Nachdruck fortzusetzen beschloß. Er zählte dabei vorzüglich auf die Schweizer, und diesmal entsprachen sie seinem Vertrauen. Ihre zwanzig tausend brachen auf, zogen durch Tyrol, welches Maximilian ihnen eröffnete, in das Venetianische, wo ein Heerhaufe der Republik zu ihnen stieß, und drangen in Mailand ein. Die Franzosen, zu schwach zu widerstehen, räumten das ganze Herzogthum bis auf einige Schlösser, und auch Genua erhielt seine Unabhängigkeit wieder. Mit den Franzosen mußten die Bentivoglio Bologna verlassen, und nie kamen sie wieder dahin zurück. Als der Papst seinem Hofe die Nachricht mittheilte, daß die Franzosen aus Mailand gedrängt seyen, sprach sein Ceremonienmeister: „Eurer Heiligkeit zum Glücke." — „Vielmehr Euch zum Glücke, antwortete Julius, und allen Italienern und allen Gläubigen, die Gott endlich vom Joche der Barbaren zu befreien gewürdigt hat **). — In Mailand setzten die Schweizer Maximilian Sforza, einen Sohn Ludwig's Moro, als Herzog ein, und schlossen einen Bund mit ihm, ihn und seine Nachkommen im Besitze desselben zu schützen. Doch eigneten sie sich selbst einige Grenzdistricte zu, und Parma und Piacenza nahm der Papst für den Kirchenstaat.

---

*) „Eine Reihe der glanzvollsten Unternehmungen während des kurzen Laufs von drei Monaten hat Gaston von Foix den berühmtesten Feldherren der neuen Zeit beigesellt, daß aber seine Deutschen Waffengenossen, die Schwaben, es waren, die mit ihrer Tüchtigkeit ihm die Palme errangen, hat außer Machiavelli kaum die Mitwelt eines kärglichen Lobes werth geachtet; der Folgezeit blieb ihr Grab ungepriesen." Barthold, George von Frundsberg S. 145.

**) Paris de Grassis ap. Raynaldum T. XX. 1512. no. 66.

Auch für Florenz führte der Sieg der Liga eine Veränderung herbei. An der Spitze dieser Republik stand seit 1502 als lebenslänglicher Gonfaloniere Peter Soderini, unter dessen Leitung sie fortwährend zu Frankreich hielt. Deswegen und weil sie die Eröffnung einer schismatischen Kirchenversammlung auf ihrem Gebiete geduldet hatte, zürnte ihr der Papst, und da sie sich jetzt weigerte, zur Liga zu treten, wurde sie von einem Spanischen Heere genöthigt, die Medici zurückzurufen. So kamen zwei Söhne des berühmten Lorenzo, der Cardinal Johann und Julian (Peter war umgekommen), mit einigen Neffen und Vettern zurück, und obschon sie nur als Bürger aufgenommen werden sollten, wurde doch durch ihre Anhänger eine solche Verfassungsänderung bewirkt, daß die Regierung der Republik in ihren Händen war.

Um dieselbe Zeit, wo die Franzosen Mailand aufgeben mußten, führte Ferdinand der Katholische mit Englischer Hülfe Krieg gegen sie an der Pyrenäengrenze. Seine eigentliche Absicht war auf Navarra gerichtet, nach dessen Besitz er längst lüstern war. König dieses Landes war Johann von Albret durch seine Gemahlin Katharina aus dem Hause Foix (Th. VI. S. 339). Von ihm, der mit Frankreich verbündet war, forderte Ferdinand den Durchmarsch durch sein Gebiet und die Besetzung seiner Festungen. Als Johann sich dessen weigerte, ließ er ein Heer einrücken, welches sich sofort des Landes, so weit es im Süden der Pyrenäen lag, bemächtigte. Dieses Spanische Navarra vereinigte er mit Castilien, indem er theils erklärte, er bestrafe den König Johann als einen Beförderer des Schisma im Namen des Papstes, theils sich auf Anrechte stützte, die seine Gemahlin Germaine auf die Navarrische Krone zu haben behauptete.

So waren die Franzosen am Ende des Jahres 1512 überall im Nachtheil, sie waren aus Italien vertrieben, alle ihre kleineren Bundesgenossen in der Gewalt der Liga, und der Kaiser hatte sich mit dem Papste völlig ausgesöhnt. Dennoch gab Ludwig die Hoffnung, das Verlorne wieder zu gewinnen, nicht auf, er rechnete auf Spannungen und Mißhelligkeiten, die sich unter den Gliedern der Liga zeigten. Und der, welcher ihre Seele war, wurde ihm bald nicht mehr hinderlich. Am 21. Februar 1513 erlag Julius einem Fieber, zu dem sich ein Ruhranfall gesellte, mitten unter mancherlei Plänen und Entwürfen, mit welchen sein rastloser Geist unaufhörlich beschäftigt war.

---

9. Ludwig's XII. Ausgang. Wiedereroberung Mailand's durch Franz I.

Die Wahl des Conclave fiel auf den Cardinal Johann von Medici, obschon er erst sieben und dreißig Jahre zählte. Seine Freigebigkeit und die Friedensliebe, die man bei ihm voraussetzte, empfahlen ihn. Es war aber die Erhebung des Hauptes der Familie Medici auf den heiligen Stuhl auch ein Triumph der antifranzösischen Partei. Der neue Papst nannte sich Leo X.

An seines Vorgängers Tode hatte, nach der Versicherung eines gleichzeitigen Geschichtschreibers *), großen Antheil die Sorge, daß die Venetianer sich mit den Franzosen wieder verbinden und sie nach Italien bringen würden. In der That war damals der Entwurf zu einem solchen Bündnisse schon vorhanden, und am 24. März 1513 wurde es zu Blois unterzeichnet. Die vor Kurzem noch so erbitterten Feinde vereinigten sich, das Mailändische von Neuem unter sich zu theilen. Diesem Bunde wurde am 5. April ein anderer zwischen Ferdinand, Maximilian, Heinrich VIII. und dem Papste zu einem Angriffe auf Frankreich entgegengesetzt, obgleich Ferdinand erst wenige Tage vorher einen Waffenstillstand mit Ludwig geschlossen hatte.

Indeß blieb das Bündniß zwischen Frankreich und Venedig ohne Vortheil für Beide. Denn sie eroberten zwar in Gemeinschaft fast das ganze Mailändische, aber die Schweizer, welche anfangs vor ihnen weichen mußten, erhielten bald Zuzug aus ihrem Vaterlande, mit welchem sie die Franzosen bei Novara (6. Juni 1513) überfielen und besiegten. Achttausend aus dem Französischen Heere (zum Theil Deutsche Landsknechte) blieben in der Schlacht, die Uebrigen zogen über die Alpen zurück **) und überließen die Venetianer ihrem Schicksal, die fast ihr ganzes Gebiet wieder von den Feinden überschwemmt sahen. Zugleich geschahen unmittelbare Angriffe auf Frankreich. Ein großes Englisches Heer kam herüber und belagerte Terouanne in Artois. Heinrich VIII. erschien selbst im Lager, und Kaiser Maximilian führte ihm einige tausend Reiter zu, für die er vom Englischen Könige Sold empfing. Sie schlugen in Gemeinschaft die Franzosen in einer Schlacht bei Guinegate (17. Aug.), welche wegen der übereilten Flucht der Fran-

*) Des Cardinals Bembo am Schlusse seiner Venetianischen Geschichte.

**) Suivant l'usage imprescriptible des Français de ne jamais s'arrêter dans leurs retraites. Daru Histoire de Venise, T. III. p. 477.

zösischen Reiterei das Sporengefecht genannt wurde, eroberten hierauf Terouanne, schleiften es, und nahmen dann auch Dornick. Zu gleicher Zeit zogen sechzehn tausend Eidgenossen, von Maximilian durch Soldverheißungen bewogen, aus, um in Verbindung mit Deutscher Reiterei, welche der Herzog Ulrich von Würtemberg anführte, das Herzogthum Burgund zu erobern. In Dijon, der Hauptstadt desselben, befehligte der bei Novara geschlagene La Tremouille, ohne Hoffnung, den Platz gegen den übermächtigen Feind halten zu können. Er fing daher heimliche Unterhandlungen mit den Schweizerischen Hauptleuten an, und bewog die Einen durch Vorspiegelungen von des Königs Freundschaft zu ihrem Volke, die Andern durch Geld und Versprechungen zu einem förmlichen Frieden des Inhalts, daß der König dem Herzogthum Mailand entsagte, und den Eidgenossen für den Heimzug viermal hunderttausend Kronen zu zahlen versprach *). Ludwig ratificirte den Frieden nicht, aber die nicht geringe Gefahr für ihn war abgewandt, und die Schweizer waren um ihr Geld betrogen, denn unter den ihnen zur Sicherheit mitgegebenen Geiseln waren nur zwei angesehene Männer, von denen einer entwischte, die Uebrigen gemeine Bürger, die man nur in prächtige Kleider gesteckt hatte.

Auch die Gefahr im Norden verschwand, denn die Engländer gingen im Herbste zurück, ohne etwas Weiteres zu unternehmen. Ludwig dachte nun darauf, mit jedem seiner Feinde besonders zu unterhandeln, und es gelang ihm. Zuerst versöhnte er sich mit dem Papste, indem er dem schismatischen Concil völlig entsagte (26. Oct. 1513), dann mit Ferdinand, mit dem Kaiser, zuletzt mit Heinrich VIII. (7. Aug. 1514). In dem letzten Vertrage war zugleich eine Vermählung Ludwig's mit der jungen und schönen Prinzessin Maria, einer Schwester Heinrich's (Anna von Bretagne war 1514 gestorben), verabredet. Sie ward am 11. October vollzogen, und am Neujahrstage 1515 starb Ludwig im drei und funfzigsten Jahre seines Alters. Man schreibt den frühen und unerwarteten Tod des freilich ohnehin kränklichen Königs eben dieser Heirath zu **). Er wollte durchaus als ein junger Mann erscheinen. „Der gute König, sagt der Lebensbeschreiber des Ritter Bayard, hatte seiner Gemahlin zu Liebe seine ganze Art zu leben ge-

*) Der Schweizerische Chronist Anshelm, bei Glutz-Blozheim S. 349, nennt diesen Frieden einen kraftlosen, zu ewiger Schande der Eidgenossenschaft gemachten Dintenfrieden.

**) Quum intemperantius puellaribus complexibus indulsisset. Jovius XIV p. 812.

ändert. Denn da er sonst um acht Uhr zu speisen pflegte, so ließ er sich's nun gefallen, um zwölf Uhr zu speisen; da er sich sonst Abends um zehn Uhr niederlegte, so geschah es nun öfters nicht vor Mitternacht." Ungeachtet seines Ehrgeizes und seiner Schwächen, war Ludwig doch von seinem Volke geliebt, und als bei seinem Begräbnisse unter Trompetenschall ausgerufen ward, der gute König Ludwig, der Vater des Volks, ist gestorben, war dies nur der Wiederhall einer aufrichtigen Trauer.

Es folgte ihm auf dem Thron von Frankreich der Herzog Franz von Angoulême (oben S. 110. die Stammtafel), als König Franz I. genannt, dessen 1506 beschlossene Vermählung mit der Prinzessin Claudia nicht lange vor dem Tode Ludwig's vollzogen worden war. Durch diese Heirath fiel die Bretagne, deren Besitzerin Claudia als Erbin ihrer Mutter Anna war, an Franz und seine Nachfolger. Förmlich einverleibt wurde das Herzogthum dem Königreiche erst im Jahre 1598.

Als Franz den Thron bestieg, stand er im ein und zwanzigsten Jahre. Er war ein rascher, feuriger Mann, von festem Körperbau und großer körperlicher Gewandtheit. Seine lebhaften Augen, seine lange Nase und sein gekräuselter Bart *) gaben ihm ein edles, männliches Ansehen. Die Begierde, als Ritter und Held zu glänzen, erfüllte damals seine ganze Seele; darum richtete er sein erstes Augenmerk auf Mailand, das sein Vorgänger so unrühmlich verloren hatte. Die Wiedereroberung dieses Landes sollte der Anfang seiner kriegerischen Großthaten werden, und um indeß von Norden her sicher zu seyn, schloß er Verträge mit dem jungen Erzherzog Karl und mit Heinrich VIII. Auch mit Venedig erneuerte er die Verbindung seines Vorgängers, aber seine Versuche, auch Ferdinand und die Schweizer zu gewinnen, mißlangen. Die Letzteren erinnerten ihn an den Frieden von Dijon, der sey von der Krone Frankreich zu erfüllen. Sie schlossen vielmehr mit dem Kaiser, dem König Ferdinand, dem Papste und dem Herzoge Maximilian ein Bündniß „zur Vertheidigung der Freiheit von Italien" und waren die Einzigen, welche dem Herzoge wirklich Hülfe leisteten. Der Papst benahm sich zweideutig und arg-

*) Er brachte in Frankreich die Sitte wieder auf, sich den Bart wachsen zu lassen, und dafür das Haupthaar kurz zu tragen. Sie erhielt sich auch unter den Französischen Königen bis auf Ludwig XIII.

listig; während er sich schon der Verbindung gegen Franz angeschlossen hatte, suchte er ihn durch fortwährende Unterhandlungen zu täuschen*).

Im August 1515 ging das 60,000 Mann starke Französische Heer (darunter 22,000 Deutsche Landsknechte, der Kern seines Fußvolks) über die Alpen, und brach in's Mailändische ein. Obschon nur halb so stark, traten die Schweizer diesem Heere bei dem Städtchen Marignano entgegen, und es kam zu einer Schlacht, von welcher nachher Trivulzio, der achtzehn Treffen beigewohnt hatte, zu sagen pflegte, alle vorigen seyen ein Kinderspiel gegen diese gewesen. Sie dauerte zwei Tage (13. u. 14. September). Die Schweizer fochten wie Löwen, und waren, trotz des mörderischen Kanonenfeuers, welches ihre Reihen lichtete, am ersten Tage, als erst gegen Mitternacht Stillstand in dem wüthenden Gefechte eintrat, völlig im Siege. Freunde und Feinde blieben während des Restes der Nacht durcheinander stehen, König Franz, der im größten Gedränge ritterlich gefochten hatte, schlief auf einem Geschützwagen. Mit dem Anbruch des folgenden Tages begannen die Eidgenossen von Neuem den Angriff; um die Mittagsstunde war der Ausgang zweifelhaft. Da erschien das Venetianische Heer auf dem Schlachtfelde, und griff sie im Rücken an. Einer solchen Feindesmasse mußten sie endlich weichen, und den Rückzug nach Mailand antreten, wo sie eine Besatzung ließen, und dann weiter über die Alpen nach Hause zogen. Der junge König, den nach einer feierlichen Anerkennung seiner Siegesehre verlangte, ließ sich auf dem Schlachtfelde von Bayard zum Ritter schlagen, was dieser in seiner Bescheidenheit erst ablehnte, dann aber, als Franz nicht aufhörte, in ihn zu dringen, vollzog.

Herzog Maximilian, ein lässiger, sein Leben in Trägheit und thierischem Schmutze hinbringender Fürst, trat dem Sieger willig sein Land gegen ein Jahrgeld ab, und verpflichtete sich, seinen Aufenthalt in Frankreich zu nehmen. Und kaum hatte der Papst Kunde von Franzens großem Waffenglücke, als er eilte, eine Aussöhnung mit ihm zu Stande zu bringen. Der Preis derselben war die Abtretung von Parma und Piacenza, die sein Vorgänger der Kirche erworben hatte, sonst waren fast alle Vortheile dieser Verbindung auf seiner Seite. Beide Fürsten hatten hierauf (im December) eine Zusammenkunft zu Bologna, wo der schlaue Papst durch ein feines Benehmen den

*) Roscoe, Leben Leo's. Bd. II. S. 217 der Deutschen Uebers. bemüht sich vergebens, seinen Helden von diesem Flecken zu reinigen.

König und seine Begleiter im hohen Grade für sich einnahm. Bei dieser Zusammenkunft wurde das nachher zwischen Frankreich und dem Römischen Stuhle abgeschlossene Concordat schon verabredet. In der Schweiz hatte der Schmerz über die erlittene Niederlage in Vielen anfangs den Entschluß zu einem neuen Auszuge erregt, aber die Französisch Gesinnten, deren Eifer durch das Gold des Königs wach erhalten wurde, widersprachen, und so unterblieb es. Acht Cantone schlossen am 7. November einen Friedensvertrag mit dem Könige Franz.

Dagegen zogen, vornehmlich aus den fünf übrigen Orten, mehr als zwölf tausend Mann dem Kaiser zu, als dieser im folgenden Jahre, durch Spanisches und Englisches Geld unterstützt, ein Heer sammelte, den Franzosen Mailand wieder zu entreißen. Wirklich brach er im März in das Herzogthum ein, und erschien vor der Hauptstadt. Indeß erhielten auch die Franzosen eidgenössische Verstärkung, und wußten den Kaiser, durch einen Brief, den sie ihm in die Hände spielten, glauben zu machen, seine Schweizerischen Söldner seyen mit ihren Landsleuten einverstanden. Da ergriff ihn die Furcht, er sey verrathen, und da sich ohnehin sein gewöhnlicher Geldmangel einstellte, verließ er plötzlich das Heer, welches sich sogleich auflös'te. Das Erfolglose dieses Feldzugs befestigte das Ansehn der Franzosen in Italien, und mehr noch schien es gesichert, als nach dem im Anfang dieses Jahres erfolgten Tode Ferdinand's des Katholischen zwischen dessen Nachfolger, dem jungen Karl, und Franz am 13. August zu Noyon ein Freundschaftsvertrag zu Stande kam, wonach Karl künftig die damals einjährige Tochter Franzens heirathen, und diese ihm Frankreich's Ansprüche auf Neapel als Heirathsgut zubringen sollte. Diesem Vertrage folgte bald ein anderer mit den Schweizern, unter welchen des Kaisers Ansehn durch den übereilten Ausgang des letzten Feldzugs sehr gesunken war. Am 29. November desselben Jahres 1516 ward zwischen dem Könige von Frankreich und sämmtlichen eidgenössischen Orten dieser Friede geschlossen, der ein ewiger genannt ward, und welcher allen spätern Bündnissen zwischen beiden Staaten zu Grundlage diente. Demselben zufolge zahlte Franz außer jenen zu Dijon versprochenen 400,000 Kronen noch 300,000 andere für den von den Schweizern in Italien erlittenen Schaden, und sagte jedem Canton ein Jahrgeld zu. Kein Theil solle den Feinden des andern Schutz gewähren. Man sieht, welchen Werth das mächtige Frankreich auf die Freundschaft der Eidgenossen legte.

Der Kaiser stand jetzt Frankreich und Venedig allein gegenüber. Es war ihm der Beitritt zu dem Vertrage von Noyon vorbehalten worden unter Bedingungen, die ihm anfangs sehr mißfielen, doch blieb ihm nun kaum ein anderer Ausweg als die Annahme. Sie erfolgte zu Brüssel, wo er im December mit Franz Frieden, mit den Venetianern einen, nachher verlängerten, achtzehnmonatlichen Waffenstillstand schloß. Er mußte sich entschließen, der Republik Verona, welches seine Truppen gegen wiederholte Angriffe muthvoll vertheidigt hatten, gegen eine Zahlung von 200,000 Ducaten und die Uebernahme einer Summe, die er dem Französischen Hofe schuldete, herauszugeben, behielt aber Roveredo und einige andere Plätze. So endete der durch den Bund von Cambrai entzündete Krieg, aus dem Venedig zwar mit Ruhm hervorging, seine alten Kräfte aber nie wieder erlangte.

---

10. Deutschland unter Maximilian I.
(1493—1519.)

Nachdem wir in den letzten Abschnitten den Kaiser Maximilian mit auswärtigen Angelegenheiten so vielfach beschäftigt gesehen haben, müssen wir nun auch einen Blick auf die Entwickelung der Deutschen Verhältnisse unter seiner Regierung werfen. Wir haben die Geschichte Deutschland's im vorigen Bande (S. 198.) beim Tode Kaiser Friedrich's III. abgebrochen. In dieser Zeit, wo in einem großen Theile Europa's darauf hingearbeitet ward, die abgenutzten und verrosteten Triebfedern des alten Staatswesens durch neue mit frischer Kraft wirkende zu ersetzen, wurde auch in unserm Vaterlande die Nothwendigkeit neuer Belebung gefühlt, leider aber fehlten in dem allmählig zu einer mit höchst losen Banden umschlungenen Bundesrepublik gewordenen Reiche der Gemeingeist und der Sinn für die Ehre und das Wohl des Ganzen, welche die einzelnen Theile desselben wieder auf kräftige und dauernde Weise eng an einander schließen und zu einer Einheit des Wollens und Handelns hätten verbinden können. Eben so hatten die Kaiser weder die Macht noch den tyrannischen Sinn, es auf dem Wege der Gewalt zu versuchen. So ging Deutschland in die neue Zeit über, ohne zu einem kräftigen Staatsganzen zu erstarken und behaftet mit allen Gebrechen der Vereinzelung, so daß die Vortheile wie die Nachtheile der in anderen Ländern mit

folgerechter Staatskunst ausgebildeten monarchischen Allgewalt erst später in einzelnen Theilen desselben empfunden wurden. Es hat aber auch die Vereinzelung, wie sie auf der einen Seite hemmend und im Geiste beklagenswerther Selbstsucht wirkte, auf der andern Gutes und Großes zu Tage gefördert, was sich ohne sie nicht so hätte entwickeln mögen.

Als Maximilian seinem Vater Friedrich III. in der Regierung über Deutschland folgte, erweckte er durch den ritterlichen Heldenmuth, die vielfachen Einsichten und den kühnen Unternehmungsgeist, die man an ihm kannte (Th. VI. S. 221.), große Hoffnungen von seiner Regierung, von denen indeß wenig in Erfüllung gegangen ist. Was konnte aber auch unter den damaligen Umständen Maximilian thun? Als Kaiser war er einer der ohnmächtigsten und ärmsten Europäischen Herrscher, denn mit dem vormaligen Glanze der Kaiserwürde waren auch fast alle Einkünfte derselben verloren gegangen. Die Zölle, die Privilegien, die Judentribute und andere Abgaben, die sonst dem Kaiser gehört hatten, waren allmählig auch in die Cassen der einzelnen Landesfürsten geflossen, und die Städte waren so widerspenstig geworden, daß sie nicht einmal mehr die Zehrungskosten für den Kaiser und sein Gefolge tragen wollten, wenn er sich bei ihnen aufhielt, wie doch sonst üblich gewesen war. Wie schwer die Stände zu Bewilligungen zu bringen waren, wie geringfügig sie ausfielen, und wie langsam und spärlich auch das ihnen endlich Abgedrungene einging, wissen wir aus der Geschichte Friedrich's III., und unter Maximilian wurde es nicht besser. Alles, was dieser vermochte, vermochte er als Herr seiner Erblande (er vereinigte die bisher getheilten Oesterreichischen Besitzungen wieder); aber auch hier war der Adel nicht der willigste, und die Einkünfte aus denselben reichten für einen vollends so unwirthlichen Haushalter, als er war, bei weitem nicht hin. In der Dürftigkeit der ihm zu Gebote stehenden Mittel liegt denn auch eine der Ursachen, warum die Handlungsweise, die er während seiner Regierung befolgte, jenem ritterlichen, offenen Wesen, das seine Jugend verhieß, nicht entsprach. Seiner Stellung nach wollte und konnte er sich von dem damals höchst belebten und bewegten Schauplatze der Europäischen Staatskunst nicht zurückziehen, da er sich aber an Macht mit seinen bedeutenden Nebenbuhlern nicht messen konnte *) und diese stets durch ein ränkevolles,

*) Maximilian sah dies selbst wohl ein, und drückte sich einmal folgendergestalt sehr derb darüber aus: der König von Frankreich herrsche über Esel, denn sie trügen, was er

hinterlistiges Spiel zu ihrem Ziele zu gelangen suchten, sah auch Maximilian sich immer mehr in diesen künstlichen Geweben verstrickt, und zog doch gewöhnlich den Kürzern. Indeß ist diese Beschaffenheit der Verhältnisse doch nicht allein anzuklagen, wenn wir Maximilian mit schlechtem Glücke in sie eingreifen sehen, auch sein Charakter ist es In der Regel verdarb er sich die Ausführung seiner Pläne, theils durch den Leichtsinn, mit welchem er mühsam zusammengebrachte Geldsummen zwecklos vergeudete, theils durch seltsame Launen und Unbeständigkeit, indem man ihn oft nur Angriffe drohen, aber nichts zu ihrer Vollziehung thun, zu andern Zeiten von begonnenen Unternehmungen bei dem ersten Mißlingen wieder abspringen sah. In der Geschichte der Italienischen Händel haben wir seine Handlungsweise von dieser Seite kennen gelernt. Und während er seine Blicke stets auf Frankreich und Italien gerichtet hatte und die Deutschen Stände vergeblich zu einer nachdrücklichen Unterstützung seiner Pläne zu bewegen suchte, waren weder er noch die Fürsten ernstlich bemüht, den furchtbaren Einfällen der Türken zu steuern, die Sicherheit, Gut, Freiheit und Leben der Nation unaufhörlich bedrohten.

So wenige Befriedigung indeß die äußeren Verhältnisse des Reiches während Maximilian's Regierung gewähren, so wohlthätig und folgenreich ist sie doch durch die während derselben zu Stande gekommene innere Friedensstiftung Deutschland's geworden. Als nämlich Maximilian 1495 dem von Ludwig Moro gegen Karl VIII. gestifteten Bunde beigetreten war, und auf einem zu Worms gehaltenen Reichstage Hülfe gegen die Türken und die Franzosen forderte, kam von Seiten der Fürsten die schon unter Friedrich III. betriebene Sache eines allgemeinen und immer dauernden Landfriedens und eines Reichsgerichts (Th. VI S. 192) wieder in Anregung. Das Bedürfniß eines festen Friedestandes ward von Jahr zu Jahr immer dringender empfunden; das Gefühl, in welch einem unglücklichen, heillosen Zustande sich die bür-

---

denen auflege; der König von England über Engel, denn sie vollbrächten alles Gebotene willig; der König von Spanien über Menschen, denn sie folgten ihm, aber nur in rechten und billigen Dingen; er selber aber über Könige, denn seine Fürsten gehorchten ihm nur, so viel ihnen beliebte. Auch pflegte er zu sagen: Wenn er Gott wäre und zwei Söhne hätte, müßte der älteste Gott nach ihm und der andere König in Frankreich seyn. Auch scherzte er über die dem Kaiser und dem Papst beigelegte Oberhoheit über alle geistliche und weltliche Dinge, indem er mit Bezug auf eine Julius II. vorgeworfene Unsitte sagte: es sey gut, daß Gott selbst die Welt regiere, denn mit seinen beiden Statthaltern, einem armen Gemsensteiger und einem trunkenen Pfaffen, sey sie übel bestellt.

gerliche Gesellschaft durch die unaufhörlichen inneren Fehden und Kämpfe, die Große und Kleine wider einander führten, befinde, war mit einer nicht mehr zurückzuweisenden Stärke erwacht. Maximilian hielt zwar die Einsetzung eines solchen von ihm unabhängigen Gerichts für eine Schmälerung der kaiserlichen Gewalt, ein Gesichtspunct, aus dem auch sein Vater die Sache betrachtet hatte; als aber die Stände erklärten, ehe beständiges Gericht, Frieden und Recht angeordnet wäre, sey an keine Hülfe zu denken, gab er nach. So kam denn wirklich zu Worms (7. Aug. 1495) die Sache zu Stande. Es ward festgesetzt: Niemand solle von nun an mehr den Andern befehden, berauben oder beschädigen, Niemand Einen, der es thäte, beherbergen; wer es aber thäte, der solle in die Reichsacht verfallen, und damit sein Leib und Gut Jedem preisgegeben seyn. Wer an einen Andern Ansprüche habe, solle seine Klage vor den gehörigen Gerichten anbringen. Gegen Reichsunmittelbare sollte diese vor dem neu eingerichteten kaiserlichen Kammergericht stattfinden. Dies Gericht sollte aus einem Kammerrichter, als Vorsitzer, und sechzehn Urtheilern (Beisitzern), die zur Hälfte aus der Ritterschaft, zur Hälfte Rechtsgelehrte seyn sollten, bestehen. Die Kosten der ersten Einrichtung und die Besoldungen der Richter für die ersten vier Jahre sollten aus einer allgemeinen Auflage, die man den gemeinen Pfennig nannte, bestritten werden. Sobald zu Worms Alles in Ordnung gebracht war, begab sich der Kaiser selbst mit den erwählten Richtern nach Frankfurt, nahm sie in Pflicht, und übergab dem Grafen Eitel Friedrich von Zollern, als erstem Kammerrichter, feierlich den Scepter oder Richterstab. Im Jahre 1530 wurde dem Gericht Speier zum Sitz angewiesen, von da wurde es 1693 nach Wetzlar verlegt.

Es dauerte indeß eine geraume Zeit, bis die wohlthätigen Folgen der neuen Einrichtung in's Leben traten, ja sie drohte gleich nach ihrer Entstehung wieder zu zerfallen. Die Sporteln reichten zur Unterhaltung des Kammergerichts nicht zu, und der gemeine Pfennig ging nicht ein. So schwer war es damals, die Deutschen auch nur zu dem geringsten Opfer zum Besten des Reiches zu bewegen. Der erste Kammerrichter dankte daher auch schon im ersten Jahre wieder ab. Jährliche Versammlungen der Stände, die man angeordnet hatte, um dem Landfrieden und dem Kammergericht Kraft und Leben zu geben, kamen nicht in Gang, daher wurde auf einem 1500 zu Augsburg gehaltnen Reichstage auf Betrieb des Kurfürsten Berthold von Mainz die Ein-

setzung eines aus zwanzig Beisitzern bestehenden Reichsregiments beschlossen, welches aber nicht nur über die neuen Einrichtungen wachen, sondern über alle Reichssachen sollte berathen und Beschlüsse fassen können. Diese Einrichtung würde auch die wenigen noch vorhandenen Reste der kaiserlichen Gewalt vernichtet und das Reich auch der Form nach zu einer Staatenrepublik gestaltet haben *), wenn nicht die Deutschen Fürsten auch dafür gleichgültig und ohne Theilnahme gewesen wären. So hörte denn das Reichsregiment schon 1502 wieder auf und mit ihm das Kammergericht. Indeß herrschten Unsicherheit und Fehdewesen wie früher. Als ob kein Landfrieden beschlossen und verkündet wäre, entstand 1503 nach dem Tode des Herzogs Georg von Baiern-Landshut zwischen dem nächsten Lehnsvetter, dem Herzog Albrecht von München, und dem Schwiegersohne des Verstorbenen, dem Pfalzgrafen Ruprecht, eine blutige Fehde um das Erbe. Da der Rechtsspruch wider den Letztern ausgefallen war, erklärte sich auch Maximilian gegen denselben, mußte sich aber bei dem Kriege gegen ihn und seine Bundesgenossen mit der Hülfe einzelner Reichsstände und des unter Friedrich III. entstandenen Schwäbischen Bundes (Th. VI. S. 192.) begnügen. Nach einiger Zeit wurde der Streit durch einen Vergleich geschlichtet, in dem die Söhne des während des Kampfes gestorbenen Pfalzgrafen nicht leer ausgingen. Das seit dem Tode des Kaisers Ludwig getrennte Hauptland Baiern wurde damals wieder zu einem Ganzen vereinigt. Auf einem Reichstage zu Köln (1505), wo der Vertrag geschlossen wurde, ward auch das Kammergericht wieder hergestellt, und 1512 endlich auch der wichtige Punct, wie die Schlüsse des Gerichts gegen mächtige Stände in Vollziehung gesetzt werden sollten, erledigt. Zu dem Ende ward das Reich, statt der früher beliebten sechs, in zehn Kreise eingetheilt, deren Rang genau bestimmt wurde, und von denen jeder einzelne als ein geschlossener Bund, dessen Glieder im Nothfall für Einen Mann stehen mußten, betrachtet ward. Jedem dieser Kreise wurde ein Hauptmann vorgesetzt, dem die Vollstreckung der rechtskräftig gewordenen Kammergerichtsurtheile zustand.

Auf diesen neuen Vereinigungen beruhte fortan der noch bestehende Zusammenhang des Reiches, und wer ihnen nicht angehören wollte, trennte sich der That nach von demselben. Dies war der Fall der

*) K. A. Menzel, Geschichten der Deutschen. Bd. VIII. S. 302.

Schweizerischen Eidgenossenschaft und des Ordensstaats Preußen. Auch Böhmen blieb unter der Herrschaft des Polnischen Wladislav (Th. VI. S. 187.) außer Verbindung mit Deutschland. Diese wurde erst wieder hergestellt, als dies Königreich in der Folge an das Oesterreichische Haus kam *). Während so die Aufrichtung einer festen bürgerlichen Ordnung in Deutschland nur langsam gedieh, eilte das Glück den Stamm des Kaisers zu heben und zu schmücken. Daß durch die Heirath seines einzigen Sohnes Philipp mit der nachher in Wahnsinn verfallenen Johanna von Spanien dieses Land an seinen Enkel Karl fallen würde, war schwerlich zu erwarten gewesen, da Johanna, wie oben (S. 91.) erzählt ist, damals erst die dritte Erbin Castilien's und Aragonien's war. Wiederum diesen Karl und dessen Bruder Ferdinand mit reichen Gemahlinnen zu versorgen, war des Großvaters Maximilian eifrigstes Bestreben. Noch als sie kleine Knaben waren, warb er schon Königstöchter für sie zu Bräuten in England, Frankreich und Ungern, und baute auf diese künftigen Verbindungen die kühnsten Hoffnungen. Und die für Ferdinand gefaßte ging wirklich in Erfüllung. Indem Maximilian nämlich wegen der ihm bedingungsweise zugesicherten Erbfolge in Ungern (Th. VI. S. 194.) mit dem Könige Wladislav in Unterhandlung trat, versprach ihm dieser 1506 seine einzige Tochter Anna, die damals drei Jahre alt war, zur Braut für den vierjährigen Ferdinand, und seinen damals noch nicht gebornen, aber gehofften Sohn zum Bräutigam für Maximilian's Enkelin Maria. Dieser Sohn, der nachmalige König Ludwig II., kam noch in demselben Jahre zur Welt. Der Vertrag, welcher die Wechselheirath festsetzte, ward 1515 bei einem Besuche, den die Könige von Ungern und Polen dem Kaiser in Wien abstatteten, bekräftiget. Stürbe Ludwig kinderlos, so solle Anna in Ungern und Böhmen folgen.

Diese Aussicht seines Geschlechts, auf den Ungrischen Thron zu gelangen, erhöhte das Interesse des Kaisers an dem Gedanken, der immer drohender gegen den Westen drängenden Türkischen Macht durch einen Heereszug einen Damm entgegenzusetzen. Er hielt deswegen 1518 einen Reichstag zu Augsburg, wo auch ein päpstlicher Legat erschien, den Fürsten diese wichtige Angelegenheit auch im Namen der Kirche nachdrücklich zu empfehlen. Dennoch ward der Antrag abgelehnt, und es herrschte eine dem Römischen Hofe so abgeneigte Stim-

*) Eichhorn, Deutsche Staats- und Rechtsgesch. Th. III. §. 410.

mung, daß die päpstliche Empfehlung nicht genutzt, sondern geschadet hatte. Eben so vergeblich blieb des Kaisers Bemühen, seinem Enkel Karl, der nun schon König von Spanien war, auf diesem Reichstage die Römische Königskrone zu verschaffen. Dieser Ansicht wirkten der Papst und König Franz durch geheime Unterhandlungen entgegen, und einige Kurfürsten widersetzten sich öffentlich. Mißmuthig und kränkelnd verließ Maximilian hierauf Augsburg, und ging nach Tyrol. Hier erfuhr er noch eine Kränkung. Die Bürger zu Inspruck, denen er von früheren Zeiten her noch Zehrungskosten schuldig war, weigerten sich sein Gefolge aufzunehmen, und ließen Wagen und Pferde in der rauhesten Witterung auf der Straße stehen. So viel galt damals ein Römischer Kaiser in seinem eigenen Lande! Seine Krankheit nahm von da an plötzlich zu, und er starb noch auf dieser nämlichen Reise zu Wels in Oberösterreich, den 12. Januar 1519.

---

11. Die Schweizer.

Im sechsten Theile dieses Werks (S. 222.) ließen wir die Schweizer am Ende ihres Krieges gegen Karl den Kühnen von Burgund, den sie *nicht nur* siegreich bestanden, sondern auch das vorzüglichste Werkzeug wurden, diesen von den größten Monarchen Europa's gefürchteten Herzog von der Höhe seiner Macht herabzustürzen. Auch für ihre Geschichte bilden diese großen Siege einen merkwürdigen Wendepunct, aber von ganz anderer Art. Man brachte aus diesem Kriege, sagt ein Schweizerischer Geschichtschreiber, Ruhm und Reichthum, aber auch Stolz, Habsucht und fremde Laster in die Gebirge heim *). Die große Beute an edlen Steinen, Gold und Silber und die vielen Französischen Hülfsgelder machten einzelne Geschlechter übermüthig, oder wurden von dem gemeinen Mann in kurzer Zeit durch Schwelgen und Ausschweifungen aufgezehrt. Das Reislaufen, wie man das Eintreten in fremde Kriegsdienste nannte, nahm nun überhand, und gab zu vielen Unordnungen Anlaß. Die Reisläufer nahmen nicht selten von zweien Herren Geld, die Hauptleute oder Aufwiegler verkürzten den gemeinen Burschen den Lohn. Die Oberen machten Gesetze dagegen, ohne sie zu vollziehen, oder schwiegen, weil sie Jahrgelder und

---

*) J. A. Henne, Neue Schweizerchronik fürs Volk, Th. II. S. 294.

Geschenke empfingen. Dadurch verdarb der Kern der Schweizer, wie durch Prachtliebe und Sittenlosigkeit das ganze Volk.

Auch unter den einzelnen Gliedern der Eidgenossenschaft fand weder Eintracht Statt, noch Ordnung und Gesetzmäßigkeit in der Leitung der gemeinsamen Angelegenheiten*). Zwischen den Ländern (so hießen die Cantone von demokratischer Verfassung, wo keine Städte waren) und den mehr oder weniger aristokratisch regierten Stadtgemeinden entstand Eifersucht aus der Verschiedenheit der Sitten und Regierungsformen. Besonders war Bern Gegenstand des Hasses der Ersteren. Wegen der Aufnahme von Freiburg und Solothurn in den Bund, welche die Städte wollten, und der die Länder sich widersetzten, entstand heftiger Groll, und auf einer Versammlung zu Stanz (1481) stieg die Erbitterung so hoch, daß der letzte Tag der Eidgenossenschaft gekommen zu seyn schien. Da kam aus der Einsamkeit der fromme Bruder Klaus von der Flüe, der früherhin in Krieg und Frieden dem Vaterlande ausgezeichnete Dienste geleistet, dann dem unwiderstehlichen Triebe des Herzens folgend, sich in die Wildniß zurückgezogen hatte, wo er mit wunderbarer Enthaltsamkeit stillen Betrachtungen lebte. Als dieser Mann mit seiner Ehrfurcht gebietenden Persönlichkeit in die Versammlung trat, hörte Alles in frommer Scheu seiner Rede, und es gelang seinen schlichten, aber kräftigen Worten, Versöhnung zu stiften. Es wurde eine Verkommniß geschlossen, die als ein neues Grundgesetz für die ganze Eidgenossenschaft gelten sollte. In der Hauptsache trugen die Städte den Sieg davon; Freiburg und Solothurn wurden in die Eidgenossenschaft aufgenommen. Doch endeten damit die Reibungen nicht; auch innerhalb der Cantone war Bürgerzwist. Der Bürgermeister Hans Waldmann in Zürich, tapfer als Krieger und Anführer, gewandt und glücklich als Staatsmann und Unterhändler, aber stolz und von verderbten Sitten, glaubte im Bewußtseyn seiner Kraft und seiner anerkannten Verdienste um Zürich und die ganze Eidgenossenschaft, Niemand schonen zu dürfen, und verletzte die Interessen des Adels und der Geistlichkeit. Dadurch machte er sich erbitterte Feinde. Sie benutzten einige willkürliche, nicht wohl berechnete Verordnungen, die theils von ihm ausgegangen waren, theils

*) „Die Tagsatzungen waren so sehr ein Schauplatz der Ränke und Einwirkungen geworden, daß nicht nur ausländische Herren und Abgeordnete, sondern auch eingedrungene Leute zugleich mit den eidsgenössischen Gesandten an den Berathschlagungen Theil nahmen." Meyer von Knonau, Handbuch d. Gesch. d. Schweiz. Eidgenossensch. Bd. I. S. 253.

ihm zugeschrieben wurden, das Landvolk gegen ihn aufzureizen. Es versammelte sich bewaffnet, auch in der Stadt ward ein Auflauf angeregt, durch lügenhafte Ausstreuungen das Volk erbittert, daß es die Gefangennehmung des Bürgermeisters mit wildem Geschrei verlangte. Sie geschah unter dem rohen Hohn des Pöbels. Hierauf wurde der Rath abgesetzt, und ein neuer gewählt, worin alle Gegner der Gestürzten saßen. Das Geständniß eines Verbrechens konnten seine Feinde selbst durch schreckliche Folterqualen nicht von ihm erpressen, dennoch ward er zum Tode verurtheilt und enthauptet (1489). Wie schwer er auch gefehlt haben mochte; die, welche ihn auf das Blutgerüst brachten, waren schlimmer als er. Mehrere seiner Vertrauten mußten gleichfalls sterben. Keine Tyrannei — ruft bei der Erzählung dieser Gräuel ein berühmter Schweizerischer Geschichtschreiber *) aus — ist unmenschlicher als die im Namen des Volks und gemeinen Wohls.

Die schlaue Staatskunst Ludwig's XI., welcher die Eidgenossen schon wider Karl den Kühnen in die Waffen gebracht hatte, strebte ihre Kraft auch ferner für den Vortheil Frankreich's zu benutzen, und brachte sie 1480 zu einem Vertrage, vermöge dessen er gegen Geldzahlungen Soldaten von ihnen erhielt. Noch kurz vor seinem Ende bemühete er sich, dies Verhältniß auf seinen Nachfolger überzutragen, und Karl VIII. wußte auch durch richtige Zahlungen aus den Schätzen, die ihm sein Vater hinterlassen hatte, gegen die gleichen Bemühungen Oesterreich's den Vorzug zu behaupten. Wenn aber zuweilen den Häuptern die Jahrgelder nicht richtig bezahlt wurden, so wankte das Französische Interesse, wie wir denn in den oben erzählten Kriegen Ludwig's XII. die Schweizer bald für, bald wider diesen König, ja in feindlich sich entgegenstehenden Heeren auf beiden Seiten, haben auftreten sehen. Kaiser Maximilian hätte sich der Eidgenossen gar gern nicht bloß als Söldner bedient, sondern er und die Deutschen Stände wollten sie auch als Glieder des Reiches, für welche sie fortwährend galten, Mannschaft stellen und Kriegsdienste thun sehen. Sie wurden daher aufgefordert, den neuen zu Worms getroffenen Anordnungen Folge zu leisten, den Ladungen des Kammergerichts Gehör zu geben, und von dem Bunde mit Frankreich abzulassen. Aber sie weigerten sich beharrlich, und der dadurch neu entstandene Haß führte bei einem unbedeutenden Anlaß offenen Krieg herbei (1499). Die Schweizer

*) Johann von Müller, Th V. S. 404.

waren, wie bis dahin immer, siegreich, und noch in demselben Jahre kam zu Basel der Friede zu Stande, in welchem von keinen Forderungen des Reiches mehr die Rede war, und der den Ruhm und das Ansehn der Schweiz noch erhöhte. Basel und Schafhausen traten bald nachher in den Bund, und 1513 Appenzell als der dreizehnte und letzte Canton. Vom ewigen Frieden mit Frankreich nach den unglücklichen Tagen von Marignano ist oben die Rede gewesen. Die innere Eintracht stellte er nicht her.

---

12. England unter Heinrich VII.

(1485—1509.)

Wie die Schlacht bei Bosworth dem Leben des tyrannischen Richard III. und zugleich dem langen Kampfe der Häuser Lancaster und York ein Ende machte, ist im vorigen Bande (S. 249.) erzählt. Heinrich VII., dem durch den Sieg in jener Schlacht die Krone zufiel, besaß das Talent, der eingerissenen Verwilderung Meister zu werden, und stellte nach so heftigen Stürmen mit Glück und Einsicht die Ruhe wieder her.

Von Bosworth zog er langsam nach London, und hielt seinen Einzug ohne Geräusch, im verschlossenen Wagen, um allen Schrecken einer durch Sieg erworbenen Herrschaft zu verscheuchen. Am 30. October 1485 ward er gekrönt, und zwar allein, denn seine bedungene Vermählung mit der jungen Prinzessin Elisabeth, der Tochter Eduard's IV., vollzog er erst im folgenden Jahre. Nur auf das Recht des Hauses Lancaster nämlich wollte er seinen Anspruch auf die Krone gründen, nicht auf die Heirath mit einer Yorkschen Prinzessin, während das gleich nach der Krönung zusammenberufene Parlament in seiner Erklärung, daß die Krone bei Heinrich und seinen Nachkommen seyn sollte, jede Erwähnung eines Erbrechts geflissentlich vermied. Der König aber setzte die Yorker, aus Grundsatz oder Vorurtheil, zurück, welches eine Quelle vieler Unruhen für ihn wurde. Schon 1486 brach deswegen im nördlichen England ein Aufruhr aus, der indeß schnell gedämpft ward, und einer der Anführer enthauptet. Aber die Stimmung der Gegner wurde dadurch nicht verändert, und aus Haß gegen Heinrich stellten sie einen falschen Kronbewerber auf, der ihn verdrängen sollte. Lambert Simnel, eines Bäckers Sohn, ein kluger und entschlossener Jüngling von funfzehn Jahren, wurde von einem Priester

zu Oxford, Namens Richard Simon, angestiftet, sich für den Grafen Eduard von Warwic, den Sohn des Herzogs von Clarence (Th. VI. S. 242.), auszugeben, der aus dem Tower entwischt sey, wohin Heinrich diesen schon von Richard III. wohl bewachten Prinzen, als in eine festere Verwahrung, hatte bringen lassen. Daß aber dieser Priester im Namen Höherer gehandelt hatte, war eine sich leicht darbietende Vermuthung, und der Verdacht fiel vorzüglich auf die schlaue und ränkevolle Gemahlin Eduard's IV., die Heinrich haßte, weil sie, in deren Zimmern die Verschwörung gegen Richard III. für ihn geschmiedet worden war, jetzt dadurch belohnt wurde, daß der König ihre Tochter vernachlässigte, und alle ihre Freunde in strenger Unterwürfigkeit hielt. Der junge Simnel wußte auch so viele Umstände aus der geheimen Geschichte des Hofes, daß er sie nur aus einer solchen Quelle geschöpft haben konnte, und täuschte dadurch viele erfahrne Männer. Er fing sein Spiel zuerst in Irland an, wo die meisten Einwohner dem Hause York ergeben waren. Hohe und Niedere fielen ihm hier haufenweise zu; man räumte ihm eine fürstliche Wohnung im Schlosse zu Dublin ein, krönte ihn mit einem Diadem, das einem Marienbilde abgenommen war, und rief ihn zuerst in der Hauptstadt, dann auf der ganzen Insel, unter dem Namen Eduard's VI., zum König aus, und das Alles, ohne daß ein Schwert gezogen ward. Als Heinrich von diesen Dingen Kunde erhielt, ließ er, um den Engländern die Unechtheit jenes Anmaßers zu beweisen, den wirklichen Eduard von Warwic aus dem Tower nehmen, und durch die Straßen von London führen, und zunächst die verwittwete Königin seinen Unwillen fühlen, indem er sie in ein Kloster zu sperren befahl*). Als bald darauf Simnel's Anhänger mit einem Heere nach England übersetzten, ging ihnen Heinrich entgegen, schlug sie bei Stoke in der Grafschaft Nottingham (6. Juni 1487), bekam den verwegenen Jüngling selbst gefangen, und machte ihn zum Küchenjungen, damit er als zu gering für einen Gegenstand der Rache oder der Besorgniß erscheine. Dann zog er mit dem Heere durch die nördlichen Provinzen des Reichs, die an der Empörung am meisten Antheil genommen hatten, und schonte das Leben der Schuldigen zwar, trieb aber von ihnen beträchtliche Strafgelder ein. Da ihm dieser Aufstand

*) Daß sie dort einige Jahre bis zu ihrem Tode, und in Dürftigkeit geschmachtet, wie viele Schriftsteller erzählen, bestreitet Lingard aus guten Gründen, deutsche Uebers. Bd. V. S. 339.

indeß gezeigt hatte, daß es nicht rathsam sey, die Yorksche Partei fortwährend zu kränken, ließ er jetzt seine Gemahlin krönen.

Wenn schon in der Geschichte dieses Simnel, in Bezug auf die Absicht der Partei, die ihn zu ihrem Werkzeuge brauchte, manche Dunkelheit herrscht: so ist ein zweiter, fünf Jahre nachher auftretender Kronbewerber noch räthselhafter. Man nannte ihn Perkin (Peterchen) Warbec, er erklärte aber, er sey Herzog Richard von York, der zweite Sohn Eduard's IV. Wirklich schien ein königliches Blut in dem Jünglinge zu wallen, so frei und edel war sein Blick, so fein seine Züge, und so zierlich sein Anstand und seine Rede. Es ging das Gerücht, die Mörder hätten nur den ältesten Prinzen getödtet, Richard aber habe Mittel gefunden, aus dem Tower zu entspringen. Auch Perkin wählte Irland zu seinem ersten Auftritte (1492), und hatte dort, wo die Unzufriedenen so zahlreich waren, nicht minder Glück als Simnel. Dann ging er zu Karl VIII. nach Frankreich, welcher damals mit Heinrich VII. in Krieg begriffen war (oben S. 96.) und es daher seinem Vortheil gemäß fand, in Perkin den ächten Richard Plantagenet anzuerkennen. Als aber Karl in dem Friedensschlusse mit England genöthigt ward, ihn aufzugeben (zu seiner Auslieferung hatte er sich durchaus nicht verstehen wollen), ging Perkin zur Herzogin Margarethe von Burgund, der Wittwe Karl's des Kühnen und Schwester Eduard's IV. Diese versicherte anfangs, sie könne das Vorgeben nicht glauben. Nachdem sie ihn aber hatte vor sich kommen lassen, und ihn in Gegenwart vieler Zeugen ausgeforscht hatte, erklärte sie, von der Wahrheit aller Umstände vollkommen überzeugt zu seyn, umarmte ihn als ihren Neffen, und schenkte ihm eine große Summe Geldes, um seine Ansprüche durchsetzen zu können. Sogleich drang die Nachricht von dem neuen Kronbewerber durch ganz England, alle Unzufriedenen von der Yorkschen Partei traten auf's Neue zusammen, und es entstand ein lebhafter Verkehr zwischen England und Flandern, welcher dem Unternehmen den günstigsten Erfolg versprach. Der König, welcher eine Menge Kundschafter besoldete, kam diesen Umtrieben bald auf die Spur, ja er fand für Geld in einigen Yorkisten, die nach Flandern gegangen waren, Verräther ihrer Partei. Sie entdeckten ihm die Namen der vornehmsten Anhänger Perkin's in England, die Heinrich nun unerwartet einziehen und Einige als Empörer hinrichten ließ. Unter diesen war sogar des Königs Oberkammerherr Stanley, der sein vollstes Vertrauen besaß,

und eines der vorzüglichsten Werkzeuge seiner Thronbesteigung geworden war, nun aber seine Treulosigkeit gar nicht läugnete.

Diese kraftvollen Schritte überraschten und entmuthigten die unbekannten Freunde Perkin's. Er machte drei Jahre nach seinem ersten Auftreten den Versuch, in England Fuß zu fassen. Aber die Truppen, die er an's Land setzte (1495), wurden zurückgeschlagen, etwa hundert und funfzig Mann gefangen, und an den Galgen gehängt. Er versuchte es hierauf noch einmal in Irland, allein auch hier fand er nicht mehr die alte Aufnahme, und so trieb ihn die Noth nach Schottland (1496), wo sein Glücksstern wieder aufzugehen schien. Der damalige König dieses Landes, Jacob IV., wahrscheinlich von Karl VIII. aufgereizt, erkannte ihn nicht nur an, sondern vermählte ihm sogar eine schöne, tugendhafte und reiche Verwandte, und begleitete ihn zuletzt in Person mit einem Heere nach England, wo Perkin eine Rechtfertigungsschrift an die Nation ergehen ließ (1496). Allein bei dieser empfahl ihn eben die Schottische Begleitung bei der gegenseitigen Abneigung der beiden Nationen schlecht, zumal da diese Truppen überall, wohin sie kamen, übel hauseten. Der stets geldgierige Heinrich benutzte diesen Einfall schnell, um vom Parlamente eine neue Auflage zu fordern, die er auch erhielt. Darüber brach zwar in Cornwallis ein Aufstand aus, aber ein von Heinrich zusammengezogenes Heer schlug die Rebellen (1497), und da der König von Schottland nun einen siebenjährigen Waffenstillstand schloß, und seinen Schützling zwar nicht ausliefern wollte, ihn aber doch nicht weiter schützen konnte, ging dieser von Irland aus mit seiner schönen Gemahlin und seinem Anhange nach Cornwall, um die Unzufriedenheit, welche sich in dieser Provinz gezeigt hatte, zu benutzen, und versammelte hier wirklich an sechstausend Mißvergnügte unter seine Fahnen. Mit diesen belagerte er die Stadt Exeter, ein thörichtes Unternehmen, da es ihm gänzlich an Belagerungswerkzeugen und Geschütz fehlte. Indeß kam Heinrich mit einem Heere, Perkin hatte nicht das Herz, ein Treffen zu wagen, sondern floh feige in eine Capelle in Beaulieu, worauf seine Anhänger sich theils zerstreuten, theils um Gnade flehten. Perkin's edle Gemahlin fiel in die Hände des Königs, dem es zur Ehre gereicht, daß er sie königlich behandelte. Ihn selbst ließ er durch einige in die Kirche gesandte Officiere unter dem Versprechen der Begnadigung einladen, herauszukommen, und so ergab sich denn Perkin freiwillig. Er ward wie im Triumph nach London geführt, entkam, ward gefangen und nochmals

begnadigt, aber in den Tower gesetzt. Da er hier mit dem gefangenen Eduard von Warwic einen Entwurf zu ihrer gemeinschaftlichen Befreiung machte, und dieser entdeckt ward, wurde er zum Tode verurtheilt, und in Tyburn gehängt (1499).

Alle älteren Schriftsteller und die meisten Neueren erklären Warbec für einen Betrüger. Er soll der Sohn eines getauften Juden gewesen seyn. Seine Aehnlichkeit mit Eduard IV. erklären Einige daher, daß ihn dieser König im Ehebruch mit der Mutter erzeugt habe. Die Herzogin von Burgund, die Heinrich in hohem Grade haßte, weil er ihr Geschlecht so verfolgte, soll ihm seine Rolle eingelernt haben. Doch halten ihn einige Geschichtschreiber für den ächten Richard von York *).

Der König benutzte die Verurtheilung Warbec's, sich auch des Prinzen zu entledigen. Er ward angeklagt, zum Untergange des Königs eine Verschwörung mit Perkin angezettelt zu haben, und dafür enthauptet. Obgleich die Ermordung dieses letzten York die Gemüther erbitterte, so wußte doch Heinrich's Wachsamkeit und Thatkraft jeden Ausbruch zu verhüten. Von äußeren Feinden hatte er nichts zu befürchten, vielmehr beeiferten sie sich um Bündnisse mit ihm. Der Erzherzog Philipp, der Kaiser Maximilian, Ludwig XII. und Ferdinand der Katholische buhlten um seine Freundschaft. Sein Sohn, der Prinz von Wales, heirathete eine Spanische Infantin, und seine Tochter Margarethe den Schottischen König Jacob IV.

Gewöhnlich sieht man Heinrich VII. als den König an, der die Macht des höhern Adels merklich gebrochen hat, und daher für England geworden ist, was Ludwig XI. und Ferdinand der Katholische für ihre Länder **). Allerdings waren die edlen Geschlechter durch die langen und blutigen Bürgerkriege, in welchen ihre Blüthe gefallen war,

---

*) Die Meinung derselben findet sich widerlegt von Hume Vol. IV. p. 448. Ed. Basil. Einer der erheblichsten seiner Gründe ist dieser: Had not Henry been assured, that Perkin was a ridiculous impostor, disavowed by the whole nation, he never would have allowed him to live an hour after he came into his power, much less would he have twice pardoned him. Hierauf legt auch Mackintosh Gewicht, Hist. of Engl. Vol. II. p. 99. Ed. Paris., und gegen die Aechtheit stimmt auch Lingard Deutsche Uebers. Bd. V. S. 404. Doch sagt der gründliche und behutsame Hallam: two impostors, if the second is to be reckoned such.

**) Nach Hallam Constitutional History of England Vol. I. p. 13. Ed. Paris. brachte Heinrich das königliche Ansehn auf keine höhere Stufe, als es sich schon unter Eduard IV. befunden. In jedem Fall findet eine Erhebung des Throns dem Adel gegenüber ungefähr in derselben Zeit Statt, wie in Frankreich und Spanien, vgl. Th. VI. S. 249.

so geschwächt, daß sie der Krone keinen kräftigen Widerstand entgegensetzen konnten. Immer aber blieben die beiden Hauptbeschränkungen der Englischen Könige, weder eigentliche Steuern erheben, noch Gesetze geben zu können ohne Einwilligung des Parlaments, bestehen. Mehrere gute Einrichtungen wurden durch Heinrich getroffen zur Beförderung der bürgerlichen Ordnung und für das Aufkommen der Gewerbe und des Handels; zu einer königlichen Seemacht wurden Anstalten gemacht; auch ein Versuch, an den Entdeckungen der Spanier in der neuen Welt Antheil zu nehmen. Zu diesem Ende sandte Heinrich im Jahre 1496 den Venetianischen Seefahrer Johann Cabot aus, der auch Neufundland entdeckte. Da man aber hier, statt der gehofften Schätze an Gold und Silber, nur Eisfelder und Fische fand, so unterblieben fernere Reisen. Andrerseits standen der freien Entwickelung der Nationalthätigkeit noch manche unweise Einrichtungen im Wege. Gesetze schrieben den Handwerkern ein gewisses Arbeitslohn vor, Monopole hemmten den Wetteifer, es war durch ein Gesetz verboten, von ausgeliehenen Geldern Zinsen zu nehmen. Daß der Adel bei den Aufständen und in den Bürgerkriegen so viele streitbare Männer in's Feld führen konnte, kam daher, daß er eine Menge von Dienstleuten hielt, die seine Abzeichen trugen, und im Kriege wie im Frieden als seine Clienten erschienen. Heinrich verbot dieses Clientenwesen, und ahndete die Uebertretung der darüber erlassenen Verordnungen mit großer Strenge. Der Graf von Oxford, einer seiner Lieblinge, hatte ihn einmal in seinem Schlosse prächtig bewirthet, und um auch bei seiner Abreise noch großen Prunk zu zeigen, ließ er alle seine Clienten, in seine Farben gekleidet, in zwei Reihen aufmarschiren. „Mylord, sagte der König, ich habe viel von eurer Gastfreundschaft gehört, aber ich sehe, sie ist größer als ihr Ruf. Diese schönen Herren bilden ohne Zweifel euer Hausgesinde." Lächelnd erwiederte der Graf, so groß sey sein Vermögen nicht, es seyen nur seine Dienstmannen. Der König stutzte einen Augenblick, und sagte dann ernsthaft: „Bei meiner Treue, Mylord, ich danke euch für eure herrliche Bewirthung, aber ich darf nicht zugeben, daß meine Gesetze so vor meinen Augen gebrochen werden. Mein Anwalt wird mit euch sprechen." Der Graf mußte nicht weniger als 15,000 Mark Strafe erlegen.

Indeß hatte an diesem Verfahren Heinrich's Geiz vielen Antheil. Denn dieser war seine herrschende Leidenschaft; die Begierde Geld aufzuhäufen hatte auf alle seine Handlungen Einfluß, und nahm mit den

Jahren immer mehr zu. Zwei Beamte der Schatzkammer, Empson und Dudley, schmeichelten ihm darin nur allzusehr, und erwarben sich selbst ungeheure Reichthümer. Da Steuern ohne Einwilligung des Parlaments nicht ausgeschrieben und erhoben werden konnten, nahm man zu willkürlichen Erpressungen seine Zuflucht. Alte, zum Theil längst vergessene Gesetze, auf deren Uebertretung Geldstrafen standen, wurden mit der größten Strenge gehandhabt. Ein Heer von Kundschaftern war im ganzen Reiche vertheilt, um solchen Fällen nachzuspüren, und diese Leute klagten Schuldige und Unschuldige an. Als einer andern Quelle von Aussaugungen bediente man sich der Rechtshändel. Auf seinem Todbette überlegte Heinrich mit Schrecken, wie viele Erpressungen auf diese Weise geübt worden seyen, und befahl in seinem letzten Willen, alle Diejenigen zu entschädigen, denen er Unrecht gethan. Er starb im zwei und funfzigsten Jahre seines Alters, am 22. April 1509, und hinterließ die Krone seinem gleichnamigen Sohne, den wir schon als Theilnehmer an dem Kampfe gegen Ludwig XII. erwähnt haben. Die Geschichte seiner für England folgenreichen innern Regierung wird im Zusammenhange mit den nachfolgenden im nächsten Bande erzählt werden.

III. Die Anfänge der Reformation, Karl V. und Franz I. bis zum Frieden von Cambray.

1. Unruhen in Spanien in den ersten Regierungsjahren Karl's.

(Unter dem Namen Karl I. König von Spanien 1516—1555.)
(Unter dem Namen Karl V. Kaiser 1519—1556.)

Zwei Dinge sind es, welche die höchst thatenreiche Regierung Karl's V. besonders erfüllt haben: die durch die Deutsche Reformation veranlaßten Bewegungen, und vier Kriege mit Franz I. Beiden Begebenheiten aber geht ein merkwürdiger Aufstand in Spanien voraus, den daher auch unsere Geschichtserzählung voranstellt.

Karl befand sich, als ihm durch den Tod seines Großvaters Ferdinand die Spanischen Reiche zufielen, in dem Erbe seines Vaters Philipp, den

Niederlanden, für welche er, als sein Vaterland (er war den 24. Februar 1500 zu Gent geboren), eine besondere Vorliebe hegte. Seine Flandrischen Räthe hielten ihn von dem persönlichen Besuche seines neuen Erbes lange zurück, da sie von seinem Aufenthalt in Spanien Zurücksetzung ihres Landes fürchteten. Zum Glück hatte Ferdinand für Castilien in dem alten fast achtzigjährigen Cardinal Ximenez einen eben so einsichtsvollen als treuen Reichsverweser eingesetzt. Ximenez war in seiner Jugend Rechtsgelehrter, später aber in den Minoritenorden getreten, wo er sich durch seine seltene Gelehrsamkeit und die großen Eigenschaften seines Geistes stets so auszeichnete, daß er zum Erzbischofe von Toledo und Cardinal emporstieg. Während das Volk ihn wegen der fortwährenden äußersten Strenge seines Wandels und der Reinheit seiner Sitten als einen Heiligen verehrte, zeigte er, durch Ferdinand und Isabella zu großem Antheil an den öffentlichen Geschäften gerufen, sich als tiefschauenden, für das Wohl des Landes rastlos thätigen Staatsmann nicht minder bewundernswürdig; ja sein geistliches Amt hielt ihn nicht ab, sich 1509 an die Spitze eines Kriegszugs wider die Mauren in Africa zu stellen. Er nahm ihnen Oran, und fügte seinem übrigen Ruhme auch die Lorbeeren des Kriegers hinzu.

Schon einige Monate vor Ferdinand's Tode hatte Karl den Cardinal Adrian von Utrecht, seinen ehemaligen Lehrer, nach Spanien gesandt, mit Vollmacht, nach dem Ableben dieses Monarchen das Königreich an seiner Statt zu verwalten. Ximenez verständigte sich mit ihm, und ließ ihm den Titel, die Geschäfte aber betrieb er fast allein. Er bot nicht nur seine ganze Kraft auf, den Adel im Zaume zu halten, sondern auch die Unbesonnenheiten unschädlich zu machen, die Karl's Niederländische Rathgeber in dessen Namen begingen. Sie wollten ihn gleich zum König ausgerufen haben, während die Spanier dies als einen Eingriff in die Rechte seiner Mutter Johanna, trotz der fortwährenden Gemüthskrankheit derselben, betrachteten. Ximenez that Vorstellungen, aber da Karl's Räthe nicht davon abgingen, so entschloß er sich, es durchzusetzen. Er legte den in Madrid anwesenden Großen das Verlangen des Königs vor, und da sie heftig widersprachen, sagte er kurz und mit seinem gewöhnlichen Nachdruck: „Es ist nicht mehr die Rede vom Berathschlagen, sondern vom Gehorchen; unser Herr will es, und ich werde es heut befehlen, daß er in Madrid und in den anderen Städten zum König ausgerufen werde.“ Es geschah, trotz allem Murren, durch ganz Castilien; in Aragonien aber, wo die Stände

im Besitz größerer Freiheiten waren, und wo ein Ximenez fehlte, galt Karl nur für einen Prinzen.

Obschon Karl's Niederländische Günstlinge und besonders sein Erzieher und vertrautester Rath, der Herr von Chievres, dem Cardinal Ximenez selbst Schwierigkeiten in den Weg legten, fuhr dieser doch unermüdlich und treu in seinen Bemühungen zum Besten des jungen Königs fort. Da er sah, daß ein Theil des Adels seine Augen auf Karl's Bruder, den Erzherzog Ferdinand, der in ihrem Lande (in Guadalupe) erzogen wurde, und den schon der verstorbene Großvater Karln vorgezogen hatte, richtete, ließ er, um auch von dieser Seite Böses zu verhüten, diesen Prinzen nach Madrid kommen, wo er ihn immer unter den Augen hatte. Den Adligen entzog er theils Gehalte, theils Landgüter, die sie unter der vorigen Regierung erhalten hatten, so daß sie höchst erzürnt ihn durch einige Granden befragen ließen, durch wessen Vollmacht er die Regierung führe. Er berief sich auf Ferdinand's Testament, aber man warf ihm ein, daß Ferdinand ohne die Stände keinen Statthalter für Castilien habe ernennen können. Während des Gesprächs hatte er sie unvermerkt an ein Fenster geführt, von welchem man einen großen Haufen Geschützes und eine zahlreiche Mannschaft unter Waffen übersehen konnte. „Seht da die Macht, rief er, die ich vom Könige empfangen habe; damit regiere ich Castilien und werde es regieren, bis Euer und mein Herr von seinem Reiche selbst Besitz nehmen wird." Auf diese Ueberraschung war die Gesandtschaft nicht vorbereitet gewesen, und sich einem solchen Manne gewaltthätig zu widersetzen, fand man nicht räthlich.

Die Verbesserung der Finanzen, welche Ximenez durch jene Einziehungen herbeigeführt hatte, setzte ihn in den Stand, nicht bloß die Vorraths- und Zeughäuser zu füllen, sondern auch noch dem Könige ansehnliche Summen zu überschicken. Dieser würde die Treue des würdigen Greises dankbar anerkannt haben, wenn seine Niederländischen Günstlinge nicht ein zu großes Interesse gehabt hätten, ihm die Grundsätze und Handlungen des Cardinals in einem falschen Lichte zu zeigen; denn sie wünschten, ihren Einfluß auf Karl auch in Spanien so zu behalten, wie sie ihn in Flandern ausgeübt hatten. Als der Vertrag von Noyon (o. S. 140.) die Gefahren von Seiten Frankreich's entfernt hatte, und kein Vorwand mehr vorhanden war, Karl länger in Gent zurückzuhalten, entschloß sich dieser, den dringenden Bitten des Ximenez nachgebend, zur Reise nach Spanien, und landete im Sep-

tember 1517 in Asturien. Nun thaten die Niederländer, und die dem Cardinal feindseligen Spanier ihr Möglichstes, eine Zusammenkunft zu verhindern; Ximenez eilte zwar dem Könige entgegen, wurde aber auf der Reise, die er sehnlichst herbeigewünscht hatte, plötzlich krank. Er mußte in Los Equillos liegen bleiben, und schrieb von hier aus einen Brief an den König, worin er ihn dringend bat, die Niederländer zu entlassen, und sich den Spaniern als Spanier zu zeigen. Die von einem Gegner des großen Mannes entworfene Antwort lautete dahin: dem Cardinal Ximenez, dessen Verdienste so groß wären, daß nur Gott sie belohnen könne, und der dem Staate schon so viel geopfert, sey es nunmehr erlaubt, in seinen Sprengel zurückzukehren, und dort seine Tage in Ruhe zu beschließen. Solch ein Undank für solche Dienste war mehr, als der ein und achtzigjährige Greis ertragen konnte. Er überlebte den kränkenden Bescheid nur wenige Stunden, und starb am 18. November 1517.

Nun war Niemand vorhanden, dessen Ansehen groß genug gewesen wäre, dem Einflusse der Niederländischen Räthe ein Gegengewicht zu geben *). Karl, des Spanischen nicht recht kundig, gab seinen Unterthanen nur abgebrochene Antworten, und wies sie an jene Räthe. Alle Stellen rissen seine Belgischen Günstlinge an sich, oder verhandelten sie, um sich zu bereichern, mit der größten Schamlosigkeit, und das gekränkte Volk sah mit Schmerz und Erbitterung selbst die Stelle des ehrwürdigen Ximenez, das Erzbisthum Toledo, in die Hände eines jungen Menschen fallen, der weiter kein Verdienst hatte, als daß er Chievres' Neffe war. Solche offenbare Mißgriffe wandten dem jungen König die Herzen ab. Indeß bewilligten die Cortes von Castilien, die Karl 1518 zu Valladolid versammelte, 600,000 Spanische Ducaten, eine größere Summe, als je vorher einem Könige, aber erst nachdem Karl die Rechte und Freiheiten der Stände beschworen und eingeräumt hatte, daß er eigentlich nur im Namen seiner Mutter regiere, und ihr die Herrschaft abzutreten verpflichtet sey, wenn sie ihre Gesundheit wiedererlange. Schwieriger waren die Stände in Aragonien und Catalonien. Sie bewilligten wenig Geld, und setzten dem Königstitel Karl's fortwährend den seiner Mutter voran. Als Karl zu Barcelona

*) Eius viri obitus hoc gravior Castellanis et molestior accidit, quod unus fere videbatur, qui Regis adolescentis facta et consilia auctoritate et prudentia sua moderaretur et cuius admonitiones et praecepta Rex idem aequo animo acciperet ac sequeretur. Sepulveda De reb. gest. Car. V. II. 7.

verweilte (1519), erhielt er die Nachricht vom Tode seines Großvaters Maximilian, bald auch, daß er an dessen Stelle zum Kaiser erwählt sey, wovon das Nähere im folgenden Abschnitt. Dieses machte seine Anwesenheit in Deutschland unumgänglich nothwendig; aber die Spanier waren mit der Absicht ihres Königs, sie in einem Augenblicke zu verlassen, wo noch Vieles zu ordnen und zu beruhigen war, sehr übel zufrieden. Dazu kamen mehrere neue Mißgriffe, welche Karl, durch seine Niederländischen Räthe verleitet, beging, indem er die Cortes von Valencia nicht in Person hielt, sondern den Cardinal Adrian mit andern Niederländern dahinschickte, die Huldigung anzunehmen, ferner die Castilischen Cortes zu einem Reichstage nach St. Jago di Compostella in Galicien beschied, wo sonst nie dergleichen Versammlung gehalten worden war. Durch das Alles wurde das Volk so aufgebracht, daß in Valladolid und Toledo Unruhen entstanden, und als der Kaiser für die Zeit seiner Abwesenheit den Cardinal Adrian allein an die Spitze der Verwaltung stellte, und hierauf am 20. Mai 1520 Spanien wirklich verließ und nach Deutschland eilte, breitete sich der Aufruhr immer weiter aus. Wie es zu geschehen pflegt, wenn bei wahren oder eingebildeten Beschwerden über die bestehende Regierung der Hause Theil nimmt, und ohne Scheu göttliche und menschliche Gesetze verletzt, wurden jetzt auch die Städte Castilien's der Schauplatz revolutionärer Frevel. In Segovia wurde der Regidor Tordesillas, der Deputirter bei den Cortes gewesen war, weil er für eine dem Könige zu bewilligende Steuer gestimmt hatte, mit einigen Unterbeamten vom Pöbel ermordet, ihre Häuser geplündert und in Brand gesteckt. Aehnliches geschah in Burgos. Als der Cardinal Adrian hierauf Kriegsvolk gegen Segovia sandte, erhielt dieses von anderen Städten Hülfe, und die königlichen Truppen wurden in die Flucht geschlagen. Die Bürger von Medina del Campo weigerten sich, Geschütz zur Belagerung von Segovia herzugeben, und achteten es nicht, als ihre Stadt angegriffen und durch eine Feuersbrunst, die von einigen hineingeworfenen Granaten entstand und unerwartet schnell um sich griff, zum größten Theile in einen Schutthaufen verwandelt ward. An die Spitze der Städte trat Toledo, wo Don Juan Padilla den meisten Einfluß hatte, ein junger Mann von edlen Gesinnungen und vielem Muthe, aber durch seinen leicht beweglichen Geist und seinen Ehrgeiz in ein Unternehmen gestürzt, dessen Irrwege und Gefahren er nicht durchschaute, das, um glücklich zu Ende geführt zu werden, eines Führers

von ausgezeichneteren Geistesgaben bedurft hätte. Die Abgeordneten der unzufriedenen Städte (und dies waren die meisten in Castilien) traten in eine Junta zusammen, welche den Namen der heiligen annahm. Padilla bemächtigte sich der Person der Königin Johanna, und stellte sie, um seinen Schritten eine höhere Autorität zu geben, dem Scheine nach an die Spitze der Regierung. Vergebens wollte Karl, der die Nachricht von diesen Vorgängen in den Niederlanden erhielt, jetzt Bewilligungen machen, die, wenn er sie vor seiner Abreise gewährte, die Unruhen in ihrem Keime erstickt hätten; es hatte sich der Junta jetzt schon ein zu revolutionärer Geist bemächtigt, um sich dabei zu beruhigen. Sie legte dem Kaiser in einem ausführlichen Schreiben ihre Beschwerden vor, und machte eine Reihe von Forderungen, wodurch die Rechte der Cortes und besonders der Städte fester gestellt und vielfach erhöht, die königliche Gewalt in manchem Betracht beschränkt werden sollte. Mehrere dieser Punkte waren heilsam und zweckmäßig, andere übertrieben und unbillig, und zeigten von bedenklichen Anmaßungen gegen das nothwendige Ansehn des Thrones *), so daß die Junta auch von einigen Schriftstellern völlig demokratischer Absichten beschuldigt worden ist. Doch wähnten Viele, wenn nur diese neuen Gesetze in Kraft träten, dann würde auch ein glückseliger Zustand in Castilien unfehlbar einkehren, und bedachten nicht, daß die in vielen Städten fortwährend geübten Gewaltthaten und Frevel eine schlechte Bürgschaft für die Morgenröthe des politischen Heils waren.

Indeß wäre es wol zu einem hartnäckigen und langwierigen Bürgerkriege gekommen, wenn nicht der Adel, der bisher theils offenbar, theils durch geheime Einflüsterungen die Städte gereizt und an der Unternehmung gegen den Hof große Freude gehabt hatte, jetzt mit Schrecken gewahrt hätte, daß, was der Krone gälte, auch ihm gefährlich sey, da die Junta Aufhebung der Steuerfreiheit des Adels zu einer ihrer Forderungen gemacht hatte. Darüber veränderte er seine Stellung und trat zu den königlichen Statthaltern über. Unter den Städtischen entstand Hader und Zwietracht, sie verliehen, als alle Friedensversuche vergeblich geblieben waren, und die Waffen nun entscheiden sollten den Oberbefehl dem Don Pedro Giron, der wenig beliebt war, worüber Padilla erzürnt das Heer verließ. Wirklich eroberten die Königlichen, von Giron ungehindert, Tordesillas (5. Dec. 1520), und be-

*) v. Raumer, Geschichte Europa's. Bd. I. S. 150.

kamen die Königin Johanna in ihre Gewalt. Padilla, durch das laute Begehren des Heeres zurückgerufen, sollte das Unglück wieder gut machen; als es aber am 23. April 1521 bei Villalar zur Schlacht kam, lösete sich das Heer der Junta beim ersten Angriffe der königlichen Reiter auf, und ergriff schimpflich die Flucht. Dieser Tag machte der ganzen Empörung ein Ende. Padilla wurde tapfer fechtend gefangen, und gleich am folgenden Morgen mit zwei anderen Anführern hingerichtet; seine würdige Gemahlin, Donna Maria, aus dem Hause Pacheco, vertheidigte mit großem Heldenmuthe die Stadt Toledo noch sechs Monate lang, und hielt sich dann noch einige Zeit in der Burg, mußte aber zuletzt nach Portugal entfliehen. Bald nachher wurde auch ein Aufstand gedämpft, der gleichzeitig, doch ohne Verbindung mit dem Castilischen, im Königreich Valencia ausgebrochen war. Hier waren es der Hochmuth, die Anmaßungen und Bedrückungen des Adels, die ihn hervorriefen. Der Adel vernachlässigte die Vertheidigung des Landes gegen die häufigen, verwüstenden Einfälle der Mauren an den Küsten, und als die Bürger sich zu diesem Ende selbst bewaffneten, setzte er sich dagegen, und suchte es beim Kaiser dahin zu bringen, daß ihnen dies verwehrt wurde. Das dadurch heftig gereizte Volk empörte sich, und beging nun allerdings große Frevel und Ausschweifungen, die erst mit den Siegen der Königlichen ihr Ende erreichten. Karl kam indeß selbst wieder nach Spanien (16. Jul. 1522), und zeigte gegen die Theilnehmer der Empörung eine seltene Milde. Nur siebzig bis achtzig Personen, größtentheils schlechtes Gesindel, wurden von der allgemeinen Verzeihung ausgeschlossen, und auch von diesen nur etwa acht hingerichtet. — Die Folgen der ganzen Empörung waren die, welche übelberechneter Widerstand gegen die bestehende Regierung sehr oft nach sich gezogen hat; die Volksrechte, deren Erweiterung bezweckt worden war, wurden von der Regierung, die alle ständische Gewalt mit erhöhtem Mißtrauen betrachtete, noch mehr eingeschränkt, und damit begann der Verfall des politischen Lebens in Spanien.

---

2. Karl's Wahl zum Römisch-Deutschen Kaiser.

Während des nach dem Tode des Kaisers Maximilian eingetretenen Zwischenreichs bewiesen ein Krieg des Schwäbischen Bundes gegen den Herzog Ulrich von Würtemberg und eine Fehde zwischen dem Bischof

von Hildesheim und seinem Stiftsadel und ihren beiderseitigen Verbündeten deutlich genug, daß der gebotene Landfrieden eines kräftigen Arms bedürfe, ihn zu handhaben. Drei der mächtigsten Monarchen Europa's, die Könige von Spanien, Frankreich und England, bewarben sich um die erledigte Kaiserkrone. Denn sie galt noch für die erste der Christenheit und wie ihr Glanz lockte, so versprachen sich die Könige zugleich nicht nur Vortheile von dem hohen Ansehn, in welchem sie bei den Menschen stand, sondern auch, daß sie die Deutschen Stände zu größeren Hülfsleistungen als bisher vermögen würden. Die wenigsten Hoffnungen hatte, und die geringste Thätigkeit zeigte Heinrich, so daß er bald in den Hintergrund trat. Desto eifriger bemühten sich Franz und Karl. Des Ersteren Gesandte zogen, allen Deutschen Patrioten zum Aergerniß, mit Pferden, die mit Geldsäcken beladen waren, zu den Fürsten umher, deren Stimmen zu gewinnen, auch wurden große Versprechungen nicht gespart *). Die meisten Aussichten hatte jedoch Karl. Seine Unterhändler wirkten geschickt und thätig. Der alte Widerwille der Deutschen gegen Frankreich sträubte sich mehr gegen eine Französische als gegen eine Spanische Oberhoheit. Und Karl, obschon König von Spanien, war doch dem Stamme nach ein Deutscher, und daß eine Reihe seiner Ahnen die Kaiserkrone bereits getragen, war auch eine Empfehlung. Ferner wirkte das für ihn, daß man, gemäß der Lage der Oesterreichischen Erblande, von ihm den kräftigsten Schutz gegen die gefährlichen Türken erwarten konnte. Der Papst hielt, wie vor der Schlacht bei Marignano, eine zweideutige Staatskunst für die klügste. Er fürchtete gleich sehr einen Kaiser, der Herzog von Mailand, und einen, der König von Neapel war, doch mehr noch den Letztern. Er suchte daher seinen Einfluß gegen Karl so sehr als möglich geltend zu machen, und berief sich deswegen sogar auf eine alte päpstliche Satzung, daß ein König von Neapel die Kaiserkrone nicht erhalten dürfe. Mehr empfahl er Franz, aber auch nur zum Schein, und um Karl damit Anhänger zu entziehen.

Im Juni 1519 fanden sich die Kurfürsten zur Wahl in Frankfurt ein. Da die Gesandten der fremden Mächte nicht in die Stadt gelassen wurden, so schickten die Französischen und Spanischen die Reden, die sie hatten halten wollen, schriftlich ein. Niemand, sagten die Ersteren, könne so einfältig, so von allem gesunden Menschenver-

*) Buchholtz Geschichte der Regierung Ferdinand's I. Bd. I. S. 94.

stande entblößt seyn, daß er nicht klar sehe, König Franz überstrahle alle andern Fürsten sowol an Glück als an hoher Tugend. Ihm müßten die Fürsten die Krone nicht nur darbieten, sondern, wenn er sich weigern sollte, sie anzunehmen, ihn dazu nöthigen. Es sey kein Grund, warum die Deutschen einem Bunde mit den Franzosen entgegen seyn sollten, den mildesten und sanftesten aller Menschen durch Natur, Gewohnheit und Unterricht *).

Bei der Wahlhandlung nahm zuerst der Kurfürst Albrecht von Mainz, aus dem Hause Brandenburg, für Karl, dann der Kurfürst von Trier, Richard von Greiffenklau, für Franz das Wort. Die Rede des Letztern wirkte dahin, daß sich die Gedanken der übrigen Wähler auf einen dritten richteten, auf den Kurfürsten Friedrich von Sachsen, den die Zeitgenossen mit dem Beinamen des Weisen ehrten. Aber dieser treffliche Fürst weigerte sich beharrlich, die dargebotene Krone anzunehmen, weil er erwog, daß persönliche Eigenschaften nicht mehr hinreichten, sie rühmlich zu tragen. Vielmehr stimmte er nachdrücklich für Karl. Der Franzose sey freilich als ein Fremder durch das Gesetz ausgeschlossen, aber dieses treffe Karl nicht, der ein Deutscher sey und in Deutschland Länder habe. Das Reich bedürfe eines vorzüglich mächtigen Herrschers, und Karl sey der mächtigste Aller. Diese gewichtige Stimme entschied, auch der Kurfürst von Trier und sogar der päpstliche Legat gaben ihren Widerspruch auf, und Karl's Erhebung wurde ausgesprochen (28. Juni 1519). Als der Kurfürst von Mainz dem Volke den Ausfall der Wahl verkündete, wurde große Freude laut, daß die Erwartungen der Franzosen getäuscht worden seyen.

Kurfürst Friedrich hatte zur Sicherung und Gewähr der Deutschen Freiheit empfohlen, den neuen Kaiser durch bestimmte Bedingungen, die er zu beschwören habe, zu binden. Sie wurden sofort ausgearbeitet, und so entstand die erste förmliche Wahlcapitulation, welche der Spanische Bevollmächtigte im Namen seines Herrn annahm und unterschrieb. Die Hauptpuncte, zu welchen sich Karl hier verpflichtete **), waren: keinen Reichstag außerhalb Deutschland zu halten, die Stände nicht vor ein Gericht außerhalb des Reiches zu laden, sich in

---

*) Acta Elect. Carol. V. ap. Freher Rer. Germ. scr. cur. Struv. T. III. p. 168.

**) „In die Wahlcapitulation nahm man Alles auf, was bisher nur auf dem Herkommen beruhte, und jetzt in urkundliches Recht zu verwandeln nützlich schien.“ Eichhorn Deutsche St. u. R. G. Th. IV. §. 477.

Reichshandlungen der Deutschen oder Lateinischen Sprache zu bedienen, keine fremden Truppen in das Reich zu bringen außer zu seiner Vertheidigung, die Stände bei ihren hergebrachten Freiheiten zu lassen, wieder ein Reichsregiment aufzurichten, Bündnisse in des Reiches Sachen mit Fremden nicht einzugehen und Reichskriege nicht zu führen ohne der Kurfürsten und Stände Rath, diese ohne Noth nicht mit Reichstagen und Steuern zu beschweren, und in zugelassenen Fällen die Steuern ohne die Kurfürsten nicht auszuschreiben; endlich Alles, was der Römische Hof wider die Concordate der Deutschen Nation vorgenommen, abzuschaffen. Merkwürdig sind auch noch die Artikel, welche den Kaiser verpflichten, alle Verbindungen des Adels und der Unterthanen, so wie die großen Gesellschaften der Kaufleute (nämlich die Hanse) aufzuheben und zu verbieten. Man sieht, wie die Fürsten bedacht waren, nicht nur nach oben, den Kaiser in großer Beschränkung zu erhalten, sondern auch was den außer ihnen, neben und unter ihnen bestehenden Reichsgliedern durch festes Aneinanderschließen eigenthümliche Kraft gab, aufzulösen.

Ein Jahr nach seiner Wahl war verflossen, als Karl in Flandern landete, um sich nach dem Aufenthalt einiger Monate in den Niederlanden nach Deutschland zu begeben. Am 23. October 1520 wurde er mit großer Feierlichkeit und Pracht zu Aachen gekrönt. Dann ging er nach Köln, von wo er seinen ersten Reichstag auf den nächsten heiligen Dreikönigstag nach Worms ausschrieb, indem er die Stände einlud, sich in Person einzufinden. Dies ist der durch Luther's Erscheinung und Aechtung weltberühmt gewordene Reichstag. Wir haben also nun von dem Anfang der Reformation zu reden, vorher aber ist es nöthig, einen Blick auf den Zustand der Kirche und des christlichen Lebens zu werfen, der sie veranlaßte und aus dem sie als ein Gegenstreben zunächst hervorgegangen ist.

---

3. Zustand der christlichen Kirche.

Wir haben in dem vorigen Bande die Sehnsucht der Völker nach einer Reformation der Kirche an Haupt und Gliedern kennen gelernt, aber auch gesehen, wie Rom, welches das Netz seiner listigen Staatskunst fortwährend um die Europäischen Reiche schlang, die gerechtesten Hoffnungen zu täuschen verstand. Nachdem die Päpste durch ihre

Schlauheit selbst den Gefahren, mit welchen die großen Kirchenversammlungen des funfzehnten Jahrhunderts ihrem Throne drohten, entgangen waren, glaubten sie den Stuhl ihrer Herrschaft fester als je gegründet und keinen Sturm mehr fürchten zu dürfen. In dieser erträumten Sicherheit überließen sich die gegen das Ende des funfzehnten Jahrhunderts zur Herrschaft gelangenden Päpste mehr als je der Verfolgung selbstsüchtiger Zwecke und zum Theil einem Wandel, der unter allen Verhältnissen verdammlich, bei den Oberhäuptern der Kirche durch den schneidenden Gegensatz mit ihrer Bestimmung noch verabscheuungswürdiger erschien und ein desto beklagenswertheres Aergerniß gab. Paul II. (1464—71; Th. VI. S. 187.) begann seine Regierung damit, den von allen Cardinälen vor der Wahl geschwornen Eid, der das zu erhebende Oberhaupt an eine Reihe von Verpflichtungen band, zu brechen*). Den folgenden Papst Sixtus IV. (Th. VI. S. 291.) schildert ein Zeitgenosse, Stephan Infessura, Kanzler der Stadt Rom, als so schamlos geldgierig, daß er keine Pfründe ohne Zahlung vergab, sie zuweilen den Meistbietenden zuschlug, selbst Cardinalswürden und Bisthümer häufig verkaufte, überdieß Kornwucher trieb. Auch unnatürlicher Wollust klagt er ihn an. Daß er sich seiner Macht als Papst bedienen wollte, um für seine Familie eine weltliche Herrschaft zu gründen, ist schon oben erwähnt. Unter seinem Nachfolger Innocenz VIII. (1484—92) war Rom überfüllt mit Huren, Missethätern und Mördern, und wer ein Verbrechen mit Geld abkaufen konnte, blieb straflos. Nun kam Alexander VI., welcher, wie wir gesehen haben, den päpstlichen Stuhl durch einen Wandel schändete, der ihn den Neronen und Heliogabalen zuordnet. Julius II., als weltlicher Fürst ausgezeichnet tüchtig und von großen Plänen erfüllt, war doch keineswegs ein Haupt der Kirche, wie sie es bedurft hätte. Leo X. war ein feingebildeter Mann von milden Gesinnungen, ein begeisterter Freund und Beförderer der schönen Künste, aber auch der sinnlichen Lust ergeben und so ungeistlicher Gesinnung, daß ihm die päpstliche Würde hauptsächlich als ein treffliches Mittel, prachtvoll und genußreich zu leben, galt. Dieselbe Verderbniß hatte sich längst vieler

*) „Die Päpste kümmerten sich nicht mehr um die Haltung des Eides, sondern eben den Eidbruch erhoben sie zu einer päpstlichen Prärogative, und wenn sie vor ihrer Wahl die Abstellung so mancher Mißbräuche versprochen und gewisse Verpflichtungen übernommen hatten, so behaupteten sie gleich darauf, daß alle Versprechungen, Eide und Verträge, welche auf die Beschränkung der Gewalt zielten, die Christus seinem Statthalter verliehen hatte, null und nichtig seyen.“ Rudelbach, Savonarola S. 11.

hohen und niederen Geistlichen bemächtigt. Alle Geschichtsbücher jener Zeit sind voll von Schilderungen der Verworfenheit des Klerus, von der Bischöfe und ihrer Untergebenen Stolz, Geiz, Pracht, Ueppigkeit und fleischlichen Sünden, von der verhärteten Schamlosigkeit, mit welcher sie ihr Lasterleben gar nicht einmal zu verbergen trachteten. Nicht minder groß waren der Verfall und die Sündhaftigkeit derjenigen Institute, die grade entstanden waren, um ein nicht nur aller irdischen Lust entsagendes, sondern auch ein von allen weltlichen Gedanken und Beziehungen abgekehrtes Leben zu begründen, nämlich der Klöster und des Mönchswesens.

Wie die Reinheit des evangelischen Wandels durch die schlimmen Sitten der Priester verdunkelt war, so die Kenntniß des Evangeliums durch ihre tiefe Unwissenheit. Theologische Gelehrsamkeit war äußerst selten. „In meiner Jugend, sagt ein Schriftsteller vom Ende des funfzehnten Jahrhunderts, fand man unter tausend Geistlichen kaum einen einzigen, der eine Universität auch nur gesehen hatte." Selbst die Kenntniß, welche die meisten von der Bibel hatten, war sehr gering, und als bei dem neuerwachten Eifer für die alten Sprachen auch der Hebräische und Griechische Urtext der Bibel bekannter gemacht, und Gegenstand des Studiums der Gelehrten ward, entblödeten die Mönche sich nicht, dies als eine neue und gefährliche Art von Ketzerei zu verschreien. So sehr fürchtete man von einem ernsten Forschen in der Bibel Gefahr für das herrschende System. Ja, man findet ausdrückliche Verbote, mit der Jugend in den Schulen die heilige Schrift zu lesen, denn dem Volke sollte diese Quelle des Glaubens gänzlich entzogen seyn, und für dasselbe überhaupt kein anderes Christenthum Statt finden, als das in vielen unwesentlichen Dingen, welche den Kern des Evangeliums verdunkelt hatten, und in vielen äußeren Gebräuchen, mit welchen der Gottesdienst überladen worden war, enthaltene. In Italien, wo die classische Gelehrsamkeit ihre Wiederbelebung erhalten und ihren vorzüglichsten Sitz aufgeschlagen hatte, brachte diese Geistesrichtung dem christlichen Sinne mehr Schaden als Nutzen, und man würde glauben müssen, daß er jenem Lande gänzlich den Rücken gekehrt hätte, wenn nicht aus den erhabenen damals geschaffenen Kunstwerken ein tiefer religiöser Geist spräche. Den Gelehrten aber, die nur für Homer und Plato, für Virgil und Cicero zu schwärmen wußten, war das Wort vom Kreuze ein Gegenstand der Geringschätzung, das für den großen Haufen gut genug sey; sie

selbst hatten sich mit der Fertigkeit, den Alten in der Kunst der Rede nachzueifern, auch heidnischen Sinn und heidnische Weisheit zu eigen gemacht, von welchen ihre Ansicht aller Verhältnisse des menschlichen Lebens erfüllt war.

Einer der ärgsten und schreiendsten Mißbräuche des damaligen Kirchenwesens, der den nächsten Anlaß zur Reformation in Deutschland gab, war der Ablaßhandel. Ablaß war in der ältesten Kirche eine Erlassung der kirchlichen, d. h. der von einer Gemeine, von Bischöfen oder Synoden einem groben Sünder auferlegten Strafen oder der Kirchenbuße, in so fern sich der Sünder nämlich durch aufrichtige Reue und wirkliche Besserung derselben würdig mache. Nach und nach fand der Gedanke Raum, daß irgend ein gutes Werk, als Almosen, Fasten, Wallfahrten u. dgl., an die Stelle der Büßung treten könne, und die Bischöfe fingen an, auch Denen wenigstens einen Theil der auferlegten Buße zu erlassen, welche zu einem frommen Zwecke eine Beisteuer an Gelde entrichten würden (vgl. Th. IV. S. 46.). Der Ursprung dieser Gewohnheit ist in dem uralten Grundsatze des peinlichen Rechts bei den alten Deutschen zu suchen, der für die schwersten Verbrechen eine Lösung an Gelde festsetzte, da den neubekehrten Völkern die kirchlichen Verhältnisse oft nur durch Uebertragungen aus ihren bürgerlichen begreiflich und annehmlich gemacht werden konnten. Auch hütete sich die ältere Kirche wohl, dabei den Schein des Eigennutzes auf sich zu laden, denn die eingehenden Gelder wurden in der That nur für die Armen verwandt *). Immer war auch dem Mißbrauche noch dadurch sehr vorgebeugt, daß jede Sünde ihre besondere Büßung oder eine besondere Lösung derselben forderte. Aber Alles gewann eine andere Gestalt, als die Päpste bei Gelegenheit der Kreuzzüge mit einem vollkommenen Erlaß jeder begangenen Sünde (indulgentiae plenariae) für alle diejenigen hervortraten, welche an den heiligen Kriegen Theil nehmen würden. Nicht lange, so wurde dem Ablasse, nach Gutdünken der Päpste, auch für andere Leistungen dieselbe Ausdehnung gegeben. Die Kirche verstand unter den Strafen, welche sie erließ, freilich nur die canonischen und zeitlichen, sie erklärte, daß der Ablaß nur Denjenigen wahrhaft nützen könne, die ihre Sünden auch innerlich und mit dem festen Vorsatze der Besserung bereuten und aufrichtig beich-

*) Plank, Geschichte der christlich-kirchlichen Gesellschaftsverfassung, Th. II. S. 295 und Th. III. S 678

teten; aber bei der großen Wichtigkeit, die dem Ablaß gegeben wurde, war es natürlich, daß der große Haufe von diesem Zusatze wenig Kunde nahm, und sich einbildete, daß er durch die bloße Erfüllung der von der Kirche vorgeschriebenen Bedingung auch allen göttlichen Strafen entgehe. Um die Rechtmäßigkeit des allgemeinen Ablasses zu begründen, erfanden die Scholastiker die Lehre von dem überfließenden Schatze der Verdienste Christi und der Heiligen. Denn da diese, lehrten sie, unendlich mehr gethan haben, als sie nach dem göttlichen Gesetze schuldig gewesen, so käme der Ueberschuß ihrer guten Werke allen Christen zu Gute und bilde einen Schatz für die Kirche, über welchem dem Papst, als Statthalter Christi, die Verfügung zum Besten aller Sünder zustehe.

Niemals war die päpstliche Sündenvergebung mit mehr Feierlichkeit angekündigt worden, niemals hatte sie sich in einer solchen Ausbreitung und in einem solchen Glanze gezeigt, als in dem Ablaß- und Jubeljahr, welches Bonifacius VIII. im Jahre 1300 zu Rom anordnete. Er verleihe, sagt er in seiner desfalls erlassenen Bulle, Allen, welche in diesem Jahre in die Kirchen der Apostel Petrus und Paulus bußfertig kommen, oder solches im folgenden hundertsten Jahre thun würden, nicht allein eine vollkommene, sondern die allervollkommenste (plenissimam) Vergebung der Sünden. Der Erfolg war außerordentlich; aus allen Landen der Abendländischen Kirche strömte eine zahllose Menge herbei, woraus der heilige Stuhl und die Bewohner von Rom so großen Vortheil zogen, daß Clemens VI. beschloß, zur Wiederholung dieser Feier nicht das Ende des Jahrhunderts zu erwarten, sondern das nächste Jubeljahr schon im Jahre 1350 zu halten. Die Zahl der Pilger, die bis Ostern dieses Jahres nach Rom kamen und es wieder verließen, belief sich, nach der Angabe eines Zeitgenossen, des Florentinischen Geschichtschreibers Villani, auf zehn bis zwölfmalhunderttausend; zur höchsten Freude der gewinnsüchtigen Römer, die sich dadurch außerordentlich bereicherten *). Nun ließen es die folgenden Päpste auch dabei nicht bewenden. Urban VI. setzte 1389 das Jubeljahr auf jedes drei und dreißigste Jahr, und Paul II. 1470 auf jedes fünf und zwanzigste. Als es Alexander VI. im Jahre 1500 beging, erklärte er in seiner Ankündigungsbulle, daß er zugleich auch den Seelen im Fegfeuer aus väterlicher Zuneigung Hülfe leisten wolle. Er

---

*) Schröckh Kirchengeschichte, Th. XXXIII. S. 464.

verstatte also, daß, wenn Christen für jene Seelen während des Jubeljahrs einiges Almosen spenden würden, der vollkommene Ablaß den Seelen im Fegfeuer zur völligen Erlassung ihrer Strafe dienen sollte. Die Behauptung, daß die Wirksamkeit des Ablasses sich auch auf das Fegfeuer erstrecke, war nicht neu, erhielt aber erst jetzt durch einen päpstlichen Ausspruch ihre Bestätigung. Und dies wagte ein Papst zu thun, welcher der göttlichen Barmherzigkeit vielleicht mehr bedurfte, als irgend einer unter den Tausenden, welche die Sündenvergebung aus seinem Munde gläubig empfingen.

Wie es zu keiner Zeit in der Kirche an Männern gefehlt hat, welche gegen die herrschenden Mängel auftraten und sie kühn und freimüthig bekämpften; so vermehrten sich die Streiter auch zu einer Zeit, wo die Verderbniß immer tiefer, die Gefahren, das reine Christenthum unter so vielen Uebeln erdrückt zu sehen, immer drohender wurden. Einen solchen haben wir bereits in Savonarola kennen gelernt; ferner gehört dahin besonders der stiller auftretende und wirkende, aber das Ganze der Kirchenlehre mehr umfassende Johann Wessel aus Gröningen (gest. 1489), von dem Luther sagte, er stimme in der Lehre so mit ihm überein, daß es scheinen könne, er habe Alles aus ihm geschöpft. In der That ist in den Grundlagen und der Richtung der ganzen religiösen und theologischen Denkart beider Männer eine merkwürdige Uebereinstimmung, aber was bei Wessel Gesinnung blieb, wurde bei den Reformatoren zur großartigsten Handlung *).

Damals wurden auch die Waffen zum Angriffe durch den neuerwachten Forschungsgeist, durch den auch unter Layen verbreiteten Antheil an wissenschaftlichen Kenntnissen, schärfer und wirksamer. In Deutschland erzeugten und beförderten die Humanitätsstudien nicht wie in Italien eine heidnische Denkart, es wurde vielmehr der aus der neuen Bildung für die Religion zu ziehende Gewinn in's Auge gefaßt, und diese Richtung festgehalten **). In diesem Sinne wirkten die Männer, welchen der Ruhm, jene Studien in Deutschland neu belebt zu haben, vorzüglich zu Theil geworden ist, Rudolf Agricola, Konrad Celtes und besonders Johann Reuchlin (geb. 1455 zu Pforzheim, gest. 1522). Der Letzte besaß die mannigfaltige Gelehrsamkeit des Sprachforschers, des Alterthumskundigen, des Theologen und des Rechtsgelehrten, ver-

*) Ullmann, Johann Wessel, ein Vorgänger Luther's. S. 179.
**) Gieseler, Kirchengeschichte, Bd. II. Abth. 4. S. 512.

besserte die wissenschaftliche Methode und breitete seine seltenen Kenntnisse mit der edelsten Thätigkeit aus. Als der eigentliche Begründer des Studiums der Hebräischen Sprache unter den Christen in Deutschland gerieth er mit den Kölnischen Dominicanern in einen Streit über die Frage, ob alle Schriften der Juden zu verbrennen seyen, der bald zu dem weit allgemeinern Kampfe zwischen dem Humanismus und mönchischem Obscurantismus wurde, in welchem sich alle gute Köpfe auf die Seite der erstern schlugen und die Gegner mit dem bittersten Spotte verfolgten. So gewann die philologische Gelehrsamkeit großen Einfluß auf die Theologie, während schon früher in Niederdeutschland ein besonderer Verein, genannt die Brüder des gemeinsamen Lebens (gestiftet durch den trefflichen Gerhard Groot, geb. zu Deventer 1340, gest. 1384), welche hauptsächlich durch Verbreitung nützlicher Bücher und noch mehr durch Verbesserung und Verallgemeinerung des Jugendunterrichts segenreich wirkten, höhere Bildung unter das Volk brachte, und damit zugleich das christliche Leben desselben förderte *).

Zu den Männern, die durch ihre geistreichen und geschickten Angriffe auf die herrschenden Vorurtheile dem kirchlichen Systeme empfindlich schadeten und der Reformation den Weg bahnten, gehört gegen das Ende des funfzehnten Jahrhunderts besonders der berühmte Erasmus von Rotterdam (geb. 1467), einer der feinsten Köpfe seines Zeitalters, der bei einer großen und gründlichen Gelehrsamkeit eine aus der vertrautesten Bekanntschaft mit den Werken der Alten hervorgegangene, seltene Gabe der Darstellung besaß, und in seinen zahlreichen Werken die großen und offenkundigen Uebel des religiösen Zustandes, das ärgerliche Leben der Geistlichkeit und ihre bejammernswerthe Unwissenheit, bald mit strafendem Ernste, bald mit beißendem Spotte angriff. Dennoch wäre durch den ruheliebenden, jedem kräftigen Schritte, jeder durchgreifenden Maaßregel, jeder offenbaren Spaltung der Kirche abholden Erasmus nie eine Reformation zu Stande gekommen. Dies große Werk war einem Manne vorbehalten, dessen Beredtsamkeit weniger fein und geschmackvoll, aber desto kräftiger und hinreißender, dessen Gelehrsamkeit weniger glänzend und umfassend, aber dessen Brust voll von einem Feuereifer war, der ihn der größten Thaten fähig machte, und viele Tausende mit sich fortriß, dessen unwandelbarer Glaube vor

*) Ullmann, a. a. O. S. 34 fg.

keiner Schwierigkeit erschrak, dessen unerschütterlicher Muth jeder Gefahr kühn entgegentrat. Dieser Mann ist es, den wir jetzt näher kennen lernen wollen.

---

4. Luther's früheres Leben.

Hans Luther, ein armer ehrlicher Bergmann, sonst in einem Thüringischen Dorfe, Möra, zwischen Eisenach und Salzungen wohnhaft, hatte sich mit seiner Frau späterhin nach Eisleben gewandt. Hier gebar die Frau am 10. November 1483 Abends um elf Uhr ein Knäblein, das der Vater gleich am folgenden Tage in der dortigen Kirche*) taufen, und, weil es eben am Martinstage war, Martin nennen ließ. Nicht lange nachher bekam Hans Luther eine bessere Stelle bei den Bergwerken um Mansfeld, und schlug seinen Wohnsitz in diesem Städtchen auf. Hier hielt er sein Söhnchen früh zur Schule an, und trug ihn anfänglich sogar auf seinen Armen hin. Doch war diese Zärtlichkeit mit unüberlegter Strenge verbunden, an welche Martin in seinen männlichen Jahren noch oft mit Tadel zurückdachte. „Mein Vater, erzählt er, stäupte mich einmal so sehr, daß ich ihn floh, und ward ihm gram, bis er mich wieder zu ihm gewöhnte. Die lieben Eltern meinten es zwar herzlich gut, aber sie wußten die ingenia nicht zu unterscheiden, nach welchen die Strafe einzurichten." Mit gleicher Strafe wurde der Knabe von dem tyrannischen Schulmeister in Mansfeld behandelt. Funfzehnmal hinter einander bekam er einmal an einem Vormittage die Ruthe.

Im vierzehnten Jahre gab ihn der Vater nach Magdeburg in die Lateinische Schule; aber da der Knabe in dieser Stadt nur gar zu kümmerlichen Unterhalt fand, nahm er ihn wieder weg, und schickte ihn 1490 nach Eisenach, wo die Mutter Verwandte hatte. Aber diese mögen auch wol wenig für ihn gethan haben, denn auch hier mußte er, wie in Magdeburg, sein Brot mit Singen vor den Häusern verdienen und bekam vor mancher Thür statt des gehofften Brotes nur schnöde Worte, bis eine gutmüthige Frau sich seiner Schüchternheit erbarmte, und ihn mit Bewilligung ihres Mannes in ihr Haus nahm. Das

---

*) In dieser Kirche zeigt man noch jetzt den Taufstein, an welchem Luther getauft ist, und die Kanzel, von der er in der Folge gepredigt hat. Man hat sie billig stehen lassen, als ihre Unbrauchbarkeit nach einer Reihe von Jahren eine neue nothwendig machte

machte seinen drückendsten Sorgen ein Ende, und gewährte ihm ruhige Muße zum Studiren. Es ist sehr angenehm, ihn als Mann über diese Verhältnisse sprechen zu hören. „Verachte mir nicht, sagt er irgendwo, die Gesellen, die vor der Thür panem propter deum suchen, und den Brotreigen singen. Ich bin auch ein solcher Parthekenhengst gewesen, und habe das Brot vor den Häusern genommen, sonderlich zu Eisenach in meiner lieben Stadt. Wiewol mich hernach mein lieber Vater mit aller Liebe und Treue auf der hohen Schule zu Erfurt hielt, und durch seinen sauern Schweiß und Arbeit dahin geholfen hat, da ich hinkommen bin. Aber dennoch bin ich ein Parthekenhengst gewesen, und nach diesem Psalm durch die Schreibfeder so weit kommen, daß ich itzt nicht wollte mit dem Türkischen Kaiser beuthen, daß ich sein Gut sollte haben und meiner Künste entbehren."

In dieser Stelle sagt er uns selbst, daß er nach vollendeten Schulstudien die Universität zu Erfurt bezogen habe. Dies geschah am 17. Juli 1501. Er hörte hier die Werke der scholastischen Philosophen und von den alten Classikern besonders den Cicero, Virgil und Livius erklären. Gegen jene empfand er schon früh den Widerwillen, dessen Ursachen ihm in der Folge erst klar wurden. Jede Stunde, die er von seinen bestimmten Studien erübrigen konnte, brachte er auf der Universitätsbibliothek zu; und hier war es, wo er zum ersten Male eine vollständige Bibel, doch nur in der Lateinischen Uebersetzung, zu Gesichte bekam. Seine Verwunderung darüber erzählt er uns selbst. „Da ich zwanzig Jahre alt war, sagt er, hatte ich noch keine Bibel gesehen, ich meinte, es wären keine Evangelia und Episteln mehr, denn in den Postillen sind. Endlich fand ich in der Liberey zu Erfurt eine Bibel, die las ich mit größter Verwunderung." So selten war damals das Buch, das jetzt in jedem Bauernhause zu finden ist.

Sein übertriebener Fleiß und die ärmliche Kost verzehrten sichtlich seine körperlichen Kräfte. Er kränkelte fast immer, und sah blaß und mager aus. Dennoch ließ er nicht ab, vielmehr betrachtete er die philosophische Doctorwürde, die er 1505 erhielt, als einen Beweggrund, sich noch eifriger anzustrengen. „Nun vollends, schrieb er, darf des Studirens kein Ende für mich seyn, will ich anders den Deutschen Magistern keine Schande machen." Er las nun selber Collegia über Aristoteles Physik und Ethik und andere Theile der Philosophie, und rüstete sich während dessen zum Studium der Rechte, worauf sein Vater immer mit Ernst bestanden hatte.

Aber seine innerste Empfindung widersprach dieser Beschäftigung. Ein Rechtsgelehrter zu werden, und sich in die verworrenen Händel, in die geräuschvollen Strudel des wildesten Lebens zu stürzen, das er nie in der Nähe gesehen hatte, und das er aus einem dunkeln Gefühl verabscheute — es war ihm, als könnte das gar nicht seine Bestimmung seyn. Tief beunruhigt durch solche Gedanken, stand er eben im Begriff zu seinen Eltern zu reisen, als er eines Morgens zu einem Freunde Alexis kam, und diesen, von bösen Buben ermordet, in seinem Blute schwimmend fand. Höchst bestürzt und bewegt machte er sich auf den Weg. Auf der Rückreise ward er von einem heftigen Gewitter überrascht; ein Blitzstrahl fuhr nicht weit von ihm in die Erde, und raubte ihm alle Besinnung *). In dieser Fügung glaubte er deutlich Gottes Finger, der ihn so wunderbar erhalten, zu sehen, und ein längst schon leise in ihm aufgestiegener Gedanke, sein Leben Gott zu weihen, ward nun zum festen Entschlusse. In der Nacht nach dem 17. Juli, nachdem er, ohne ein Wort von seinem Vorhaben zu äußern, seinen sämmtlichen Freunden einen kleinen Valetschmaus gegeben hatte, machte er sich auf den Weg nach dem in Erfurt befindlichen Kloster der Augustiner (einem um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts entstandenen Bettelorden) und ward eingelassen. Nur ein Exemplar von Plautus und Virgil begleitete ihn in die Zelle; alles Andere, was er besaß, ließ er in seiner ehemaligen Wohnung zurück. Am folgenden Tage nahm er von seinen Freunden schriftlich Abschied, schickte der Universität sein Magisterdiplom zurück, und meldete auch seinen Eltern seine plötzliche Standesveränderung. Sein alter Vater ward ganz zu Boden geschlagen von der Nachricht, und zog seine Hand völlig von ihm ab.

In dem Kloster mußte er alle die niedrigen Dienste verrichten, die jedem Neulinge aufgelegt wurden; man hielt ihn an, den Unflath aus den heimlichen Gemächern der Mönche auszutragen, die Kirche auf- und zuzuschließen, die Klosteruhr zu stellen, und mit dem Bettelsack durch die Stadt zu laufen, um von den Bürgern Brot, Eier, Fische, Fleisch und Geld einzusammeln, Geschäfte, die um so empörender für ihn waren, da er als akademischer Docent sich schon einen ehrenvollen Namen in der Stadt erworben hatte. Nach fast zweijähriger Probezeit erhielt er die Priesterweihe (2. Mai 1507). „Mein

*) Nach einer andern, weniger glaubwürdigen Erzählung wurde Alexis an Luther's Seite vom Blitze erschlagen. S. Spieker Geschichte Dr. M. Luthers Bd. I. Anm. S. 51.

Weihbischof, erzählt er selbst, da er mich zum Pfaffen machte, und mir den Kelch in die Hand gab, sprach auf Lateinisch zu mir: Nimm hin die Gewalt zu opfern für die Lebendigen und die Todten. Daß uns da die Erde nicht verschlung, das war unrecht und große Gottesgeduld und Langmuth."

Luther's Seele war von peinlichen Kämpfen zerrissen. Er konnte in der zum bloßen Formelwesen erstarrten Philosophie jener Zeit eben so wenig Beruhigung finden, als in den herrschenden theologischen Ansichten. Er war in's Kloster gegangen, um seine sinnliche Natur durch harte Lebensweise, Fasten und Kasteiungen zu bekämpfen, und vermochte dennoch durch alles das die sündigen Regungen in seinem Innern nicht zum Schweigen zu bringen. Er sah in Gott nur den furchtbaren, strengen Richter, den er durch keine Mühe werde versöhnen können, und wurde dadurch mit quälender Angst erfüllt. Der Trost, daß nicht die eigne Gerechtigkeit, sondern die freie Gnade Gottes der Grund der menschlichen Seligkeit sey, eine Lehre, die späterhin der Kern seiner theologischen Ueberzeugungen wurde, war damals noch nicht in seine Seele gedrungen; ja einmal sperrte er sich mehrere Tage in seine Zelle ein, und würde gewiß darin gestorben seyn, wenn nicht ein treuer Freund die Thür mit Gewalt erbrochen, und ihn durch die Kraft der Musik, die er über Alles liebte, aus seiner Ohnmacht erweckt hätte.

Zu Luther's Glück kam damals der Generalvicarius des Augustinerordens in Deutschland, der Doctor Johann von Staupitz, ein gelehrter trefflicher Mann, nach Erfurt, um den Zustand des Klosters zu untersuchen. Die ganze Persönlichkeit des jungen Mönchs zog seine Aufmerksamkeit in hohem Grade auf sich. Er ermahnte den Prior, ihn in Zukunft mit weniger Strenge zu behandlen, er selbst begegnete ihm mit zuvorkommender Freundlichkeit, und da er ihn endlich vermocht hatte, ihm in der Beichte sein ganzes Herz zu eröffnen, so suchte er ihn auf alle Weise zu trösten und zu ermuthigen. „Du weißt nicht, Martin, sprach er zu ihm, wie nützlich und nothwendig dir diese Anfechtungen sind. Nicht vergebens versucht dich Gott, du wirst inne werden, daß er sich deiner einst noch zu großen Dingen bedient." Diese und ähnliche Reden blieben nicht ohne heilsame Wirkung auf Luther's Gemüth, doch sank er, von den außerordentlichen Anstrengungen des Geistes wie des Körpers gleich sehr erschöpft, um diese Zeit in eine gefährliche Krankheit. Die ganze Angst seines In-

nern und alle Schrecken seines verwundeten Gewissens erwachten mit doppelter Stärke bei dem Anblick des Grabes. Da eröffnete er die große Unruhe seiner Seele einem alten Mönche, der ihn zu besuchen kam, und dieser, ohne sich in seine Zweifel einzulassen, ermahnte ihn, sich mit festem Glauben an den Artikel des apostolischen Bekenntnisses zu halten: ich glaube eine Vergebung der Sünden. Worte, die wie ein Lichtstrahl in Luther's Seele fielen, und einen außerordentlichen, unverlöschlichen Eindruck auf ihn machten.

Ihn an einen Ort zu stellen, der für seinen herrlichen Geist ein angemessener Wirkungskreis sey, empfahl ihn Staupitz im Jahre 1508 dem Kurfürsten von Sachsen zum theologischen Lehrer auf der neuerrichteten Universität zu Wittenberg. So wurde er aus seiner Klause in das öffentliche, thätige Leben gerissen. Doch blieb Luther auch dabei noch immer seinem Orden treu, und nahm auch in Wittenberg seine Wohnung wieder in einer Zelle des dortigen Augustinerklosters

Seine hohe Religiosität bewog seinen Gönner Staupitz, ihn zum Predigen zu ermuntern. Aber dazu traute sich der schüchterne Mann nicht die Fähigkeit zu. „Herr Doctor, antwortete er einmal, ihr bringet mich um mein Leben, ich werde es nicht ein Vierteljahr treiben." Staupitz versuchte es darauf mit dem Scherze, und bewog ihn zuletzt wirklich zu einem Versuche. Die Gemeine fand gleich so viel Wohlgefallen an seinen Vorträgen, daß sie ihn schon 1509 zu ihrem bestimmten Prediger erwählte. Alle diese Auszeichnungen hatten aber auf seine Bescheidenheit keine andere Wirkung, als daß sie ihn nur zu immer größerm Fleiße in dem Studium der Bibel ermunterten. Die Wahrheiten, die er darin fand, verleideten ihm die scholastische Philosophie mehr und mehr. „Ich befinde mich, schreibt er 1509 an einen Freund, durch Gottes Gnade recht wohl, außer daß mir das Studiren der Philosophie schwer eingehet, welche ich von Anfang her lieber mit der Theologie vertauschen wollen."

In einem Gemüthe, das auch das Kleinste auf Gott zu beziehen gewohnt ist, sind plötzliche Veränderungen der äußeren Schicksale von heilsamen Wirkungen begleitet. Alle kleinmüthigen Besorgnisse Luther's, daß Gott ihm seine Gnade entzogen habe, verschwanden, und ein freudiger Muth und ein unerschütterliches Vertrauen auf Gott trat an ihre Stelle. Die Bibel, die ihm die einzige Quelle des Heils und der ewigen Wahrheit war, aus ihrer langen Verborgenheit reißen, seine Gemeine mit derselben bekannt machen, die Zuversicht und den

Trost, den er aus ihr geschöpft, tausend Anderen mittheilen zu können; dieser herrliche Beruf, ahnete ihm, möchte wol in der Fügung Gottes liegen, durch welche er ohne sein Zuthun aus einem armen, unbekannten Mönch in Erfurt ein öffentlicher Lehrer und Prediger in der Hauptstadt *) geworden sey. Der hypochondrische, schwermüthige Mann ward der heiterste, angenehmste Gesellschafter, und die sonst so stumme Blödigkeit verwandelte sich in die freimüthigste, beredteste Offenheit. Selbst sein äußeres Ansehen gewann an Männlichkeit und Anmuth, wiewol sich das eigentliche Starkwerden erst in seinen späteren Jahren einstellte. Noch 1519 beschrieb ihn ein Leipziger Gelehrter so: „Martin Luther ist von mittelmäßiger Statur, vom Leibe wegen des vielen Studirens mager, daß man fast alle Knochen zählen kann, und von klarer und heller Stimme. Im Umgange ist er höflich und freundlich, hat nichts Stoisches oder Stolzes an sich, ja er schickt sich für jedermann; in Gesellschaft führt er einen muntern und angenehmen Discurs. Ist fröhlich und sicher, sieht immer freundlich aus, wie hart ihm auch seine Widersacher drohen, daß man wol glauben muß, er gehe nicht ohne göttlichen Beistand mit solchen Sachen um." Seine Lebhaftigkeit machte ihn auch in fröhlichen Gesellschaften sehr beliebt. Eine Menge drolliger Einfälle, die sich noch von ihm erhalten haben, zeigen von seinem Witz und seiner heitern Laune. Seine Stimme war etwas hoch, nicht Baß, wie man nach seinem Bildnisse vermuthen sollte; in seiner Jugend soll er einen schönen Alt gesungen haben**). Gesang, Lauten- und Flötenspiel war auch in seinen älteren Jahren noch seine Lieblingsergötzung, er hat auch Manches selbst componirt, und war ein so großer Freund der Musik, daß er behauptete, sie sey nächst der Theologie die herrlichste Kunst, und stärke oft mehr als Essen und Trinken.

Im Jahre 1510 ward er nebst noch einem andern Augustiner von dem Convent seines Ordens, man weiß nicht gewiß in welcher Angelegenheit, nach Rom gesandt. Mit aller Ehrfurcht eines katholischen Christen näherte er sich dem Wohnsitz des Statthalters Christi, und mit der heiligsten Andacht klomm er auf den Knieen die Stufen

---

*) Wittenberg war damals die Residenz des Kurfürsten. Dresden und Leipzig gehörten der Albertinisch-Sächsischen Linie.

**) „Da einstmals St. Pauli schwacher Stimme gedacht, sagte er: Ich habe auch eine kleine und tumpere Stimme; man hört sie aber gleichwol weit, sagt Herr Philippus." Matthesius, Historien von Luther, Pred. XII.

der Peterskirche hinan. Aber zu seiner größten Verwunderung hatte er schon mit jeder Tagreise, auf der er sich Rom genähert, die Sittenlosigkeit der Geistlichen größer gefunden, und in Rom selbst erfuhr er die ärgerlichsten Geschichten von ihrem liederlichen Leben. Ihn empörte der Leichtsinn, mit dem die Italienischen Priester ihre Gebete herplapperten. „Kaum, erzählt er, hatte ich eine Messe gelesen, so fehlte bei ihnen schon keine an der Mandel. Ists doch, als ob man ums Lohn bete.“ Nachher sagte er oft, er wolle nicht tausend Gulden dafür nehmen, daß er diese Reise nicht sollte gethan haben.

Einige Zeit nach seiner Rückkehr drang sein Gönner Staupitz in ihn, Doctor der Theologie zu werden. Luther konnte sich Anfangs nicht entschließen, bei seiner Jugend eine solche Würde anzunehmen; ja er lehnte sie sogar unter dem Vorwande ab, daß er ein schwacher, kränklicher Bruder sey, der nicht lange zu leben habe. Dann aber fügte er sich dem Willen seiner Oberen, ward Doctor (19. Oct. 1512), und der Kurfürst Friedrich, der ihn schon als trefflichen Prediger kennen gelernt hatte, zahlte die Gebühren für ihn *). Jetzt erst legte er sich auf die Ursprachen der Bibel, um diese richtiger verstehen zu lernen. In seinen Vorlesungen erklärte er einzelne Bücher derselben, und in seinen Predigten machte er auch das Volk mit derselben bekannt. Je tiefer er in den Geist des Evangeliums eindrang, je gründlicher und klarer erläuterte er die heilige Schrift, und je mehr ihm der einfache Vortrag Jesu und seiner Schüler an's Herz drang, desto widerlicher wurden ihm die spitzfindigen Unterscheidungen der Scholastiker, und schon jetzt fing er an, dadurch Aufsehen zu machen, daß er in öffentlichen Disputationen das Ansehen dieser bisher so hoch verehrten Philosophen tief herabsetzte. Da nun von allen seinen Gegnern keiner die Bibel, auf die er sich unaufhörlich berief, so inne hatte, als er, so trug er in jeder Disputation die Ehre des Sieges davon.

*) Sein Gehalt war so gering, daß es nur eben für die dringendsten Bedürfnisse hinreichte. Dennoch war seine Uneigennützigkeit so groß, daß er alle seine Schriften den Buchdruckern unentgeltlich gab, und eben so seine Vorlesungen hielt. Sein Gewand war eine grobe Mönchskutte, die er so lange trug, als möglich. Zuweilen schenkte ihm der Kurfürst Tuch zu einer neuen. Auf eine Gabe dieser Art erwiederte er 1516, es sey viel besseres Tuch, als sich für eine Kutte schicke; wenn es nicht eines Fürsten Geschenk wäre, würde er es nicht tragen. Erst in seinen späteren Jahren dachte er darauf, seiner Familie ein kleines Eigenthum hinterlassen zu können.

5. Anfang der Reformation durch den Ablaßstreit. Luther in Augsburg.

Im Jahre 1517 geschah es, daß der verschwenderische Leo X., der neue Geldsummen, besonders zur Ausstattung seiner Schwester Margarethe brauchte, die Deutschen durch Ausschreibung eines Ablasses, angeblich zum Bau der prächtigen Peterskirche, dazu steuern zu lassen beschloß. Albrecht, Erzbischof von Mainz und Magdeburg, der dem Papste an Liebe zum Aufwande nichts nachgab, übernahm die Generalpacht, und ernannte den Dominicaner Johann Tezel zu seinem Commissarius. Dieser durchreisete nun Sachsen mit zwei großen Kisten, in deren einer er päpstliche Ablaßbriefe für alle mögliche, begangene und noch zu begehende, Sünden umhertrug, indeß er das Geld, welches er in diesem unwürdigen Handel den Leuten abnahm, in die andere steckte. In allen Städten und Dörfern, durch die er kam, bot er seine Waare feil, und ließ gewöhnlich neben sich ein großes Feuer anzünden, oder ein Kreuz aufrichten. Da er nun mit seltener Unverschämtheit die päpstliche Bulle vorzeigte, kraft welcher er vom heiligen Vater selbst die Macht habe, Sünden zu vergeben; da er behauptete, sein rothes Kreuz mit des Papstes Wappen sey eben so kräftig als das Kreuz Christi; er habe mit seinem Ablasse mehr Seelen erlöset, als Petrus mit seinem Evangelium; ja da er die Leute zu überreden wußte, daß „wenn das Geld im Kasten klinge, die Seele aus dem Fegfeuer springe," so lief Alles herbei, um die herrliche Gelegenheit zu benutzen, und mancher arme Mensch gab seinen letzten Heller für einen Zettel hin, auf dem ihm die Erlösung seines Vaters oder seines Kindes aus dem Fegfeuer, oder die Vergebung seiner eigenen Sünden verheißen ward. Er hatte auch Milch- und Butterbriefe feil, und wer sich einen dergleichen lösete, konnte nun ohne priesterliche Ahndung in den Fasten Milch und Butter genießen. Die Preise seiner Zettel waren verschieden, nachdem die Sünden oder die verlangten Wohlthaten waren. Eine Seele aus dem Fegfeuer zu erlösen, kostete nach unserm Gelde etwa vier Groschen. Diese mit so außerordentlicher Unverschämtheit getriebene Ablaßkrämerei gab vielen Anstoß. Die Fürsten beklagten sich bitter darüber, daß ihre Unterthanen auf eine so plumpe Art um das Ihrige betrogen, und ihre eigenen Länder so schändlich ausgesogen würden, wie denn Tezel aus Freiberg allein über zweitausend Gulden weggeschleppt hatte. Auch war das Häuflein derer nicht

so klein, die das Unvernünftige des Ablaßhandels einsahen, nur daß es Niemand wagen wollte, gegen einen hoch autorisirten und so verjährten Aberglauben seine Stimme zuerst zu erheben. Schon oft hatten die Päpste dieses der Religion und Sittlichkeit so verderbliche Gaukelspiel getrieben, ohne einen Schaden davon zu erfahren. Diesmal aber erweckte die Vorsehung einen Mann, der sie ihre Schuld in vollem Maße entgelten ließ *).

Als Luther dieses Unwesen in seiner Nähe so wirksam sah, erhob er sich erst in Predigten dagegen, und schrieb an die benachbarten Bischöfe, mit dem Ersuchen, sich einem so groben Betruge zu widersetzen. Da das nicht fruchtete, so schlug er am Abend des 31. October 1517 fünf und neunzig Theses gegen den Ablaß an die Schloßkirche zu Wittenberg an, zu deren Bestreitung in einer öffentlichen Disputation er jeden Sachverständigen einlud. Folgende sind einige der bemerkenswerthesten: „27. Die predigen Menschen Tand, die da fürgeben, daß, sobald der Groschen in den Kasten geworfen klinget, von Stund an die Seele aus dem Fegfeuer fahre. 28. Das ist gewiß, alsbald der Groschen im Kasten klingt, daß Gewinnst und Geiz kommen, zunehmen und größer werden, die Hülfe aber oder die Fürbitte der Kirchen steht allein in Gottes Willen und Wohlgefallen. 32. Die werden sammt ihren Meistern zum Teufel fahren, die vermeinen, durch Ablaßbriefe ihrer Seligkeit gewiß zu seyn. 42. Man soll die Christen lehren, daß es des Papstes Gemüth und Meinung nicht sey, daß Ablaßlösen irgend einem Werk der Barmherzigkeit sollte zu vergleichen seyn. 45. Man soll die Christen lehren, daß der, so seinen Nächsten siehet darben, und desungeachtet Ablaß löset, der löset nicht des Papstes Ablaß, sondern ladet auf sich Gottes Ungnade. 50. Man soll die Christen lehren, daß der Papst, so er wüßte der Ablaßprediger Schinderei, lieber wollte, daß St. Peters Münster zu Pulver verbrannt würde, denn daß es sollt mit Haut, Fleisch und Bein seiner Schafe erbaut werden. 79. Sagen, daß das Kreuz mit des Papstes Wappen herrlich aufgericht, vermöge so viel als das Kreuz Christi; ist eine Gotteslästerung. 81. Solche freche und unverschämte Predigt und Ruhm vom Ablaß macht,

*) Molte volte nascono occasioni sufficienti per produrre notabili effetti, e suaniscono per mancamento d'uomini, che se ne sappiano valere. E quello che piu importa, è necessario che per effettuare alcuna cosa, venga il tempo, nel quale piaccia a Dio di corregger i mancamenti umani. Queste cose tutte s'incontrarono nel tempo di Leone, del quale parliamo. Sarpi istoria del concil. Trident. L. I. p. 6.

daß es auch den Gelehrten schwer wird, des Papstes Ehre und Würde zu vertheidigen für derselben Verläumdung, oder gar für den scharfen listigen Fragen des gemeinen Mannes." Die fünf und neunzig Sätze liefen flugs durch ganz Deutschland, wurden häufig gedruckt, abgeschrieben, übersetzt und gelesen. Viele freuten sich und bewunderten den Mann, der den Muth gehabt habe, so etwas öffentlich zu sagen. Aber dies geschah doch fast nur im Stillen; die angesehensten Gelehrten der Nation schwiegen, und die Bischöfe äußerten laute Unzufriedenheit. Wer es mit Luthern gut meinte, wünschte, daß auch er schweigen möchte, denn selbst die Verständigsten prophezeihten ihm keinen guten Ausgang. „Frater, abi in cellam et dic miserere mei," sagte der Sächsische Geschichtschreiber Albert Kranz, da er die Theses zu sehen bekam. Eben so schüttelte ein alter ehrlicher Geistlicher zu Hörter in Westphalen den Kopf, und sagte: „Min leeve Bruder Merten, wo du dat Fegefür un die Papenmarketenderey wegschludern kannst, bist du vorwahr ein groter Herre." Indeß war ein Funke in die Nation gefallen, der, bei der damals fast in allen Deutschen Städten herrschenden Mißstimmung zwischen den Magistraten und Bischöfen und bei der großen Zunahme an Bildung im Volke, schnell genug zu einer großen Flamme emporschlug. Die Ablaßkrämer wurden ohne Scheu verhöhnt und beschimpft *).

Luther war um diese Zeit noch sehr entfernt, das ganze Gebäude der Hierarchie erschüttern zu wollen; er bekennt selbst, er sey damals noch „so trunken, ja ersoffen in den Lehren des Papstes gewesen, daß er schier bereit gestanden, alle diejenigen zu tödten, welche dem Papste auch nur mit einer Sylbe den Gehorsam versagt hätten." Nur in diesem einen Punkte, glaubte er, mißbrauche der heilige Vater seine Macht, und hier sey es seine Pflicht, ihn aus der Schrift zurechtzuweisen. Von seiner Freudigkeit, für diese Ueberzeugung Alles zu wagen, sprechen viele Stellen in seinen Schriften. Unter andern sagt er einmal: „Wer etwas Gutes anfangen will, der schaue zu, daß er es anfange, und wage es auf Gottes Güte, und bei Leibe ja nicht auf menschlichen Trost oder Hülfe, fürchte sich auch nicht für Menschen

*) Als Tezel aus Jüterbogk zog, wo er sich lange aufgehalten hatte, ritt ihm ein Edelmann mit einigen Knechten nach, holte ihn im Walde ein, und bat ihn um einen Ablaßbrief für eine künftige Sünde. Als er den Zettel erhalten hatte, nahm er ihm seinen vollen Geldkasten weg, rief lachend, dies sey die Sünde, die er habe begehen wollen, und brachte den Kasten im Triumph nach Jüterbogk, wo er noch bis auf diesen Tag zum Andenken aufbewahrt wird.

noch für der ganzen Welt. Denn dieser Vers wird nicht lügen: es ist gut auf den Herrn trauen. Jesus Sirach spricht im 2. Capitel: Schauet, lieben Kinder, unter alle Geschlechter der Menschen, so werdet ihr erfahren, daß je keiner zu Schanden geworden ist, der auf den Herrn vertrauet. Und im 25. Psalm: „Alle, die auf dich harren, deren wird keiner zu Schanden. — Wer aber nicht will, noch auf Gott sich wagen oder trauen kann, der lasse es lieber anstehen, und fange ja nichts an, das göttlich und heilsam ist, auf Menschen Trost. Da ich zum ersten den Ablaß ergriff, und alle Welt die Augen aufsperrte, und sich ließ dünken, es wäre zu hoch angehaben, kam mein Prior und Superior zu mir, aus dem Zetergeschrei bewegt, und furchten sich, und baten mich sehr, ich sollte den Orden nicht zu Schanden führen. Da antwortete ich: lieben Väter, ist es nicht in Gottes Namen angefangen, so ist es bald gefallen; ist es aber in seinem Namen angefangen, so lasset denselben walten. Da schwiegen sie, und gehet noch bisher, wird auch, ob Gott will, noch baß gehen bis ans Ende, Amen!" So unerschütterlich fest stand Luther's Vertrauen. Zugleich mag diese Stelle zum Beispiel dienen, wie so innig der wackere Mann sich den Geist der Bibel angeeignet hatte, daß seine ganze Redeweise aus ihren Worten zu fließen scheint.

Indeß ließ Tezel durch Conrad Wimpina, Professor der Theologie an der Universität zu Frankfurt an der Oder, Gegensätze wider Luther's Theses schreiben, und auch andere Dominicaner traten mit Schriften auf, in welchen sie Luther's Schritte als unerhörte Verletzungen der Majestät des Papstes verschrieen. Luther ward dadurch zu Antworten und unter andern zu der Behauptung bewogen: wenn der Papst und seine Cardinäle mit diesen ihren unverschämten Lobrednern übereinstimmten, so wäre nicht zu zweifeln, daß Rom der Sitz des Antichrists sey. So entstand zuerst in Luther's Seele der Gedanke, der in der Folge das ganze Gebäude des Papstthums tief erschütterte.

Aber noch hatte er selbst davon keine Ahnung. Ein langer Brief, den er 1518 an den Papst Leo X. schrieb, schloß mit diesen Worten: „Derohalben, heiligster Vater, falle ich Ew. Heil. zu Fuße, und ergebe mich ihr sammt allem, was ich bin und habe. Ew. H. handle mit mir nach ihrem Gefallen. Es gerathe nun, wie es wolle, so will ich nicht anders wissen, denn daß Ew. H. Stimme Christi Stimme sey, der durch Sie handle und rede. Habe ich den Tod verschuldet, so weigere ich mich nicht, zu sterben. Denn die Erde ist des Herrn und was

drinnen ist. Er sey gelobt in Ewigkeit, Amen." Leo ließ indeß eine Vorladung an Luther ergehen, binnen sechzig Tagen in Rom zu erscheinen und von seinem Unternehmen Rede und Antwort zu geben. Schwerlich würde Luther, wenn er dieser Aufforderung Folge geleistet hätte, der Verdammung und wol auch dem Tode entgangen seyn. Zum Glück aber mißfiel dies Ansinnen des Papstes dem Kurfürsten Friedrich, nicht bloß wegen seiner persönlichen Zuneigung zu Luthern, sondern auch deswegen, weil die noch junge Universität zu Wittenberg, seine Lieblingsstiftung, durch Luther's Ruf so schnell emporgekommen war, daß aus allen Theilen Deutschland's junge Leute nach derselben hinströmten. Daher ersuchte er den Papst, die Sache in Deutschland abzumachen. Leo, der theils den ganzen Handel keineswegs nach seiner Wichtigkeit durchschaute, sondern noch für eine geringe Mönchszänkerei hielt, theils den Kurfürsten für den Widerspruch gegen die damals von Maximilian betriebene Wahl Karl's zum Römischen Könige gewinnen wollte, gab nach. So erhielt denn Luther einen zweiten Befehl, sich vor den päpstlichen Nuntius, den Cardinal Thomas de Vio aus Gaëta (gewöhnlich Cajetanus genannt), in Augsburg, wo dieser sich damals, wie schon oben erwähnt ist, des Reichstags wegen aufhielt, zu stellen. Luther erhielt zwar manche Warnung, auch nicht einmal nach Augsburg zu gehen, und in der That scheint ihm selbst Hussens Schicksal vorgeschwebt zu haben. Aber die Wahrscheinlichkeit, sein Leben dort zu lassen, machte ihn nicht zittern. Für seine Lehre, für Gottes Wort den Märtyrertod zu sterben, das hielt er für die höchste Ehre vor Gott und Menschen. „Was kann ich verlieren? schrieb er einem Freunde. Mein Haus ist bestellt. Es ist noch übrig der schwache und gebrechliche Leib; nehmen sie diesen, so werden sie mich etwan um zwei oder eine Lebensstunde ärmer machen. Die Seele aber werden sie mir nicht nehmen. Ich weiß, daß das Wort Christi in der Welt von der Art ist, daß, wer solches will tragen, der muß mit den Aposteln Alles verlassen, Allem entsagen, und alle Stunden den Tod erwarten. Wo das nicht wäre, so wäre es Christi Wort nicht. Mit dem Tode ist es erkauft, mit dem Tode ist es gepredigt, durch den Tod ist es besiegelt worden, durch den Tod muß es auch erhalten werden. Denn so ist unser Bräutigam uns ein Blutbräutigam. Betet nur, daß der Herr Jesus diesen Geist seines allergetreuesten Sünders vernehme und erhalte."

Im Anfange des Octobers 1518 erschien er, als eben der Reichs-

tag zu Ende war, zu Augsburg, und erst hier erhielt er auf Betrieb einiger Rathsglieder, an die er empfohlen war, sicheres Geleit vom Kaiser. Als er vor dem Cardinal erschien, dachte dieser ihn mit leichter Mühe wieder in den Schooß der Kirche zurückzubringen. Er verlangte, daß er widerrufen, von der ferneren Verbreitung seiner Meinungen abstehen und in Zukunft Alles zu vermeiden geloben sollte, wodurch die Kirche beunruhigt und zerrüttet werden könnte. Luther dagegen forderte, daß ihm seine Irrthümer nachgewiesen werden möchten, und berief sich auf die heilige Schrift, während der Cardinal Verordnungen der Päpste anführte. Am folgenden Tage wurde der Streit, nicht minder vergeblich, erneuert. Luther bewies diesmal sogar, daß der Cardinal eine jener Verordnungen falsch auslege. Das Ende der Zusammenkunft war, daß Luther mit den Worten entlassen ward: „Gehe hin und komm nicht wieder, du wollest denn einen Widerruf thun." Luther versuchte indeß noch die Sache dadurch beizulegen, daß er sich schriftlich erbot, zwar nicht seine Meinungen zu widerrufen, aber Alles, was er in der Hitze des Streits zu Hartes gegen den Papst gesagt haben könnte, und sogar fortan über den Ablaß ganz zu schweigen, wenn nur seinen Gegnern das Nämliche auferlegt würde. Aber er erhielt keine Antwort. Hierauf setzte er am 16. October, mit Notarius und Zeugen, eine Appellation an den besser zu unterrichtenden Papst auf, die zwei Tage nach seiner Abreise an den Dom zu Augsburg angeschlagen wurde. Diese Abreise geschah, gerechter Besorgnisse halber, sehr schnell und heimlich; seine Freunde ließen ihn nach Mitternacht aus einem kleinen Pförtchen zur Stadt hinaus, setzten ihn ohne Reithosen, Stiefeln oder Sporen auf ein gutes Pferd, und gaben ihm einen Reiter mit, der die Wege wußte, und der mit ihm in einem Tage acht Meilen, auf Nürnberg zu, ritt. Am 30. October kam er glücklich in Wittenberg an.

Höchst betroffen über einen Ausgang, der dem Römischen Stolze einem Bettelmönche gegenüber fast eine Niederlage bereitet hatte, schrieb der Cardinal an den Kurfürsten, beklagte sich bitter über Luther, und beschwor ihn, den Unruhestifter, wo nicht nach Rom auszuliefern, doch aus dem Lande zu jagen. Friedrich sandte diesen Brief dem hart Verklagten, der seinem Landesherrn sofort in einem Schreiben antwortete, dessen Beredtsamkeit selbst von katholischen Schriftstellern gerühmt wird, und das auf den Kurfürsten einen besonders günstigen Eindruck machte. Von Rom aus, wo man mit dem Cardinal Cajetanus sehr unzufrieden

war, wurde der päpstliche Kammerherr von Miltitz, von Geburt ein Meißnischer Edelmann, an den Kurfürsten gesandt, um ihm eine vom Papst geweihte goldne Rose zu überbringen, deren alljährlich eine einem regierenden Haupte als ein besonderes Zeichen von Gnade geschenkt zu werden pflegte. Dadurch sollte der Kurfürst gewonnen werden, und zugleich hatte Miltitz den Auftrag, den verdrießlichen durch Luther erregten Handel zu schlichten. Er benahm sich in der That sehr geschickt dabei, und wußte auch Luthern so sanft und freundlich zuzureden, daß dieser sich von Neuem erbot, in Zukunft von allen den streitigen Lehrsätzen zu schweigen, und, wie er sich ausdrückte, den Handel sich zu Tode bluten zu lassen, wenn nur seine Gegner ebenfalls zum Stillschweigen gebracht würden. Ja er schrieb dem Papste einen Brief voll Ehrfurcht, in welchem er unter Anderm sagte: „Ja, ich bekenne frei, daß dieser Kirche Gewalt über Alles sey, und ihr nichts weder im Himmel noch auf Erden könne vorgezogen werden, denn allein Jesus Christus der Herr über Alles. Ich will auch gerne Ew. Heil. zusagen, daß ich nochmals diese Materien vom Ablaß will fahren und ruhen lassen, und aller Dinge stille schweigen. Allein, daß auch meine Widersacher mit ihrem unnützen Rühmen und aufgeblasenen doch vergeblichen und schändlichen Worten inne halten. Zudem will ich durch eine öffentliche Schrift das Volk ermahnen, daß es lerne, die Römische Kirche mit rechtem Ernst zu ehren, und auch meine Schärfe fahren lassen, die ich wider dieselbe gebraucht, ja gemißbraucht habe; denn ich habe ihr zuviel gethan, indem ich die unnützen Wäscher so hart angetastet. Aber ich habe ja dieses allein darum untersucht, daß nicht durch Schande fremden Geizes die Römische Kirche, unsere Mutter, befleckt, noch das Volk in Irrthum verführt würde durch den Ablaß."

---

6. Die Leipziger Disputation und die Verbrennung der Bannbulle.

Miltitz glaubte nun wirklich, den ganzen Streit beigelegt zu haben. Aber die Sache beruhte nicht mehr auf der Ueberzeugung, den Gedanken und Entwürfen eines Einzelnen, wer dieser auch seyn mochte. Der ganze Geist und Sinn der Zeit und vornehmlich des Deutschen Volkes nahm einen viel zu lebendigen, innerlichen Antheil an den

aufgeworfenen Fragen und begonnenen Untersuchungen, als daß sie durch eine solche Beschwichtigung hätten unterdrückt werden können. Luther's Gegner schwiegen eben so wenig, als es diesem möglich war, auf der einmal begonnenen Laufbahn still zu stehen. Unter jenen trat besonders der Doctor Eck, Professor und Prokanzler der Universität zu Ingolstadt, der berühmteste scholastische Theologe und der rüstigste gelehrte Streiter seiner Zeit in Deutschland, hervor. Er hatte schon unter dem Namen „Obelisken" kritische Anmerkungen über Luther's Thesen geschrieben, und dieser eine Erwiderung unter dem Titel „Asterisken" herausgegeben. Jetzt war zwischen Eck und einem warmen Anhänger Luther's, dem Wittenbergischen Professor Andreas Bodenstein, von seinem Geburtsorte gewöhnlich Karlstadt genannt, mit dem Eck gleichfalls eine heftige litterarische Fehde führte, eine öffentliche Disputation zu Leipzig verabredet. Ein Triumph über Karlstadt aber genügte Eck nicht, er wollte Luther selbst besiegen. Er gab daher dreizehn Sätze heraus, welche nachher bei dem Leipziger Gespräch zum Grunde gelegt wurden, in welchem er Luther's vornehmste Lehren angriff. Unter Andern fand sich der Satz darin, daß die Oberhoheit der Römischen Bischöfe in der Kirche von jeher anerkannt worden sey. Dieser Behauptung widersprach Luther gradezu in den Gegensätzen, die er sofort herausgab, und indem er hierüber weiter forschte, kam er auf Entdeckungen, die er nicht geahnet hatte. „Vielleicht, schreibt er (7. Febr. 1519), wird das eine Gelegenheit seyn, daß aus der Sache, mit der wir bisher nur gespielet, Ernst wird, und die Römische Tyrannei übel ausschlage." Sein Freund rieth ihm Behutsamkeit an. Luther antwortete wieder: „Ich habe nie im Sinn gehabt, vom apostolischen Stuhle abzufallen. Will auch nicht bergen, was ich deshalb vor Scrupel in meinem Gemüthe habe. Ich lese itzt mit Fleiß das päpstliche Recht auf bevorstehende Disputation zu Leipzig, und — daß ich dem Herrn dies ins Ohr sage — ich weiß nicht, ob der Papst nicht der Antichrist sey, oder je sein Apostel; so gar erbärmlich wird von ihm in den decretis Christus, das ist, die Wahrheit, verderbet und gekreuziget. Mich jammert ungemein, daß das arme Christenvolk unter dem Schein der Gesetze und christlichen Namens also verhöhnet wird. In mir wächset immer mehr der Grund für die heilige Schrift."

Indessen nahm die Disputation zu Leipzig am 27. Juni 1519 ihren Anfang, und dauerte bis zum 13. Juli. Jedesmal war der Saal gedrängt voll von Zuhörern, unter welchen sich immer Vor- und

Nachmittags auch der Herzog Georg selbst *) befand, und mit der gespanntesten Aufmerksamkeit zuhörte. Man stritt heftig über den freien Willen, über die Hoheit des Römischen Stuhls, über Ablaß und Fegefeuer, und beide Theile eigneten sich den Sieg zu. Die Zahl der Freunde Luther's wuchs durch diese Disputation ansehnlich, aber auch die seiner Feinde. Sehr zu Statten kam ihm und seiner Sache das nach dem Tode Maximilian's eingetretene Zwischenreich, wo Kurfürst Friedrich verfassungsmäßig im nördlichen Deutschland das Reichsvicariat führte. Im folgenden Jahre reisete Eck persönlich nach Rom, um dort einen entscheidenden Schritt gegen Luther zu bewirken. Wirklich wurde am 15. Juni 1520 eine Verdammungsbulle ausgefertigt, in welcher ein und vierzig Artikel aus Luther's Schriften als ketzerisch, irrig, verführerisch, ärgerlich und christlichen Ohren unleidlich bezeichnet wurden. Ihm selbst und seinen Anhängern wurde noch ein Termin von sechzig Tagen zugestanden, nach deren Verlauf sie in den Bann verfallen sollten, wenn sie nicht innerhalb dieses Zeitraums ihre Irrthümer widerrufen würden. Mit dieser Bulle kam Eck triumphirend nach Deutschland. Dennoch ließ sich Luther von dem Kammerherrn von Miltitz bewegen, noch einmal an den Papst zu schreiben, um, wie Miltitz hoffte, die Sache in Güte zu endigen. Aber der höchst merkwürdige Brief zeigt deutlich, daß Luther selbst diese Hoffnung nicht hegte, vielmehr keine andere Absicht hatte, als seinem Hofe und seinen Freunden das letzte Opfer zu bringen, das sie von seiner Nachgiebigkeit und Friedensliebe erwarteten **).

Im Eingange versichert er, er habe von des Papstes Person stets mit schuldiger Ehrfurcht gesprochen, und wer ihn einen Verläumder nenne, der lüge. „Das ist aber wahr, fährt er fort, ich habe frisch angetastet den Römischen Stuhl, den man nennt den Römischen Hof, von welchem auch Du selbst und niemand auf Erden anders bekennen muß, denn daß er sey ärger und schändlicher, denn je kein Sodom, Gomorra oder Babylonien gewesen ist. Und so viel ich merke, so ist seiner Bosheit hinfort weder zu rathen noch zu helfen. Es ist Alles überaus verzweifelt und grundlos da worden. Darum hat michs verdrossen, daß man unter Deinem Namen und der Römischen Kirchen

*) Dieser besaß damals den größten Theil der Sächsischen Länder Albertinischen Antheils, zu welchem Leipzig gehörte. Er war nachher einer der entschiedensten Gegner Luther's und seiner Lehre.

**) Planck Geschichte des protestantischen Lehrbegriffs, Bd. I. S 296.

Schein das arme Volk in der Welt betrog und äffte. Dawider habe ich mich gelegt, und will mich auch noch legen, so lange mir mein christlicher Geist lebet. Nicht daß ich mich vermesse solcher unmöglichen Dinge, oder verhoffe etwas auszurichten in dem allergräulichsten Römischen Sodom und Gomorra zuvor, dieweil mir so viel wüthender Schmeichler widerstreben, sondern daß ich mich einen schuldigen Diener erkenne aller Christenmenschen, dahero mir gebühret, ihnen zu rathen und sie zu warnen, daß sie doch nicht allesammt verderbet würden von den Römischen Verstörern."

Hierauf entwirft er ein grelles Gemälde von der Verderbtheit der Römischen Curie, und bedauert den armen Papst, daß er in der schändlichen Gesellschaft sitzen müsse, wie das Schaf unter den Wölfen. Er versichert, es habe ihm immer leid gethan, daß so ein rechtschaffener Herr gerade jetzt habe Papst werden müssen, der wol besserer Zeiten würdig gewesen wäre. „Der Römische Stuhl, sagt er, ist Deiner und Deines Gleichen nicht werth, sondern der böse Geist sollte Papst seyn, der auch gewiß mehr denn Du in der Babylon regieret. O wollte Gott, daß Du, entledigt von der Ehre (wie deine allerschädlichsten Feinde es nennen), etwa von einer Pfründe oder Deinem väterlichen Erbe Dich nähren möchtest! Fürwahr, mit solcher Ehre sollte billig niemand denn Judas Ischarioth und seines Gleichen, die Gott verstoßen hat, geehret seyn. Denn sage mir, wozu bist Du doch nütz in dem Papstthum, das je ärger und verzweifelter ist, je mehr es deiner Gewalt und Titel mißbrauchet, die Leute zu beschädigen an Gut und Seele, Sünd' und Schand' zu mehren, Glauben und Wahrheit zu dämpfen? O Du allerunseligster Leo, der Du sitzest auf dem allergefährlichsten Stuhl! Wahrlich ich sage Dir die Wahrheit, denn ich gönne Dir Gutes."

Er glaube, fährt er fort, ein ehrlicher Mann könne sich bei dem Papste gar keinen größern Dank verdienen, als wenn er ihm recht aufrichtig zu Gemüthe führe, in welchem „aufgesperrten Höllenrachen" er stecke. Dennoch würde er diese unangenehme Arbeit nicht unternommen haben, wenn man ihn nicht so sehr gereizt hätte. „Denn dieweil ich sahe, daß ihm nicht zu helfen, Kost und Mühe verloren war, habe ich ihn verachtet, einen Urlaubbrief geschenket, und gesagt, ade liebes Rom, stink fortan was da stinket, und bleibe unrein für und für, was unrein ist. Habe mich also begeben in das stille Gerüchte, zum geruhigen Studiren der heiligen Schrift, damit ich förder-

lich werde denen, bei welchen ich wohne. Da ich nun hier nicht unsichtbarlich handelte, that der böse Geist seine Augen auf, und ward das gewahr. Behende erweckte er mit einem unsinnigen Ehrgeiz seinen Diener Johann Ecken, einen sonderlichen Feind Christi und der Wahrheit; gab ihm ein, daß er mich unversehens risse in eine Disputation, und mich ergriffe bei einem Wörtlein von dem Papstthum gesagt, das mir ohngefähr entfallen war. Da warf sich auf der große ruhmräthige Held, sprühete und schnaubete, als hätte er mich schon gefangen; gab für, er wolle zur Ehre Gottes und Preis der heiligen Römischen Kirche alle Dinge wagen und ausführen, blies sich auf, und vermaß sich Deiner Gewalt, welche er dazu gebrauchen wollte, daß er als der oberste Theologus in der Welt berufen würde."

Dennoch verspricht er abermals, Alles ruhen zu lassen, wenn nur auch seinen Gegnern Stillschweigen auferlegt würde. „Ich bin dem Hader feind, will niemand anregen, noch reizen, ich will aber auch ungereizt seyn. Werde ich aber gereizt, so werde ich, ob Gott will, nicht sprachlos noch schriftlos seyn."

Zuletzt bittet er den Papst noch ganz treuherzig um Erlaubniß, ihm mit gutem Rathe an die Hand gehen zu dürfen. Vor allen Dingen möge er die Schmeichler fliehen, denn diese seyen seine ärgsten Feinde. „Darum, mein heiliger Vater, wollest ja nicht hören Deine süßen Ohrensinger, die sagen, Du seyst nicht ein lautrer Mensch, sondern gemischt mit Gott, der alle Dinge zu gebieten und zu fördern habe. Es wird nicht so geschehen, Du wirsts auch nicht ausführen. Du bist ein Knecht aller Knechte Gottes, und in einem gefährlichern, elendern Stande, denn kein Mensch auf Erden. Laß Dich nicht betrügen, die Dir lügen und heucheln, Du seyst ein Herr der Welt; die niemand wollen lassen Christen seyn, er sey denn Dir unterworfen; die da schwatzen, Du habest Gewalt über den Himmel und Fegfeuer. Sie sind Deine Feinde, und suchen Deine Seele zu verderben, wie Esaias sagt: mein liebes Volk, welche dich loben und hegen, die betrügen dich. Sie irren alle, die da sagen, Du seyst über das Concilium und gemeine Christenheit. Sie irren, die Dir allein Gewalt geben, die Schrift auszulegen; sie suchen allesammt nicht mehr, denn wie sie unter Deinem Namen ihr unchristliches Fürnehmen in der Christenheit stärken mögen. Kürzlich, glaube nur keinem, der Dich erhebet, sondern allein denen, die Dich demüthigen. Das ist Gottesgericht, wie geschrieben stehet,

er hat abgesetzt die Gewaltigen von ihren Stühlen, und erhoben die Geringen."

Mit diesen Schwertstreichen wechseln auch mitunter Witzesstiche ab. Der Papst, sagt er unter andern, heiße mit Recht Christi Statthalter, denn ein Statthalter sey nur in Abwesenheit des rechten Herrn Statthalter, und von Rom sey wahrlich der rechte Herr (Christus) sehr fern.

Wie dieser Brief ganz aus Luther's innerstem Wesen, aus der außerordentlichen Zuversicht, die ihn beseelte, hervorging, so wurde er auch zum Beharren in seinem Unternehmen gestärkt und ermuthigt durch die Wahrnehmung, daß es eine immer größere und immer bedeutendere Theilnahme in der Deutschen Nation gewann. Franz von Sickingen und Sylvester von Schaumburg, zwei mächtige oberdeutsche Reichsritter, die im Rufe großer Tapferkeit und Kühnheit standen, schrieben ihm, er solle getrost sein Werk fortsetzen, und wenn er in Wittenberg nicht sicher sey, so solle er auf ihre Burgen kommen, da wollten sie ihn ritterlich gegen alle seine Feinde beschützen, und wol hundert vom Adel wären bereit, sich dazu mit ihnen zu vereinigen. Eben so bot ihm Ulrich von Hutten *) seinen Beistand an. Das veranlaßte Luthern, eine Schrift herauszugeben: An den christlichen Adel Deutscher Nation, von des geistlichen Standes Besserung, worin er die Nation auffordert, das Römische Joch abzuwerfen, dem Papste seinen bisherigen Einfluß auf die Deutsche Kirche und seine daraus gezogenen ungeheuren Einkünfte zu entziehen, den Priestern den Ehestand wieder frei zu lassen, das Mönchswesen zu reformiren, und mit Aufhebung aller Bettelklöster den Anfang zu machen, endlich aber sich mit den Böhmen auszusöhnen. Die Wirkung dieser Schrift war außerordentlich. Bald folgte eine andere: Von der Babylonischen Gefangenschaft der Kirche, welche schon fast alle die Satzungen angriff, von welchen sich die Protestanten in der Folge feierlich lossagten.

---

*) Einer der kräftigsten Kämpfer in jener bewegten Zeit, mit dem Schwerte und der Feder, mehr noch mit letzterer. Eigene Unruhe und die Verfolgungen, die seine Freimüthigkeit und Kühnheit ihm zuzogen, trieben ihn rastlos in der Welt umher. Er starb, da er sonst nirgend mehr einen Zufluchtsort fand, 1523 auf einer Insel im Zürcher See im sechs und dreißigsten Jahre seines Alters. In seinen zahlreichen Lateinischen und Deutschen Schriften verficht er die Sache der Geistesfreiheit und Duldung mit großer Beredtsamkeit und bekämpft die hierarchischen Mißbräuche, die Unwissenheit und Beschränktheit der Mönche hier ernst, dort mit satirischem Spott und Hohn. Er ist voll Feuer und Kraft, strömt aber auch oft von leidenschaftlicher Heftigkeit und Bitterkeit über.

Daß man in Rom die Bekanntmachung der Bulle wider Luther seinem Verfolger Eck überließ, war ein großer Fehler, denn man verletzte dadurch das Rechtlichkeitsgefühl des Deutschen Volkes. Auch hatte Eck schlechtes Glück damit. In Leipzig, wo er die Bulle anschlagen ließ, wurde sie mit Koth beworfen, er selbst entging den Mißhandlungen der erbitterten Studenten nur durch die Flucht. So wurden auch an andern Orten theils die angeschlagenen Exemplare abgerissen und beschimpft, theils die Bekanntmachung verhindert oder von der Obrigkeit abgelehnt. Das Wichtigste war aber, wie Luther's Landesherr, Kurfürst Friedrich, die Bulle aufnehmen würde. Zwei päpstliche Legaten, Aleander und Caraccioli, welche der Krönung Karl's zu Aachen beigewohnt hatten, traten den Kurfürsten zu Köln mit der Forderung an, Luther's Bücher verbrennen zu lassen, und ihn selbst entweder zu bestrafen, oder gefangen nach Rom zu schicken. Der Kurfürst aber ließ ihnen erwiedern, die Sache müsse erst von unverdächtigen, frommen und gelehrten Leuten untersucht, und Luther mit hinreichenden Gründen aus der heiligen Schrift überwunden werden, ehe er auf ein solches Ansinnen eingehen könne. Eben so vergeblich war der Versuch, welchen Aleander machte, den berühmten Erasmus, der sich damals gleichfalls in Köln befand, durch große Versprechungen dahin zu bringen, daß er wider Luther schreibe. Vielmehr bestärkte Erasmus den Kurfürsten, der ihn darüber befragte, in seinen günstigen Gesinnungen für den Reformator, indem er ihm erst scherzend antwortete: Luther's größter Fehler bestände darin, daß er dem Papst an die Krone und den Mönchen an die Bäuche gegriffen habe, dann aber zu einer rnsten Auseinandersetzung überging, in welcher er sich wider das Verahren des Römischen Hofes sehr stark äußerte, und hinzusetzte, daß er evangelischen Wahrheit um so weniger durch gewaltsame und veraßte Mittel widerstanden werden sollte, da der Geist des Zeitalters ächtig nach ihr zu streben scheine.

Indeß wurden der Vorschrift der Bulle gemäß Luther's Bücher ı Antwerpen, Löwen, Mainz, Köln, Ingolstadt verbrannt, doch unter uten Aeußerungen des Volksunwillens. Luther ließ sich dadurch zu em kühnsten Schritt, den er bis dahin gethan, hinreißen. Er beschied ie Mitglieder der Universität Wittenberg durch einen öffentlichen Anhlag auf den 10. December 1520 Vormittags um neun Uhr vor das lsterthor; daselbst errichtete ein angesehener Magister einen Scheiterhaun, und legte die Bücher des kanonischen Rechts, die Verordnungen

der Päpste und Eck's Schriften darauf; dann ward er angezündet, und Luther, der selbst hinzutrat, warf die Verdammungsbulle in die Flammen, mit den biblischen Worten: weil du den Heiligen des Herrn betrübt hast, so betrübe und verzehre dich das ewige Feuer! — Es war eine Handlung, durch welche Luther seine Bannung und Ausstoßung aus der Gemeinschaft der Römischen Kirche öffentlich und feierlich anzunehmen schien *).

---

7. Melanchthon, Luther's Gehülfe.

Damals stand der berühmte Philipp Melanchthon schon seit einiger Zeit Luthern als Freund und Beistand zur Seite. Er war am 16. Februar 1497 zu Bretten, einem Städtchen in der Unterpfalz, geboren. Schon früh zeigte er die größten Anlagen, ein hellsehender, vielwirkender Mann zu werden. Ein leichter Sinn, eine ruhige Besonnenheit, eine liebenswürdige Bescheidenheit, verbunden mit äußerer Anmuth in Gang und Stimme, ausnehmende Fähigkeiten und unermüdeter Fleiß, zeichneten ihn aus. Der Grund zu seiner Bildung ward auf der Schule zu Pforzheim gelegt. Der oben erwähnte berühmte Humanist Reuchlin, der diese seine Vaterstadt öfters besuchte, nahm an dem Knaben, dem er verwandt war, das lebhafteste Interesse. Er war es auch, der ihm — nach einer damals unter den Gelehrten sehr gewöhnlichen Sitte — den Griechischen Namen Melanchthon beilegte, eine wörtliche Uebersetzung des Namens Schwarzerd, der Philipp's eigentlicher Familienname war.

Seine frühe Reife machte ihn schon im dreizehnten Jahre zur Universität geschickt. Er ging nach Heidelberg, und von da (1512) nach Tübingen. In der Kenntniß der alten Litteratur, Geschichte und Philosophie that er sich so hervor, daß er im einundzwanzigsten Jahre seines Alters von Erasmus als einer der ausgezeichnetsten und belesensten Gelehrten gepriesen ward. Damals, nach einem sechsjährigen Aufenthalte zu Tübingen, ward er von Reuchlin dem Kurfürsten von Sachsen als Professor der Griechischen Sprache an der Universität Wittenberg vorgeschlagen, und erhielt die Anstellung. Seine Vorlesungen dort wurden mit außerordentlichem Eifer besucht, (oft las er vor

*) Marheineke, Geschichte der Teutschen Reform. Th. I. S. 193.

2000 Zuhörern), denn er besaß die Gabe des faßlichen und angenehmen Vortrages in einem ungewöhnlichen Grade.

Zufällig war Luther Melanchthon's erste Bekanntschaft in Wittenberg. Sie wurden bald Freunde, und blieben es bis in den Tod. Die Natur selber schien sie für einander geschaffen, und einen durch den andern ergänzt zu haben. Melanchthon würde mit allen seinen Kenntnissen und Einsichten keine Reformation zu Stande gebracht haben; Luther's Ungestüm wurde durch des Freundes leitende Hand oft sehr heilsam gemildert, und wie Melanchthon fühlte, daß Luther's Muth und Sicherheit ihm fehle, so ehrte Luther dagegen Melanchthon's gründlichere Kenntniß und ruhigere Fassung. „Ich danke es meinem guten Philipp, schreibt Luther unter Anderm, daß er uns Griechisch lehrt. Ich bin älter als er, allein das hindert mich nicht, von ihm zu lernen. Ich sage es frei heraus, er versteht mehr als ich, dessen ich mich auch gar nicht schäme." Vortrefflich drückt sich Luther auch über das Verhältniß ihrer beiderseitigen Gaben aus, wenn er sagt: „Ich bin dazu geboren, daß ich mit den Rotten und Teufeln muß kriegen und zu Felde liegen, darum meine Bücher viel stürmisch und kriegerisch sind. Ich muß die Klötze und Stämme ausreuten, Dornen und Hecken weghauen, die Pfützen ausfüllen, und bin der grobe Waldrechter, der Bahn brechen und zurichten muß. Aber M. Philippus fähret säuberlich und stille daher, bauet und pflanzet, säet und begeußt mit Lust, nachdem Gott ihm gegeben seine Gaben reichlich." Diese gerechte Anerkennung seines Verdienstes erwiederte Melanchthon mit einer gegenseitigen Achtung, die an Verehrung gränzte. Gewöhnlich nennt er ihn in seinen Schriften ausschließungsweise den Doctor. Sein Betragen gegen ihn war nachgebend und vorsichtig. Er erklärt sich darüber in einem Briefe, der einige Zeit nach Luther's Tode geschrieben ist. „Luther, sagt er, war bei seinen großen Tugenden von Natur hitzig und aufbrausend. Oft mußte ich ihm eine sklavische Unterwürfigkeit beweisen, da er zuweilen mehr seinem Temperamente folgte, und weniger auf seine Person und das allgemeine Beste Rücksicht nahm. Er konnte es nicht gut leiden, wenn man von seiner Meinung abwich."

Welch ein Mann dieser Melanchthon gewesen seyn müsse, erhellet schon daraus, daß selbst der strahlende Glanz eines Luther den seinigen nicht verbleichen konnte. Seine außerordentliche Thätigkeit, die selbst des schwächlichen Körpers spottete, die Gründlichkeit seiner Untersuchungen, die Klarheit seiner Darstellungen, die heitere Ruhe bei den Ein-

würfen seiner Gegner erregten gerechte Bewunderung. Ein Fremder, der einmal seinen Vorlesungen beigewohnt hatte, versichert, die Apostel könnten Jesu nicht aufmerksamer zugehört haben, als die Studenten dem Melanchthon. Eines seiner größten Verdienste war, daß er die Wissenschaften, die damals gelehrt wurden, in eine bequemere Form brachte, zweckmäßigere Lehrbücher für dieselben schrieb, und besonders für die Erlernung der alten Sprachen bessere Methoden erfand. Durch ihn wurde die Griechische Sprache im nördlichen Deutschland eigentlich erst ordentlich betrieben. Er schrieb eine Griechische Grammatik, welche acht und zwanzig, und eine Lateinische, welche zwei und dreißig Auflagen erhielt. Wir haben von ihm eine Logik, eine Ethik, eine Rhetorik, Poetik, Physik, die für ihre Zeiten vortrefflich waren.

---

8. Der Reichstag zu Worms. Luther auf der Wartburg und im Kampfe gegen die Bilderstürmer und Schwärmer.

(1521—1524.)

Wenige Wochen nach der Verbrennung der Bulle nahm der vom Kaiser Karl zu Worms ausgeschriebene Reichstag seinen Anfang. Zahlreicher und glänzender war seit langer Zeit keine Versammlung der Deutschen Stände gewesen. Verhandelt wurde über das Reichsregiment, welches wieder eingerichtet ward, über Kammergericht, Landfrieden und Römerzug; doch traten diese Geschäfte gegen die große kirchliche Angelegenheit, von der alle Gemüther erfüllt waren, in den Hintergrund.

Der Kaiser hatte schon, ehe er nach Worms kam, an den Kurfürsten von Sachsen geschrieben, daß er Luther mit sich auf den Reichstag bringen sollte. Der päpstliche Legat Aleander widersetzte sich zwar aus allen Kräften, denn es schien der Ehre und den Rechten des Römischen Stuhles entgegen, daß ein von ihm gerichteter Ketzer vor einer weltlichen Versammlung nochmals Gehör erlangen sollte, zumal jetzt eben eine zweite Bannbulle gegen Luther erlassen ward, in der er mit seinen Beschützern und Anhängern unbedingt, und in den härtesten Ausdrücken verdammt ward, aber so sehr war das Ansehen des Papstes in Deutschland schon gesunken, daß auf die Einreden des Legaten nicht geachtet ward, der Kaiser vielmehr dem von den Ständen gestellten Antrage, Luther vor den Reichstag zu fordern, nachgab, und einen Geleitsbrief, der dem Angeklagten Sicherheit für seine Person zusagte,

ausfertigen ließ. Freudig trat Luther die Reise an, obwol von einem schleichenden Fieber so entkräftet, daß er fast unterweges liegen blieb. Seine Wanderung von Wittenberg nach Worms glich einem Triumphzuge, so sehr drängte sich das Volk, ihn zu sehen. Aber je näher er seinem Ziele kam, desto mehr nahmen auch die schreckenden Gerüchte zu; ja da er schon nahe vor Worms war, schickte ihm noch sein Freund Spalatin, Hofprediger des Kurfürsten von Sachsen, einen treuen Menschen entgegen, ihn zu warnen, doch ja nicht zu seinem Verderben in die Stadt zu kommen. Er aber gab die bekannte Antwort: „ich werde kommen, und wären so viele Teufel in der Stadt, als Ziegel auf den Dächern."

Der Auflauf des Volkes bei seiner Ankunft in Worms (16. April) war ungeheuer. Der Reichserbmarschall, der ihn am folgenden Tage in die Reichsversammlung holte, mußte ihn durch Gärten und Hinterhäuser führen, um ihn nur durchzubringen. In dem Gedränge draußen vor der offenen Thür des Saals befand sich unter andern ein wackrer Ritter und berühmter Feldhauptmann, Georg von Frundsberg. Dieser klopfte Luthern, als derselbe sich neben ihm hindrängte, auf die Schulter, und sagte theilnehmend zu ihm: „Mönchlein, Mönchlein, du gehst jetzt einen Gang, dergleichen ich und mancher Oberster auch in unsrer allerernstesten Schlachtordnung nicht gethan haben. Bist Du aber auf rechter Meinung, und Deiner Sache gewiß, so fahre in Gottes Namen fort, und sey nur getrost, Gott wird Dich nicht verlassen." Bleich und abgemattet von der Krankheit, war der erste Eindruck, den er auf die Versammlung bei seinem Eintritt machte, nicht der vortheilhafteste. „Der würde mich nicht bewegen, daß ich ein Ketzer würde," soll Karl zu seinem Nachbar gesagt haben. Auf die Frage des Kurtrierischen Officials, ob er den Inhalt seiner Schriften widerrufen wolle, antwortete er, noch etwas befangen und sehr ehrfurchtsvoll, die Frage sey so wichtig, daß er sich darüber Bedenkzeit erbitten müsse. Sie wurde ihm gewährt bis zum folgenden Tage. An diesem war er durchaus nicht der befangene Mann von gestern, sondern sprach mit großer Ruhe und Geistesgegenwart. Der Trierische Official entgegnete ihm, er habe nicht zur Sache geredet, man sey nicht hier, um mit ihm zu disputiren, es werde eine runde und einfältige Antwort von ihm verlangt, ob er widerrufen wollte, oder nicht. „Wohl, erwiederte Luther, weil denn eine schlichte, einfältige Antwort von mir verlangt wird, so will ich eine geben, die weder Hörner noch

Zähne haben soll, nämlich also: es sey denn, daß ich mit Zeugnissen der heiligen Schrift, oder mit klaren Gründen überwunden werde (denn ich glaube weder dem Papst noch den Concilien allein, weil es offenbar ist, daß sie oft geirrt, und sich selbst widersprochen haben), so kann ich und will ich nichts widerrufen, weil weder sicher noch gerathen ist, etwas wider das Gewissen zu thun. Hier stehe ich, ich kann nicht anders. Gott helfe mir! Amen."

Der edle, würdevolle Ton, in dem er diese Worte sprach, gewann ihm die Herzen vieler Anwesenden. Am meisten freute sich Kurfürst Friedrich über seine Fassung. Als er aus der Versammlung kam, sagte er zu Spalatin: „O wie schön hat Pater Martin geredet vor Kaiser und Reich; er war muthig genug, vielleicht zu muthig." — Es ward ein kleinerer Ausschuß von Fürsten erwählt, die Luther wo möglich noch durch besondere Unterredungen auf andere Gedanken bringen sollten. Er beharrte aber fest bei seiner Erklärung, und schied von ihnen mit den Worten Gamaliel's aus der Apostelgeschichte: „ist das Werk aus den Menschen, so wird es untergehen, ist es aber aus Gott, so könnt ihr es nicht dämpfen." Es wurde ihm hierauf befohlen, wieder abzureisen. Mehrere Fürsten, besonders geistliche, wollten den Kaiser bewegen, ihm das freie Geleit zu verweigern, und mit ihm wie mit Huß zu verfahren, andere, unter ihnen auch Herzog Georg von Sachsen, sonst einer der entschiedensten Gegner Luther's, erklärten sich heftig dagegen, und Karl selbst verabscheute einen solchen Treubruch. Wol aber erfolgte am 26. Mai, als die meisten Reichsstände schon abgereist waren, eine kaiserliche Verordnung gegen Luther, welche dahin lautete, daß dieser Ketzer mit allen seinen Anhängern und künftigen Beschützern in die Acht verfallen sey. Der Verfasser des Edicts, Aleander, hatte es in sehr heftigen, des Kaisers, den er darin reden ließ, nicht würdigen Ausdrücken abgefaßt. Luther war indeß bereits in vollkommener Sicherheit, die er der gütigen Fürsorge seines Landesherrn, Friedrich's des Weisen, verdankte, welcher ganz besondere Vorkehrungen treffen ließ, um ihn wenigstens in der ersten Zeit vor mörderischen Nachstellungen zu schützen, zugleich aber auch sich selber vor Händeln sicher zu stellen, wenn es von ihm hieße, er berge einen von Kaiser und Reich geächteten Ketzer. Zu dem Ende scheint er schon mit Luther zu Worms die nöthige Verabredung getroffen zu haben. Luther hatte auf seiner Rückreise einen Tag in dem Dorfe Möra bei seinen Verwandten zugebracht, als er am 4. Mai des Morgens von dort abreisete, um

über Schweina und Altenstein weiter zu fahren. In der Nähe des letzteren Schlosses ward der Wagen plötzlich von fünf verkappten Reitern angehalten, welche Luther herausrissen, mit ihm waldein wärts jagten, und die übrige erschrockene Reisegesellschaft weiter ziehen ließen. Nachdem er eine Weile neben ihren Pferden hatt mitlaufen müssen, setzten sie ihn selbst auf ein Pferd, und trabten mehrere Stunden lang durch allerlei Holzwege im Walde mit ihm umher, bis sie an das feste Bergschloß Wartburg bei Eisenach kamen. Hier wurde ihm ein Zimmer angewiesen, das mit allen Bequemlichkeiten, auch Büchern und Schreibmaterialien wohl versehen war, und ein verschwiegener Haushofmeister besorgte seine Aufwartung. Die Leute in der Nachbarschaft erfuhren nicht, wer er sey; er galt für einen Staatsgefangenen, und wenn er ausritt, oder sich sonst sehen ließ, so hieß er immer der Junker George. Auch hatte man, um die Neugierigen irre zu führen, für eine ritterliche Kleidung für ihn gesorgt, und den Bart mußte er sich gleichfalls wachsen lassen, wie es unter Kriegsmännern Sitte war. So ahnete Niemand, daß er der berühmte Doctor Luther sey, und da es eine Zeitlang ganz still von ihm war, so glaubten seine Freunde und Feinde, er sey gestorben.

Auch auf der Wartburg ward Luther nicht müde, seine Anhänger durch immer neue Schriften aufzurichten, die denn allerdings bewiesen, daß er sich noch am Leben befinden müsse, obschon Niemand wußte, wo er sey. Er hatte dort wieder mit manchen Anfechtungen zu kämpfen, in denen er jedesmal seine Zuflucht zum Gebete nahm. Er hegte den festen Glauben, der Teufel verfolge ihn für seine treuen Arbeiten am Werke Gottes. Die Erzählung, daß er einmal das Tintenfaß nach einer vermeinten Teufelserscheinung geworfen, mag wol ein Mährchen seyn, aber Folgendes erzählte er selbst nachher sehr oft als sichere Thatsache: „Als ich Anno 1521 auf dem Schlosse Wartburg in Pathmo *) saß, da war ich ferne von Leuten in einer Stube, und konnte Niemand zu mir kommen, als zween Edelknaben, so mir täglich zweimal zu essen und zu trinken brachten. Nun hatten sie mir einen Sack mit Haselnüssen gekauft, die ich zu Zeiten aß, und hatte denselben in meinen Kasten verschlossen. Eines Abends zog ich mich in der Stube aus, ging in die Kammer, und legte mich zu Bette. Da kömmt mir's über die Haselnüsse, hebet an und knicket eine nach der andern an die

*) Pathmos hieß die Insel, auf welche der Evangelist Johannes verbannt ward.

Balken mächtig hart, rumpelt mir am Bette, aber ich fragte nichts darnach. Wie ich nun ein wenig einschlief, da hebts an der Treppe ein solches Gepolter an, als würfe es ein Schock Fässer hinunter. Ich stehe auf, gehe auf die Treppe zu und sprach: Bist du es, so sey es! — befahl mich dem Herrn Christo, von dem geschrieben stehet: Alles hast du unter seine Füße gethan, wie der achte Psalm sagt, und lege mich wieder zu Bette. Denn das ist die beste Kunst, ihn zu vertreiben, wenn man ihn verachtet und Christum anrufet. Das kann er nicht leiden."

Die große Wirkung, die seine Schriften auf die ganze Deutsche Nation hatten, begeisterten Luthern nun zu einem Muthe, der sich, in dem Bewußtseyn göttlicher Hülfe, vor keiner weltlichen Macht mehr fürchtete. Er sprach zu Königen und Fürsten in einem Tone, den seine ruhigeren Freunde tadelnswerth finden mußten, der ihm aber gerade beim Volke den größten Beifall verschaffte. So schrieb er an den Kurfürsten Albrecht von Mainz, der unbesonnen genug, und den muthigen Gegner schon ganz unterdrückt wähnend, kürzlich wieder einen Ablaßkrämer nach Halle geschickt hatte; er habe seiner und des Hauses Brandenburg bisher geschonet, weil er dem Unverstande und der Unerfahrenheit des Kurfürsten die meiste Schuld von seinen Handlungen beigemessen habe; jetzt wolle er ihm endlich ansagen: wo nicht der Abgott abgethan würde, so wolle er den Kurfürsten wie den Papst öffentlich antasten, allen Gräuel Tezel's auf ihn schieben, und aller Welt zeigen, welcher Unterschied zwischen einem Bischof und einem Wolfe sey. Er erwarte auf diesen Brief in vierzehn Tagen Antwort; wären diese abgelaufen, so würde sein Büchlein wider den Abgott zu Halle ausgehen *). Auch wurde der Kurfürst dadurch entweder so eingeschreckt, oder von der Macht der Wahrheit so getroffen, daß er antwortete: die Ursache, die Luthern zu einem solchen Schreiben bewogen, sey abgestellt. Er wolle sich hinfort dergestalt halten und erzeigen, als einem frommen geistlichen und christlichen Fürsten zusteht. — Noch viel derber war ein Schreiben, welches Luther bald darauf an den König Heinrich VIII. von England ergehen, und zugleich durch den Druck bekannt machen ließ. Heinrich, der eine gelehrte Erziehung erhalten hatte, und in den Scholastikern wohl bewandert war, hatte sich vom Ehrgeiz verlocken lassen, sich in den großen theologischen Streit zu mischen,

*) Der geächtete Mönch, sagt Planck, schrieb an den ersten Fürsten des Deutschen Reichs in eben dem Ton, in dem einst Hildebrand an widerspenstige Bischöfe schrieb.

und ein Buch gegen Luther's Schrift von der Babylonischen Gefangenschaft, besonders zur Vertheidigung der sieben Sacramente der katholischen Kirche zu schreiben, oder von einem Gelehrten seines Reiches schreiben zu lassen, durch welches er sich vom Papste gern einen geistlichen Titel, dergleichen die Könige von Spanien und Frankreich führten, auswirken wollte, und auch wirklich den Titel Beschützer des Glaubens erhielt. Luther war in dieser Schrift mit argen Schmähungen überhäuft worden, und behandelte nun seinerseits den König wie den verächtlichsten seiner theologischen Gegner. Dennoch ließ er sich einige Jahre nachher von dem vertriebenen Könige von Dänemark, Christian II., zu einem Schritte bewegen, den ein neuerer Geschichtschreiber den unbegreiflichsten seines ganzen Lebens nennt, zu dem nämlich, an Heinrich zu schreiben, und sich des Schimpfes wegen, den er ihm angethan, bei ihm zu entschuldigen. In diesem Briefe suchte er durch eine demüthige Abbitte seine vormalige Grobheit wieder gut zu machen, aber Heinrich bezeigte ihm in seiner Antwort eine tiefe Verachtung.

Als Luther etwa ein Jahr auf der Wartburg gewesen war, verließ er diese Zuflucht auf die Nachricht von ungestümen und wilden Auftritten, die unter Karlstadt's Leitung in Wittenberg vorfielen. Durch die Predigten dieses heftigen Neuerers war es dort schon dahin gekommen, daß der christliche Sinn von Vielen in der Aufhebung und Zerstörung des ganzen äußern Kirchenthums gesucht ward. So wurden denn nicht nur alle Ceremonien des Römischen Gottesdienstes abgeschafft sondern auch die Bilder aus den Kirchen geworfen, die Altäre zerschlagen, gegen Mönche thätlicher Unfug verübt. Noch schlimmer und bedenklicher war die Schwärmerei, welche um dieselbe Zeit in Zwickau hervortrat. Ein Tuchmacher, Namens Nicolaus Storch, der sich unmittelbarer göttlicher Eingebungen rühmte, stand dort an der Spitze eines Haufens von Menschen, die ihn gläubig verehrten. Die Lehre, welche diese Neuerer besonders auszeichnete, war die Bestreitung der Kindertaufe. Einige von ihnen kamen nach Wittenberg, wo ihre vorgebrachten Gründe und Zweifel selbst Melanchthon irre machten und beunruhigten, Karlstadt aber in nähere Verbindung mit ihnen trat. Diese Dinge machten in Deutschland ein großes Aufsehn, Luther konnte mit Recht die übelsten Folgen für die ganze Kirchenreformation davon fürchten, und war überzeugt, nur seine Gegenwart in Wittenberg könne das Uebel wirksam bekämpfen. Der Boden brannte ihm unter den

Füßen, bis er an Ort und Stelle war; trotz der Abmahnungen und Verbote des Kurfürsten machte er sich auf den Weg, und schrieb ihm auf der Reise, um seinen Entschluß zu rechtfertigen, einen Brief, der wegen der darin herrschenden aus dem festesten Glauben an seine gute Sache fließenden Freimüthigkeit mit Recht bewundert wird. Er habe, heißt es darin, das Evangelium nicht von Menschen, sondern von Christo. Dem Kurfürsten habe er genug gethan, daß er ihm ein Mal gewichen sey. Wiche er noch länger, auch nur eine Handbreit, so würde der Teufel den ganzen Platz einnehmen. Herzog Georg von Sachsen sey schlimmer als ein einziger Teufel, allein wenn es auch in Leipzig neun Tage lang lauter Herzoge Georgen regnete, und jeder wäre neunfach wüthender als dieser, so wolle er doch, wenn die Sache in Leipzig so stände wie in Wittenberg, in Leipzig hineinreiten. Der Kurfürst solle wissen, daß er in einem viel höhern Schutze nach Wittenberg komme, als in dem seinigen. Den letztern verlange er gar nicht, ja er glaube, er könne den Kurfürsten besser schützen, als dieser ihn, denn das Schwert könne in dieser Sache nicht helfen, sondern allein Gott. Wer am meisten glaube, vermöge am meisten; da er also spüre, daß der Kurfürst schwach im Glauben sey, so könne er ihn nicht für den Mann ansehen, der ihn schützen werde.

So kam Luther (7. März 1522) wieder nach Wittenberg, bestieg sogleich die Kanzel, und predigte acht Tage hintereinander gegen die während seiner Abwesenheit eingerissenen Unordnungen mit solcher Kraft und Wirkung, daß die Ruhe in kurzer Zeit wieder hergestellt ward. Der Kaiser hatte Deutschland gleich nach geschlossenem Reichstage verlassen. Er war nach den Niederlanden, und von da nach Spanien gereis't, wo er fast acht Jahre blieb. Diese lange Abwesenheit Karl's war der Befestigung der Reformation sehr günstig, welche sich auch schon über Sachsen hinaus und besonders in den Städten verbreitete. Das Reichsregiment, welches den Kaiser vertreten sollte, und zu Nürnberg seinen Sitz hatte, war eine unkräftige Behörde und zählte übrigens Gönner der neuen Lehre unter seinen Mitgliedern, so daß die Vollziehung des Wormser Edicts ganz außer Acht kam.

Leo X. war am 1. December 1521 gestorben, und nach einiger Zeit des Schwankens und der Parteiungen hatten sich die Cardinäle vereinigt, den uns als Karl's Erzieher und Statthalter in Spanien schon bekannten Hadrian zu wählen, welcher als Papst der sechste hieß. Er war zwar kein thatkräftiger, aber ein redlicher und gewissenhafter

Greis, dem die Zerrüttung der Kirche sehr zu Herzen ging. Als Theolog war er entschiedner Gegner der Lehrmeinungen Luther's, daß aber in der Kirche große Aergernisse und Mißbräuche herrschten, gestand er zu, ja er ließ einem 1522 zu Nürnberg zusammengekommenen Reichstage durch seinen Legaten Cheregato erklären: es habe eine geraume Zeit viel Verabscheuungswürdiges bei dem heiligen Stuhle Statt gefunden, daher sey er entschlossen, vor allen Dingen den Römischen Hof zu reformiren. Zugleich forderte er die Vollziehung des Edicts wider Luther. Diese aber lehnten die Stände ab, und wegen der Heilung der Kirchenübel trugen sie auf ein allgemeines Concilium an, indem sie zugleich nicht weniger als hundert Beschwerden der Deutschen Nation über den heiligen Stuhl übergaben.

Hadrian's treuherzige Geständnisse und die Anstalten, die er zu wirklicher Abstellung eingerissener Mißbräuche machte, zogen ihm in Rom bittere Feindschaft zu. Dazu kam, daß er die damals herrschende große Begeisterung für das classische Alterthum und seine Productionen so wenig theilte, daß er sich von der berühmten Statue des Laocoon, die man kurz vorher aufgefunden hatte, mit Gleichgültigkeit abwandte, und sie ein altes Idol nannte *). Einen solchen Papst haßten und verhöhnten die leichtsinnigen und verderbten Römer, und als er bald starb (14. Sept. 1523), schmückten sie in der folgenden Nacht die Hausthür seines Arztes mit Blumenkränzen, und erklärten ihn in einer Inschrift für den Befreier des Vaterlandes **).

Der nächste Papst war der Cardinal Julius von Medici, welcher sich Clemens VII. nannte, ein wohl unterrichteter, scharfsinniger, gewandter Mann. Dieser ließ den Antrag Hadrian's wegen der Vollstreckung des Wormser Edicts auf einem 1524 abermals zu Nürnberg gehaltenen Reichstage durch den Cardinal Campeggio wiederholen, konnte aber keinen andern Beschluß erhalten, als daß sich die Stände dem Wormser Edict gemäß halten wollten, so viel ihnen möglich wäre. Auf seiner Reise war der Legat in Augsburg vom Volke verspottet worden, und ehe er nach Nürnberg kam, baten ihn die Fürsten, bei seinem Einzuge die Austheilung des Segens lieber zu unterlassen, damit ihm nichts Aehnliches geschehe. Doch erfuhr er während seines Aufenthalts in Nürnberg neue Kränkungen.

*) Sunt idola antiquorum, soll er gesagt haben. Doch war ihm sonst die Bildung seines Jahrhunderts nicht fremd. Ranke, die Römischen Päpste, Bd. I. S. 92.

**) Liberatori patriae S. P. Q. R.

9. Der Bauernkrieg.

(1525.)

Das nächste Jahr nach dem Nürnberger Reichstage sah eine Revolution ausbrechen, die das alt- wie das neugläubige Deutschland mit gleicher Gefahr bedrohte, und die Aufmerksamkeit für einige Zeit von dem kirchlichen Interesse ablenkte. Der harte Druck, unter welchem die Bauern seufzten, hatte im Mittelalter öfters bedenkliche Empörungen derselben erregt, von denen einige der merkwürdigsten früher erwähnt sind (Th. VI. S. 88. u. 105.). Aber diese waren nicht die einzigen, auch in unserm Vaterlande fehlte es nicht an ähnlichen Erscheinungen *). In dieser Zeit gährte es besonders im südlichen Deutschland. Schwere Abgaben, übertriebene Frohndienste, ungerechte Behandlung, und bei dem kleinsten Ungehorsam die strengsten Strafen; Entziehung der Mittel, wodurch der Bauer zu einem bessern geistlichen und leiblichen Zustande emporkommen konnte — das waren die lautesten Klagen, die sich in Oberdeutschland aus der Mitte dieses Standes erhoben. Fürsten, Adel und Geistlichkeit sahen die Bauern nicht als Unterthanen an, für die sie zu sorgen hatten, sondern wie ein ererbtes Eigenthum, mit dem sie nach Lust und Gefallen schalten konnten. Am erbittertesten waren die Bauern gegen die geistlichen Herren, deren Ueppigkeit, die sie täglich vor Augen hatten, ihnen ein besondrer Stein des Anstoßes war. Und da nun das Beispiel der benachbarten freien Schweizer den Süddeutschen Bauern so nahe lag, so hielten sich diese befugt, auch ihren Peinigern das Messer an die Kehle zu setzen. Schon lange, ehe Luther öffentlich auftrat, brachen im Rheinlande und in Schwaben große Empörungen aus, die nur durch Ströme von Blut gedämpft werden konnten, wie 1502 im Speierschen ein Aufstand, von seinem Abzeichen der Bundschuh, und 1514 einer im Würtembergischen der arme Konrad genannt. Es ist daher ganz ungegründet, in der Reformation die Quelle des Bauernkrieges zu suchen. Allerdings trug sie aber viel dazu bei, die Glut von Neuem zu einer noch ungleich verheerendern Flamme anzufachen. Denn den erhitzten Gemüthern des ohnehin nie scharf sondernden Volkes lag das Mißverständniß sehr nahe, Luther's eifrigen Kampf für Freiheit in Glaubenssachen auf Freiheit im Staats-

*) Neun solcher Bauernaufstände des Mittelalters sind übersichtlich und lehrreich dargestellt von Wachsmuth in v. Raumers histor. Taschenbuch, Jahrg. V. S. 281.

leben zu beziehen, und von der Einführung der neuen Lehre auch zugleich die Erfüllung billiger Forderungen wie überspannter Hoffnungen in bürgerlichen Verhältnissen zu erwarten.

Am ersten Tage des Jahres 1525 standen die Bauern des Abts von Kempten auf, ihnen folgten die Unterthanen des Bischofs von Augsburg, im Algau der Aebte von Ochsenhausen und Roth, der Grafen von Montfort u. a. m. Bald wuchsen die kleinen Rotten zu großen Heeren an und bekamen ordentliche Anführer. Aber wie muthig auch die große Aufregung diese Menschen machte, so waren es doch immer nur Bauern, zusammengelaufenes Volk, das weder Gehorsam noch Mannszucht kannte, mithin einem wohlgeordneten eingeübten Heere wenig furchtbar seyn konnte. Ein solches brachte der Schwäbische Bund gegen sie auf; den Befehl über dasselbe führte Georg Truchseß von Waldburg, ein tapfrer, aber rauher und harter, den Gefühlen der Menschlichkeit fremder Mann, welcher der alten Kirchenlehre eifrig ergeben war. Dieser zerstreute sehr bald mehrere ansehnliche Haufen, aber schnell vereinigte sich ein neuer, und Truchseß fand sich nicht stark genug, diesem die Spitze zu bieten *). Daher bot er die Hände zu einem Vertrage, der am 22. April unter der Bedingung zu Stande kam, daß die Bauern auseinandergehen, und über ihre Beschwerden Schiedsrichter, die von beiden Parteien zu wählen wären, entscheiden sollten. Leider hatte dieser Vergleich die gehoffte Ruhe nicht zur Folge. Es erschien eine Art von Manifest der Bauern, welches unter dem Namen der **zwölf Artikel der Bauerschaft** eine Aufzählung ihrer Forderungen enthielt, und von einem ihrer Prediger, die auf ihre Schritte den größten Einfluß übten, aufgesetzt war. Sie forderten darin besonders das Recht, ihre christlichen Lehrer selbst zu bestellen; die Abschaffung des Viehzehnten; Theil an Jagd, Fischfang und Benutzung der Gehölze; Zurückführung der Abgaben und Frohnen auf den alten Fuß; unparteiischere Gerechtigkeitspflege u. a. m. Ueber Alles solle gütlich gehandelt werden, ohne Jemandem sein rechtmäßig erworbenes Eigenthum zu schmälern. Am Schlusse erbieten sie sich, die Puncte, deren Ungerechtigkeit man ihnen aus der heiligen Schrift beweisen könne, aufzugeben. Das Ganze war mit Klugheit und wenigstens mit dem Scheine großer Mäßigung abgefaßt; auch machten die Artikel so vielen Eindruck, daß der Kurfürst

---

*) **Sartorius** Geschichte des Deutschen Bauernkrieges. S. 92.

Ludwig von der Pfalz sie nach Wittenberg sandte und Melanchthon's Gutachten darüber verlangte, der, seiner friedfertigen, jeder trotzigen Gewalt abholden Natur gemäß, seinen Unwillen darüber in starken Worten äußerte. Luther war von den Bauern selbst aufgefordert worden, sich über ihre Angelegenheit zu erklären, und gab eine Ermahnung zum Frieden heraus, in welcher er keiner von beiden Parteien schonte, sondern jeder ihr Unrecht vorhielt. Zu den Fürsten und Herren sprach er unter Anderm: „Niemand auf Erden mögen wir solches Unraths und Aufruhrs danken, denn euch Fürsten und Herren, sonderlich euch blinden Bischöfen, tollen Pfaffen und Mönchen, die ihr noch heutiges Tages verstockt, nicht aufhört zu toben und wüthen wider das h. Evangelium. Dazu im weltlichen Regiment nicht mehr thut, denn daß ihr schindet und schazt, euere Pracht und Hochmuth zu führen, bis der arme gemeine Mann nicht kann noch länger mag ertragen. Solche Sicherheit und stolze Vermessenheit wird euch den Hals brechen, das werdet ihr sehen. Ihr müßt anders werden und Gottes Wort weichen. Thut ihr's nicht durch freundliche, willige Weise, so müßt ihr's thun durch gewaltige und verderbliche Unweise. Thun's diese Bauern nicht, so müssen's andre thun. — Ist euch nun noch zu rathen, m. l. H., so weicht ein wenig um Gottes Willen dem Zorn. Einem trunkenen Mann soll ein Fuder Heu weichen; wie vielmehr sollt ihr das Toben und störrige Tyrannei lassen, und mit Vernunft an den Bauern handeln, als an den Trunkenen oder Irrigen. — Sie haben zwölf Artikel gestellt, unter welchen etliche so billig und recht sind, daß sie euch vor Gott und der Welt den Glimpf nehmen, und Ps. 107, 40. wahr machen, daß sie Verachtung schütten über die Fürsten." — In der Ermahnung an die Bauerschaft giebt er zu, daß die Fürsten und Herren, die das Evangelium zu predigen verbieten, und die Leute so unerträglich beschweren, sich wider Gott und Menschen höchlich versündigen. Sie aber sollten sich deswegen keine christliche Rotte oder Vereinigung nennen, da sie Gottes Namen unnütz führen und schänden weil geschrieben steht: Wer das Schwert nimmt, der soll durchs Schwert umkommen. Auch daß die Obrigkeit böse und unleidlich sey, entschuldige keine Rotterei noch Aufruhr; sie seyen noch viel ärgere Räuber als die böse Obrigkeit *). — Er schließt das Ganze mit einer

*) „Ich setz euch selbst hin zu Richtern, und stelle es in euer Urtheil, welcher Räuber der ärgste sey: ob es der sey, der einem andern ein groß Stück Guts nimmt und läßt ihm doch etwas; oder der, so einem Alles nimmt, das er hat, und den Leib dazu? Die

Ermahnung an die beiden Parteien, an Fürsten und Bauern; auf beiden Seiten, sagt er, sey Unrecht, darum werde man auf beiden Seiten verderben, und Gott einen Buben durch den andern strafen.

Aber diese nachdrücklichen und wohlgemeinten Worte fanden kein Gehör; immer lichter schlug die Flamme des Aufruhrs empor. Fast zu derselben Zeit brach die Empörung außer in Schwaben auch in Franken aus, im Mainzischen, in der Pfalz, im Bisthum Speier, im Elsaß bis nach Lothringen hin, in Salzburg, Tyrol, Steiermark, im Norden in Fulda, Hessen, Thüringen, im Münster'schen. Auch in den Städten gährte es, hie und da brachen Tumulte aus, doch wurden sie zum Glück nirgends Mittelpunkte und Stützen für den Aufruhr, wenn auch in einigen den Bauern insgeheim mancher Vorschub geleistet ward *). Indeß wüthete der Aufstand auf dem Lande mit Verwüstung und Zerstörung **). Weit und breit wurden Burgen, Klöster, Priestersitze geplündert und in Brand gesteckt. Ein ruchloser und frecher Mensch, Namens Georg Metzler, früher Schenkwirth, stand an der Spitze einiger Tausend Odenwäldischer Bauern, zu denen sich bald andere Haufen gesellten. Sie nahmen Weinsberg und übten an der Besatzung von siebzig Rittern, die sie hier unter der Anführung des Grafen Ludwig von Helfenstein fanden, eine grausame Rache für die Gefangenen, welche Truchseß nach seinen Siegen hatte hinrichten lassen. Der Graf und die Ritter wurden in einen Kreis geführt, welchen die Bauern mit gezückten Spießen umstanden; wohin sich die Unglücklichen wandten, fielen sie in die Spieße, bis sie, von tausend Stichen durchbohrt, sanken. Vergebens warf sich die Gemahlin des Grafen Helfenstein, eine natürliche Tochter Kaiser Maximilian's, den Unmenschen zu Füßen, vergebens suchte sie durch das Emporhalten ihres zwei-

---

Oberkeit nimmt euch unbillig euer Gut, d. i. ein Stück. Wiederum nehmt ihr derselben ihre Gewalt, darin all ihr Gut, Leib und Leben steht. Darum seyd ihr viel größere Räuber denn sie, und habt's ärger vor, denn sie gethan haben. Ja, sprecht ihr, wir wollen ihnen Leib und Gut genug lassen. Das glaube, wer da wolle, ich nicht. Wer so viel Unrechts darf wagen, daß er einem mit Frevel die Gewalt nimmt, das größte und Hauptstück, der wird es auch nicht lassen, er wird ihm das andere und geringste, so dran hangt, auch nehmen."

*) Wachsmuth, der Deutsche Bauernkrieg, S. 38.

**) „Im grellsten Abstich von der Bescheidenheit der zwölf Artikel, den Erklärungen des Gehorsams und der Gesetzlichkeit, der Willigkeit, sich eines Bessern belehren zu lassen, steht der Bauern Thun...... Der Bauernaufstand ermangelt durchaus der Hoffnungsmorgenröthe, die die Erstlingstage mancher Revolution begleitet hat." Daselbst, S. 54.

jährigen Kindes zu rühren; sie und ihr Kind wurden gleichfalls auf das ärgste gemißhandelt.

Die Nachricht von dieser Würgescene war hinreichend, Luther's Meinung über die Behandlung der aufrührerischen Bauern völlig umzustimmen. Seine edle Seele war frei von dem Irrwahne, mit welchem die trübe Weisheit einer spätern Zeit sich befleckt hat, daß man einem empörten Volke Ströme von Blut und Kannibalengräuel zu Gute halten müsse; er erglühte von Unwillen, und schrieb in dieser Stimmung eine Schrift wider die räuberischen und mörderischen Bauern, die mit einer nur allzugroßen Heftigkeit zum Kriege wider sie aufforderte. „Hier soll zuschmeißen, würgen und stechen, heimlich oder öffentlich, wer da kann, und gedenken, daß nichts Giftigers, Schädlichers, Teuflischers seyn kann, denn ein aufrührerischer Mensch. Gleich als wenn man einen tollen Hund todtschlagen muß, schlägst du nicht, so schlägt er dich, und ein ganzes Land mit dir. — Ein Fürst und Herr muß hier denken, wie er Gottes Amtmann und seines Zornes Diener ist, dem das Schwert über solche Buben befohlen ist, und sich eben so hoch vor Gott versündigt, wo er nicht straft und wehrt, und sein Amt nicht vollführt, als wenn einer mordet, dem das Schwert nicht befohlen ist."

Metzler's Haufen und eine andere zahlreiche Schaar waren in's Würzburgische eingedrungen, und ganz Franken erhob sich. Auch dem Adel blieb nichts übrig, als die Flucht zu ergreifen, und sich von den Flammen seiner Schlösser dazu leuchten zu lassen, oder zu den Bauern überzugehen. Viele thaten das letztere gezwungen; Andere traten freiwillig und ehrlich auf die Seite der Empörer, weil sie die Unternehmung derselben billigten, oder im Trüben zu fischen hofften. Auch der berühmte Götz von Berlichingen wurde genöthiget, ein Führer der Bauern zu werden, aber er verhehlte ihnen nicht, daß ihm ihr wildes Treiben mißfalle, und als vier Wochen, für die er sich verpflichtet hatte, verflossen waren, verließ er sie *). Der Bischof von Würzburg flüchtete, die Bauern nahmen seine Hauptstadt ein und belagerten das feste Schloß; aber an diesem scheiterten ihre Kräfte. Indeß rüsteten

*) Er ist sonst der Zweideutigkeit in seinem Verhältniß zu den Bauern beschuldigt worden, so von Sartorius a. a. O. S. 249. Gegen diese Anklage nimmt ihn Oechsle, Beiträge zur Geschichte des Bauernkrieges, wo er seinem Antheil an dem Aufruhr eine eigne Untersuchung gewidmet hat, mit guten Gründen in Schutz. S. besonders S. 361 ff.

sich ihre Feinde auf zwei Seiten. Georg Truchseß hatte die Bauern in Schwaben (12. Mai) entscheidend auf's Haupt geschlagen, und sich nachher, zur Wiedervergeltung der Weinsberger That, der ganzen Grausamkeit seines rachsüchtigen Gemüths überlassen. Jetzt rückte er nach Franken vor, und vereinigte sich mit einem andern Heere, welches der Kurfürst von der Pfalz herbeiführte. Die Bauern wurden in mehreren Treffen (20. und 28. Mai) besiegt, das Schloß von Würzburg entsetzt, der Aufruhr schnell gedämpft. Auf gleiche Weise mußten die Bauern überall der geordneten Macht der Fürsten weichen; sie wurden besiegt und entwaffnet, und schwer seufzten die Länder unter den Grausamkeiten und Verwüstungen, mit denen die Sieger jetzt Vergeltung üben zu dürfen glaubten. An dieser Härte, an den Geldbußen und Brandschatzungen, die man dem Volke auflegte und dadurch seinen Wohlstand zerrüttete, hatte der Schwäbische Bund vorzüglich vielen Antheil, da er in Franken als Fremder auftrat, den die Unterthanen nichts angingen. Aber auch unter den Fürsten, die Jenen hätten wehren und die Ihrigen hätten schonen sollen, gingen Manche mit ihrem eignen Volke nicht besser um. Der Markgraf Kasimir von Brandenburg-Kulmbach ließ unter andern neun und funfzig Einwohnern des Fleckens Kissingen die Augen ausstechen. Der Kurfürst Richard von Trier und der Bischof Konrad von Würzburg fanden eine Lust daran, ihre Rache im Anblick des Menschenbluts zu sättigen, denn sie durchzogen mit Schaaren von Scharfrichtern und Knechten ihre Länder, da schon Alles wieder beruhigt war, und ließen noch viele hundert Köpfe abschlagen; der erstere soll mit eigner Hand Viele hingerichtet haben. Die Zahl der durch den Aufstand in Deutschland Umgekommenen wird mindestens auf funfzigtausend angegeben.

So hinterließ eine Revolution, die ganz Deutschland umzuwandeln gedroht hatte, keine andere Folgen, als verheerte Dörfer und mit Blut gedüngte Felder. Wie wäre auch ein so wildes Zusammenrotten ohne Plan und Ordnung, wo statt ächter Begeisterung nur rohe Leidenschaft und gemeine Rachsucht waltete, ohne irgend einen mit großen Eigenschaften und höherm Sinn begabten Führer an der Spitze, eines besseren Ergebnisses werth gewesen! Der Zustand der Bauern hatte sich nicht verbessert, sondern verschlimmert. Das Volk verlor fast an allen Orten, wo es sich empört hatte, zur Strafe die Freiheiten, die es noch genossen hatte. Die Bauernschaften wurden entwaffnet, und des Rechts,

sich in Gemeinden zu versammeln, beraubt. Für Abstellung der Mißbräuche, welche den Aufstand herbeigeführt hatten, geschah nur in der Pfalz Einiges, in andern Gebieten war nicht davon die Rede.

---

10. Thomas Münzer.

An der Spitze des mit dem Bauernkriege in Süddeutschland zusammenhängenden Volksaufstandes in Thüringen stand ein Geistlicher, Thomas Münzer, der schon unter den Zwickauer Wiedertäufern seine Rolle gespielt hatte, und jetzt, zugleich Schwärmer und Betrüger, als einer der ärgsten Volksverführer wirkte. Luther's Reformation erklärte er für unzulänglich, und überhäufte diesen mit den beleidigendsten Schmähungen. Er rühmte sich göttlicher Offenbarungen, und daß ihm befohlen sey, das weltliche Regiment zu ändern. Der ganzen Gemeine gehöre die Gewalt des Schwerts, die Fürsten seyen die Grundsuppe des Wuchers, der Dieberei und Räuberei. Wegen dieser tollen Lehren hatte man ihn mit Recht schon aus mehreren Sächsischen und anderen Städten verjagt, als er in der Reichsstadt Mühlhausen einen großen Anhang fand. Die Entschiedenheit und Keckheit, mit der er seine Meinung vortrug, und ganz besonders seine lockende Lehre von der Gemeinschaft der Güter, verführten das niedere Volk mächtig. In kurzem war seine Partei in Mühlhausen so zahlreich, daß der Stadtrath abgesetzt, und ein neuer aus seinen Anhängern bestellt, und die Mönche, Stiftsherren und Johanniter vertrieben wurden. Die Armen arbeiteten nicht mehr, sondern forderten ihre Bedürfnisse von den Reichen, und was ihnen abgeschlagen wurde, nahmen sie mit Gewalt. Als die Revolution in der Stadt selbst zu Stande gebracht war, zog Münzer mit seinem Anhang hinaus, um sie durch das ganze Land zu verbreiten. Eine Menge Kirchen, Klöster und Schlösser wurden geplündert und verwüstet, und das böse Beispiel wirkte immer verführerischer. In Thüringen, in vielen Gegenden Obersachsen's, Hessen und Braunschweig erhoben sich die Bauern, es nachzuahmen. Der junge rasche und thätige Landgraf Philipp von Hessen wurde zuerst des Aufstandes in seinem Lande Meister, dann zog er den benachbarten Fürsten, den Herzogen Georg von Sachsen und Heinrich von Braunschweig, und den Grafen von Mansfeld zum Beistand zu. Vereint brachen sie mit einer ausgesuchten Mannschaft gegen Münzer auf. Sie trafen ihn bei Frankenhausen,

wo er sich mit etwa 8000 Mann auf einer Anhöhe gelagert hatte (15. Mai 1525). Da die Aufrührer anfangs zu unterhandeln begehrten, so ließen ihnen die Fürsten Gnade anbieten, wenn sie sich ergeben und ihre Häupter ausliefern wollten. In dieser Gefahr spannte Münzer alle seine Kräfte an, die Untreue der Seinen zu verhindern, und ein zufällig sich zeigender Regenbogen kam seiner feurigen Beredtsamkeit mächtig zu Hülfe. „Hebt die Augen auf, rief er, und seht, wie günstig uns Gott ist, blickt auf das Zeichen seiner ewig dauernden Huld zu uns. Seht den Himmelsbogen; und da in unseren Fahnen dasselbe Zeichen gemalt ist, so zeigt uns Gott dadurch deutlich an, er werde uns unterstützen und den Tyrannen Untergang bereiten. Es ist Gottes Wille, daß wir keinen Frieden mit unsern gottlosen Widersachern machen". Jede Hoffnung auf Gnade zu vernichten, beging Münzer sogar die Nichtswürdigkeit, einen Gesandten der Fürsten, einen jungen Edelmann, niederstoßen zu lassen. Die Schlacht ward von den Fürsten mit leichter Mühe gewonnen, von den fliehenden Bauern an fünf tausend niedergemacht. Münzer selbst entkam glücklich nach Frankenhausen, und verbarg sich daselbst auf dem Boden eines Hauses; aber ein Knecht entdeckte ihn am folgenden Tage und zog ihn aus dem Bette hervor. Er wurde vor die Fürsten gebracht, gefoltert und dann enthauptet.

Die Widersacher der Reformation verfehlten nicht, alle diese Empörungen als Beispiele darzustellen, zu welchen Unthaten die neuen ketzerischen Lehren führten. So ungegründet diese Behauptung auch ist, wenn man anders nicht jedes aus einer großen Idee entspringende Mißverständniß auf diese selbst zurückschieben will; so hat doch der Bauernkrieg viel dazu beigetragen, den Sectenhaß und den Parteigeist schärfer zu machen, und durch die politische Besorgniß, welche sich dem religiösen Interesse beimischte, wurde die Lage der Dinge schwieriger und verwickelter.

---

11. Die ersten Bündnisse der Parteien. Förmliche Gestaltung des neuen Kirchenthums.

Da der Beschluß des letzten Nürnberger Reichstages wegen der Religion so wenig nach dem Sinne des päpstlichen Legaten und der katholischen Partei ausgefallen war; so traten auf Campeggio's Betrieb

der Erzherzog Ferdinand von Oesterreich — mächtig als Besitzer aller Länder des Großvaters Maximilian, die sein Bruder, der Kaiser, erst mit ihm getheilt, dann ihm gänzlich überlassen hatte — die Herzoge Wilhelm und Ludwig von Baiern und die meisten süddeutschen Bischöfe am 6. Juli 1524 zu Regensburg zu einem besonderen Bündnisse zusammen, dessen Zweck die Aufrechthaltung der katholischen Kirche und Lehre war. Das Zusammenwirken der sonst durch politische Eifersucht getrennten Häuser Oesterreich und Baiern wurde der Punct, von welchem in Deutschland der geregelte Widerstand gegen die Fortschritte der neuen Lehre ausging.

Die norddeutschen entschiedensten Widersacher derselben, der Kurfürst Joachim I. von Brandenburg und der Herzog Georg von Sachsen, waren diesem Bündnisse nicht beigetreten; im nächsten Jahre aber kamen sie mit einigen gleichgesinnten Fürsten zu Dessau zusammen, und hielten Berathungen, von denen sich die Evangelischen nichts Gutes versprachen. Da nun zugleich ein Ausschreiben des Kaisers zu einem neuen Reichstage erschien, in welchem auf Unterdrückung der schädlichen Religionsneuerungen hingewiesen wurde, so drang der feurigste Anhänger der Reformation, der Landgraf Philipp der Großmüthige von Hessen, der sie in seinem Lande eben mit großem Eifer einführte, darauf, daß die evangelischen Fürsten zu einem Sicherheitsbündnisse zusammentreten möchten. Luther wollte zwar von solchen Maßregeln nichts hören, er verließ sich fest darauf, daß Gott seine Sache schon allein ohne alle Menschenhülfe durchfechten werde, und der sanfte Melanchthon verabscheute wegen seiner natürlichen Weichmüthigkeit alle gewaltsamen Schritte. Demungeachtet nahm der neue Kurfürst von Sachsen, Johann der Standhafte (sein Bruder, Friedrich der Weise, war am 5. Mai 1525 gestorben) des Landgrafen Vorschlag an. Zu Torgau wurde im Mai 1526 zwischen beiden Fürsten ein Bündniß geschlossen, des Inhalts, daß — weil durch die Geistlichen und ihre Anhänger eine Verbindung errichtet worden sey, um die alten unchristlichen Mißbräuche ferner im Schwange zu erhalten, und diejenigen, welche sie abgestellt hätten, anzugreifen und zu verderben — sie einander gegen einen solchen Angriff mit allen ihren Kräften beistehen wollten. Bald darauf traten noch vier Herzoge von Braunschweig-Lüneburg, Herzog Heinrich von Mecklenburg, Fürst Wolfgang zu Anhalt, zwei Grafen von Mansfeld und die damals freie Reichsstadt Magdeburg diesem Bündnisse bei.

Das Vertrauen auf diese Einigung war es, welches den verbündeten Fürsten die Entschlossenheit gab, auf dem noch im Junius desselben Jahres zu Speier eröffneten Reichstage, sich dem kaiserlichen Antrage zur Vollziehung des Wormser Edicts zu widersetzen, ja den Beschluß zur bewirken, daß bis zur völligen Entscheidung der Religionshändel jeder Reichsstand sich in Bezug auf das Wormser Edict so verhalten solle, wie er es vor Gott und dem Kaiser zu verantworten hoffte. Unter dem Schutze dieses Reichsschlusses gewann die Reformation einen noch schnellern und leichtern Fortgang, und die neue Lehre, die schon in vielen Landschaften und Orten in's Leben getreten war, erhielt einen festern Grund. Indem die Reformatoren viele Lehrsätze des katholischen Kirchenglaubens gänzlich bestritten, oder doch anders gestalteten, griff dieses so tief in die Kirchenverfassung und den Gottesdienst ein, daß die Trennung immer entschiedener werden mußte. Die Verwerfung der geistlichen Herrschaft des Papstes, des Cölibats der Geistlichen und des Mönchswesens sprengte die Kette der Hierarchie; wenn die Dogmen von der Brotverwandlung, dem Meßopfer und der Fürbitte der Heiligen verlassen wurden, mußten auch die gottesdienstlichen Anstalten gänzlich verändert werden; und mit der Lehre Luther's, daß nicht in unserer eigenen Gerechtigkeit und in guten Werken, sondern in dem Glauben an das Verdienst Christi der wahre Grund unseres Heils zu suchen sey, mußte sich das praktische christliche Leben ganz anders gestalten. Diesen Grundsätzen gemäß wurde die Messe abgeschafft, das Abendmahl unter beiderlei Gestalt ausgetheilt, die Anbetung der Bilder verworfen, die Muttersprache beim Gottesdienst eingeführt, den Geistlichen die Ehe verstattet; die Klostergelübde wurden für unverbindlich erklärt, die Festtage vermindert; auf das Predigen und den häufig gänzlich vernachlässigten Volksunterricht legte man einen großen, bisher ungewohnten Nachdruck. In Ansehung der Kirchenverfassung und Regierung waren die Reformatoren anfangs geneigt, die Bischöfe bestehen zu lassen, wenn ihre Gewalt eingeschränkt würde, und sie aller weltlichen Herrschaft entsagten. Da dies aber nicht erfolgte, so kam in den Ländern, wo die Reformation eingeführt wurde, die oberste Leitung der Kirchenangelegenheiten an die Landesherren.

In dem Mutterlande der Reformation, dem Kurfürstenthum Sachsen, wo Friedrich der Weise sich gegen die Neuerungen mehr nachgebend als fördernd verhalten hatte, wurden diese Einrichtungen durch Johann den Standhaften angeordnet. In Hessen hielt Philipp der

Großmüthige 1526 eine Landessynode, wo die Kirchenreformation besprochen und festgesetzt wurde; ein Jahr darauf stiftete er die Universität zu Marburg. Bald folgten mehrere andere Deutsche Fürsten und Städte. Am merkwürdigsten aber war, daß schon in den ersten Jahren der Reformation ein ganzer geistlicher Staat in einen weltlichen verwandelt (säcularisirt) wurde. Dieses geschah in dem Ordenslande Preußen, welches, wie wir wissen, im Thorner Frieden seine Selbständigkeit an Polen verloren hatte (Th. VI. S. 348.). Im Jahre 1511 wählte der Orden den Markgrafen Albrecht von der Fränkischen Linie des Brandenburgischen Hauses, einen Enkel des Kurfürsten Albrecht Achilles und Schwestersohn des Königs Sigismund von Polen, zum Hochmeister. Der Orden hatte die Hoffnung nicht aufgegeben, sich der Polnischen Oberhoheit wieder zu entziehen; Albrecht versagte den Lehnseid, und gerieth darüber 1519 mit seinem Oheime in einen Krieg. Um in dem Lande Hülfe zu suchen, mit welchem Preußen früher politisch verbunden gewesen, und es noch nach der Sprache und Nationalität war, reis'te Albrecht nach Deutschland, fand zwar diese Hülfe nicht, sah aber die Anfänge der Kirchenverbesserung, und von Luther persönlich dazu aufgefordert, beschloß er, auch Preußen für dieselbe zu eröffnen. Sie fand dort einen fruchtbaren Boden und verbreitete sich mit großer Schnelligkeit. Dadurch gelang es dem Markgrafen, der Herrschaft des Ordens, trotz aller Einreden und Klagen vieler Beeinträchtigten, ein Ende zu machen, und Preußen für sich und seine Nachkommen als Erbeigenthum zu gewinnen, indem er sich mit dem Könige von Polen aussöhnte. Dies geschah 1525 zu Krakau, wo am 9. April ein Friede unterzeichnet wurde, der Albrecht zum ersten weltlichen Herzog von Preußen, als Vasall der Krone Polen, erklärte. Am folgenden Tage leistete der neue Herzog seinem Oheim mit großer Pracht die Huldigung.

Unter den Mitteln zur Ausbreitung der Reformation wirkte keines so allgemein, so dauernd und so gewaltig, als die Bibelübersetzung, welche Luther auf der Wartburg begonnen hatte, und bis 1532 vollendete. Die schlichte Einfalt, die Tiefe und die Erhabenheit des Ausdrucks sind darin gleich bewundernswürdig. Kein anderes Buch ist bei Hohen und Niedern so entschieden National- und Volksbuch geworden, daher auch durch diese Uebersetzung die Mundart, in der sie abgefaßt ist, die hochdeutsche, den Sieg über die übrigen davon trug, und Schrift- und Umgangssprache aller Gebildeten wurde. Die hei-

lige Schrift, so dem Volke in die Hände gegeben, entschied Unzählige für eine Lehre, die sich immer auf sie und nur auf sie berief. Daneben fuhr Luther unablässig fort, theologische Schriften, Erklärungen biblischer Bücher, Predigten u. s. w. herauszugeben, und seine Bibelübersetzung zu verbessern, so daß es unbegreiflich seyn würde, wie sein von beständiger Kränklichkeit geplagter Körper eine so gewaltsame Anstrengung so lange habe aushalten können, wenn man nicht wüßte, wie mächtig ein hochbegabter, von großen Ideen erfüllter Geist selbst den hinfälligsten Körper mit sich empor zu heben und zu erhalten vermöge. Ja die Pünktlichkeit und Ordnung in seinen Geschäften machte es ihm möglich, noch manche Nebenstunde der Geselligkeit und dem Gartenbau zu widmen. Es ist noch ein Brief von ihm vom Jahre 1525 übrig, worin er einen Freund bittet, ihm neue Sämereien für sein Gärtchen zu schicken; und ein anderer an Spalatin, den er mit dem Versprechen zu sich einladet, ihm bei seinem Besuche einen Strauß seiner selbst gezogenen Rosen zu überreichen. Ja er fing um diese Zeit sogar das Drechseln an. „Ich und mein Famulus Wolfgang, schreibt er an einen Freund in Nürnberg, haben das Drechseln vor die Hand genommen; weil wir aber die dazu nöthigen Werkzeuge bei uns nicht haben können, so schicke ich hier einen Goldgulden, mit Bitte, dafür etliche Bohrer und andere Drechslerinstrumente zu kaufen, die Euch leicht ein Drechsler zeigen wird."

Zu Ende des Jahres 1524 legte er seine Augustinerkutte ab, und trug hinfort immer einen bürgerlichen Rock. Gewöhnlich schenkte ihm der Kurfürst das Tuch dazu, und zwar schwarzes, welches damals die Hoffarbe war; und seitdem führten seine Schüler diese Farbe so allgemein ein, daß sie bis auf unsere Zeiten die der amtlichen Kleidung der evangelischen Geistlichen geblieben ist. — Wie Luther durch diesen Schritt dem Mönchthum förmlich absagte, so bekräftigte er im nächsten Jahre seine Verwerfung des Cölibats dadurch, daß er in den Ehestand trat, wie schon viele seiner Anhänger vor ihm gethan, obgleich er bereits zwei und vierzig Jahre alt war. Am 13. Juni 1525 geschah seine Verheirathung mit dem Fräulein Katharina von Bora, die mit acht anderen Nonnen aus dem Kloster Nimptsch bei Grimma nach Wittenberg gekommen war. Selbst Melanchthon war über diesen Entschluß, den Luther schnell gefaßt hatte, verwundert und betreten, und fürchtete, er würde den Gegnern zu Lästerungen Anlaß geben, die denn freilich auch nicht ausblieben. Luther's Fleiß im Schreiben und

Lehren erlitt übrigens durch seinen Ehestand keine Störung, so lieb er auch „seine Käthe" und sein Söhnchen Johannes hatte, das ihm im nächsten Jahre geboren ward. 1527 unternahm er mit Melanchthon ein wichtiges Werk, die Visitation der Kirchen und Schulen in ganz Kursachsen und Meißen, eine mühselige Arbeit, die einige Jahre dauerte. Die beiden Männer durchreiseten Dorf für Dorf und Stadt für Stadt, zeigten den Pfarrern und Schullehrern eine bessere Methode, und ermahnten sie kräftig zur Erfüllung ihrer Pflichten. Als das Geschäft beendigt war, setzte Melanchthon einen Unterricht an die Pfarrherren im Kurfürstenthum Sachsen auf, der noch in demselben Jahre (1528) sechsmal gedruckt wurde. Er enthält eine kurze Anweisung, was und wie die Lehrer in Kirchen und Schulen lehren sollen, und wie der Gottesdienst einzurichten sey. Auch Luther brachte die Hauptsätze seiner Glaubens- und Sittenlehre in Fragen und Antworten. Das ist der berühmte „Katechismus Lutheri". Einen kurzen Auszug daraus, den er den kleinen Katechismus nannte, bestimmte er für die Kinder. Und wie Luther durch diese Bücher für den Volksunterricht, so sorgte Melanchthon für eine wissenschaftliche Darstellung der evangelischen Glaubenslehre, welche unter dem Titel Loci communes rerum theologicarum im Jahre 1521 zuerst erschien, und so außerordentlichen Beifall fand, daß sie, viele Uebersetzungen ungerechnet, bis 1595 sieben und sechzig Mal aufgelegt worden ist.

Zu den litterarischen Gegnern Luther's war in den letzten Jahren der früher für ihn so günstige Erasmus getreten. In einer Schrift unter dem Titel de libero arbitrio griff er Luther's Lehre von der im Menschen ausschließlich wirkenden Gnade Gottes an, und suchte darzuthun, daß der Wille des Menschen nicht so gebunden sey, wie Luther behaupte. Dieser Schrift setzte Luther eine andere, de servo arbitrio, entgegen, in welcher er seine Lehre von der Nichtigkeit des menschlichen Willens mit einer Schärfe durchführte, von welcher Melanchthon und die meisten anderen evangelischen Theologen noch bei Luther's Leben abwichen.

Weit folgenreicher aber wurde eine andere, sich im Schooße der neuen Kirche entwickelnde Meinungsverschiedenheit, nämlich über die Lehre vom Abendmahle. Luther hatte das katholische Dogma von der Brotverwandlung verlassen, fuhr aber fort, die leibliche Gegenwart Christi im Brote und Weine des Abendmahls zu behaupten. Dagegen erhob sich Karlstadt mit der Lehre, daß der Zweck der Abendmahlsfeier

kein anderer sey, als Erinnerung an den Tod des Erlösers, und gerieth darüber in einen Streit mit Luther, der die üble Folge für ihn hatte, daß er Kursachsen verlassen mußte. Unerwartet fand seine Meinung in Oberdeutschland Anhänger unter den Theologen, Luther aber vertheidigte die seine nur mit desto größerer Heftigkeit und blieb sein ganzes übriges Leben der entschiedenste und bitterste Gegner dieser Partei, die man mit dem Namen der Sacramentirer belegte. Ja er stand nicht an, sich gegen sie auf die in allen Jahrhunderten geglaubte Lehre der Kirche zu berufen, die doch sonst bei ihm gegen die Zeugnisse der Schrift und die Ergebnisse der auf sie gegründeten Forschung nicht in Betracht kam. Karlstadt zwar trat bald vom Schauplatze ab, nun aber ward der Streit ungleich bedeutender, da in Oberdeutschland die Lehrmeinungen der Schweizerischen Reformatoren großen Beifall fanden.

---

12. Schweizerische Reformation durch Ulrich Zwingli.

In der Schweiz waren nämlich ungefähr um dieselbe Zeit, wo Luther in Sachsen auftrat, doch unabhängig von ihm, ähnliche Angriffe auf das alte Kirchenthum geschehen und eine ähnliche Umgestaltung desselben eingeleitet worden, durch den berühmten Reformator Ulrich Zwingli. Dieser (geb. 1484) war der Sohn eines Amtmanns zu Wildhausen in der Grafschaft Toggenburg. In Basel und in Bern, wo er nacheinander auf der Schule war, und in Wien, wo er einige Jahre auf der Universität zubrachte, legte er sich mit dem größten Fleiße auf die Wissenschaften. Nach seiner Rückkunft aus Wien ward er Schullehrer in Basel, und hier war beim Studium der Theologie ein ausgezeichneter Mann, Thomas Wittenbach, sein Lehrer. Dieser legte die ersten Zweifel gegen den herrschenden Lehrbegriff der Kirche in seine Seele. Im Jahre 1506 ward Zwingli zum Priester geweiht, und Prediger zu Glarus, wo er durch eifrige Schriftforschungen den betretenen Weg weiter verfolgte. Als er diese Stelle zehn Jahre lang bekleidet hatte, wurde er als Pfarrer nach Einsiedeln im Canton Schwyz berufen. Hier fand er unter den Mönchen des Klosters einige gleichgesinnte Freunde, besonders einen Universitätsfreund, Leo Judä, und fing an, gegen herrschende Mißbräuche, besonders gegen die Wallfahrten, zu predigen. Der Boden war auch in der Schweiz für die Ausstreuung dieses Samens bereitet, es herrschte große Unzufriedenheit über den

Verfall des geistlichen Standes, dessen Reichthümer und schwelgerisches Leben, und durch das, was das Volk auf den Italienischen Zügen mit Augen sah, war der Glaube an die Heiligkeit und Untrüglichkeit des Römischen Stuhles gewaltig erschüttert. Der Abt des Klosters Einsiedeln, Konrad Rechberg, ging auf Zwingli's Gedanken schon so weit ein, daß er den Klosterfrauen das Mettensingen erließ, und die Erlaubniß zu heirathen gab. Um noch mehr auszurichten, wandte sich Zwingli an den Bischof Hugo von Kostnitz und an den Cardinal Schinner, und bat um Reinigung der Kirche, erlangte aber nichts als allgemeine Versprechungen.

Ein größerer Wirkungskreis eröffnete sich für ihn 1518, als er zum Pfarrer nach Zürch berufen ward. Hier fand er ein Neuerungen geneigtes Volk, und einen Rath, der ihm auf halben Wegen entgegen kam. Statt bloß die sonntäglichen Texte zum Grunde zu legen, fing er an, in zusammenhängenden Homilien seinen Zuhörern das ganze neue Testament bekannt zu machen und zu erklären. Er lehrte: man solle sich allein an die Bibel halten, weil nur sie in Glaubenssachen entschiede, die Aussprüche der Päpste, die Lehren der Kirchenväter, die Traditionen solle man nur dann annehmen, wenn sie mit der Bibel übereinstimmten. Als 1519 ein Barfüßermönch, Bernhard Samson, mit Ablaßbriefen in der Schweiz umherzog, eiferte er, wie Luther, gegen diesen Unfug, und der Mönch erhielt von vielen Gliedern der Tagsatzung nachdrückliche Winke, seinem Handel ein Ende zu machen.

Männer von ähnlichen Gesinnungen traten nun auch an anderen Orten der Schweiz als Beförderer der reformatorischen Lehren auf, mit größerem oder geringerem Muth und Eifer, und mit größerem oder geringerem Erfolge. Zwingli erhielt viele Freunde, aber auch viele Feinde. Unter den Letztern waren nicht bloß religiöse, sondern auch politische. Denn Zwingli und seine Genossen griffen die politischen Mißbräuche nicht minder an wie die kirchlichen, sie eiferten wider das Reislaufen und die Jahrgelder. Man erzählte, daß Zwingli öffentlich gesagt habe: „Die Eidgenossen halten es für eine Sünde, in der österlichen Zeit Fleisch zu essen, aber Menschenblut fremden Fürsten zu verkaufen, das halten sie für kein Verbrechen.“ Mit den über solche Aeußerungen Ergrimmten vereinigten sich, als nun auch die äußeren Formen des Kirchenwesens erschüttert wurden, die Mönche und die geistlichen Oberen. Im Jahre 1522 beklagte sich der Bischof von Kostnitz in einem Schreiben an das Stift der Chorherren zu Zürch,

unter welche Zwingli eben auch aufgenommen worden war, über die gefährlichen Neuerungen und Unruhen, die im Zustande der Religion und Kirche dort vorgingen, über die Verachtung der alten Gebräuche und Auflehnung gegen die bischöfliche Gewalt, und ermahnte sie, keine Veränderungen der Art zuzugeben. Zwingli antwortete durch eine nachdrückliche Schutzschrift, in welcher er eingestand, daß er alle willkürliche menschliche Vorschriften in Glaubenssachen verwerfe. Da ihn nun auch die Dominicaner für einen Ketzer erklärten, so ordnete die Regierung, zum Theil auf sein Verlangen, auf den Januar 1523 ein Religionsgespräch zwischen den Lehrern beider Theile an. In diesem, wie in noch zwei anderen bald darauf gehaltenen Disputationen, erschienen Zwingli's Ansichten seinen Mitbürgern so überzeugend, daß 1524 die Messe und die Bilder abgeschafft wurden. In diesem Jahre verheirathete sich der Reformator auch, nachdem ihm schon mehrere andere Priester und Mönche darin vorangegangen waren. Zu Basel machte die Reformation um dieselbe Zeit durch einen andern trefflichen Theologen, Oecolampadius (Hausschein), einen Freund Zwingli's, Fortschritte, und in anderen Schweizerischen Städten folgte man dem gegebenen Beispiele. Johann Eck, der bekannte Gegner der Lutherischen Reformation, hielt 1526 zu Baden eine Disputation mit Zwingli und Oecolampadius, ohne dadurch den Fortschritt der angefangenen Bewegung hemmen zu können. Ein anderes 1528 zu Bern veranstaltetes Gespräch war für den Sieg der neuen Lehre in diesem Canton entscheidend. Zwingli's Lehre hatte sich ziemlich übereinstimmend mit der Lutherischen ausgebildet, die schon erwähnte Abweichung in der Lehre vom Abendmahl war die bedeutendste.

Doch errang die Reformation keineswegs in der ganzen Schweiz den Sieg; vorzüglich in den demokratisch regierten Cantonen Schwyz, Uri, Unterwalden und Zug blieb man dem alten Kirchenglauben getreu, und dieses gab der politischen Spaltung eine neue Heftigkeit. Denn Zürch und Bern, welche die Reformation angenommen hatten, waren die beiden mächtigsten aristokratischen Staaten. Sie hatten deshalb ein Bündniß mit einander geschlossen, in welches auch Biel, Mühlhausen, Basel und St. Gallen aufgenommen wurden. Von einem Ende der Schweiz bis zu dem andern geschah eine Wanderung und Verpflanzung vieler Familien, die ihre Vaterstadt, wo ihre Religion unterlag, gegen einen andern Ort vertauschten, wo diese durch den Beschluß der Obrigkeit herrschte. Nach dem Beispiel der reformirten

Cantone schlossen Schwyz, Uri, Unterwalden, Zug und Lucern 1529 gleichfalls eine Vereinigung zur Beschützung ihres Glaubens. Noch in demselben Jahre kam es zu kriegerischen Rüstungen. Doch brachte Johann Aebli, Landammann zu Glarus, durch Bitten und Ermahnungen bei Katholischen und Reformirten einen Frieden zu Wege, vermöge dessen jedem Canton das Recht blieb, die Religion in seinem Gebiet zu bestimmen; in den gemeinschaftlichen Vogteien sollte dieselbe nach der Mehrheit der Stimmen geordnet werden. Doch blieb es bei dieser friedlichen Ausgleichung nicht; die Verhältnisse gestalteten sich im Kampfe, wie in der Folge erzählt werden wird.

---

13. Die Protestation zu Speier und das Religionsgespräch zu Marburg.

(1529.)

In Deutschland blieb der Landgraf von Hessen geschäftig, seine evangelischen Glaubensgenossen vor allzugroßer Sicherheit zu warnen. Schon begannen blutige Verfolgungen der Bekenner der neuen Lehre; in Baiern und in Köln ließ man mehrere lutherisch gesinnte Prediger den Feuertod sterben. Von dem Widerwillen des Kaisers gegen die Evangelischen erhielt man unzweideutige Proben; und 1528 bekam der Landgraf sogar durch Otto von Pack, einen vertrauten Rath des Herzogs Georg von Sachsen, eine dem Anschein nach völlig beglaubigte Nachricht, daß zwischen des Kaisers Bruder Ferdinand, den Kurfürsten von Mainz und Brandenburg, dem Herzoge Georg und den Herzogen von Baiern, nebst mehreren Bischöfen, ein Bündniß zur gewaltsamen Ausrottung des Lutherthums geschlossen worden sey. Philipp würde hierauf ohne Weiteres losgeschlagen haben, wenn der Kurfürst von Sachsen nicht durch seine Theologen und Räthe bewogen worden wäre, ihn von einer so raschen That abzuhalten. Der Landgraf sollte wenigstens vorher bei den Verbündeten eine Anfrage machen, und als dies geschah, läugneten diese das Daseyn eines solchen Bündnisses völlig. Daß Pack seine Aussage gänzlich aus der Luft gegriffen habe, läßt sich nicht füglich annehmen, vielmehr ist das Wahrscheinlichste, daß er unbestimmte Verabredungen zu einem fertigen Plane und förmlich abgeschlossenen Bündnisse gestempelt hat.

So lagen die Sachen, als die Stände sich im März 1529 in

Speier mit unverhohlenem Groll gegen einander zu einem Reichstage versammelten. Die Katholischen brachten es durch Mehrheit der Stimmen zu dem Beschluß, daß diejenigen Stände, in deren Landen die neue Lehre schon eingeführt sey, bis zu einem künftigen Concil alle weiteren Neuerungen verhüten, die übrigen aber ferner bei dem Wormser Edict verharren sollten. Da dies nichts anders hieß als jede fernere Ausbreitung der reformirten Lehre für gesetzwidrig erklären, fanden sich die evangelischen Stände bewogen, am 19. April eine Protestation gegen jenen Schluß einzureichen, von welchem sie seitdem den Namen der Protestanten erhalten haben. Um den übeln Eindruck, den dieser Schritt, wie sie mit Grunde fürchteten, auf den Kaiser machen würde, zu mildern, schickten sie eine Gesandtschaft an ihn, der damals in Italien war. Diese traf Karl zu Piacenza, wurde aber sehr geringschätzig behandelt, und zuletzt mit förmlicher Drohung einer ernstlichen Strafe, wenn sie von ihrer Protestation nicht abstehen würden, entlassen. Noch ehe die Fürsten diesen Ausgang kannten, hatte der Landgraf, um für jeden Fall in guter Verfassung zu seyn, eine Verbindung aller evangelischen Stände betrieben, diese aber scheiterte an jenem Zwiespalte, der über das Abendmahl Statt fand. Darum nahmen die Wittenberger Theologen ihren Landesherrn gegen das Bündniß ein, indem sie es, weil die Oberländischen der Lehre Zwingli's ergebenen Städte Theil daran nehmen sollten, unchristlich und gefährlich nannten. Vergebens stellte der Landgraf vor, wie unklug es sey, um einer einzigen Abweichung willen Städte von sich zu weisen, die für den Nothfall sechzigtausend Mann zu stellen versprochen hatten; Luther blieb taub gegen alle diese Rücksichten, und bewog den Kurfürsten wirklich, seiner Ansicht zu folgen. Der Landgraf hielt jedoch die Uneinigkeit der Theologen für kein unübersteigliches Hinderniß. Ein Religionsgespräch, meinte er, würde die gewünschte Uebereinstimmung bewirken, und veranstaltete ein solches zu Marburg. Luther erschien mit Melanchthon und mehreren andern seiner ausgezeichneten Anhänger; auch Zwingli war von einigen angesehenen Theologen seiner Schule begleitet. Am 2. October 1529 nahmen die Verhandlungen ihren Anfang, ohne jedoch zu dem gewünschten Ergebniß zu führen. Nur wurde beschlossen, daß die Streitschriften aufhören sollten. — So litt denn die evangelische Partei schon an einer starken innerlichen Entzweiung, als sie der neuen Entwickelung ihrer Lage entgegentrat, die von des Kaisers endlicher Rückkehr nach Deutschland zu erwarten stand.

14. Gefahren von den Türken. Ferdinand, König von Ungern und Böhmen.

In den Tagen, wo zu Marburg über das Abendmahl gestritten ward, drohte dem ganzen Deutschland Gefahr, von den schlimmsten Feinden des Christenthums überschwemmt und zertreten zu werden. Die Türken waren bis Wien vorgedrungen und bedrängten es hart.

Nach dem Tode Mohammed's II., der seinen barbarischen Thron nach Constantinopel verpflanzt hatte, spielten die Osmanischen Türken als Eroberer noch lange eine glänzende Rolle, und stürmten gegen die durch sie schon um so herrliche Länder geschmälerte Christenheit. Zwar die Regierung des nächsten Sultans, Bajazeth's II. (1481—1512), war mehr friedfertig als kriegerisch, aber sein Sohn, der grausame schonungslose Selim I. (1512—1520), unterwarf dem Reiche, durch Siege über den Persischen Schah und den Sultan der Mameluken, deren Herrschaft er ein Ende machte, den größten Theil Kurdistan's und Mesopotamien's, Syrien und Aegypten. Ihm folgte sein Sohn Soliman I. genannt der Prächtige, ein Herrscher von großem Unternehmungsgeist und hohem Muthe, ganz dazu gemacht, einen Staat, dessen Seele und Bedeutung der Krieg war, zu leiten. Er griff Rhodus, den damaligen Sitz des Johanniterordens, an. Vergebens rief der Großmeister Philipp Villiers de l'Isle Adam alle christlichen Mächte zum Beistand auf. Er blieb auf seine eigne Mittel beschränkt, das heißt auf eine Besatzung von 600 Rittern und 5000 andern Soldaten, während die Türken 200,000 Mann gegen die Insel führten, ergab sich aber doch erst nach der heldenmüthigsten und einsichtsvollsten Vertheidigung, nachdem mehr als die Hälfte der Türken bei der Belagerung ihren Tod gefunden hatte, und auf die ehrenvolle Bedingung eines freien Abzugs (1522). Kaiser Karl räumte den Rittern 1526 die damals zu Sicilien gehörende Insel Malta ein, unter der Bedingung, daß sie sich fortwährend dem Kampfe gegen Türken und Seeräuber widmeten.

Schon vor dem Zuge gegen Rhodus hatte Soliman seinen Sieges lauf mit einem Angriffe auf Ungern begonnen, und das wichtige Belgrad erobert. In diesem Reiche war König Wladislav II., von dem ein Ungrischer Geschichtsschreiber sagt, es sey sein ganzes Leben der Ruhe und dem Nichtsthun ergeben gewesen, am 13. März 1516 gestorben. Sein Nachfolger Ludwig II. ist als ein seltenes Beispiel

von Uebereilung der Natur bekannt geworden. Er kam zu frühzeitig, fast noch ganz ohne Haut auf die Welt, hatte im vierzehnten Jahre schon vollkommnen Bart und im achtzehnten graue Haare. Diesem raschen Processe der Natur entsprach auch der Lauf seiner Schicksale. Er war, wie oben schon erzählt ist, verlobt, ehe er noch geboren war, wurde im zweiten Jahre gekrönt, folgte im zehnten in der Herrschaft, heirathete im funfzehnten und ward im zwanzigsten getödtet. Unter ihm hatten die Zerrüttung des Innern, die Zwietracht, die Verachtung des königlichen Ansehns, die Anmaßungen der Großen einen nicht minder hohen Grad erreicht wie die Gefahr von Außen. Von Neuem machten die Türken ungeheure Rüstungen, und mit einem Heere, dessen Zahl auf dreimal hundert tausend angegeben wird, fiel Soliman in Ungern ein. Mit sehr geringen Streitkräften ging ihm Ludwig entgegen. Am 28. August 1526 geschah bei Mohacs die Schlacht, die das Ungrische Heer gänzlich vernichtete. Viele der vornehmsten Großen und sieben Bischöfe lagen unter den Todten, der fliehende König versank in einen Morast, wo er erstickte. Die Sieger drangen nach Ofen vor, welches ohne Widerstand in ihre Hände fiel, dann richteten sie heimkehrend nach allen Seiten hin die furchtbarste Zerstörung an, plünderten, brannten, und mordeten Widerstehende und Wehrlose.

Der Woywode von Siebenbürgen, Johann Zapolya, trachtete nach der Ungrischen Krone, und seine Anhänger wählten ihn zum König. Andere aber versammelten sich zu Presburg um die Königin Wittwe Maria von Oesterreich, und hielten einen Reichstag, auf welchem sie Zapolya's Wahl für ungültig erklärten und dagegen den Erzherzog Ferdinand, den schon vorher die Böhmischen Stände zum König erhoben hatten, ernannten. So waren also in Ungern Gegenkönige, und ein Bürgerkrieg stand bevor, zu dem beide Theile rüsteten. Zapolya hatte fast das ganze Reich inne, als aber Ferdinand im Sommer 1527 mit Deutschen Kriegern im Lande erschien und Ungrische zu ihm stießen, ward Zapolya genöthigt, sich nach Siebenbürgen zu ziehen. Auf einem Landtage zu Ofen ward Ferdinand zum zweiten Mal zum König gewählt *) und am 3. November zu Stuhlweissenburg, wo die Ungrischen Könige von Alters her die Weihe ihrer Herrschaft empfingen, gekrönt.

*) Mailath Geschichte der Magyaren, Bd. IV. S. 17.

Aber Zapolya fand Hülfe bei dem gewaltigen Soliman. Wiederum drang dieser 1529 mit großer Heeresmacht in das Land ein, eroberte Ofen und ließ Zapolya dort als König einsetzen. Hierauf erschien der Sieger im Herbste desselben Jahres vor Wien mit mächtiger Rüstung und zahlreichem Geschütze. Nie war die Gefahr, welche dem Abendlande von den barbarischen Eroberern drohte, so groß gewesen; denn welche unermeßliche Bestürzung wäre vor ihnen hergegangen, wenn sich nach dem Falle der Hauptstadt Oesterreich's der verheerende Strom über Deutschland's Fluren ergossen hätte! Schon waren weite Breschen in den Mauern eröffnet, und zu verschiedenen Malen stürmten die Türkischen Schaaren entflammt von Durst nach Blut und Beute, aber alle ihre Anstrengungen wurden durch den Heldenmuth der Besatzung zu Schanden, die des Verhängnisses, das in ihre Hände gelegt war, würdig focht. Mangel an Lebensmitteln und das Murren der Truppen bewogen Soliman am 15. October die Belagerung aufzuheben, nachdem in der Gegend von Wien die Dörfer und Kirchen weit und breit verbrannt und zehntausend zusammengeschleppte Gefangene mehrentheils ermordet worden waren *). Die Türken zogen wieder in ihr Land zurück, in Ungern führten die beiden Könige einen für sie nutzlosen, für das Land außerordentlich verheerenden Krieg.

---

15. Franz I. von Frankreich und sein Verhältniß zu Karl V.

Während das Innere Deutschland's von allen bisher beschriebenen kirchlichen Bewegungen erfüllt war und von Südosten her die Türken andrängten, war der Kaiser fast unablässig durch seinen Nebenbuhler Franz beschäftigt.

König Franz, den wir schon als Sieger bei Marignano kennen gelernt haben, versprach im Anfange seiner Regierung weit mehr, als sich in der Folge bewährte. Der Beginn seiner Laufbahn strahlt im Glanze jugendlichen Heldenfeuers und ritterlicher Tapferkeit, bald aber sehen wir ihn im Innern nur nach Launen und Willkür herrschen, und durch gänzliche Hingebung an Sinnengenüsse so erschlaffen, daß die Unternehmungen, in welche ihn Ehrgeiz und Vergrößerungssucht nach Außen hin verwickelten, durch Fahrlässigkeit und Mangel an Nachdruck erfolglos blieben.

*) v. Hammer, Geschichte des Osmanischen Reiches, Bd. III. S. 84 fg.

Vom Anfang seiner Regierung übten zwei Personen einen höchst nachtheiligen Einfluß auf ihn: seine Mutter, Louise von Savoyen, eine ehrgeizige, ränkevolle, ausschweifende Frau, die ihren Sohn zugleich abgöttisch verehrte und beherrschte, und der Kanzler Duprat, dessen Rathschläge immer verderblich waren *). Durch diesen war das bei der Zusammenkunft zu Bologna zwischen Franz und Leo X. verabredete Concordat förmlich abgeschlossen worden (1516). Diese Uebereinkunft schaffte die auf die Schlüsse der Basler Kirchenversammlung gegründete pragmatische Sanction wieder ab, und gab dem Könige, gegen die Rückgabe der Annaten an den Römischen Hof, die Besetzung aller Bisthümer und Abteien in die Hände. Vergebens machte das Parlament gegen diese schädliche Maßregel wohlbegründete Einwendungen, der König wies sie mit tyrannisch-übermüthigen Reden zurück, so daß das Parlament das Concordat zwar endlich eintrug, aber mit dem Bemerken, es sey auf ausdrücklichen Befehl des Königs geschehen. Das zur Ausführung gebrachte Concordat erzeugte denn auch bald genug höchst verderbliche Folgen, indem nur Gunst und persönliche Rücksichten über die Besetzung der geistlichen Stellen entschieden **). Mit derselben Rücksichtslosigkeit wie beim Concordat behandelte der König das Parlament auch bei anderen Gelegenheiten. Als es wider eine von ihm erlassene harte und willkürliche Jagdordnung Einwendungen machte, ließ er durch Duprat antworten: er sey Herr,

*) La vraie cause des grandes et étranges calamités survenues les uns sur les autres s'en trouvera aux dissolutions extrêmes des grands et petits, lesquelles commencèrent à se deborder, étant le Roi François I. parvenu à la couronne, jeune prince plein de son vouloir, et gouverné par une très mauvaise femme, Louise de Savoie, et conseillé par un sien chancelier, feu Antoine Duprat, l'un des plus pernicieux hommes qui furent oncques. Reynier de la Planche bei Sismondi Hist. des Français, T. XVI. p. 12.

**) „Der König fing an, Bisthümer auf Bitten von Damen zu vergeben, Abteien den Soldaten als Lohn anzuweisen, und zuletzt allen Arten von Leuten gefällig zu seyn, ohne irgend auf ihre Eigenschaften Rücksicht zu nehmen. So kam binnen kurzer Frist fast jede geistliche Stelle in die Hände von Leuten, die an nichts dachten, als an ihren augenblicklichen Vortheil. Alle wohlunterrichtete gelehrte, taugliche Personen verloren dagegen jede Aussicht, ihre Anstrengungen dereinst belohnt zu sehen. Und die neuen Prälaten überließen die Kirchen an Leute, welche den geistlichen Stand lediglich erwählten, um den Arbeiten eines andern Berufs zu entgehen. Ihr Beispiel und die Zügellosigkeit ihrer Lebensweise stürzten das Volk in Verwirrung. — Man handelt am Französischen Hofe so mit Bisthümern und Abteien, wie bei uns (in Venedig) mit Pfeffer und Zimmet. Ja man vertheilt jene Würden auch wol, ehe sie erledigt sind, und ein Prälat hatte die größte Mühe, die Verkäufer zu überzeugen, daß er noch am Leben sey." Corraro bei Raumer Briefe aus Paris zur Erläuterung der Geschichte u. s. w. Th. I. S. 231.

und die Parlamentsräthe müßten gehorchen, oder er würde sie wie Rebellen behandeln und gleich den geringsten Unterthanen züchtigen *). Im Jahre 1521 beschloß er, um seinen Finanzverlegenheiten abzuhelfen, eine große Zahl neuer Parlamentsrathsstellen zu gründen, und als die Räthe auch hiergegen, wie natürlich, die dringendsten Vorstellungen machten, schrieb er: wenn sie nicht bis zu einer bestimmten Zeit die gehörige Zahl Käufer herbeischafften, werde er sich an ihre Personen und Güter halten **).

Eine völlig verschiedene Gemüthsbeschaffenheit hatte Franzen's vieljähriger Gegner, der Kaiser Karl. Er war so bedächtig, besonnen und fest, wie jener sorglos, leichtfertig und schwankend. Zu der gegenseitigen Eifersucht und Feindschaft zwischen den beiden Monarchen waren mannichfaltige Gründe vorhanden. Von den Burgundischen Ländern hatte Ludwig XI. nach dem Tode Karl's des Kühnen das Herzogthum Burgund (die Bourgogne) als eröffnetes Lehn der Krone Frankreich eingezogen (Th. VI. S. 223.); deswegen aber wollte Karl, als Nachfolger des Herzogs, seine Ansprüche daran nicht aufgeben. Noch verwickelter waren die Verhältnisse beider Mächte in Italien. Franz glaubte ein Anrecht auf den Theil von Neapel zu haben, welchen Ferdinand der Katholische seinem Vorgänger entrissen hatte (oben S. 115.), und Karl sah mit Unmuth die Franzosen im Besitz von Mailand, aus welchem Franz den Herzog Maximilian Sforza vertrieben hatte, ohne von der Lehnsherrlichkeit des Deutschen Reichs etwas wissen zu wollen. Wenn Franz ferner die Wiedereinsetzung der Erben Johann's d'Albret, Königs von Navarra, dem Ferdinand der Katholische den Spanischen Theil seines Landes genommen hatte, fordern zu können glaubte; so wurde Spanischer Seits dagegen behauptet, daß Navarra nicht dem Hause Albret, sondern der Königin Germaine, der zweiten Gemahlin Ferdinand's des Katholischen, gebühre. Auch hatte Karl ein Recht, sich über die Unterstützungen zu beklagen, welche Frankreich dem Herzoge Karl von Geldern, einem erbitterten Feinde des Oesterreichischen Hauses, gewährte. Alle diese Punkte gaben so reichlichen Anlaß zu gegenseitigen Reibungen, daß der Vertrag von Noyon (oben S. 140.) die Waffenentscheidung wol aufschieben, keineswegs aber eine tüchtige Grundlage dauernden Friedens abgeben konnte. Die fehlgeschlagne

---

*) Garnier Hist. de France, T. XXIII. p. 144, aus den Registres du Parlement.

**) Daselbst S. 426.

Bewerbung um den Kaiserthron, der Groll, daß Karl ihm hier den Rang abgelaufen, drückte einen neuen und tiefen Stachel in Franzen's Seele. An Macht waren die beiden Fürsten einander nicht sehr ungleich. Denn obschon Karl weit größere Gebiete beherrschte als Franz, obschon er Oberhaupt des Deutschen Reichs, König von Spanien, Neapel, Sicilien und Sardinien, Herr der Niederlande und der eben entdeckten Besitzungen in America war; so standen doch Franzen, vermöge seiner weit fester gegründeten Herrschaft über das vereinigte, abgeschlossene und besser eingerichtete Frankreich größere Hülfsquellen zu Gebote, während Karl überall nur eine beschränkte Gewalt über sehr getheilte Provinzen ausübte. Mit größerer Leichtigkeit brachte er Steuern und Heere auf als Karl, dem die Spanischen Cortes nur geringe Unterstützung gewährten, und die Deutschen Stände in der Regel gar keine.

Um die Zeit der Kaiserwahl schien der Ausbruch des Kampfes nahe, und sowol Karl als Franz suchten den Papst und England auf ihre Seite zu ziehen. Heinrich VIII., der in diesem Reiche regierte, war jung und eitel, und hing ganz von seinem Liebling und Minister, dem Cardinal Wolsey, ab. Beiden schmeichelte Franz mit der größten Sorgfalt, er nannte den Cardinal seinen Vormund, Lehrer und Vater. Karl griff es indeß noch besser an, die Freundschaft beider Männer zu erhalten. Auf seiner Reise von Spanien nach Deutschland machte er dem Könige (im Mai 1520) auf einige Tage persönlich seinen Besuch, der sich dadurch nicht wenig geehrt fühlte; dem Cardinal versprach er große Jahrgelder, und soll die Hoffnung in ihm genährt haben, daß er einst zur päpstlichen Krone gelangen werde. So gelang es ihm, daß er den König und seinen Liebling bezaubert von seiner Artigkeit und Klugheit verließ, und Franzen um einen gehofften Bundesgenossen ärmer machte; denn obgleich Heinrich, einem frühern Versprechen zufolge, bald darauf einen Besuch in Frankreich abstattete, wo ihm zu Ehren ein Lustlager aufgeschlagen war, welches man der dabei verschwendeten Pracht wegen das goldstoffene (camp du drap d'or) nannte; so schied er doch mit sichtbarer Kälte von Franz, und machte von da aus sogleich mit dem Cardinal eine Reise zu Karl, der sich damals in Gravelingen aufhielt und seinen Gästen die größte Aufmerksamkeit erwies. Auch den Papst Leo wußte Franz nicht zu gewinnen. Vielmehr schloß mit diesem im nächsten Jahre der Kaiser ein Bündniß (8. Mai 1521),

welches die Vertreibung der Franzosen aus Mailand zum Zwecke hatte, wo Franz Sforza, ein Bruder des letzten Herzogs Maximilian, eingesetzt werden sollte.

---

16. Erster Krieg zwischen Karl und Franz.
(1521—1526.)

Um diese Zeit kam der Krieg zwischen den beiden Monarchen zum Ausbruch. Franz nahm theils die Unterstützung Heinrich's d'Albret, der auf Navarra Ansprüche machte, zum Vorwande, und ließ Französische Truppen in dieses Land einbrechen, die aber bald herausgeschlagen wurden, theils begünstigte er Robert de la Marc, Herrn von Bouillon, der in seinem Ländchen unumschränkt zu gebieten behauptete, und sich daher durch einen, in Betreff eines seiner Vasallen erlassenen richterlichen Ausspruch des Kaisers so beleidigt glaubte, daß er diesen durch einen förmlichen Fehdebrief zum Kampfe herausforderte, und mit Französischer Hülfe in das Luxemburgische einfiel. Aber diese Ereignisse in Spanien und den Niederlanden waren nur Vorspiele zu dem größern und wichtigern Kampfe, der sich in Italien eröffnete. Karl war seinem Gegner in dem Talent bei weitem überlegen, die Fähigkeiten Anderer schnell zu unterscheiden, und zu jedem Geschäft den tauglichen Mann zu wählen. Zu Räthen, Feldherren, Gesandten dienten ihm die trefflichsten Männer. Diesmal übernahm der alte Colonna, Karl's Statthalter in Neapel, den Befehl über die Italienischen Truppen, welche Mailand erobern sollten. Der Französische Statthalter dieses Landes, Marschall Lautrec, der sich eben am Hofe befand, erklärte, daß er es nicht vertheidigen könne, wenn er nicht 400,000 Goldkronen erhielte, zur Zahlung des rückständigen Soldes an die Truppen und zur Unterhaltung von 8000 Schweizern. Der Schatz war leer, indeß versprachen ihm der König, dessen Mutter und der Oberaufseher der Finanzen, Semblançai, eidlich, daß er in Mailand das Geld vorfinden sollte; als er aber dort ankam, fand er es nicht. Semblançai hatte es zwar herbeigeschafft, aber die Mutter des Königs hatte es ihm abgefordert und behalten. Franz erwartete frohe Siegesbotschaften aus Italien zu hören; aber Lautrec, der seine Truppen nicht ohne Sold erhalten konnte und von einem mächtigen Feinde bestürmt ward, mußte einen Platz nach dem andern verlassen, und behielt zuletzt nichts übrig als Genua,

Cremona und das Schloß von Mailand. Im folgenden Jahre (1522) machte er einen abermaligen Versuch, allein die Gelder fehlten noch immer. Er konnte sich endlich in Italien nicht länger halten, und führte den kläglichen Ueberrest seines Heeres nach Frankreich zurück. Mailand war für König Franz wieder verloren, und er mußte die Zahl seiner Feinde noch wachsen sehen. Heinrich VIII. erklärte ihm den Krieg, und Karl versäumte nicht, auf seiner Reise von den Niederlanden nach Spanien bei dem Könige von England einzusprechen, um ihn in dieser günstigen Stimmung zu erhalten. Auch erschien bald darauf ein Englisches Heer in Frankreich, kehrte aber, nachdem es seinen Weg durch Plünderungen und Zerstörungen bezeichnet hatte, bald wieder heim.

Franz empfing Lautrec, als dieser bei Hofe erschien, mit Vorwürfen, und erstaunte nicht wenig, als er den Feldherrn von dem drückenden Geldmangel reden hörte. Semblançai wurde herbeigerufen, und entdeckte den wahren Zusammenhang. Nun stellte Franz seine Mutter zur Rede. Anfangs läugnete sie, endlich gab sie zu, von Semblançai 400,000 Kronen empfangen zu haben, allein das seyen ihre eigenen Gelder gewesen, die sie vom Schatze zu fordern gehabt. Franz wollte die Sache nicht weiter verfolgen, und ließ Semblançai in seinem Amte, ohne ihn jedoch gegen die Ränke seiner Mutter zu schützen. Voll boshafter Rachsucht verwickelte diese den würdigen Greis einige Jahre nachher in einen schweren Rechtshandel; er wurde des Unterschleifs öffentlicher Gelder angeklagt, von einer besondern Commission, obschon alle Welt von seiner Unschuld überzeugt war, zum Tode verdammt, und 1527 wirklich an den Galgen gehängt. — Lautrec war gerechtfertigt; die wahre Schuld an dem Verluste Mailand's mußte auf den König fallen, der aus Sorglosigkeit und Liebe zum Vergnügen Geschäfte von solcher Wichtigkeit dem Zufall und dem Spiel der Ränke überließ *).

Im nächsten Jahre gelang es dem Kaiser, noch mehr Bundesgenossen auf seine Seite zu ziehen. Am 3. August 1523 wurde zu Rom zwischen ihm, seinem Bruder Ferdinand, dem Könige von England, dem Papste Hadrian VI., dem Herzoge von Mailand und den Republiken Florenz, Genua, Lucca und Siena ein Bündniß zur Vertheidi-

*) Quis Francisci socordiam non execretur? qui venationibus, scortis, choreis, mimis, ludicris equitum certaminibus totum se dedens nullam tanti principatus curam susceperit, eam ad matrem Lautrecio infestam reiecerit, Semblancaium, quod vera confessus fuisset, iniquo iudicio circumveniri, et in gratiam matris innocentem capite luere permiserit. Belcarius, Rev. Gall. Comment. XVII., 12.

gung von Italien geschlossen. Schon vorher hatte auch Venedig sich mit dem Kaiser verbündet. Nichts desto weniger rüstete König Franz ein großes Heer zur Wiedereroberung von Mailand aus. Da hemmte der Abfall des Connetable von Bourbon die Unternehmung.

Karl, Herzog von Bourbon, der erste Prinz vom Geblüt, war von Franz zum Connetable, 1515 auch zum Statthalter von Mailand ernannt worden, und hatte in dieser Würde große Gaben für die Kriegführung wie für die Verwaltung entwickelt. Dennoch wurde er von der Statthalterschaft abgerufen, und auch sonst vom Könige empfindlich zurückgesetzt, welches ihn um so tiefer kränkte, da er sich nicht wie einen gewöhnlichen Unterthan betrachtete, denn er übte in seinen Landschaften die Vorrechte der alten großen Kronvasallen. Ein Theil dieser reichen Landschaften war ihm durch die Heirath mit Susannen, der Tochter Anna's von Bourbon, der Schwester Karl's VIII., zugefallen. Susanna starb im Jahre 1521, und jetzt ließ Louise, des Königs Mutter, dem Herzoge ihre Hand antragen, obschon sie dreizehn Jahre mehr zählte, als er. Schon sieben und vierzig Jahre alt, galt sie noch für schön, und glaubte einem Manne noch Liebe einflößen zu können. Aber der Herzog lehnte den Antrag ab, und er soll es mit einer schonungslosen Aeußerung über ihre Sittenlosigkeit gethan haben. Diese Schmach zu rächen, verband sich Louise mit dem ränkevollen Duprat, welcher den Connetable haßte, ihn um die Erbschaft seiner Frau zu bringen. Diese hatte ihm zwar Alles in ihrem letzten Willen vermacht; es entstand aber die Frage, in wiefern sie zu einer solchen Verfügung berechtigt gewesen sey. Louise, mütterlicher Seits mit dem Hause Bourbon verwandt, trat auf, und nahm die Erbschaft für sich in Anspruch, und der General-Advocat die sämmtlichen Güter des Herzogs für die Krone, als widerrufliche Schenkungen der frühern Könige. Das Parlament zögerte, einen Ausspruch zu thun, man rieth dem Connetable einen Vergleich zu suchen, er aber, voll heißen Durstes nach Rache, vergaß sich so sehr, mit den Feinden seines Vaterlandes, dem Kaiser und Heinrich VIII., in ein geheimes Einverständniß zu treten, welches eine Theilung Frankreich's unter die drei Theilnehmer bezweckte. Bourbon, welcher die Provence und die Dauphiné als ein unabhängiges Königreich, und des Kaisers Schwester Eleonore zur Gemahlin erhalten sollte, versprach, dem Deutschen Heere, das in Burgund einfallen sollte, sechstausend Mann zuzuführen, und damit den König im Herzen seines Landes anzugreifen, während die Englän-

der vom Norden her und die Spanier über die Pyrenäen zu gleicher Zeit in Frankreich einbrechen wollten. Alles dies aber sollte erst geschehen, wenn Franz, der im Begriff stand, sich persönlich zu seinem nach Italien gehenden Heere zu begeben, Frankreich verlassen haben würde. Auf dem Wege nach Lyon erhielt Franz die erste dunkle Kunde von der Verschwörung, und begab sich selbst nach Moulins, wo der Connetable war, um ihn zur Rede zu stellen. Als Bourbon von seiner Ankunft hörte, warf er sich in's Bett, und nahm die Miene eines Kranken an. Der König erwähnte ohne Umschweife des Gerüchtes, das ihn hieher geführt; Bourbon betheuerte seine Unschuld, worauf Franz nach Lyon ging, aber den Connetable genau beobachten ließ. Dieser, der sich in Frankreich nicht mehr sicher wußte, entfloh bei Nacht verkleidet, und kam unter tausend Gefahren auf kaiserliches Gebiet. Franz hatte indeß dieser Verschwörung wegen seinen Plan geändert. Er blieb in Frankreich zurück, und vertraute den Befehl über das nach Italien gesandte Heer dem Admiral Bonnivet an, der auch einen Theil des Mailändischen wieder eroberte. Der Verabredung gemäß brachen zwar die Engländer in die Picardie ein, ein Deutscher Heerhaufe verwüstete Burgund, und vom Süden her drängte eine dritte Schaar; aber sie konnten sich sämmtlich nicht lange in Frankreich halten, selbst die Engländer, die nur noch elf Stunden von Paris waren, mußten umkehren, und so kam Frankreich, welches in diesem Jahre völlig erobert und getheilt werden sollte, noch sehr glücklich mit der Verwüstung einiger Provinzen davon. Bourbon wurde für einen Hochverräther erklärt, und alle seine Besitzungen eingezogen.

Unglücklicher begann für Franz der Feldzug des folgenden Jahres (1524), wo Bonnivet den Befehl in Italien behielt. Dieser, ein Günstling der Königin Mutter, war tapfer, aber ohne Feldherrngaben. Ihnen gegenüber standen Bourbon und der Marquis von Pescara — Colonna war gestorben — die ihm an Einsicht bei weitem überlegen waren. Bonnivet sah sich genöthigt, mit seinem immer mehr zusammenschmelzenden Heere den Rückzug anzutreten. An der Sesia erlitt seine Nachhut schweren Verlust durch die nachdringenden Kaiserlichen, er selbst ward verwundet, Bayard übernahm den Befehl, sank aber bald von einem Schusse, der ihm den Rückgrat zerschmetterte, getroffen nieder. Man trug ihn aus dem Getümmel, und setzte ihn unter einem Baume nieder. Die Sieger zogen vorüber, unter ihnen auch der Herzog von Bourbon. Tief erschüttert von dem Anblick des Ster-

benden, ging er auf ihn zu, und sagte mit Thränen in den Augen: „O, edler Bayard, wie bedaure ich Euch." — „Nicht ich bin zu bedauern, erwiederte der Ritter, ich sterbe als rechtschaffener Mann im Dienste meines Königs. Aber Ihr, ein Prinz von Französischem Blut, habt Euch gegen Eure Landsleute und gegen Euren König bewaffnet." Dann kam auch Pescara, und als er sah, daß Bayard nicht mehr fortgetragen werden konnte, ließ er ein Zelt holen, und über ihm aufschlagen. Bald entsank dem Scheidenden das Schwert, dessen Gefäß er still betend wie ein Crucifix vor sich gehalten hatte. Pescara sorgte für die ehrenvollste Bestattung des edlen Helden, der die Bewunderung beider Heere mit in das Grab nahm. Durch das Savoyische begleitete der Landesadel die Leiche des Ritters, die zu Grenoble mit großem Pompe in die Gruft der Ahnen gesenkt ward.

Die Franzosen waren nun völlig aus Italien vertrieben, und in Mailand ward Franz II. Sforza als Herzog eingesetzt. Nun aber wandte sich das Glück auf einige Zeit. Bourbon drang darauf, daß Frankreich selbst während seiner Erschöpfung angegriffen werden sollte, und Karl ging darauf ein, folgte aber nicht dem Rathe Bourbon's, auf Lyon loszugehen, sondern befahl Pescara, sich des Hafens und der Festung von Marseille zu versichern. Pescara fand die Schwierigkeiten dieser Belagerung unüberwindlich, und da die Franzosen das Land umher absichtlich verwüstet hatten, so sah er sich vom Hunger gezwungen, wieder nach Italien zurückzukehren. Franz I., an der Spitze einer zahlreichen Armee, verfolgte ihn jetzt auf der Ferse, brach über den Berg Cenis in Italien ein, eroberte Mailand, und warf sich auf Pavia. Das kaiserliche Heer, von dem Nothwendigsten entblößt, konnte keine von diesen raschen Unternehmungen verhindern, sondern mußte in den unwegsamsten Gebirgen nur auf seine Sicherheit bedacht seyn. Ein Spötter in Rom gab deshalb dem Pasquino einen Zettel in die Hand, auf welchem Demjenigen eine große Belohnung versprochen wurde, der von dem kaiserlichen Heere Nachricht geben könnte, das im October in den Gebirgen zwischen Frankreich und der Lombardei verloren gegangen sey. Der Papst und die Republik Florenz schlossen mit Franz einen Neutralitätsvertrag, und die Venetianer traten von dem Bunde mit dem Kaiser zu dem seinen.

Aber wie schnell das Glück sich wenden könne, wenn es nicht von der Klugheit und Entschlossenheit festgehalten wird, davon gab noch dieser nämliche Feldzug einen merkwürdigen Beweis. Die verschollenen

Krieger lebten noch, es fehlte ihnen nur am Solde. Um sie zu befriedigen, verpfändete Bourbon seine Juwelen, und Lannoy, der Vicekönig von Neapel, der sich bei dem Heere in Oberitalien befand, die Einkünfte seiner Provinzen. Der Erstere ging nach Deutschland, und führte von dort fünfzehntausend Mann frischer Truppen herbei, welche des Kaisers Bruder Ferdinand durch den berühmten Georg von Frundsberg in Deutschland hatte anwerben lassen. So verstärkt kamen sie nebst dem trefflichen Pescara aus den Bergen hervor, entschlossen den Feldzug zu endigen, ehe das herbeigeschaffte Geld wieder verzehrt sey. Franz hatte indeß Zeit und Kräfte mit der Belagerung von Pavia versplittert. Er wollte seine Abhärtung zeigen und sich durch einen Winterfeldzug hervorthun, darum beschoß er die Stadt den ganzen November, December und Januar hindurch, ohne die Besatzung zum Wanken zu bringen, die von einem eben so einsichtigen und erfahrnen, als tapfern Führer, Don Antonio de Leyva, befehligt wurde. Dazu beging er den Fehler, eine starke Abtheilung von seinem Heere abzusenden, welche Neapel erobern sollte. Lannoy gerieth darüber zwar in Besorgniß, und wollte mit einem Theile seiner Truppen folgen, aber Pescara hielt ihn davon ab, indem er mit Recht behauptete, die Entscheidung müsse bei Pavia erfolgen. Zum Entsatz dieser Stadt rückten Beide mit Bourbon im Februar 1525 heran. Ihr Geldmangel war groß, die Truppen verlangten eine Schlacht, und Leyva konnte sich in der Stadt nicht länger halten. Dem Könige Franz riethen seine erfahrensten Feldherren, den Angriff in der Stellung, in der er sich befand, nicht abzuwarten. Er selbst aber und Bonnivet, dessen Rath zu seinem Unglück großes Gewicht bei ihm hatte, hielten es seiner Rittterehre zuwider, wenn er furchtsam erschiene, und glaubten auch den kaiserlichen Truppen an Zahl gewachsen zu seyn. So kam es am 24. Februar zu der berühmten Schlacht bei Pavia. Die Franzosen griffen anfangs mit einer solchen Hitze an, daß die Kaiserlichen wankten. Aber Pescara an der Spitze der Spanier und Frundsberg mit den Deutschen machten Alles wieder gut, und da zu gleicher Zeit Leyva aus der Stadt hervorbrach, ward die Verwirrung allgemein, und die Kaiserlichen erfochten einen vollkommenen Sieg. Selbst die Schweizer in dem Französischen Heere behaupteten an diesem Tage ihren alten Waffenruhm nicht, und wurden schnell über den Haufen geworfen. Die ganze Französische Artillerie ging verloren, gegen achttausend Todte bedeckten das Schlachtfeld Unter diesen waren der alte La Tremouille, der Marschall La Paliss-

Bonnivet, der schon so Vieles schlimm gemacht hatte und auch an dem Unglücke dieses Tages Schuld war, und viele andere Offiziere vom höchsten Rang. Der König selbst bewies viele persönliche Tapferkeit, und gegen das Ende des Treffens, da schon Alles floh, vergaß er sich so sehr, daß er noch immer um sich hieb, als wollte er allein die Schlacht gewinnen. Endlich, da er schon eine Wunde an der Stirn, eine andere an dem Arm, und noch eine in die Hand bekommen hatte, und vom Fechten ganz ermattet war, wollte er seinem Pferde die Sporen geben, aber in diesem Augenblick ward es unter ihm erschossen. Er fiel zur Erde; zwei Spanier, die ihn nicht kannten, sprangen zu, setzten ihm den Degen auf die Brust und rissen ihm die goldene Ordenskette ab. Da kam der Herr von Pomperant herangesprengt, ein mit Bourbon zugleich entflohener Franzose, der nun dem Kaiser diente. Er erkannte den König, der sich ihm aber nicht ergeben wollte, sondern verlangte, daß Lannoy herbeigerufen werde. Diesem gab er seinen Degen. Lannoy empfing ihn knieend, und überreichte ihm dafür den seinigen, weil es, wie er sagte, unschicklich sey, daß ein König vor einem Unterthan unbewaffnet stehe. Dann ward er in sein Lager geführt, wo man ihm die Wunden verband. Er ward der Aufsicht des Herrn von Alarcon übergeben, der in der Folge große Vorsicht nöthig hatte, damit er nicht entkäme. Seiner Mutter schrieb er nichts als die Worte: „Madame, Alles ist verloren, nur die Ehre nicht*).“

Der Kaiser empfing die Nachricht von diesem außerordentlichen Siege mit großer Würde und Mäßigung. Er brachte Gott seinen Dank in einem einsamen Gebete dar, verbot aber alle öffentlichen Freudenbezeigungen und Feste, denn diese, äußerte er, gehörten nur für Siege, die über die Ungläubigen davon getragen würden. Auch befahl er seinen Feldherren in der Lombardei, die Feindseligkeiten gegen Frankreich sofort einzustellen, die aber auch ohne diese Anordnung nicht mit Nachdruck hätten betrieben werden können, denn es trat bald ein so drückender Geldmangel ein, daß Lannoy sich genöthigt sah, alle Italiener und Deutsche aus dem Heere zu entlassen. Nicht weniger bedenklich war der Eindruck, den der große Erfolg von Pavia auf die übrigen Italienischen Staaten und auf den König von England machte; die Uebermacht des Kaisers glaubten sie jetzt am meisten fürchten und

*) Der Erfolg zeigte, daß er diesen Ausspruch fast hätte umkehren können. Denn es ging durch die Schlacht bei Pavia außer der Siegesehre für Frankreich sehr wenig verloren.

ihr entgegenwirken zu müssen. Heinrich VIII. — dessen Eitelkeit so wie der seines Günstlings Wolsey der Kaiser nicht mehr so wie bisher schmeichelte — söhnte sich mit Frankreich aus, und schloß mit Franzen's Mutter, welche die Regentschaft übernommen hatte, ein Vertheidigungsbündniß; in Italien betrieb der ränkevolle Mailändische Kanzler Morone, unzufrieden, daß sein Herr, der vom Kaiser eingesetzte Herzog Franz Sforza, die Belehnung nur unter lästigen Bedingungen erhalten hatte, einen Verein der Italienischen Staaten gegen Karl, in den er auch Pescara zu ziehen, und diesen Feldherrn zum Treubruch zu verleiten suchte. Pescara aber — der anfangs, man weiß nicht recht ob ernsthaft, oder, was glaublicher ist, nur zum Schein, Bereitwilligkeit gezeigt hatte — lockte den Kanzler zu sich, ließ ihn verhaften, und belagerte den Herzog in Mailand. Kurze Zeit darauf (30. Nov. 1525) starb Pescara, einer der größten Feldherren und geschicktesten Staatsmänner seines Jahrhunderts, im sechs und dreißigsten Lebensjahre. Der Oberbefehl kam an den Herzog von Bourbon.

Schon vor diesen Ereignissen hatte der Kaiser dem Könige Franz seine Freiheit unter den Bedingungen anbieten lassen, daß er das Herzogthum Burgund abtreten, allen Ansprüchen auf Neapel, Mailand und Genua entsagen, dem Herzoge von Bourbon seine eingezogenen Güter zurückgeben und — dem früheren Plane gemäß — noch die Provence und Dauphiné abtreten sollte. Franz verwarf diese Anträge, und verlangte nach Spanien gebracht zu werden. Wirklich sandte ihn Lannoy auf Befehl des Kaisers nach Madrid. Er hatte gehofft, durch eine persönliche Gegenwart werde Alles leicht geordnet werden können, aber er fand sich getäuscht. Karl war keinesweges gesonnen, das Glück, welches ihm sein Gegner in die Hände geliefert, unbenutzt vorübergehen zu lassen; er weigerte sich, Franzen auch nur zu sehen, ehe die Hauptsachen in Richtigkeit gebracht wären. Der Gram warf den König auf das Krankenlager, worauf Karl ihn zu besuchen eilte, und ihn durch höfliche Versicherungen einer baldigen Ausgleichung zu trösten suchte. Franz erlangte seine Gesundheit bald wieder, aber nicht sogleich die Freiheit; unter des Kaisers Räthen waren die Meinungen über den Preis, für welchen sie ihm zu gewähren sey, getheilt, und besonders war Burgund ein Stein des Anstoßes, da die Abtretung dieses Herzogthums von Karl eben so entschieden gefordert als von Franz beharrlich verweigert ward. Dieser

wollte sogar zum Schein die Krone niederlegen, um bei dem Kaiser die Furcht zu erwecken, er werde durch diesen Schritt alle aus der gegenwärtigen Lage der Dinge zu ziehende Vortheile einbüßen. Endlich kam ein Vertrag zu Stande, der am 14. Januar 1526 zu Madrid unterzeichnet wurde, und Franzen seine Freiheit verschaffte. Die Hauptbedingungen waren: der König tritt das Herzogthum Burgund auf immer ab; er begiebt sich aller Ansprüche auf Neapel, Mailand und Genua und der Souverainetät über Flandern und Artois; er verspricht, dem Könige von Navarra nicht mehr beizustehen, den Herzog von Bourbon in alle seine Güter wiedereinzusetzen, dem Kaiser zu einem Zuge nach Italien zwölf Galeeren zu stellen und zweimalhunderttausend Thaler zu entrichten, und zur Bürgschaft für alle diese Verheißungen seine zwei ältesten Söhne als Geiseln zu stellen, wie auch zur Befestigung der neuen Freundschaft, des Kaisers Schwester, die verwittwete Königin Eleonora von Portugal zu heirathen; und verheißt endlich im Falle der Nichterfüllung dieses Vertrages, sich binnen sechs Monaten dem Kaiser wieder als Gefangner zu stellen. Franz fand diese Bedingungen so hart, daß er schon im Voraus entschlossen war, sie nicht zu halten. Dazu ergriff er ein Mittel, welches deutlich zeigt, daß es ihm, der so viel Rühmen von seiner Ehre machte, nicht schwer wurde, sein Gewissen zu beschwichtigen. Er versammelte nämlich heimlich seine Räthe, erklärte, daß der Friede, den man ihm hier abdringe, ungerecht sey, und daß Schwur und Unterschrift unter diesen Umständen keine bindende Kraft haben könnten. Ueber diese Protestation ließ er eine förmliche Urkunde aufnehmen, und nun unterschrieb und beschwor er den Vertrag. Ja beim Abschiede, als der Kaiser ihm sagte: Jetzt, mein Bruder, da Ihr nun frei seyd, sagt mir aufrichtig, ob Ihr die Absicht habt, alle Puncte des Friedens zu erfüllen, — antwortete Franz: „Ich verspreche Euch, daß ich keinen andern Willen habe als den, Alles, was unter uns ausgemacht worden, zu erfüllen, und ich nehme dieses Kreuz hier zum Zeugen." Dieser Abschied erfolgte, als die Ratification Louisen's von Savoyen, als Regentin von Frankreich in der Abwesenheit ihres Sohnes, eingelaufen war. In Begleitung Alarcon's, Lannoy's und vieler Gensdarmen, ritt Franz der Grenze zu. Diese machte der Fluß Andaye. Als man an denselben gekommen war (18. März 1526), zeigte sich schon der Marschall von Lautrec am gegenüberstehenden Ufer mit einer Schaar Bewaffneter zu Pferde, und mitten

auf dem Strome lag eine Barke vor Anker. Auf beiden Seiten stellten sich die Reiter in eine Reihe, und dann fuhren zu gleicher Zeit, von dieser Seite Lannoy und der König, von jener Lautrec und die zwei Prinzen, die als Geisel dienen sollten, beiderseits von acht Edelleuten begleitet, an das leere Schiff. Die Auswechselung geschah in einem Augenblick; nach einer kurzen Umarmung seiner Kinder sprang Franz in Lautrec's Fahrzeug und stieg am Französischen Ufer aus. Hier warf er sich auf ein Türkisches Pferd, schwang im Fortjagen die Hand über den Kopf, rief freudig zu wiederholten Malen: „Nun bin ich wieder König!“ und eilte im vollen Jagen nach St. Jean de Luz und von da nach Bayonne, wo ihn seine Familie und der Hof erwarteten.

---

17. Die heilige Liga, die Einnahme von Rom und der zweite Krieg zwischen Karl und Franz.

(1526—1529.)

Das Mailändische war damals noch immer von kaiserlichen Truppen besetzt, die längst keinen Sold mehr erhalten hatten, und das Land schrecklich aussogen. Den Herzog Franz Sforza hielten sie fortwährend in dem sehr festen Castell von Mailand belagert. Dieser Druck erfüllte die Italiener gegen die Spanier als ihre Tyrannen mit dem entschiedensten Hasse *). Der Wunsch, sie vertrieben zu sehen, war ein nationaler, auch Clemens VII. war davon erfüllt, und die Absichten der Italiener trafen mit den Plänen des Königs von Frankreich zusammen, der nur darauf dachte, den Madrider Vertrag nicht zu erfüllen. So schlossen der König Franz, der Papst, der Herzog Franz von Mailand und die Republik Venedig am 22. Mai 1526 zu Cognac ein Bündniß, welches, weil der Papst an der Spitze stand, die heilige Liga genannt wurde. Die Verbündeten wollten den Kaiser ersuchen, seine Truppen aus Italien zurückzuziehen, den Herzog Franz Sforza wieder einzusetzen, und die Söhne des Königs Franz, die als Geiseln bei ihm waren, nicht gegen das Herzogthum Burgund, sondern gegen ein Lösegeld, frei zu geben, im Weigerungsfall aber ein Heer aufbrin-

---

*) „Die Hoffart und Habgier der Spanier, der Anführer so gut wie der Gemeinen, zeigte sich wahrhaft unerträglich. Es war eine Mischung von Verachtung und Ingrimm, mit der man diese fremdgebornen, halbbarbarischen Herrscher im Lande sah.“ Ranke, die Römischen Päpste, Bd. I. S. 102.

gen, um die Spanier nicht nur aus Mailand, sondern auch aus Neapel zu verjagen. Und damit sich Karl nicht auf Franzen's Schwur und Handschrift berufen könne, sprach der heilige Vater, kraft seiner Gewalt zu binden und zu lösen, den König von diesem Eide los.

Indeß schickte Karl Gesandte an den König, die Erfüllung des Madrider Vertrages auf das ernstlichste zu begehren. Franz entschuldigte sich mit einer von ihm selbst veranstalteten Weigerung der Stände des Herzogthums Burgund, in eine Losreißung von Frankreich zu willigen, und bot statt des Landes zwei Millionen Kronen an. Ueber diese Antwort gerieth der Kaiser in gerechten Zorn, und erklärte ihn öffentlich für einen Regenten ohne Ehre und Treue. Da er indeß, wie gewöhnlich, an Gelde Mangel litt und überhaupt den Krieg gern vermeiden wollte, machte er dem Papste Vergleichsvorschläge, die dieser aber ablehnte, obschon Franz, in Unthätigkeit versunken, für seine Italienischen Bundesgenossen nichts that. Den Papst in die Enge zu treiben, benutzte des Kaisers Gesandter am Römischen Hofe, Don Hugo di Moncada, schlau die alte Eifersucht, welche zwischen den Häusern Medici und Colonna herrschte, und verband sich mit den Letztern zur Aufbringung einer Kriegsmacht, die (20. Sept. 1526) in Rom eindrang, und Clemens so in Schrecken setzte, daß er in die Engelsburg floh. Er mußte sich zu einem viermonatlichen Waffenstillstande verstehen, und dem zufolge seine Truppen aus dem Mailändischen abrufen. Für die Colonna sollte eine völlige Amnestie eintreten, wodurch diese freilich nicht befriedigt wurden, indem Moncada ihrem Haupte, dem Cardinal Pompeo Colonna, weit größere Hoffnungen gemacht hatte.

Indeß hatte Bourbon zwar das Schloß von Mailand zur Uebergabe gezwungen, um aber den Truppen der Liga die Spitze bieten zu können, verlangte er Verstärkung. Der Kaiser wandte sich deswegen an seinen Bruder Ferdinand und dieser an Georg von Frundsberg, daß er ein Heer von Deutschen Landsknechten aufbringe. Frundsberg ließ sich bereitwillig finden, obschon Ferdinand ihn zu der ganzen Ausrüstung nur mit 36000 Thalern unterstützen konnte. Das Uebrige schaffte Frundsberg selbst herbei, indem er Geld lieh, seine Landgüter, seiner Frau Ketten, Ringe und Geschmeide verpfändete; und so führte er 16000 Landsknechte nach Italien. Nun stieg aber die ohnehin schon große Verlegenheit um die Erhaltung der Truppen noch höher. Die Nothwendigkeit machte Bourbon zum Barbaren; er griff die Kirchen-

geräthe an, und preßte den reichen Bürgern in Mailand ihr Geld mit Härte, ja mit der Folter ab *). Endlich, da er die Menge durchaus nicht mehr auf Mailändischem Boden erhalten konnte, nahm er sich vor, sie in Feindes Land zu führen. Mitten im Winter (30. Jan. 1527) trat er seinen Marsch nach dem Kirchenstaat an, nachdem er dem Leyva das Commando über die Besatzung von Mailand übergeben hatte. Der Papst hatte seine Zusage nicht erfüllt, sondern an den Colonna empfindliche Rache geübt, indem er dem Pompeo die Cardinalswürde genommen, alle Glieder der Familie als Majestätsverbrecher verurtheilt, und ihre Häuser und Ländereien hatte verwüsten lassen. Das schien für Bourbon Veranlassung genug zu seyn, in das Land des Papstes zu gehen, um diesen, den Urheber der heiligen Liga, zu züchtigen. Ein seltsamer Zug! Das Heer, fünf und zwanzigtausend Mann stark, war ohne Geld und Geschütz. Italiener, Spanier und Deutsche folgten einem Feldherrn, der, obschon Franzose, doch ihr Vertrauen hatte. Er ging, wie Cortez und Pizarro, zu Fuß vor seinen Soldaten her, theilte alle Beschwerden mit ihnen, sorgte eher für sie, als für sich, und erheiterte sie durch lockende Versprechungen. Die Beschwerden des Weges waren sehr hinderlich. Uebergetretene Flüsse Schnee und rauhe Witterung, das stärkere ligistische Heer zur Seite, waren keine geringen Hemmungen für die Fortschreitenden. Piacenza und Bologna hatten sie vergebens zu überraschen gesucht. In der Nähe des letztern Ortes brach eine furchtbare Meuterei der Truppen aus. Mit wüthendem Geschrei forderten Spanier und Italiener die ihnen schuldige Löhnung, und stürmten auf das Zelt des Herzogs los, so daß dieser es fliehend verließ, und sich in Frundsberg's Hause versteckte. Als auch die Deutschen von dem Aufruhr ergriffen wurden, trat Frundsberg unter sie und redete ihnen milde und ernst zu. Vergebens. Die Landsknechte brüllten „Geld! Geld!" so daß der würdige Führer, von Schmerz und Zorn ergriffen, gelähmt und sprachlos zusammensank und fortgetragen werden mußte (16. März). Indeß schoß der Herzog von Ferrara zur einstweiligen Befriedigung der Spanier einiges Geld vor, wodurch der Aufruhr gedämpft ward. Der Papst, der indeß das Königreich Neapel hatte angreifen lassen, nun von der Gefahr, die ihm von Bourbon drohte, unterrichtet, wandte sich an Lannoy, und schloß mit diesem am 16. März einen achtmonatlichen

*) Er selbst sagt in einem Berichte, er habe die Stadt bis auf's Blut ausgesogen. Bucholtz, Geschichte Ferdinand's I., Bd. III. S. 65.

Waffenstillstand, in welchem er versprach, sechzigtausend Ducaten zu bezahlen, wogegen die kaiserlichen Generale den Kirchenstaat räumen sollten. Aber Bourbon wollte diesen Vertrag nicht anerkennen. Jene Summe reichte bei weitem nicht hin, auch war Lannoy ihm verhaßt, und vielleicht — daß er jetzt mit Plänen umging, die, wenn das Glück sie begünstigt hätte, ihn über die Trümmer von Lannoy's und Karl's Italienischer Macht hinweggeführt haben würden. Doch hat Niemand in seiner Seele gelesen, er hat seinen Kummer und seine Hoffnungen mit in's Grab genommen.

Jetzt wurde bestimmter Entschluß bei ihm, was ihm bis dahin nur dunkel vorgeschwebt zu haben scheint, Rom zu stürmen und zu plündern. Am fünften Mai bei Sonnenuntergang erblickte das Heer die Hauptstadt der Welt. Bourbon zeigte den Soldaten die strahlenden Kuppeln und Zinnen der prächtigen Tempel und Paläste von ferne, und versprach ihnen alle Schätze derselben, wenn sie die Stadt erobert hätten. Gleich auf den folgenden Morgen ward ein Hauptsturm beschlossen. Das Heer machte sich früh auf, und Bourbon, ganz gepanzert, und noch über der Rüstung mit einem weißen Gewande bekleidet, um kenntlicher zu seyn, schritt durch die Reihen und ermahnte seine Krieger zur alten Tapferkeit. Noch verbarg ein dicker Nebel den Römern ihre Ankunft. Erst als sie an den Graben kamen, wurden sie von den päpstlichen Soldaten und den Schweizern auf der Mauer erblickt. Unter fürchterlichem Geschrei wurden die Leitern angeworfen und erstiegen: ein schreckliches Gemetzel begann, und die Schweizer im Solde des Papstes machten ihrem Namen Ehre. Schon mehrmals zurückgeschlagen wichen die Stürmenden hie und da, und mußten mit Gewalt wieder angetrieben werden. Bourbon eilte von einem Haufen zum andern, ermunterte Alle durch Winken und Rufen, und riß einem Spanier die Leiter aus der Hand, um durch Voranschreiten selbst das Beispiel zu geben. Aber kaum hatte er einige Stufen erstiegen, als ein wohlgezielter Musketenschuß ihn traf. Er fühlte sogleich, daß die Wunde tödtlich sey, hatte aber noch Fassung genug, herabzusteigen, und die Umstehenden zu bitten, daß sie ihn mit einem Mantel bedeckten. Gleich darauf verschied er. Seine Sorgfalt war vergebens gewesen. Die Krieger, die das weiße Gewand nicht mehr sahen, ahnten die Ursach. Aber weit entfernt, dadurch kleinmüthig und verwirrt zu werden, feuerte die Begierde, ihres theuern Führers

Tod zu rächen, sie zu desto größerer Tapferkeit an. Die Schweizer wichen allmählig, und die Kaiserlichen drangen glücklich in die Stadt.

Alles, wozu Rachsucht, Geiz, Religionshaß und Wollust den Menschen treiben können, übten jetzt diese rasenden Sieger. Wild umherschweifend von Haus zu Haus, von Palast zu Palast, von Kirche zu Kirche, schleppten sie weg, was sie nur tragen konnten, und was sie nicht fortzubringen vermochten, das zerstörte ihr unsinniger Muthwille. Mancher herrlicher Ueberrest des classischen Alterthums, manche Sammlung von seltnen Kunstwerken, Büchern und Handschriften gingen zu Grunde. Weder Alter noch Geschlecht noch Stand wurden geschont, Männer und Frauen den schrecklichsten Mißhandlungen Preis gegeben. Die vornehmsten Geistlichen wurden von den Spaniern gebunden und geknebelt durch die Straßen geschleppt. Sieben Tage schwelgte die losgelassene Bestialität im Rauben, Peinigen und Zerstören, und als sich endlich die erste Wuth ein wenig abgekühlt hatte, trieb der ungebundene Muthwille mit allem bisher für heilig Geachteten sein tolles Spiel. Die päpstliche Sacristei ward zum Pferdestall entweiht, und statt der Streu holte man die Acten aus der päpstlichen Kanzlei und riß sie in Stücke. Die Deutschen, größten Theils Lutheraner, verhöhnten das Römische Kirchenthum durch spottende Nachäffung. Landsknechte als Cardinäle vermummt zogen auf Eseln in der Stadt umher, einer mit einer dreifachen Krone geziert, spielte den Papst, vor dem die Andern niederknieten. Den Luther will ich zu meinem Nachfolger machen, rief der Afterpapst, ihm das Papstthum schenken. „Luther Papst! Luther Papst!" entgegnete schreiend die jubelnde Rotte.

Dieses Spiel wurde vor der Engelsburg aufgeführt, zum Hohn des wirklichen Papstes, der dort wieder seine Zuflucht gesucht hatte. Es entspannen sich Unterhandlungen, in denen dem Papste sehr harte Bedingungen vorgelegt wurden. Er sträubte sich lange, sie alle einzugehen, weil er noch immer Hülfe von der ligistischen Armee hoffte, die auch wirklich nicht entfernt war, deren Anführer aber entweder nicht den Willen oder nicht die Kraft hatte, ihn zu befreien. Endlich, da der Mangel so groß ward, daß der Papst schon Eselsfleisch essen mußte, kam der Vertrag zu Stande. Clemens mußte versprechen, 400,000 Ducaten für das Heer zu bezahlen, den kaiserlichen Truppen einige feste Städte und Burgen einzuräumen, und bis zur Abtragung eines Theiles der Summe Gefangener zu bleiben.

So erwünscht dem Kaiser auch die Demüthigung des Papstes war, so mußte ihm doch ein Sieg dieser Art eben so viel Betrübniß als Freude erregen. Dem üblen Eindrucke, welchen die Plünderung Rom's, die Gefangenhaltung des Kirchenoberhauptes durch ein kaiserliches Heer erregen mußte, zu begegnen, schrieb er Briefe an alle Höfe, in welchen er betheuerte, daß der ganze Zug nach Rom und Alles, was an dem Papste Uebels verübt worden, ohne sein Wissen und wider seinen Willen geschehen sey. Er bestellte alle schon angesagten Freudensbezeigungen über die Geburt seines Prinzen Philipp wieder ab, ja er ließ, wie Einige sagen, sogar öffentliche Gebete für die Befreiung des Papstes verrichten. In der That waren seine Versicherungen nicht grundlos. Denn er war so wenig Herr über die Truppen in Italien, daß er diese selbst dann noch nicht zurückziehen konnte, als Clemens schon einen ansehnlichen Theil der verheißnen Summe gezahlt hatte. Am 31. October gewährte ein neuer Vertrag dem Papste Erleichterung, und am 10. December sollte er in Freiheit gesetzt werden. Aber in der Nacht vorher entfloh er nach Orvieto in das ligistische Lager, wahrscheinlich mit Einwilligung seiner Wächter, damit er nicht, wenn er in Rom erschiene, übler Behandlung durch die noch immer in der Stadt liegenden Truppen ausgesetzt seyn möge.

Einen großen Theil der Schuld an dem Unglücke des Papstes trug König Franz, der von den Versprechungen, die er ihm gemacht, keine erfüllt hatte. Als Bourbon schon in der Nähe Rom's stand, verband sich Franz mit Heinrich VIII. zum Kriege wider den Kaiser. Heinrich zahlte Subsidien, und Franz sammelte ein Heer, mit welchem der Marschall Lautrec in Italien einfiel, und mehrere wichtige Städte in der Lombardei eroberte, unter andern Pavia, wo die Franzosen schrecklich mordeten und Frevel aller Art begingen. Der Kaiser fühlte das Bedürfniß des Friedens, und da er auch an Gelde Mangel litt, so wollte er sich jetzt Franzen's letztes Erbieten, statt des Herzogthums Burgund zwei Millionen Kronen zu zahlen, gefallen lassen, auch die beiden Prinzen herausgeben, wenn Franz sogleich seine Truppen aus Italien zurückberufen wolle. Aber dieser glaubte sich nun viel zu sehr im Vortheil, um einen solchen Frieden zu bewilligen, und brach die Unterhandlungen ab. Karl erwiederte dem Französischen Waffenherold, der ihm die Kriegserklärung brachte (22. Jan. 1528), sein Herr sey ein Lügner und treuloser Mann, da er selbst zu Madrid versichert habe, dafür angesehen seyn zu wollen, wenn er sein Wort breche; wenn

es der König läugnen wolle, so erklärte er hiermit, daß er die Sache mit den Waffen Mann gegen Mann mit ihm ausmachen wollte. Franz antwortete durch eine förmliche Herausforderung, worauf Karl den Ort zum Zweikampf bestimmte; Franz sollte die Waffen mitbringen. Der Letztere blieb aber die fernere Antwort schuldig. Indeß drang Lautrec (im Febr.) in das Neapolitanische ein. Dies wurde die Veranlassung, daß die Bourbonischen Truppen, welche nun zehn Monate in Rom gehauset hatten, und die durch ihre Ausschweifungen von vier und zwanzigtausend Mann bis auf zwölftausend geschmolzen waren, mit Beute beladen, Rom verließen und nach Neapel zogen. Lautrec machte anfangs große Fortschritte, aber im wichtigsten Augenblicke blieben die Geldsendungen, die ihm Franz verheißen hatte, aus, indem der König wieder seinen Vergnügungen die wichtigsten Angelegenheiten nachsetzte. Indeß schritt Lautrec zur Belagerung der Hauptstadt, wo schon große Hungersnoth zu herrschen anfing, da auch von der Seeseite Genuesische und Venetianische Schiffe für die Belagerer wirkten. Nun beging Franz die außerordentliche Thorheit, einen wichtigen Bundesgenossen von sich zu stoßen und ihn dem Kaiser in die Arme zu führen. Der Genueser Andreas Doria, der die Seemacht seiner Vaterstadt außerordentlich gehoben hatte, war in Frankreich's Diensten, wurde aber zurückgesetzt und gekränkt, und verlangte jetzt Abstellung der Beschwerden, die er für seine Person und für Genua hatte. Auf Duprat's verderblichen Rath schlug Franz sein billiges Begehren ab, worauf Doria mit dem Kaiser Unterhandlungen anknüpfte, und unter der Bedingung, daß Genua als unabhängiger Freistaat anerkannt werde, mit seinen Schiffen in dessen Dienste trat. Genua's Verfassung ordnete er zweckmäßig und gab ihr Festigkeit und Dauer. Indeß waren Lautrec's Unternehmungen schon gehemmt durch eine furchtbare Pest, die in seinem Lager so schrecklich wüthete, daß die Zahl der Waffenfähigen in Monatsfrist von 25,000 auf 4000 herabsank. Lautrec selbst erlag der Krankheit, die Belagerung mußte aufgehoben werden, und auch von den wenigen Abziehenden sah fast kein Einziger sein Vaterland wieder. Im nächsten Jahre schlug und vertrieb Leyva ein anderes Französisches Heer, das Mailand erobern wollte; und so waren diese Feldzüge, von denen Franz sich so viel versprochen hatte, für ihn wieder unglücklich und schimpflich geworden. Er sehnte sich nach Frieden, nicht minder aber der Kaiser, dem das Vordringen der Türken in Ungern, so wie die Sprache und Haltung der Deutschen Protestan-

ten auf dem Reichstage zu Speier viele Sorge machten. Bei dieser gegenseitigen Geneigtheit zur Aussöhnung, begaben sich zwei Fürstinnen, Margarethe, des Kaisers Tante, und Franzen's Mutter, Louise, nach Cambray, bezogen dort zwei Nachbarhäuser, welche eine innere Gemeinschaft hatten, besuchten sich täglich ohne Förmlichkeit, und brachten den Frieden zu Stande (5. Aug. 1529). Franz zahlte die zwei Millionen Kronen, und gab alle Ansprüche auf Italien auf. Dafür kehrten seine Söhne zurück, und er blieb im Besitz von Burgund, worauf sich jedoch der Kaiser seine Ansprüche vorbehielt. Ferner sollte Franz des Kaisers Schwester Eleonore heirathen, und alle Anhänger Karl's von Bourbon in ihre Güter wiedereinsetzen. So sorgte der Kaiser für seine Verbündete, während Franz die seinigen völlig aufgab, und namentlich Florenz ganz der Willkür Karl's Preis gab. Dabei flüchtete er zum zweiten Mal zu dem verächtlichen, unwürdigen Mittel, einer geheimen Protestation gegen alle öffentlich bewilligte Leistungen *).

Noch vor dem Abschlusse des Friedens schiffte sich der Kaiser in Barcelona ein, um sich nach Italien zu begeben, und landete am 12. August 1529 in Genua. Er erschien mit dem Pomp eines Eroberers, mit einem Gefolge Spanischen Adels, und an der Spitze von zwanzigtausend Mann alter Soldaten, und empfing die Gesandten aller Italienischen Staaten. Dann wandte er sich nach Bologna, wohin er den Papst zu einer Zusammenkunft beschieden hatte. Sie war feierlich und glänzend. Karl küßte dem heiligen Vater knieend den Fuß, wohnte den religiösen Handlungen mit solcher Andacht bei, und zeigte in seinem Wesen so viel Hoheit und Milde zugleich, daß die Italiener, die einen Barbaren zu sehen erwartet hatten, ihn mit Verwunderung betrachteten. Hier in Bologna krönte ihn der Papst unter vielen Feierlichkeiten und großer Pracht zum König von Italien und zum Kaiser. Die erstere Krönung geschah am 22., die zweite am 24. Februar 1530, dem dreißigsten Geburtstage Karl's, und war die letzte Kaiserkrönung, die bis auf Napoleon's Zeiten von einem Papste verrichtet worden ist.

*) Garnier, Histoire de France T. XXIV. p. 390., schiebt zwar die Schuld auf den Kanzler Duprat, drückt sich aber doch auch stark darüber aus. Il est bien vrai, sagt er, que le chancelier Duprat, qui dirigeoit toutes les opérations du cabinet, et qui connoissoit beaucoup mieux les formes du palais que les maximes de l'honneur et de la saine politique, persuada au roi de protester contre ce traité, et poussa la précaution jusqu'à faire protester de la même manière les procureurs-généraux des cours souveraines, où il devoit être enregistré; comme si ces actes furtifs pouvoient annuller des engagemens pris à la face des nations et sous le sceau de la foi publique.

Schon vorher (23. Dec. 1529) war auch der Friede mit dem Herzog Franz Sforza von Mailand und den Venetianern zu Stande gekommen. Den Erstern setzte der Kaiser wieder in sein Herzogthum ein, doch mußte er sich verpflichten, 400,000 Ducaten sogleich, und dann noch zehn Jahre jährlich 50,000 zu zahlen, eine schwere Last für das ohnehin so ausgesogene und verarmte Land. Die Venetianer mußten sich gleichfalls zu einer Zahlung von 300,000 Ducaten verstehen.

Auch die übrigen streitigen Verhältnisse zwischen den Staaten Italien's wurden von Karl als Ordner des Landes geregelt und geschlichtet, nur die Florentiner hatten an der allgemeinen Friedestiftung keinen Theil. Unter diesen nämlich hatten bei der Nachricht von der Einnahme Rom's durch Bourbon's Truppen die republicanische Partei das Haupt erhoben, und die Medici dahin gebracht, die Stadt zu verlassen, wo die Verfassung, wie sie vor 1512 bestanden, wiederhergestellt wurde. Es standen sich nun wieder zwei Parteien gegenüber, eine, die sich aristokratischen Bestrebungen näherte, und eine entschieden demokratische, in der letztern besonders lebten die Ideen Savonarola's und sein Andenken wieder auf. Nach Außen hin beging die Republik den großen Fehler, sich an Frankreich anzuschließen, auch in der Zeit noch, als die kaiserlichen Waffen in Italien schon überall siegreich waren. Es war die Schuld der heftigen Demokraten, die Gemäßigten bemühten sich vergebens die Trennung von der Liga zu bewirken. Dieses wurde verhängnißvoll für die Republik. Denn da sie sich mit dem Kaiser nicht zur rechten Zeit verglich, so machte es der Papst in seiner Aussöhnung mit diesem zur Bedingung, daß Karl die Florentiner seinem Geschlechte wieder unterwerfen helfe, und Franz gab sie im Frieden von Cambray schmählich Preis. Ein kaiserliches Heer unter dem Prinzen Philibert von Oranien begann im September 1529 den Krieg wider sie, schon am 14. October erschien es vor der Stadt. Die Belagerung dauerte fast zehn Monate; der Prinz von Oranien selbst wurde getödtet. Vergebens vertheidigten sich die Florentiner mit großer Tapferkeit. Am 12. August 1530 mußten sie sich zu einer Capitulation verstehen. Diese stellte die Bestimmung der künftigen Verhältnisse dem Kaiser anheim, doch sollte der Staat frei bleiben. Karl ernannte Alexander von Medici zum erblichen Haupte von Florenz in den Verhältnissen seiner Vorfahren. Aber die Partei seines Hauses in der Stadt ging weiter, vernichtete die alte Verfassung und gab Alexander den herzoglichen Titel mit entschiedener Fürstengewalt.

IV. Weitere Entwicklung der Reformation und Karl's V. spätere Kriege mit Franz I.

1. Das Augsburgische Glaubensbekenntniß.

(1530.)

Von Bologna aus hatte Kaiser Karl ein Ausschreiben an die Deutschen Stände erlassen, in welchem er sie zu einem am 8. April zu Augsburg zu eröffnenden Reichstage einlud. Aus dem Tone, in dem es abgefaßt war, ließ sich schließen, daß er in Hinsicht der Religionsangelegenheiten jetzt sehr gemäßigte Gesinnungen hege. Es fand sich in Augsburg eine große Anzahl von Fürsten, Rittern und Geistlichen ein, die wegen ihres zahllosen Trosses von Dienern und Pferden die Preise der gemeinsten Lebensbedürfnisse in's Ungeheuere erhöhten. Der Kaiser ließ lange auf sich warten. Nur langsam und in kurzen Tagereisen näherte er sich. Der Kurfürst Joachim I. von Brandenburg und die Herzoge Georg von Sachsen und Wilhelm von Baiern, drei eifrige Katholiken, ritten ihm bis Inspruck entgegen. Der Kurfürst Johann von Sachsen schickte nur Gesandte dahin.

Karl traf gerade am Abend vor dem Frohnleichnamsfeste (15. Juni) in Augsburg ein. Sein Erstes war, daß er die evangelischen Fürsten auffordern ließ, an der feierlichen Procession des morgenden Tages Theil zu nehmen. Aber weder die imponirende Pracht seines Einzuges, noch die bezaubernde Milde seines würdevollen Betragens konnten die protestantischen Fürsten dazu bewegen. Der Markgraf Georg von Brandenburg-Anspach erklärte sogar in Gegenwart des Kaisers: ehe er so Gott und sein Evangelium verläugnen sollte, wolle er lieber den Kopf verlieren. Worauf Karl in seiner Niederdeutschen Mundart lächelnd erwiederte: Löver Fürst, nit Kopp ab, nit Kopp ab.

Als nun die Sitzungen ihren Anfang nahmen, und die Religionssache zuerst vorgenommen ward, ließen die protestantischen Stände ein Bekenntniß ihrer Lehre und ihres Glaubens vorlesen und überreichen (25. Juni). Es war von Melanchthon mit meisterhafter Einfachheit, Klarheit, Milde und Mäßigung verfaßt; der Glaubenslehre waren ein und zwanzig Artikel gewidmet, in sieben andern waren die Mißbräuche angegeben, welche die Protestanten abgeschafft zu sehen wünsch-

ten und bei sich schon abgeschafft hatten. Als die Vorlesung beendigt war, ließ ihnen der Kaiser durch den Pfalzgrafen Friedrich die Antwort ertheilen: er wolle diesen trefflichen, hochwichtigen Handel in Bedacht nehmen, und ihnen seine Entschließung darüber melden lassen. Er übergab darauf die Schrift — die unter dem Namen der Augsburgischen Confession berühmt geworden ist — einem Ausschusse von katholischen Theologen, um eine Widerlegung derselben aufzusetzen. Diese gerieth so übel, und war so heftig abgefaßt, daß Karl selbst sie verwarf. Es ward also eine andere veranstaltet, an deren Schlusse es hieß, der Kaiser hoffe, die Protestanten würden nun wieder in allen Stücken mit der Römisch-Katholischen Kirche übereinstimmen, sonst würde er sich als oberster Vogt dieser Kirche genöthigt sehen, andere Maßregeln zu ergreifen. Die Protestanten aber blieben beharrlich, und ließen nachher von Melanchthon eine Gegenschrift aufsetzen, die den Titel: Apologie der Confession, führt. Ohne das Weitere zu erwarten, brach der hitzige Landgraf von Hessen auf und verließ den Reichstag, ohne von Jemandem Abschied zu nehmen. Karl, sehr überrascht von diesem allerdings unziemlichen Schritte, und besorgt, daß Mehrere ihm folgen möchten, ließ in der ersten Bestürzung die Stadtthore sperren; auf die Vorstellung des Kurfürsten von Sachsen wurde aber diese Maßregel wieder aufgehoben. Eine durch einen engern Ausschuß von beiden Parteien geführte Unterhandlung, um eine Ausgleichung zu bewirken, gewährte anfangs einige Hoffnung, da man sich über mehrere Punkte in der That verglich, brachte aber doch zuletzt kein Ergebniß zu Wege, indem eben die nicht verglichenen Punkte ein unbesiegbarer Stein des Anstoßes blieben. Auch mißbilligte Luther den ganzen Vermittelungsversuch. Karl befand sich in einer nicht geringen Verlegenheit. Er hatte sich die Ausgleichung dieser Händel weit leichter vorgestellt, und sah nun durch die Beharrlichkeit der Protestanten sein kaiserliches Ansehn auf empfindliche Weise bloßgestellt. Die Spannung zwischen den Parteien ward immer größer, und nachdem erst der Kurfürst von Sachsen, dann seine und die Hessischen Gesandten Augsburg verlassen hatten, erfolgte die Bekanntmachung des Reichsabschieds (am 19. Nov.), worin alle Neuerungen, die in den letzten Jahren in Deutschland überhand genommen, verdammt, und verordnet ward, daß sie wieder aufgehoben werden sollten; die Ungehorsamen würden in die Acht erklärt, und mit andern Strafen des verletzten Landfriedens belegt werden. Das waren die Früchte eines Reichstags, der fünf Monate gedauert, und von wel-

chem sich beide Parteien große Hoffnungen gemacht hatten. Jetzt war der Bruch entschieden, und eine Vereinigung mußte schwieriger erscheinen als je. Uebrigens war der wegen der Abendmahlslehre unter den Protestanten ausgebrochene Zwiespalt auch auf dem Reichstage zum Vorschein gekommen, denn eben dieses Punktes wegen ließ man die Städte Straßburg, Kostnitz, Memmingen und Lindau an dem Glaubensbekenntniß keinen Theil nehmen, weswegen sie ein besonderes, aber nur in dem Artikel vom Abendmahl um einige Worte abweichendes Bekenntniß, das Vierstädtische (confessio tetrapolitana) genannt, übergaben.

Von Augsburg reisete der Kaiser nach Köln, wohin er die Kurfürsten beschieden hatte, um seinen Bruder Ferdinand zum Römischen König zu erwählen. Er machte den Grund geltend, daß er wegen seiner übrigen Länder oft abwesend seyn müsse, das Reich aber indeß wegen des Zwiespalts im Glauben und wegen der Türken nicht ohne Haupt bleiben könne. Die Wahl geschah am 5. Januar 1531, nur, daß der Kurfürst von Sachsen, da die Evangelischen den König Ferdinand als einen Hauptgegner ansahen, durch seinen Sohn eine Protestation dagegen einreichen ließ. Der Kaiser reisete sogleich mit den Fürsten nach Aachen, wo die Krönung am 11. Januar mit größter Pracht und Feierlichkeit vollzogen ward. Von da ging er nach den Niederlanden.

---

2. Der Schmalkaldische Bund und der Nürnberger Friede.

(1530—1532.)

Während die übrigen Kurfürsten in Köln mit der Wahl des Römischen Königs beschäftigt waren, hatte der Kurfürst von Sachsen seine Lutherisch gesinnten Bundesfreunde auf den 22. December 1530 zu einer Unterredung nach Schmalkalden entboten, um gemeinschaftlich über die Mittel zu berathen, wie der drohenden Gefahr auszuweichen oder zu begegnen sey. Denn jetzt nahm selbst Luther seine frühere Meinung über einen Kampf wegen der Religion zurück, und erklärte, daß er, unter den gegenwärtigen Umständen, einen Vertheidigungskrieg nicht für Aufruhr, sondern für Nothwehr und für erlaubt halte. Aber jene achtungswürdige Gesinnung der Ehrfurcht, welche die Deutschen von jeher gegen ihre Oberhäupter gehegt haben, ließ doch bei mehreren

Ständen noch solche Bedenklichkeiten gegen einen Krieg wider den Kaiser zurück, daß diesmal noch kein Bund zu Stande kam, sondern nur einige vorbereitende Schritte dazu geschahen. Man ging mit dem Versprechen aus einander, sich im Februar 1531 abermals hier zu versammeln. In der Zwischenzeit wurde im Namen der ganzen Partei eine Vertheidigungsschrift aufgesetzt, und an alle auswärtige Höfe, besonders an den Französischen und Englischen gesandt. Der Landgraf hoffte dadurch auf den Nothfall Verbindungen mit diesen beiden mächtigen, dem Kaiser feindlich gesinnten Monarchen einzuleiten, und bedachte nicht, daß einem Volke nicht übler gerathen seyn kann, als wenn es die Fremden zur Einmischung in seine inneren Zwistigkeiten auffordert.

Bei der verabredeten zweiten Versammlung zu Schmalkalden wurde das in der ersten vorgeschlagene Bündniß zwischen dem Kurfürsten Johann von Sachsen, dem Landgrafen Philipp von Hessen, drei Herzogen von Braunschweig und Lüneburg, dem Fürsten Wolfgang von Anhalt, zwei Grafen von Mansfeld, und elf Reichsstädten (worunter Straßburg, Ulm, Kostnitz, Magdeburg, Lübeck und Bremen) geschlossen (27. Febr.). Durch dasselbe verbanden sie sich, einander nach ihrem höchsten Vermögen und aus allen ihren Kräften beizustehen, wenn sie wegen der Religion befehdet werden sollten. Der Markgraf Georg von Brandenburg-Anspach und einige andere Reichsstädte wollten zwar dem Bündniß nicht förmlich beitreten; doch vereinigten sie sich mit den Uebrigen zu dem Beschlusse: in allen Processen, welche bei dem Reichskammergericht wider einzelne Stände in Religionssachen anhängig gemacht würden, gemeinschaftlich zu verfahren. Auch schlossen die Schmalkaldner Genossen mit den heftigsten Gegnern des neuen Kirchenwesens, mit den Herzogen von Baiern, denen die Königswahl Ferdinand's ein Dorn im Auge war, ein Bündniß zur Aufrechthaltung der Deutschen Freiheit gegen Anfechtungen derselben.

Den König Ferdinand drückten indeß große Sorgen um den zerrütteten Zustand Ungern's und einen neuen Heereszug, welchen die Türken vorbereiteten. Der Kaiser wünschte unter diesen Umständen um so mehr, die Religionssache vorläufig beigelegt zu sehen, daher bevollmächtigte er die beiden Kurfürsten von Mainz und von der Pfalz, die sich dazu erboten, als Vermittler aufzutreten. Es wurden Unterhandlungen mit den Protestanten zuerst zu Schweinfurt, dann zu Nürnberg eröffnet. Die Vermittler gestanden ihnen freie Religionsübung zu, wenn sie versprechen wollten, keine neuen Mitglieder mehr

in ihren Bund aufzunehmen. Das hielt der Landgraf Philipp für eine verfängliche und höchst ungerechte Zumuthung, und auch die Anderen wollten lange nicht dazu stimmen, bis endlich Luther selber — höchst unerwartet — meinte, um Friede mit dem Kaiser zu behalten, könne man wol in diesem Punkte durch die Finger sehen. Die Ursach dieser Sinnesänderung des Reformators ist theils in seiner Besorgniß, daß es zuletzt doch zu einem Bündniß mit den Bekennern der Zwinglischen Lehre kommen könnte, noch mehr aber in seinen schönen patriotischen Gesinnungen zu suchen. Denn es war indeß das Bündniß zwischen Sachsen, Hessen und Baiern und dem Könige von Frankreich in der That geschlossen worden, und Luther, der nicht ohne Schauder daran denken konnte, daß Deutsche mit ihren alten Erbfeinden, den Franzosen, gegen ihren Kaiser stehen sollten, rieth, um dies abzuwenden, um jeden Preis zum Frieden *). So ward denn am 23. Julius 1532 zu Nürnberg ein Religionsfriede unterzeichnet, des Inhalts: daß bis auf ein binnen Jahresfrist zu eröffnendes Concilium ein allgemeiner, beständiger Friede zwischen dem Kaiser und den Ständen seyn, und keiner den Andern des Glaubens oder anderer Ursachen wegen beleidigen oder bekriegen solle; auch seyen bis dahin alle wider die Protestanten in Glaubenssachen angefangenen Kammergerichtsprocesse einzustellen. Landgraf Philipp konnte seinen Unwillen über diesen Vergleich nicht zurückhalten: er schrieb mehrere harte Briefe deshalb an den Kurfürsten von Sachsen und dessen Sohn, worin er sagte, Luther's Bedenken könne er nimmermehr für recht und weise halten; von Melanchthon halte er gar nichts mehr, seitdem er ihn in Augsburg zaghaft gesehen; der ganze löcherige Friede tauge nichts, es sey ein Schnitzer, den ein dreifacher Doctor nicht wieder gut machen könne, und er möchte fast vermuthen, daß es um ein Nebenhändlein bei demselben zu thun gewesen sey. Da der Landgraf indeß im ganzen Reiche der einzige Widersprechende blieb, mußte er sich doch zum Beitritt bequemen. Gleich nachher starb Johann der Standhafte (16. Aug. 1532); sein Sohn Johann Friedrich folgte ihm in der Regierung des Kurstaats.

Der Kaiser hatte sich indeß von den Niederlanden nach Regensburg begeben, wohin er einen neuen Reichstag ausgeschrieben hatte. Die Stände bezeigten sich dort zur Aufbringung einer Türkenhülfe

---

*) K. A. Menzel, Neuere Geschichte der Deutschen. Bd. I. S. 442.

bereitwilliger als je. Auch wurde sie mit ungewöhnlicher Eilfertigkeit in's Feld gestellt, und den größten Eifer bewiesen, in Folge des Nürnberger Friedens, die Protestanten. Karl begab sich von Regensburg nach Wien, wohin er den Leyva mit 8000 versuchten Spaniern, so wie Italienische und Niederländische Truppen beschieden hatte, zu denen nun auch bald 24,000 Mann Reichsvölker stießen; andere Truppen waren von König Ferdinand aus den Erblanden aufgebracht, so daß sich das Ganze auf 76,000 Mann belief. Die Hülfe war dringend nöthig; Soliman war mit einem Heere von 200,000 Mann in Ungern eingefallen, und bedrohte Deutschland auf's Neue. Der Großwesir befand sich nur noch einige Tagereisen von Wien; da leistete ihm der unbedeutende, schlecht befestigte Ort Güns einen solchen Widerstand, daß er unverrichteter Sache wieder abziehen mußte. Darüber und weil er den Kaiser in der Nähe wußte, verlor Soliman den Muth so sehr, daß er nur eine Schaar leichter Truppen nach Oesterreich schickte, welche von den Deutschen aufgerieben wurde, selber aber mit dem Hauptheer ganz Ungern räumte (Sept. 1532), ehe er den Feind noch gesehen hatte. Ihn zu verfolgen gelüstete die Deutschen nicht; sie gingen nach Hause, und Karl zog mit den ausländischen Truppen nach Italien.

Hier, wo er den ganzen Winter zubrachte, hatte er mit dem Papste wiederum zu Bologna eine Zusammenkunft. Schon 1530 hatte er mit ihm eines allgemeinen Concils wegen unterhandelt, und auf dem letzten Regensburger Reichstage den Ständen von Neuem das Versprechen gegeben, daß binnen Jahresfrist ein solches Statt haben solle. Es hatten auch die Protestanten wiederholt erklärt, daß die Herstellung des Kirchenfriedens nur von dem Urtheile einer Kirchenversammlung zu erwarten sey. Jetzt drang der Kaiser deswegen von Neuem in den Papst. Clemens zeigte sich auch ziemlich bereitwillig, sey es, weil er die Ausführung dieser den Päpsten allerdings sehr lästigen Maßregel zuletzt doch noch hintertreiben zu können hoffte, oder weil er glaubte, daß die Mehrheit der auf einem Concil versammelten Prälaten, den Ketzern gegenüber, die Hierarchie auf alle Weise aufrecht erhalten würde. Eben deswegen kam aber auch den Protestanten die durch einen besondern päpstlichen Legaten nach Deutschland gebrachte Erklärung, daß ihr Wunsch gewährt werden sollte, sehr ungelegen. Ihre Theologen hielten sich daher an mehrere ihnen mißfällige Punkte in den vom Papste aufgestellten Grundlagen, und setzten im Namen der Fürsten

eine Antwort auf, welche ihre Unzufriedenheit mit diesen päpstlichen Artikeln darlegte. Dadurch wurde der Papst seines Versprechens erledigt. In Bezug auf die politischen Verhältnisse Italien's schloß Karl mit allen Staaten desselben (Venedig ausgenommen) ein neues Vertheidigungsbündniß, aber kaum war er fort (er reisete im April 1533 nach Spanien), so ließ sich Clemens sogar mit dem Könige Franz in die vertraulichsten Unterhandlungen ein, reisete in Person nach Marseille, um Franz dort zu sprechen, und schloß eine Heirath zwischen einer Tochter seines Vetters, Katharina von Medici, und Franzen's zweitem Sohne, dem Herzog von Orleans, die auch im October 1533 vollzogen wurde. Schon im folgenden Jahre (25. September 1534) starb Clemens, und ihm folgte der Cardinal Alexander Farnese, aus einer Römischen Familie, der den Namen Paul III. annahm.

---

8. Religions- und Bürgerkrieg in der Schweiz.

(1531.)

Indeß hatten die durch die Reformation entstandenen Zwistigkeiten in der Schweiz einen blutigen Kampf herbeigeführt. Die 1529 unter den hadernden Cantonen vermittelte Versöhnung trug mannichfachen Stoff künftiger Uneinigkeiten in sich, von Neuem wuchs die Spannung, besonders zwischen den fünf zur Vertheidigung des alten Glaubens vereinigten Orten und Zürch. Die ersteren fanden, daß jener Friede zu ihrem Nachtheil gereiche, da sich die Reformation immer weiter ausbreitete, sie klagten besonders, daß Zürch und seine Verbündete in St. Gallen, wo der Abt die Flucht ergriffen hatte, den neuen Gottesdienst und mit ihm eine weltliche Verwaltung einrichteten. In Zürch wünschten Viele den Krieg. Doch da Bern erklärte, es werde dazu keine Hülfe leisten, wurde nur der Beschluß gefaßt, den fünf Orten die Zufuhr von Korn, Salz, Wein und Eisen abzuschneiden, obschon Zwingli und Andere vor der halben Maßregel warnten, welche die ganze Bevölkerung jener Orte erbittern werde. Nachdem Glarus, Freiburg, Solothurn und Appenzell vergeblich Vermittelungsversuche gemacht, beschlossen die fünf Orte den Angriff. Sie gingen mit großer Ueberlegung und Einigkeit zu Werke, und ließen achttausend Mann in das Gebiet von Zürch einrücken. Hier hatte man schlechte Anstal-

ten getroffen, und stellte dem Feinde nur einen unordentlichen Haufen in Eil zusammengeraffter Mannschaft entgegen, unter dem auch Zwingli war, der es für unedel hielt, zurückzubleiben, wo es galt, den durch ihn zuerst erregten Religionsstreit auszufechten. Am 11. October 1531 kam es bei Kappel unweit Zürch zum Treffen. In dem Zürchischen Heere war weder Führung noch Gehorsam, das Gefecht war mehr ein Tumult, Anführer und Gemeine flohen. Zwingli blieb bewaffnet unter der Zahl der Wenigen, die Stand hielten. Als er verwundet worden und aus Entkräftung niedergefallen war, ereilte ihn ein Unterwaldner Hauptmann, Namens Juckingen, und gab ihm den Todesstoß in den Hals, da er mit gefalteten Händen und nach dem Himmel gerichteten Augen durch das Winken des Hauptes sich weigerte, die heilige Jungfrau anzurufen. Denn der Pöbel der Sieger war geschäftig, die Verwundeten mit dem Degen auf der Brust zum katholischen Glauben zu bekehren, und die hartnäckigen Ketzer abzuschlachten. Von gleicher Leidenschaft geleitet, ließen die Feinde Zwingli's Leichnam vom Henker viertheilen und verbrennen, und mischten die Asche von Schweinen unter die seine, damit nicht etwa ein Anhänger des Verstorbenen sie sammeln möchte.

Die fünf Cantone machten sich indessen diesen ersten Vortheil nicht sonderlich zu Nutze. Bern, Basel, Schafhausen und die übrigen Orte der reformirten Verbindung sandten dem bedrängten Zürch Hülfstruppen. Zehn Tage nach der Schlacht vereinigten sich diese mit den Zürchern, man trieb die Katholiken bis auf den Zugerberg, wo sie eine feste Stellung einnahmen. Sie daraus zu verdrängen, mißglückte indeß abermals, die Zürcher wurden besiegt, und dieser Schlag war nachtheiliger als der erste. Die Evangelischen fingen an, sich im Felde zu trennen; Zürch machte Frieden, und auch Bern nahm ihn an (1531). Diesem gemäß wurde in der Abtei St. Gallen die katholische Religion wieder eingeführt. Auch in den evangelischen Cantonen entstanden seit dem unglücklichen Ausgange des Krieges Bewegungen, und an einigen Orten wurden die Katholiken rege und stellten die Messe wieder her. Im Ganzen erhielt die Reformation in der Deutschen Schweiz durch diesen Frieden die Gränzen, in denen sie späterhin geblieben ist.

4. Wiedereinsetzung Ulrich's von Würtemberg.

(1534.)

In Deutschland geriethen die Protestanten nach dem Nürnberger Frieden über die Auslegung desselben in Streit mit dem Reichskammergericht. Dieses wollte nämlich die gegen sie anhängig gemachten Processe nicht einstellen, weil sie eingezogne Kirchengüter, aufgehobne Klöster, verletzte bischöfliche Rechte und Aehnliches betrafen, nicht aber Glaubenssachen, während die Protestanten behaupteten, diese begriffen eben Gegenstände jener Art in sich, da die Reformation die Processe veranlaßt habe. Darüber kam es sogar dahin, daß die evangelischen Stände die Gerichtsbarkeit des Kammergerichts nicht mehr anerkannten.

Als den thätigsten Widersacher der katholischen Stände zeigte sich auch jetzt wieder der rasche Landgraf von Hessen, besonders durch eine That, die er sogar wider den Willen des Kurfürsten von Sachsen ausführte, und welche der Sache des Protestantismus einen ungemeinen Vorschub that.

In Würtemberg hatte etwa dreißig Jahre vorher ein äußerst leidenschaftlicher Fürst, Herzog Ulrich, die Regierung übernommen. Er hatte seine Gemahlin Sabine, eine Bairische Prinzessin, aus Eifersucht sehr hart behandelt, um ihretwillen einen Ritter von seinem Hofe mit eigner Hand ermordet, bei einer andern Gelegenheit sie selbst sogar körperlich gemißhandelt, und dadurch sie genöthigt, zu ihrem Bruder, dem Herzog Wilhelm von Baiern, zu fliehen. Mehrere seiner Unterthanen hatten oft auf gleiche Weise von den Ausbrüchen seines heftigen Gemüths leiden müssen, die sich zuweilen bis zu unmenschlicher Grausamkeit steigerten; und Alle klagten über die harten Erpressungen, die seine übermäßige Liebe zum Aufwande nöthig machte. Als er nun 1519 mit einer Schaar Bewaffneter über Reutlingen herfiel, dessen Bürger, um den Tod eines der Ihren zu rächen, einen seiner Burgvögte erschlagen hatten, und die alte Reichsstadt zur Würtembergischen Landstadt machte; nahm sich der Schwäbische Bund, zu welchem Reutlingen gehörte, der unterdrückten Stadt an, und sogleich versammelte das Haupt desselben, der in seiner Schwester gekränkte Herzog Wilhelm von Baiern, eine Macht, mit welcher er in kurzer Zeit den Herzog Ulrich aus seinem Lande trieb. Dieser eroberte es zwar wieder, wurde aber gleich darauf von Neuem vertrieben. Weil aber auf dem Herzogthume schwere Schulden hafteten, die der verschwenderische Ulrich

gemacht, und der Bund überhaupt das Land nicht behalten mochte und konnte, so überließ er es dem damals eben erwählten jungen Kaiser Karl V. für eine mäßige Geldsumme. Karl trat es bald nachher mit den Oesterreichischen Erbstaaten seinem Bruder Ferdinand ab. Die Belehnung geschah feierlich auf dem Reichstage zu Augsburg 1530.

Der abgesetzte Ulrich irrte indeß an verschiedenen Orten umher, und suchte Hülfe für seine Wiederherstellung zu gewinnen. Sein Schicksal blieb nicht ohne Theilnahme, besonders zu Statten kam ihm auch die Eifersucht vieler Deutschen Fürsten, daß das Oesterreichische Haus mit so leichter Mühe zu einer so wichtigen Vergrößerung seiner Macht gekommen war. Die Protestanten insbesondere würden einen trefflichen Rückhalt mehr gehabt haben, wenn Ulrich, der den Lutherischen Glauben angenommen hatte, noch im Besitz seines Landes gewesen wäre. Im Jahre 1533 löf'te sich der Schwäbische Bund völlig auf, und nun übernahm es der Landgraf, Ulrich wieder einzusetzen, auch ohne Hülfe seiner Bundesgenossen. Er reisete zum Könige Franz von Frankreich, der ihn (obschon er sich ausdrücklich verpflichtet hatte, sich in die Würtembergischen Angelegenheiten nicht zu mischen) mit Hülfsgeldern unterstützte, brachte gegen funfzehntausend Fußknechte und viertausend Reiter auf, und ging mit diesen in größter Geschwindigkeit auf Würtemberg los. Der kaiserliche Statthalter, der ihm mit zwölftausend Mann entgegenrückte, wurde bei Lauffen (13. Mai 1534) entscheidend geschlagen; und so war binnen wenigen Tagen das ganze Herzogthum erobert, und Ulrich wieder eingesetzt. Der alte Haß gegen ihn hatte sich verloren, und die einst verscherzte Liebe seiner Unterthanen kehrte nun wieder zurück. Die Reformation wurde sofort im Lande eingeführt.

König Ferdinand, theils ohne bereite Kriegsmittel, theils in der Besorgniß, es möchte aus diesen Händeln bei langem Zögern ein großer und gefährlicher Kampf entstehen, fügte sich *), und schloß am 29. Juni zu Kaban in Böhmen mit dem Kurfürsten von Sachsen, der zugleich im Namen des Landgrafen und Ulrich's auftrat, einen Vertrag, kraft dessen er dem Ulrich das Herzogthum wieder abtrat, doch sollte es, der Reichsunmittelbarkeit unbeschadet, ein Oesterreichisches

*) Er schrieb darüber dem Kaiser: Wenn der Vergleich und Frieden nicht so vortheilhaft und ehrenvoll ist, als er seyn sollte und konnte, so hat er doch, wenn man alle Umstände und die Zeiten und Vorkommenheiten betrachtet, für jetzt nicht besser seyn können." Bucholtz, Geschichte Ferdinand's I., Bd. IV. S. 253.

Afterlehn seyn. Zugleich erkannte Johann Friedrich Ferdinanden als Römischen König an, und dieser versprach im Namen des Kaisers, daß das Kammergericht sich des rechtlichen Verfahrens in Religionssachen gegen die Theilnehmer des Nürnberger Friedens enthalten sollte. Nun schlossen aber auch die Baierischen Herzoge, durch den Zurücktritt ihrer Bundesgenossen beleidigt, an den Kaiser und dessen Bruder sich an, und ließen ihrer persönlichen Abneigung gegen die Religionsneuerung freien Lauf.

---

5. Die Wiedertäufer in Münster.

(1533 — 1535.)

Der Lauf der Hauptbegebenheiten muß hier mit einem merkwürdigen Zwischenspiel unterbrochen werden, welches die religiöse Schwärmerei in einer bis zum größten Unsinn und zu argen Freveln gesteigerten Ausartung darstellt. Die Secte der Wiedertäufer, zu welcher Thomas Münzer gehört hatte, war noch nicht ausgestorben, wurde aber in Deutschland überall von den Bekennern des neuen Kirchenthums nicht minder als von denen des alten heftig verfolgt, so daß sie sich nach den Niederlanden zurückzog, von wo sie häufig Missionarien in das benachbarte Westphalen aussandte. Dort hatte schon im Jahre 1525 in Münster ein Kampf der durch die religiösen Bewegungen aufgeregten Bürgerschaft wider den bischöflichen Stuhl und das Domcapitel begonnen. Einige Jahre nachher fing ein Prediger Namens Rothmann an, die Grundsätze der Reformation in Münster weiter zu verbreiten, und bald kam es dahin, daß das Domcapitel mit seinen Anhängern die Stadt verlassen mußte, und in den Kirchen die Formen des neuen Gottesdienstes eingeführt wurden. Der Bischof sah sich genöthigt, mit den Bürgern einen Vergleich einzugehen, vermöge dessen er und das Capitel zwar ihre sonstigen Rechte behielten, die sechs Pfarrkirchen der Stadt aber im Besitz der Evangelischen blieben.

Diese Unruhen waren kaum gedämpft, als schon wieder neue und weit größere sich erhoben. Noch waren die Gemüther in Gährung, also für die Ansteckung höchst empfänglich, welche einige so eben eingewanderte Wiedertäufer aus Holland mit ihnen versuchen wollten. Unter diesen Schwärmern traten nachher besonders Johann Bockhold oder Bockelsohn, ein Schneider von Leyden, und Johann Matthiesen,

ein Bäcker von Harlem, hervor. Als sie zuerst mit ihren Weissagungen vom nahen Gottesreiche das Volk zu verführen anfingen, widersetzte sich ihnen der Rath und wies sie zur Stadt hinaus. Aber sie kamen zu einem andern Thore wieder herein, verkündeten ihren Anhängern, Gott habe es ihnen befohlen, in Münster ihre Sendung zu vollenden, vermehrten durch allerlei schwärmerische Reden ihre Partei zum Erstaunen, und brachten sogar den Prediger Rothmann auf ihre Seite.

Nach einigen neuen Kämpfen mit dem Rathe behielten sie zuletzt die Oberhand in der Stadt. Sie liefen durch die Straßen und schrieen laut: „Thut Buße und lasset Euch von Neuem taufen, sonst wird der Zorn Gottes über Euch kommen!" Der Pöbel, durch viele Reden, Gerüchte und Prophezeihungen außer sich gesetzt, ward hingerissen von dieser Schwärmerei, und ließ sich umtaufen; Viele thaten es aus Furcht, um nicht gemißhandelt zu werden. Die Häupter der Secte sandten darauf Missionarien in die benachbarten Oerter, und luden alles Volk ein, zu ihnen zu kommen, und Alles zu verlassen, da es ihnen zehnfach wieder ersetzt werden solle; wodurch sich Viele locken ließen. Im Anfange des Jahres 1534 war die Stadt Münster so angefüllt mit schwärmerischem Gesindel, daß Mehrere der Wohlhabenden und Vernünftigen ihnen das Feld gänzlich räumten und die Stadt verließen. Die Schwärmer, völlig im Besitze der Gewalt, wählten einen neuen Magistrat aus ihrer Mitte. Alle Frevel und Gräuel, denen sich die göttlichen und menschlichen Gesetzen trotzende Willkür, sie mag mit dem Gewande falscher Religion oder falscher politischer Weisheit bekleidet seyn, überläßt, wurden begangen. Die Schwärmer trieben mehrere Tausende der unglücklichen Bewohner, welche die von Rothmann dargebotene Taufe nicht angenommen hatten, im hülflosesten Zustande, viele nackt und bloß, selbst Kranke, Greise und säugende Mütter, unter Wuthgeschrei mit Prügeln aus der Stadt. Matthiesen gebot im Namen Gottes, ein Jeder solle sein Gold und Silber ausliefern und in ein bestimmtes Haus niederlegen; auch kein Buch, als die Bibel, behalten, alle andere verbrennen. Beides geschah. Ein Bürger, der darüber spottete, ward ergriffen, von Matthiesen selbst zu Boden geworfen und mit einer Pike durchstoßen; dann, als er sich wieder aufrichtete, ward mit einer Flinte nach ihm geschossen. Als er auch davon noch nicht starb, sagte Matthiesen, es sey ihm offenbaret, daß dieses Menschen Zeit noch nicht gekommen, sondern

daß er von Gott begnadigt worden sey. Wiewol indessen der Unglückliche nach einigen Tagen wirklich den Geist aufgab, so benahm dieser Fall dem Propheten doch nichts von seinem Rufe. Viel schlimmer lief indeß eine andere Prophezeihung für ihn ab. Der Bischof von Münster hätte sich mit einem Trupp Soldaten genähert, und umlagerte die Stadt. Da rief Matthiesen aus, er habe einen göttlichen Befehl, diese Feinde zu tödten. Er war aber nicht sobald mit seiner Pike herausgekommen, als der nächste Soldat ihn niederhieb.

Da trat nun der Schneider Johann von Leyden auf, und lehrte das Volk, es sey ihm lange offenbaret gewesen, daß Matthiesen dies Märtyrerthum bestehen würde, und jetzt sey ihm von Gott befohlen, dessen Wittwe (ein sehr schönes Weib) zu ehelichen, die Regierung zu übernehmen, und zwölf Richter, dergleichen einst in Israel gewesen, zu ernennen. Das geschah. Zugleich ward ein Gesetz gegeben, daß Jeder die christliche Freiheit haben solle, so viel Weiber zu nehmen, als er wolle, wie denn Johann Bockhold selbst es nach und nach bis auf vierzehn brachte. Am 25. Junius berief endlich ein Goldschmidt, auch ein Prophet, das Volk auf den Markt, und gab vor, es sey der Befehl des himmlischen Vaters, daß Johann von Leyden den ganzen Erdkreis beherrschen und den Stuhl David's wieder aufrichten solle. Durch ihn sollten alle Gottlosen ausgerottet, alle Könige und Fürsten erwürgt, und das Reich allein den Frommen in die Hände gegeben werden. Mit erheuchelter Demuth fiel hierauf Johann Bockhold auf die Kniee, dankte Gott, und versicherte das Volk, er habe diese Offenbarung längst gehabt, aber nur bis jetzt nicht gewagt, sie auszusprechen. Er setzte darauf die zwölf Israelitischen Richter wieder ab, übernahm das Richteramt selbst nebst einigen Räthen, stolzirte in königlichem Schmuck und mit reichem Geschmeide behängt einher, begleitet von einem großen und prächtigen Gefolge, unter welchem sich auch zwei Jünglinge zu Pferde befanden, die ihm Krone, Bibel und Schwert nachtrugen.

Nachdem nun solcher Gestalt die Stadt Münster zur Hauptstadt des neuen Gottesreichs eingeweiht war, sandte der König derselben acht und zwanzig Apostel aus, um die übrigen Städte der Erde auf dieselbe Art einzurichten, und seinem Scepter zu unterwerfen. Wohin aber diese Betrogenen kamen, wurden sie festgehalten und meistens als Aufruhrstifter getödtet; Alle aber starben mit dem feierlichsten Bekennt-

niß, daß Johann von Leyden der einzige wahre König sey, und daß alle andere Könige getödtet werden müßten.

Bei einer so tollen Verfassung konnte die losgelassene Brutalität nur so lange ihre Rechnung finden, als Lebensmittel genug vorhanden waren, das müßige Gesindel zu ernähren. Als diese aber durch die immer engere Einschließung der Stadt mit jedem Tage seltener wurden, ward dem Könige Johann doch zuletzt um seine Krone bange. Er hatte Erscheinungen über Erscheinungen, gab Verheißungen über Verheißungen; aber keine derselben konnte den Glauben in dem Maße stärken, in welchem der Hunger ihn schwächte. Um in einer so bedenklichen Lage sein Ansehen zu behaupten, verdoppelte er den Schrecken Selbst da eine seiner Gemahlinnen sich verlauten ließ, sie könne nicht glauben, daß Gott so viele Leute wolle Hungers sterben lassen, indeß der König im Ueberflusse lebe, hielt er ein förmliches Gericht über sie, enthauptete sie selbst auf öffentlichem Markte und tanzte singend mit dem ganzen Volke um ihren Leichnam.

Von Seiten des Reichs wäre diesem abscheulichen Unwesen wol früher ein Ende gemacht worden, wenn nicht der Zug des Hessischen Landgrafen zur Eroberung von Würtemberg die Aufmerksamkeit der Fürsten ausschließlich in Anspruch genommen hätte. Im Kadanischen Frieden aber wurde es dem Landgrafen ausdrücklich zur Pflicht gemacht, einen Theil seiner Kriegsvölker bei der Belagerung von Münster anzuwenden, und das Heer des Bischofs erhielt nun Verstärkung. Da indeß in Münster schon Viele verhungert waren, entflohen zwei Bürger aus der Stadt zu den Belagerern, und zeigten ihnen eine Stelle, wo der Wall leicht erstiegen werden konnte. So drang das Heer in der Nacht zum 25. Juni 1535 in die Stadt. Eine große Menge Wiedertäufer fiel im Kampfe, unter ihnen soll auch der Prediger Rothmann gewesen seyn. Johann von Leyden, sein Scharfrichter Knipperdolling und sein Kanzler Krechting hatten nicht den Muth, sich in die Schwerter der Feinde zu stürzen; sie wurden lebendig gefangen, allen Beschimpfungen der Soldaten bloßgestellt, dann in mehreren Deutschen Städten zur Schau herumgeführt, und zuletzt in Münster (23. Jan. 1536) grausam hingerichtet. Man zwickte sie eine Stunde lang mit glühenden Zangen, und stieß ihnen zuletzt ein Schwert durch das Herz. Ihre Körper wurden in eiserne Käfige gethan, und diese an dem höchsten Thurm in der Stadt aufgehängt. Die Stadt Münster verlor durch diese unglückliche Begebenheit ihren Wohlstand

und ihre Freiheit, und die evangelische Lehre kam in ihren Mauern nicht wieder auf. Die Wiedertäufer (später Mennoniten oder Taufgesinnte genannt) bilden noch jetzt eine Secte, die in verschiednen Ländern sehr friedlich lebt, freilich aber auch mit jenen Schwärmern nichts mehr gemein hat, als die Verwerfung der Kindertaufe.

---

6. Karl's V. Zug nach Tunis.

(1535.)

Während diese Dinge vorgingen, hatte der Kaiser Karl weit über dem Meere in Africa einen glänzenden Sieg davon getragen. Es war um diese Zeit, wo an den nördlichen Küsten dieses Erdtheils die gefährlichen Seeräuberstaaten sich bildeten. Schon lange waren die Häfen von Nordafrica in den Händen der Mauren Schlupfwinkel für Corsaren gewesen, welche christlichen Schiffen nachstellten, aber mit dem Anfange des sechzehnten Jahrhunderts erhielten diese Züge durch planmäßiges Zusammenwirken und zweckmäßige Leitung eine weit größere Furchtbarkeit. Dies geschah durch zwei Brüder, Horuk und Schereddin (oder Heyradin) Barbarossa, Söhne eines Töpfers von Lesbos, welche mit dem Islam auch das Seeräuberhandwerk ergriffen hatten. Durch Kraft und Kühnheit machten sie in diesem schändlichen Gewerbe bald große Fortschritte. Horuk kam 1504 nach Tunis, und die Räubereien, die er von hier aus verübte, thaten den Christen so empfindlichen Schaden, daß sie Veranlassung zu dem oben (S. 157) erwähnten Zuge des Cardinals Ximenez nach Africa gaben. Die gute Aufnahme, welche Horuk bei dem Könige von Algier fand, hielt ihn nicht ab, diesen heimlich ermorden zu lassen, um sich auf seinen Thron zu schwingen (1516), den er eben so sehr durch Freigebigkeit gegen seine Anhänger, als durch blutige Verfolgung seiner Feinde zu behaupten wußte. Bald nachher endete seine Laufbahn. Er hatte den Beherrscher von Telemsan vertrieben, aber dieser fand bei den Spaniern wirksamen Beistand. Sie sandten ihm Hülfstruppen, gegen welche Barbarossa Schlacht und Leben verlor (1518). Durch eine kräftige Verfolgung ihres Sieges hätten die Spanier damals wol dem ganzen Unwesen ein Ende machen können, aber sie versäumten es, und ließen dem Schereddin Zeit, sich in den Eroberungen seines Bruders zu befestigen. Schereddin fürchtete indeß die Un-

zufriedenheit der Maurischen Einwohner nicht weniger als die Spanischen Waffen, und um sich dagegen zu sichern, begab er sich unter den Schutz des Türkischen Großherrn, welcher ihn dafür mit zweitausend Kriegern verstärkte. So begann damals die Oberhoheit der Pforte über die Barbareskenstaaten. Schereddin verbreitete nunmehr seine Herrschaft über die ganze Küste von Oran bis nach Tunis. Auf diese letztere Stadt hatte er besonders ein lüsternes Auge geworfen; er ging nach Constantinopel, und wußte sich durch sein gewandtes Betragen bei Soliman so in Gunst zu setzen, daß dieser ihm jede Unterstützung zur Ausführung seines Unternehmens verhieß. Der Beherrscher von Tunis, Arraschid, war von seinem Bruder Muley Hassan vertrieben worden; unter dem Vorwande, Jenen wieder in seine Rechte einzusetzen, erschien Schereddin vor der Stadt, und die mit Muley's Regierung unzufriedenen Bewohner öffneten ihm die Thore. Zu spät erfuhren sie, wie arglistig sie getäuscht worden. Muley Hassan rief die Hülfe des Kaisers Karl an, und dieser, der die Nothwendigkeit fühlte, den Fortschritten Barbarossa's Gränzen zu setzen, ward leicht überredet. Karl beschloß, sich an die Spitze des Zuges zu setzen, zu dem er die Kräfte seiner Reiche aufbot, und den der Papst, Portugal, Genua und der damals nach Malta versetzte Johanniterorden, auf das beste unterstützten. Von Cagliari auf Sardinien, welches zu dem allgemeinen Sammelplatze bestimmt war, ging am 16. Juli 1535 eine Macht von dreißigtausend Mann auf fünfhundert Schiffen unter Segel. Der Erfolg entsprach den Erwartungen, die man von der mächtigen Ausrüstung hegen durfte. Die Festung Goletta, der Schlüssel von Tunis, ward mit Sturm genommen; Barbarossa, im offenen Felde geschlagen, fand, als er nach Tunis kam, die Citadelle schon in den Händen der Christensklaven, die sich mittlerweile derselben bemächtigt hatten, suchte sein Heil in schleuniger Flucht, und überließ Tunis den Siegern. Muley Hassan ward sofort wieder in seine Herrschaft eingesetzt, aber von Spanien abhängig gemacht; er mußte einen jährlichen Tribut versprechen, und alle Christensklaven in Freiheit setzen. Es waren gegen zwanzigtausend, von allen Nationen, und Karl hatte die Freude, so viele von harten Sklavenbanden befreite Christen in ihre Heimath senden zu können.

---

7. Dritter Krieg Karl's mit Franz I.

(1536 — 1538.)

Von Tunis ging der Kaiser nach Palermo und dann nach Neapel wo er den ganzen Winter zubrachte. Es war das erste Mal, daß er diesen Theil seiner Staaten persönlich besuchte, daher wetteiferte der Adel, ihm seine Ehrfurcht zu bezeigen. Es wurden prächtige Feste gegeben, und beide Länder, Sicilien und Neapel, machten ansehnliche Geldbewilligungen. In Neapel erfuhr der Kaiser den am 24. October 1535 erfolgten Tod des Herzogs Franz Sforza, und ließ, da der Verstorbene keine Kinder hatte, Mailand als eröffnetes Lehn des Reiches in Besitz nehmen. Indeß behauptete der König von Frankreich, er habe dem Herzogthume nur zu Gunsten des Hauses Sforza entsagt, und begehrte vom Kaiser, einen seiner Söhne damit zu belehnen. Dieser zeigte sich auch nicht abgeneigt, Mailand dem dritten Sohne Franzen's, dem Herzog von Angoulême, zu überlassen. Denn dem Dauphin mochte er es nicht geben, weil es alsdann in der Folge mit der Krone Frankreich verbunden worden wäre, und nicht Franzen's zweitem Sohne, dem Herzog von Orleans, weil dieser als Gemahl einer Medici, an den Besitz von Mailand leicht Pläne knüpfen konnte, die ganz Italien bedroht haben würden. Aber mit diesem Vorschlage des Kaisers war Franz nicht zufrieden, und da er um diese Zeit den Herzog von Savoyen, den Schwager des Kaisers, unter nichtigen Vorwänden aus seinen Staaten vertrieben und sie mit Französischen Truppen hatte besetzen lassen, so machte Karl auch seinerseits Anstalten zum Kriege Im Frühling 1536 zog er unter stattlicher Begleitung von Neapel nach Rom, wo er mit ungewöhnlicher Pracht eingeholt ward. Am zweiten Ostertage fand eine glänzende Versammlung Statt, bei welcher der Papst und alle Cardinäle so wie die Gesandten der Italienischen Fürsten und des Französischen Hofes zugegen waren. In dieser Versammlung hielt der Kaiser eine lange Rede in Spanischer Sprache. Er erzählte umständlich, wie treulos und ungerecht sich Franz immer gegen ihn bewiesen, wie dieser stets der Urheber des Krieges gewesen sey, wie er dagegen immer die Hand zum Frieden geboten habe. So kam er bis auf Franzen's ungerechte Besitznahme von Savoyen und auf dessen Einverständniß mit den Deutschen Kezzern. Hierauf erneuerte er seinen Vorschlag, den Herzog von Angoulême mit Mailand zu belehnen, wenn Franz dagegen seine Truppen

aus den Savoyischen Staaten zöge, und zum Kriege gegen die Ungläubigen, so wie zur Ausrottung der Ketzerei, das Seinige beitrüge. Gefiele dies dem Könige nicht, so sey er, um das Blut so vieler Unschuldigen zu ersparen, bereit, ihm im Zweikampf zu stehen, sey es auf Schwert oder Dolch, auf einer Brücke oder einer Insel, oder auf einem Schiffe; da wolle er sich im bloßen Hemde einfinden. Wolle aber Franz auch durch diesen Ausweg den Krieg nicht abwenden, so möchte er auch die Folgen desselben tragen; er werde alsdann nicht eher nachlassen, als bis einer von Beiden der ärmste Edelmann geworden sey. Daß dies aber ihn treffen werde, fürchte er nicht, denn er gehe in den Kampf mit dem Vertrauen auf die Gerechtigkeit seiner Sache, auf ein tapferes und zahlreiches Heer, auf erfahrne und treue Feldherren. Wäre es mit ihm nicht besser beschaffen, als mit Franz, so würde er sich diesem zu Füßen werfen, und ihn mit gefalteten Händen und den Strick um den Hals um Gnade anflehen.

Als die Gesandten den Kaiser am folgenden Tage in Gegenwart des Papstes fragten, ob seine gestrige Rede eine förmliche Herausforderung zum Zweikampf seyn sollte: antwortete er milder, er habe nur gemeint, es sey besser, daß sie Beide in Person gegen einander kämpften, als daß sie einen verwüstenden Krieg führten, zum Verderben der Christenheit und nur zum Vortheil der Türkenherrschaft. Aber alle diese Verhandlungen blieben ohne Erfolg, indem Franz darauf bestand, Mailand für den Herzog von Orleans zu erhalten. So mußten denn abermals die Waffen entscheiden.

Noch im Sommer desselben Jahres sollten drei kaiserliche Heere gegen Frankreich wirken. Mit dem stärksten, in Italien versammelten, zog Karl selbst durch Savoyen in die Provence. Die meisten Heerführer hatten ihm diesen Zug zwar als höchst mißlich widerrathen, Leyva aber war dafür, und der Wunsch, den Feind im Herzen seines eigenen Landes anzugreifen, entschied den Kaiser; ja er war so voll Vertrauens, daß er dem Geschichtschreiber Jovius, der ihn begleitete, rieth, einen großen Vorrath von Papier mitzunehmen. Leider sah er nur zu bald, daß er den Rath der Warnenden nicht ungestraft verachtet hatte. An der Rhone stand der Marschall von Montmorency mit einem auserlesenen Französischen Heere hinter unbezwinglichen Verschanzungen. Die weite Strecke zwischen ihm und dem Passe, durch welchen der Kaiser in Frankreich eintrat, war kahl und verwüstet. Viele Meilen weit war kein Mensch zu sehen. Die Dörfer standen

leer, oder lagen in Asche, alle Mühlen und Backöfen waren eingerissen, ringsum war nirgends Speise noch Futter für Menschen und Vieh zu finden. Nach mehreren beschwerlichen Tagemärschen in diesen künstlichen Wüsteneien sah sich Karl genöthigt, sich links ab nach der See zu wenden, um von seiner Flotte den nöthigen Vorrath einzunehmen. So kam er vor Marseille, und belagerte die Stadt. Aber diese war zu stark befestigt und zu gut mit allem Nöthigen versehen, als daß sie sich so leicht hätte ergeben sollen. Die harte Nothwendigkeit, viele tausend Menschen und Pferde ganz auf eigene Kosten und aus nachgefahrenen Magazinen zu unterhalten, und die Seuchen, welche viele seiner Krieger wegrafften, nöthigten ihn endlich, nach zwei vergeblich zugebrachten Monaten, am 10. September 1536, die Belagerung von Marseille aufzuheben, und sich mit einem außerordentlichen Verluste von Menschen, Geschütz und Gepäck wieder nach Italien zurückzuziehen. Auch Leyva hatte bei diesem unglücklichen Zuge seinen Tod gefunden. Das zweite Heer, welches in die Picardie eingebrochen war, richtete gleichfalls nichts aus, und der Einfall in die Champagne, den ein drittes Heer hätte machen sollen, unterblieb gänzlich, weil durch Franzen's Ränke die Deutschen Fürsten keine Truppen stellten. Karl ging nach Genua, und schiffte von da nach Barcelona.

Schon früher war Franz in Unterhandlungen mit dem Sultan Soliman getreten; in diesem Jahre hatte er ein förmliches Bündniß mit ihm geschlossen. Soliman versprach, das Königreich Neapel mit hundert tausend Mann anzufallen. So gab Franz aus Rücksichten einer eigennützigen Politik ein christliches Land den ärgsten Feinden des christlichen Namens Preis, während der Kaiser seinen Stolz darin suchte, die dem großen Europäischen Gemeinwesen und seiner Cultur von den Barbaren drohende Gefahr abzuwenden.

Im Anfange des nächsten Jahres gewährte Franz seinem Hasse gegen den Kaiser und seiner Eitelkeit, durch ein seltsames Spiel mit feierlichen Rechtsformen, eine kleinliche Befriedigung. In einer am 15. Januar 1537 gehaltenen öffentlichen Sitzung des Parlaments, bei welcher er selbst zugegen war (lit de justice), trat ein königlicher Anwalt mit der Anklage gegen „Karl von Oesterreich" auf, als welcher durch seine Besitznahme von Mailand und seinen Einfall in Frankreich den Frieden von Cambray gebrochen habe, und dadurch folglich aller Vortheile dieses Friedens, namentlich der Unabhängigkeit in Flandern und Artois verlustig geworden sey. Da er nun also wieder ein Vasall

der Krone Frankreich geworden, so sey er als solcher vorzuladen, entweder in Person oder durch Bevollmächtigte in Paris zu erscheinen, und sich gegen die Anklage zu verantworten, daß er die Waffen gegen den König, seinen rechtmäßigen Lehnsherrn, ergriffen habe. Das Parlament genehmigte die Forderung, und es wurde wirklich ein Herold an die Grenze der Picardie geschickt, der den Kaiser mit den gewöhnlichen Förmlichkeiten aufforderte, an einem bestimmten Tage zu erscheinen, und als — wie sich von selbst versteht — Niemand kam, sprach das Parlament das Urtheil, daß Karl von Oesterreich wegen seines Aufruhrs und boshaften Ausbleibens dieser Lehen verlustig seyn, daß Flandern und Artois wieder der Krone anheim fallen, und daß dies Urtheil an den Gränzen dieser Provinzen unter Trompetenschall öffentlich ausgerufen werden sollte.

Damit aber doch ein so seltsames Verfahren nicht ganz verächtlich schiene, fiel Franz mit einem Heere von 25000 Mann in Artois ein. Bald vermittelten indeß die kaiserliche Statthalterin in den Niederlanden, die Königin Maria von Ungern und ihre Schwester, Franzen's Gemahlin, einen Waffenstillstand. Dasselbe geschah nachher in Bezug auf Piemont, wo der Krieg gleichfalls wieder begonnen hatte. Indeß erschien, dem Versprechen gemäß, welches Soliman gegeben hatte, Barbarossa an der Spitze von siebzig Türkischen Galeeren in der Nähe von Otranto, und bemächtigte sich des kleinen Hafens Castro. Dieses machte den Kaiser geneigter zu Unterhandlungen. Im nächsten Frühling (1537) gab sich besonders der bejahrte Papst große Mühe, den Frieden zu bewirken. Er lud die beiden Monarchen ein, nach Nizza zu kommen, und begab sich selbst dahin. Doch konnte er nichts weiter zu Stande bringen als einen Waffenstillstand auf zehn Jahre, während dessen ein jeder das behalten sollte, was er jetzt in Händen habe (18. Jun.). Die Erbitterung von beiden Seiten war hier noch so groß, daß die Fürsten einander gar nicht sehen wollten; und kaum war der Vertrag unterschrieben, so ging Franz nach Avignon, und der Kaiser begleitete den Papst nach Genua.

Nach einer solchen Zusammenkunft hätte man eine zweite nimmermehr erwarten sollen, welche dennoch wenige Wochen nach jener ersten folgte. In Genua trat Karln ein Französischer Gesandter mit der Bitte an, bei seiner Ueberfahrt nach Spanien auf einige Tage in Frankreich einzusprechen, damit beide Fürsten sich persönlich mit einander unterreden könnten. Die Begleiter des Kaisers fanden die Sache

sehr bedenklich, aber Karl hatte mehr Vertrauen, und nahm die Einladung an. Die Zusammenkunft ward zu Aigues mortes, am Ausflusse der Rhone in's mittelländische Meer, festgesetzt. Als Karl's Galeeren die Höhe dieser Stadt erreicht hatten, ließ er die Anker auswerfen, und Franz, der an das Ufer kam, begab sich zuerst mit einem kleinen Gefolge an Bord des kaiserlichen Fahrzeuges. Mit den ausgezeichnetsten Höflichkeitsbezeigungen versicherte er Karln, daß er wünsche, sein Freund zu seyn, und die Mißverständnisse zu endigen, die sie so lange getrennt hätten. Ehe er das Schiff wieder verließ, lud er den Kaiser zu einem freundschaftlichen Gastmahl am Lande ein. Karl nahm es an, fuhr am folgenden Tage hinüber, und wurde in Aigues mortes königlich bewirthet. Er schlief im dortigen Schlosse, und am folgenden Morgen reichte ihm der Dauphin selbst Waschwasser und Handtuch, und als er darüber beschämt schien, sagte Franz im verbindlichsten Tone, das sey seines Sohnes Schuldigkeit, ja ein so großer Monarch, als er, sey würdig, von ihm (dem Könige) selbst bedient zu werden. Sie blieben hierauf noch diesen Tag beisammen, und Franz versprach, sein Bündniß mit den Türken aufzugeben, auch, wenn es der gemeinsame Vortheil der Christenheit erheische, mit Karl gegen sie zu fechten. Zuletzt bat er den Kaiser noch, einen Brillantring von hohem Werthe als ein Andenken dieser zwei glücklichen Tage von ihm anzunehmen, in dessen innere Seite die Worte dilectionis testis et exemplum gegraben waren. Am Abend begleitete er Karln wieder bis zu seiner Galeere, auf welcher derselbe nach der freundschaftlichsten Trennung nach Spanien segelte. — Gewiß waltete bei dieser Zusammenkunft von keiner Seite Verstellung ob. Es ist ein so unaussprechlich erhabener Anblick, zwei mächtige Feinde, die eine Welt mit ihrem Hasse entflammten, sich plötzlich mit edlem Vertrauen nähern zu sehen, daß es dem menschlichen Herzen sehr nahe liegt, auch durch solche Siege glänzen zu wollen.

---

8. Karl's Reise nach Gent.

(1539—1540.)

Franz, der so gern noch zum Besitz des erledigten Mailand gelangt wäre, unterließ nichts, was die Rührung, die er in Aigues mortes in Karln erweckt zu haben glaubte, erhalten konnte. Gleich im folgenden

Jahre ereignete sich in den Niederlanden ein Vorfall, der ihm die schönste Gelegenheit gab, den Kaiser auf's Neue seiner aufrichtigen Gesinnungen zu versichern. Die reiche Stadt Gent, Karl's Geburtsort, hatte sich widersetzt, an einer Steuer Antheil zu nehmen, welche das übrige Flandern bewilligt hatte. Den darüber entstandenen Rechtshandel verloren die Genter, verwarfen aber den Ausspruch als parteiisch, und erhoben einen Aufstand, in welchem sie alle Adeligen und Anhänger des Kaisers aus der Stadt wiesen, und Abgeordnete an den König von Frankreich schickten, mit dem Erbieten, sich in seine Arme zu werfen, wenn Karl Gewalt brauchen sollte. Franz wies den Antrag von sich, und lieferte dem Kaiser die deshalb erhaltenen Briefe aus. Zugleich schlug er ihm vor, wenn er etwa durch seine persönliche Gegenwart den Aufruhr stillen wolle, doch den kürzesten Weg von Spanien nach den Niederlanden, den Weg durch Frankreich, einzuschlagen, wo für seine schnellste Fortschaffung gesorgt seyn sollte. Der Vorschlag kam Karln in der That sehr erwünscht, da seine Gegenwart in den Niederlanden nothwendig, der Seeweg aber unsicher und sehr weit war. Wiederum verachtete er die Warnungen derer, die Franzen bei dieser Einladung boshafte Absichten unterschieben wollten; mehr fürchtete er hingegen, man werde ihm mit lauter Artigkeit, mitten unter den größten Freundschaftsbezeigungen die Bitte um die Mailändische Belehnung so nahe legen, daß er ohne den Schein der Undankbarkeit nicht werde ausweichen können. Sehr fein baute er in dieser Verlegenheit dadurch vor, daß er vor dem Antritt seiner Reise sich's ausdrücklich zur Bedingung machte, daß während seines persönlichen Aufenthalts in Frankreich von Mailand nicht die Rede seyn sollte, damit — wenn er nachher etwas bewilligte — die Welt nicht glauben möchte, es sey ihm heimlich in Frankreich abgezwungen worden. Schon in Fuentarabia, dem letzten Spanischen Gränzort an den Pyrenäen, traf er Franzen's zweiten Sohn und den Connetable von Montmorency mit vielen Französischen Herren, welche ihm bis hieher entgegen geritten waren. Am folgenden Tage, als sie das Französische Gebiet betraten, gesellte sich auch der Dauphin zu ihnen. Näherte sich der Kaiser einer Stadt, so brachte man ihm die Schlüssel derselben entgegen; kurz, überall empfing man ihn nicht als Gast, sondern als Gebieter. In Fontainebleau, wo der Hof auf ihn wartete, hielt man ihn funfzehn Tage lang mit den ausgesuchtesten Ergötzungen auf. Auch in Paris, wo man ihm den feierlichsten Einzug veranstaltet hatte (1. Jan.

1540), ward er sechs Tage lang mit königlicher Pracht bewirthet. Franz stellte ihm hier seine Buhlerin, die Herzogin von Etampes, vor, und sagte: „Sehen Sie, mein Bruder, diese schöne Dame; sie räth mir, Sie nicht eher abreisen zu lassen, als bis Sie den Vertrag von Madrid widerrufen haben." Betroffen, doch schnell gefaßt, antwortete der Kaiser: „Wenn der Rath gut ist, muß man ihn befolgen." Am folgenden Tage zog er einen Diamantring von großem Werthe vom Finger, und ließ ihn, wie durch Versehen, zu den Füßen der Herzogin fallen. Sie hob ihn auf, um ihn dem Kaiser zurückzugeben, aber dieser sagte: er ist in zu schönen Händen, und drang in sie, ihn zum Andenken zu behalten. Als er darauf weiter zog, begleiteten die königlichen Prinzen ihn nach Valenciennes. Bald nachher kamen Abgeordnete Franzen's nach den Niederlanden, um auf die Abtretung Mailand's anzutragen. Karl lehnte sie ab, erbot sich aber statt dessen zu einer für Franz noch ungleich vortheilhaftern Uebereinkunft. Es sollte nämlich dessen zweiter Prinz (früher der dritte, der älteste war gestorben) des Kaisers Tochter Maria heirathen, und diese als Mitgift die Niederlande erhalten. Franz verwarf aber den Vorschlag, und man befand sich trotz aller Freundschaftsbezeigungen von Neuem in einer bedenklichen Spannung.

Der Aufruhr in Gent wurde übrigens schnell gestillt. Als Karl sich mit bewaffneter Macht näherte, sank den Empörern der Muth, und er zog ohne Widerstand in die Stadt ein, welche den Aufruhr hart büßen mußte. Von den Rädelsführern wurden Mehrere hingerichtet, Andere verbannt. Gent verlor seine Privilegien, und mußte außer der ihr früher auferlegten Steuer, noch eine andere große Summe zahlen, welche zum Theil zur Erbauung einer Citadelle verwandt wurde, um die Bürger in Gehorsam zu halten.

---

9. Stand der Parteien in Deutschland.

Der glänzende Erfolg, den der Würtembergische Zug gehabt hatte, gab den Deutschen Protestanten eine siegreiche Haltung und ihre Lehre breitete sich im Reiche immer mehr aus. Zum Schmalkaldischen Bunde traten 1536 die Herzoge Ulrich von Würtemberg und Barnim, und Philipp von Pommern, drei Fürsten von Anhalt, ein Graf von Nassau und mehrere Reichsstädte, später auch der Herzog Heinrich von

Sachsen, der seinem Bruder Georg, dem bekannten Feinde der Reformation, 1539 in der Regierung gefolgt war. Nun wurde das neue Kirchenthum im Meißnischen eingeführt, so wie im Brandenburgischen, wo gleichfalls einem Gegner desselben, dem Kurfürsten Joachim I., zwei den Lehren Luther's zugethane Söhne, der Kurfürst Joachim II. in der Kurmark, und in der Neumark der Markgraf Johann, folgten. Noch andere Fürsten traten zum Lutherthum über, sogar die Bischöfe von Lübeck, Schwerin und Camin; der Kurfürst Albrecht von Mainz konnte nicht mehr hindern, daß die Reformation in seinen Bisthümern Magdeburg und Halberstadt eingeführt ward, und der Kurfürst von Köln dachte auf eine Kirchenreformation im Sinne der neuen Lehren. Ueberhaupt breitete diese sich auch am Rhein und in Westphalen sehr aus.

Diesen großen Fortschritten der Reformation ein Gegengewicht zu geben, stiftete der kaiserliche Vicekanzler Held, ein vorzüglicher Feind der Protestanten, 1538 zu Nürnberg einen Bund mehrerer katholischer, geistlicher und weltlicher, Fürsten, dessen Zweck gemeinschaftliche Vertheidigung seyn sollte, falls einer der Theilnehmer von den Protestanten angegriffen würde. Der Kaiser, welcher unter den Gliedern auch genannt war, bestätigte anfangs den Vertrag, doch hatte dieser auf seine Handlungsweise gegen die Protestanten keinen Einfluß *), und er genehmigte neue Unterhandlungen mit den Schmalkaldischen Bundesgenossen. Da nun auch König Ferdinand der Hülfe derselben wider die Türken bedurfte, so wurde im April 1539 ein Friede auf funfzehn Monate geschlossen, welcher, da die Protestanten von Neuem über das Kammergericht klagten, alle Decrete desselben gegen sie für diese Zeit aufhob, beiden Theilen aber die Erweiterung ihres Bundes untersagte. Auch sollte eine Anzahl von Theologen und friedfertigen, verständigen Layen von beiden Seiten innerhalb einiger Monate zusammentreten, um eine Einigung wegen der Religion zu Stande zu bringen. Ein solches Religionsgespräch schrieb nun der Kaiser in Gent (wo er noch das ganze Jahr 1540 blieb, um Franzen's nächste Maßregeln abzuwarten) auf den 6. Juni 1540 nach Speier aus. Es ward nachmals nach Hagenau auf den 25. Juni verlegt, allein keiner der protestantischen Fürsten erschien selber, und ihre dorthin gesandten Abgeordneten

*) Später wurde auch Held grade deswegen seiner Dienste entlassen, weil er den Kaiser zum Kriege wider die Protestanten zu reizen suchte. Sleidanus. XII. p. 325. Ed. Francof. 1510.

brachten nichts zu Stande. Ferdinand setzte darauf ein neues Gespräch zu Worms an, auf den 28. October. Dazu erschien im Namen des Kaisers dessen gewandter Minister, der Cardinal Granvella, der es am 25. November mit einer Rede eröffnete, worin er des Kaisers milde Gesinnungen rühmte, und die Versammlung mit Thränen zu einträchtigen Gesinnungen ermahnte. Eine lange Zeit ging mit ängstlichen Vorkehrungen und Vorsichtsmaßregeln hin, bis es endlich dahin kam, daß Melanchthon und der, durch seine, in den ersten Jahren der Reformation gegen Luther bewiesene heftige Feindschaft wohlbekannte Doctor Eck am 14. Januar 1541 mit der eigentlichen Disputation den Anfang machen konnten. Sie nahmen zuerst die Lehre von der Erbsünde vor, verwickelten sich aber dabei in so tiefe Distinctionen, daß sie nach drei Tagen abbrachen, ohne etwas ausgemacht zu haben. Am folgenden Tage erhielt Granvella ein Schreiben des Kaisers, worin er ihm befahl, das Gespräch aufzuheben, und auf den nächsten Reichstag zu verlegen, zu welchem er sich selber in Regensburg einzufinden versprach. — Ueber drei Monate hatte die unnütze Versammlung zu Worms gedauert.

Noch länger währte die Fortsetzung derselben, der Regensburger Reichstag (vom 5. April 1541 bis Ende Juli). Der Kaiser ließ es an Mühe und Geduld nicht fehlen, hier die erwünschte Einigung zu Stande zu bringen. Er ließ den Unterrednern eine Schrift übergeben (das sogenannte Regensburger Interim), welche dem Religionsvergleich zur Grundlage dienen sollte. In der That schien es bereits, als ob man sich einander nähern wollte, aber das Mißtrauen auf beiden Seiten verdarb Alles wieder; und als Karl sah, daß doch nichts Friedliches zu Stande kam, blieb ihm endlich nichts übrig, als den Protestanten bis zur Eröffnung des längst verheißenen allgemeinen Concils durch den Reichsabschied neue Vortheile zu gewähren, da das Reich, wegen der Türkischen Unruhen, der Einigkeit jetzt mehr als jemals bedurfte. Mit dieser Nachgiebigkeit waren die eifrig katholischen Fürsten sehr unzufrieden. Die Herzoge Wilhelm und Ludwig von Baiern und der Kurfürst Albrecht von Mainz meinten, man solle entweder ein Concilium versammeln, oder die Waffen wider die Protestanten ergreifen. Aber der ungleich besonnenere und verständigere Kaiser erklärte ihnen seine Abneigung gegen einen Krieg, der, als von Deutschen gegen Deutsche geführt, eben so hartnäckig als verderblich seyn würde.

---

10. Züge nach Algier und wider die Türken.

(1541—1542.)

Von Regensburg begab sich der Kaiser nach Italien, in der Absicht, einen zweiten Zug nach Nordafrica zu unternehmen. Die vor sechs Jahren gezüchtigten Corsaren hatten durch Seeräubereien, ja sogar durch verschiedene kecke Landungen an den Spanischen Küsten schon längst wieder laute Klagen veranlaßt, und fügten dem Spanischen und Italienischen Handel täglich größern Schaden zu. Diese Barbaren wollte Karl jetzt aus Algier, dem Mittelpuncte ihrer Macht vertreiben. Die Deutschen meinten zwar, der Kaiser würde besser thun, die Gränzen des Reichs gegen die Türken zu decken, und der erfahrenste Seemann seiner Zeit, Andreas Doria, Doge von Genua, der ihn begleiten sollte, prophezeihte ihm den schlimmsten Ausgang, weil die gute Jahreszeit für die Schifffahrt auf dem mittelländischen Meere schon vorüber sey; aber Karl, der nicht leicht einen einmal gefaßten Vorsatz aufgab, und schon alle deshalb nöthigen Befehle gegeben hatte, reisete sogleich von Lucca, wohin er sich zunächst von Deutschland aus begeben und den Papst noch einmal gesprochen hatte, nach Porto Venere im Genuesischen. Hier schiffte er sich (28. Sept. 1541) nach den Balearischen Inseln ein, die zum allgemeinen Sammelplatze bestimmt waren, wo er erfuhr, daß die Spanische Flotte von Cartagena aus unmittelbar nach Africa gesegelt sey. Es war ein auserlesenes Heer, welches sich dort zusammenfand, die Blüthe des Spanischen und Italienischen Adels, hundert Malteserritter und etwa zwanzigtausend Fußgänger. Die Herbststürme machten das Meer schon sehr unruhig, und eine naßkalte Luft erzeugte viele Krankheiten. Am 20. October erreichte die Flotte die Höhe von Algier, und die Soldaten stiegen an's Land. Um keine Zeit zu verlieren, marschirte Karl sogleich auf die Stadt los, und forderte sie zur Uebergabe auf, erhielt aber eine stolze Antwort. Zur förmlichen Belagerung konnte er nicht eher schreiten, als bis man erst die Zelte, das Geschütz und einen Vorrath von Proviant an's Land geschafft hatte, denn bis jetzt hatte kein Soldat mehr als seine Waffen bei sich. Aber jetzt trafen Doria's Besorgnisse wirklich ein. Am zweiten Abend bezog sich der Himmel, ein fürchterlicher Sturm trieb einen eben so fürchterlichen Platzregen herauf, der die ganze Nacht anhielt; die Soldaten, die ohne Zelt oder sonst ein Obdach auf einer niedrigen, moorigen Ebene standen, mußten, um nicht von dem grim-

mig sausenden Winde umgeworfen zu werden, ihre Lanzen in die Erde stoßen, und sich dagegen stemmen. Der Feind benutzte am folgenden Morgen die Entkräftung der Truppen bestens, und setzte ihnen mit seiner gewandten Türkischen Reiterei so zu, daß viele Spanier und Italiener niedergesäbelt waren, ehe man ihn mit großer Anstrengung in die Stadt zurückdrängen konnte. Indeß hatte der Sturm dieser entsetzlichen Nacht viele Schiffe von den Ankern losgerissen, und theils an einander zerschellt, theils weit in's hohe Meer geschleudert. Die Bemannung der zu Grunde gegangenen fand theils in den Wellen ihren Tod, theils wurde sie beim Versuche zu landen von den Algierern getödtet. Es war unmöglich, aus den übrigen Schiffen Lebensmittel an's Land zu bringen. Karl befahl, die Pferde zu schlachten, und dann mußte das Heer längs der Küste drei Tagereisen auf grundlos gewordenen Wegen hinziehen, wobei Viele durch Hunger und Erschöpfung umkamen, oder in den angeschwollenen Bächen ertranken, oder durch die Geschosse der nachsetzenden Feinde fielen. Nach diesem unseligen Marsche erreichte man endlich den Busen von Metasuz, den nächsten sichern Ankerplatz für die geretteten Schiffe. Jetzt endlich nach vier Tagen konnte man wieder Brot und andere Lebensmittel bekommen, aber der Rest des Heeres war so entkräftet, daß man ihm nicht mehr zumuthen konnte, einen Winterfeldzug zu thun. Der Kaiser selbst zeigte während des ganzen Unglücks die schönsten Eigenschaften eines Helden und Heerführers; Unerschrockenheit, Muth, Menschlichkeit und Mitgefühl zeichneten ihn auf gleiche Weise aus. Er theilte mit den geringsten Kriegern alle Beschwerden, setzte seine Person überall aus, wo Gefahr drohte, ermuthigte die Verzweifelnden, sprach den Kranken Trost zu, beseelte Alle durch Wort und Beispiel. Bei der Einschiffung war er einer der letzten, obschon ein Haufe Araber ganz in der Nähe umherschwärmte. Auch bei der Heimkehr hatte er mit Stürmen zu kämpfen, und landete erst im Anfang des Decembers zu Cartagena.

Indeß hatten die Ungrischen Angelegenheiten wieder eine sehr schlimme Wendung genommen. Johann von Zapolya war 1540 gestorben; statt daß nun aber, nach der Bestimmung eines früheren, zwischen ihm und Ferdinand geschlossenen Vertrages ganz Ungern an den Letztern hätte fallen sollen, trat der gefürchtete Soliman als Beschützer eines vierzehntägigen Prinzen auf, den Zapolya hinterlassen hatte. Er kam mit einem Heere, nahm aber Ofen für sich, und antwortete Ferdinand's

Gesandten, die mit ihm unterhandeln wollten, daß ihr Herr sich alles Anrechts auf Ungern zu begeben, und selbst für Oesterreich Tribut zu entrichten, oder zu erwarten habe, daß auch seine Deutschen Länder mit Feuer und Schwert verwüstet würden. Diese seine Noth stellte Ferdinand den Deutschen Fürsten auf dem am 9. Februar 1542 eröffneten Reichstag zu Speier vor, und fand die katholischen zur Hülfe bereit, die protestantischen hingegen gingen dießmal sogar so weit, die Absetzung aller dermaligen Beisitzer des Kammergerichts zu fordern, ein Ansinnen, dem sich Ferdinand natürlich nicht fügen konnte. Nach langer Vermittelung des Kurfürsten Joachim II. von Brandenburg und des Pfalzgrafen Friedrich kam endlich ein Reichsabschied zu Stande, in welchem den Protestanten der letzte Regensburger Friedestand auf noch fünf Jahre verlängert und von sämmtlichen Ständen eine ansehnliche Türkenhülfe bewilligt ward. Der Kurfürst von Brandenburg übernahm die Anführung der vereinigten Macht.

Aber theils waren die Feldherrntalente dieses Fürsten nicht so groß, als er selbst geglaubt hatte, theils kamen die Contingente so unordentlich an, daß die beste Zeit verstrich, und so legte man denn wenig Ehre ein. Ein Zeitgenosse erzählt die ganze Expedition mit folgenden Worten: „In diesem Jahr hat das Römische Reich der kais. Maj. 40,000 zu Fuß und 8000 zu Roß zugesandt, ist der Kurfürst von Brandenburg oberster Feldhauptmann gewest, seynd lange bei Wien im Wald gelegen, hat der Türk mit keiner Macht kommen wollen, seynd sie erst auf den Herbst hinabgezogen, für Pesth sich gelagert, überschanzt und ordentlich gestürmt, und mit Spott, der ganzen Christenheit zum Nachtheil, abgezogen, über 15,000 Mann von guten Leuten verloren, das Geld unnützlich verschwendet.“

---

11. Herzog Heinrich von Braunschweig vertrieben.

(1542.)

Unter den Deutschen katholischen Fürsten war damals keiner, der das Lutherthum mit mehr Haß und Erbitterung verfolgte, als Herzog Heinrich der jüngere von Braunschweig-Wolfenbüttel, ein höchst leidenschaftlicher Mann. In dem züchtigen Deutschlande fand man auch das an ihm sehr anstößig, daß er seine Gemahlin verächtlich behandelte, und

eines ihrer Hoffräulein zum Kebsweibe nahm *). Die Protestanten wurden über seine feindseligen Gesinnungen außer Zweifel gesetzt, als der Landgraf von Hessen 1538 einen Brief von ihm an den Kurfürsten von Mainz auffing, der voll von Aufreizungen gegen sie war, und namentlich von Beleidigungen gegen den Landgrafen, von dem es unter Andern hieß, er werde nächstens toll werden, denn er sey es schon über die Hälfte, und dann würde der Sache bald zu rathen seyn. Darüber kam es zu einem öffentlichen Schriftwechsel zwischen dem Herzoge und den beiden Schmalkaldischen Bundeshäuptern, dem Landgrafen und dem Kurfürsten von Sachsen, der über alle Maßen heftig und voll der ärgsten Schmähungen war. Des Kurfürsten dritte Schrift führt folgenden Titel: „Des durchlauchtigsten Fürsten rc. rc. Johann's Friedrichen, wahrhaftige, beständige, gegründete, christliche und aufrichtige Verantwortung wider des verstockten, gottlosen, vermaledeieten, verfluchten Ehrenschänders, bösthätigen Barrabas, auch hurensüchtigen Holofernes von Braunschweig, so sich Herzog Heinrich den Jüngern nennt, unverschempt, calphurnisch Schand- und Lügenbuch rc. wider vorgemeldten Churfürsten von Sachsen u. s. w." — dagegen schreibt der Herzog eine Antwort unter folgendem Titel: „Des Durchl. Fürsten rc. Heinrich's des Jüngern rc. erhebliche, gegründete, wahrhaftige, göttliche und christliche Quadruplica, wider des gottlosen, verruchten, verstockten, abtrünnigen Kirchenräubers und vermaledeieten, boshaftigen Antiochi, Novatiani, Severiani und Hurenwirths, der sich Hansen Friedrich H. zu Sachsen nennt, erdicht, erlogen und unverschempt

*) Um diese Verbindung den Augen der Welt zu entziehen, verfiel er auf eine List. Das Fräulein mußte sich todt stellen, und sich begraben lassen; während aber die dazu bestellten Priester die feierlichen Exequien hielten, ließ er sie nach einem entfernten Schlosse bringen, wo er sie insgeheim noch oft besuchte. — Einen Anstoß anderer Art hatte der Landgraf Philipp von Hessen gegeben, indem er neben seiner rechtmäßigen Gemahlin eine zweite, ein Fräulein Margarethe von der Saal, heirathete. Er hatte dazu Luther's und Melanchthon's Genehmigung gefordert, und als Grund angegeben, daß seine Gemahlin ihm unangenehm sey, und er Ehebruch vermeiden wolle; dabei berief er sich auf das Beispiel der Erzväter in der Schrift. Mit großem Widerwillen hatten sich jene Theologen zu der Einwilligung verstanden, sie hatten dem Fürsten erst vorgestellt, wie viele Aergernisse, Sorgen und Kränkungen ihm aus diesem Schritte erwachsen würden, und zuletzt geäußert, daß, wenn er trotz dem entschlossen sey, ein zweites Weib zu nehmen, es heimlich im Wege der Dispensation geschehen müsse. Indeß kam die Sache nachher doch an den Tag, und machte ein solches Aufsehen, daß der Landgraf eine Zeit lang in große Niedergeschlagenheit, und Melanchthon in eine schwere Krankheit fiel. Luther erklärte, ein Beichtrath unter dem Siegel des Geheimnisses gegeben, sey kein Gutachten, er wolle bekennen, daß er geirrt habe.

Lästerbuch, welches er wider gemeldten Herzog ausgegossen hat." Weil nun der Herzog in seinem ersten Buche unter andern gesagt hatte, Luther selber brauchte den Kurfürsten nur zum Hanswurst, so machte sich nun auch Luther über ihn her, und richtete eine Schrift an ihn, die nur mit der Zornmüthigkeit des großen Mannes, und mit der Grobheit seines Gegners entschuldigt werden kann. Der Titel lautete: „Wider Hans Worst." Folgende Stelle daraus ist eine der stärksten. Zu bedenken ist dabei, daß der Geist der Zeit seinen großen Antheil an dieser Sprache hatte. „Du solltest — sagt Luther zum Herzog — nicht ehe ein Buch schreiben, Du hättest denn einen ...z von einer alten Sau gehört; da solltest Du Dein Maul gegen aufsperren, und sagen: Dank hab, Du schöne Nachtigall; da hab ich einen Text, der ist für mich. Halt fest, Rüden, das wird gut in ein Buch zu trücken, nirgend denn zu Wolfenbüttel, wider die Schriftler und den Kurfürsten. O wie sollten sie die Nasen dafür zuhalten, und werden müssen bekennen, daß Heinz Potzenhut auch ein Schreiber sey worden u. s. w."

Der ungestüme Herzog hatte schon seit langer Zeit die Städte Goslar und Braunschweig hart bedrängt, theils weil sie sich in den Schmalkaldischen Bund hatten aufnehmen lassen, theils auf andere Veranlassungen. Zwar hatte der Kaiser die Acht, in welche Goslar durch einen Spruch des Kammergerichts erklärt worden war, suspendirt, und der Regensburger Reichsabschied von 1541 alle Ansprüche dieser Art vorläufig aufgehoben; Herzog Heinrich kehrte sich aber daran nicht, sondern erklärte auf eine ihm von König Ferdinand zugekommne Ermahnung zur Ruhe, daß der Kaiser zu solchen Suspensionen gar nicht berechtigt sey, und machte Anstalten, Goslar ganz in seine Gewalt zu bringen. Diesem zuvorzukommen, rüstete der Schmalkaldische Bund ein Heer von 19,000 Mann, welches im Juli 1542 in die Braunschweigischen Lande einfiel, und den Herzog zur Flucht zwang. Die protestantischen Fürsten behielten darauf das Land in Besitz, und richteten den Gottesdienst nach Lutherischer Weise ein. Der Herzog war unterdessen nach Baiern geflohen, und hatte von dort aus das Kammergericht um Schutz ersucht. Als dieses aber einen Befehl zu Gunsten des Vertriebenen erließ, und dessen Wiedereinsetzung bei Strafe der Acht befahl, antworteten die Schmalkaldner durch einen Beschluß, in welchem sie dem verhaßten Gerichte ohne alle Einschränkungen den Gehorsam aufkündigten.

---

12. Vierter Krieg des Kaisers mit Franz I.

(1542—1544.)

Da des Kaisers Anträge an den König von Frankreich ohne Erfolg geblieben waren, so hatte er am 11. October 1540 Mailand, als eröffnetes Reichslehn, seinem Sohne Philipp gegeben; Franz aber hielt Karl's Macht durch den vor Algier erlittenen Verlust für so geschwächt, daß er beschloß, noch einmal die Gewalt zu versuchen. Er erneuerte das Bündniß mit den Türken, und machte große Rüstungen. Zum Vorwande, den Stillstand von Nizza zu brechen, mußte ihm die Ermordung zweier Gesandten dienen, die sich in seinem Auftrage durch das Mailändische schleichen wollten, der eine nach Venedig, um diese Republik zu einem Bündnisse mit Frankreich zu bereden, der andere nach Constantinopel, um mit dem Sultan einen Angriffsplan zu verabreden. Der Statthalter von Mailand, der Marchese del Guasto, befahl sie anzuhalten und ihnen ihre Papiere zu nehmen; da sie sich zur Wehre setzten, kamen sie im Handgemenge um (1541). Franz schrie laut über Verletzung des Völker- und Gesandtschaftsrechts, aber mit Unrecht, denn jene Männer waren keinesweges unter dem Namen von Gesandten gereis't, sondern hatten diese Eigenschaft gerade zu verbergen gesucht.

Im nächsten Frühling (1542) eröffnete Franz die Feindseligkeiten. Jetzt sollte sich's entscheiden, wer von beiden Nebenbuhlern dem andern Gesetze vorschreiben könnte. Fünf Heere griffen den Kaiser zu gleicher Zeit auf verschiedenen Punkten an, errangen aber sehr geringe Vortheile. Im folgenden Jahre (1543) erschien zu Franzen's Unterstützung eine Türkische Flotte unter Barbarossa, welcher die Neapolitanischen Küsten plünderte, viele Gefangne fortschleppte, und sich dann in Gemeinschaft mit den Franzosen auf Nizza warf, welches furchtbar geplündert wurde. Dagegen verband sich Heinrich VIII. mit dem Kaiser. Dieser hatte seinen Sohn Philipp mit einer Portugiesischen Prinzessin vermählt, deren großer Brautschatz, verbunden mit einer ansehnlichen Geldbewilligung der Spanischen Stände, ihn in den Stand setzte, sich zu einer kraftvollen Kriegsführung zu rüsten. Im Mai segelte er nach Italien, und zog von da nach Deutschland, wo er sich an die Spitze eines auserlesenen Heeres stellte, um den Herzog Wilhelm von Cleve zu züchtigen. Dieser, der mit dem Kaiser wegen

der Erbschaft von Geldern in Streit war, stand mit dem Könige von Frankreich in einem Bunde; die Reformation war in seinen Ländern schon ziemlich weit fortgeschritten. Demungeachtet, und obschon er ein Schwager des Kurfürsten von Sachsen war, führten mehrere evangelische Stände dem Kaiser auf seinem Zuge Kriegsbedürfnisse zu; der Landgraf hatte 1541 in einem besondern Vertrage mit dem Kaiser die ausdrückliche Verpflichtung übernommen, sich nicht in die Geldrische Sache zu mischen. Die siegreichen Erfolge der kaiserlichen Waffen zwangen den Herzog von Cleve, sich schnell zu unterwerfen. Er erschien vor dem Kaiser, und bat knieend um Gnade, aber Karl wandte sich weg, ohne ihm zu antworten. Er verzieh ihm dann zwar, doch unter harten Bedingungen, besonders, daß er die vorgenommenen kirchlichen Neuerungen in seinen Ländern wieder abstellen, sich in kein Bündniß gegen den Kaiser einlassen und seinen Ansprüchen auf Geldern entsagen solle.

Indem die Schmalkaldischen Bundesgenossen hier einen bedeutenden Fürsten ohne Unterstützung ließen, der schon im Begriff war, sich mit ihnen zu vereinigen, konnte der Kaiser inne werden, daß sie den seit dem Nürnberger Frieden eingeschlagnen Weg, durch rechtzeitige Benutzung günstiger Umstände ihre Macht zu verstärken, nicht weiter verfolgten, entweder aus Friedensliebe oder wegen plötzlich stockender Entschlossenheit. Dasselbe zeigte sich damals auch bei einer andern Gelegenheit. Der alte Kurfürst Hermann von Köln nämlich dachte jetzt ernstlich an die Ausführung des Planes, die Kirche seines Landes zu reformiren, und ließ deswegen sogar Melanchthon kommen; die Ritterschaft und die Städte des Kurfürstenthums erklärten sich günstig, nicht aber das Domcapitel und der Rath von Köln, einer Stadt, in welcher die Geistlichkeit sehr zahlreich, angesehen und reich war. Einige der ungestümsten Domherren meinten sogar schon, man müsse einem ketzerischen Erzbischof den Gehorsam aufkündigen. Der Landgraf von Hessen erklärte dem Capitel zwar hierauf, der Schmalkaldische Bund würde den Kurfürsten mit seiner ganzen Macht unterstützen, aber es blieb bei der Drohung, und das Domcapitel drang mit seinem Widerstande durch.

Indeß war König Franz in den Hennegau eingefallen und hatte mehrere Orte, unter andern Landrecies, weggenommen. Diesen wichtigen Platz wollte der Kaiser wieder erobern, richtete aber nichts aus,

und verlegte das Heer in die Winterquartiere. Entschlossen, Frankreich von dieser Seite im nächsten Frühjahr anzugreifen, berief er die Deutschen Fürsten auf einen Reichstag nach Speier. Die Versammlung, welche vom 20. Februar 1544 bis zum 10. Juni dauerte, war eine der allerglänzendsten, der Kaiser und sämmtliche sieben Kurfürsten waren in Person zugegen. Karl's Verlangen, gegen Franzosen und Türken unterstützt zu werden, fand lange Widerspruch an dem Begehren der Protestanten, nicht eher von Kriegshülfe zu handeln, bis ihnen ein beständiger Friede und die Einsetzung eines neuen Kammergerichts gewährt sey. Endlich, nachdem die beiden Schmalkaldischen Bundeshäupter schon abgereist waren, kam ein Reichsabschied zu Stande, welcher den Protestanten sehr günstig war. Er gewährte ihnen Verlängerung des zu Regensburg beschlossenen Friedestandes bis zu einer Vergleichung über die Religion, und setzte fest, daß das Kammergericht noch drei Jahre in seiner bisherigen Verfassung bleiben, dann mit Richtern ohne Unterschied der Confession besetzt werden, bis dahin aber mit Religions-Processen gegen die Protestanten inne halten solle. Das Reich bewilligte auf sechs Monate die Kosten für ein Heer von zwanzigtausend Fußsoldaten und viertausend Reitern gegen die Türken und Franzosen. Die Katholiken waren mit diesen Beschlüssen sehr unzufrieden, und der Papst schrieb einen Brief an den Kaiser, in welchem er ihm seine Nachgiebigkeit mit heftigen Worten verwies.

Bald nach Endigung des Reichstags rückte der Kaiser gegen Franz in's Feld. Des Letztern Heerführer, der Graf Enguien, hatte schon in Italien, bei Cerisoles (11. April 1544), einen vollständigen Sieg über den Spanischen Feldherrn del Guasto erfochten, als Franz schnell — ohne diesen Sieg benutzen zu können — sein dortiges Heer theilen mußte, um für das Nordheer die nöthige Verstärkung zu gewinnen; denn außer den Deutschen war auch Karl's neuer Bundesgenosse, Heinrich VIII., zu fürchten, der mit einem Heere in Frankreich gelandet war. Karl belagerte mit seinen trefflichen Deutschen Truppen erst St. Dizier, eroberte es am 17. August mit List, und rückte nun in starken Märschen gerade auf Paris los. Er überrumpelte Epernay und Chateau-Thierry, wo er viele Vorräthe fand, und drückte das Heer des ihm entgegengeschickten Dauphin, der sorgfältig eine Schlacht vermied, immer mehr zurück. Schon stand er nur zwei Tagereisen von Paris, dessen Einwohner mit ihren Habseligkeiten bereits nach

Rouen, Orleans und andern Städten flüchteten — als Franz Friedensvorschläge that. Karl's Heer war nicht in der Verfassung, sich in eine Schlacht mit einer verzweifelnden Gegenmacht und in die Belagerung einer so ungeheuern Stadt einlassen zu dürfen, daher erschwerte er die Unterhandlungen nicht, sondern begnügte sich mit der Ehre, seinen Gegner in Schrecken gesetzt zu haben; und so kam, schneller als man erwarten konnte, der Friede zu Crepy (18. Sept. 1544) zu Stande. Beide Monarchen versprachen, ihre Eroberungen seit dem Waffenstillstande von Nizza herauszugeben; Franz entsagte allen seinen Ansprüchen auf des Kaisers dermalige Besitzungen, besonders auf Neapel; Karl leistete auf Burgund Verzicht. Um aber auch den alten Streit über Mailand auszugleichen, wurde verabredet, daß des Königs zweiter Sohn, der Herzog Karl von Orleans, sich entweder mit des Kaisers ältester Tochter Maria, oder mit seines Bruders Ferdinand Tochter Anna, nach der Wahl des Kaisers, vermählen sollte. Im ersten Falle sollten die Vermählten die Niederlande, im zweiten Mailand erhalten. (Der Kaiser entschied sich nachher für den zweiten Fall.) Zugleich verbanden sich beide Monarchen, ihr Möglichstes zu thun, die Religionsvereinigung zu befördern, um sodann die Türken mit vereinten Kräften zurücktreiben zu können. Man sieht aus diesen Bedingungen deutlich, daß, wenn der Kaiser auch in früheren Jahren damit umgegangen war, Eroberungen gegen Frankreich zu machen, er dieses Vorhaben nunmehr längst aufgegeben hatte, denn er bewilligte seinem Widersacher Alles, was er ihm vor dem Anfange des für ihn siegreichen Krieges angeboten hatte.

---

13. Franz I. Ausgang.

Die Aussicht, welche der Friede zu Crepy dem König Franz zu einer Machtvergrößerung seines Hauses gewährte, ging schon im folgenden Jahre für ihn verloren, denn der Herzog Karl starb am 9. September 1545 an der Pest, und der Kaiser, der dadurch der übernommenen Verpflichtungen vollkommen entledigt war, wollte natürlich andern Forderungen des Königs kein Gehör geben. So hatte Franz fast seine ganze Regierung in fruchtlosen Versuchen hingebracht, einen mächtigen Nebenbuhler zu demüthigen, und das Reich um einige aus-

wärtige Provinzen zu vergrößern. Damals dauerte der Krieg mit Heinrich VIII. noch fort. Nach vielem unnütz verschwendeten Gelde und Menschenblut kam endlich (17. Juni 1546) auch mit diesem ein Friede zu Stande, welchem zufolge Heinrich das von ihm eroberte Boulogne noch acht Jahre behalten, und dann gegen Zahlung von zwei Millionen Kronen herausgeben sollte. Im nächsten Jahre starb Franz (31. März 1547). Ein ausschweifendes Leben raffte ihn schon im drei und funfzigsten Jahre seines Alters hin.

In den friedlichen Zwischenräumen seiner Regierung war Franz für die Fortschritte der Civilisation seines Reichs und den Flor der Künste und Wissenschaften nicht unthätig gewesen. Durch Aufmunterungen, die er den Gelehrten gab, hob er den gesunkenen Glanz der Pariser Universität ungemein, und die Hörsäle, die vorher leer gewesen waren, wurden nun wieder stark besucht. Italienische Gelehrte und Dichter, zum Theil politische Flüchtlinge, kamen nach Frankreich und halfen dort den Geschmack für die classischen Studien verbreiten. Franz gab ihnen Jahrgelder, und wurde dafür durch ihre Schmeicheleien bis in den Himmel erhoben. Man nannte ihn den Vater der Wissenschaften. Uebrigens sträubten sich gegen das aufkommende Griechische und Hebräische Sprachstudium auch hier der Obscurantismus und die Unwissenheit der Mönche. Ja sie trugen kein Bedenken, den für einen Ketzer zu verschreien, der jene Sprachen erlernt hatte. Ein Mönch soll gar einmal auf der Kanzel folgenden Unsinn gesagt haben: „Man hat nun auch eine neue Sprache erfunden, die man die Griechische nennet, vor der man sich aber wohl zu hüten hat, denn aus ihr entspringen lauter Ketzereien. Ich sehe in den Händen vieler Personen ein in dieser Sprache geschriebenes Buch, man heißt es das neue Testament, das ist voller Dornen und Ottern. Und was die Hebräische Sprache betrifft, so werden Alle, die sie erlernen, sogleich zu Juden."

Auch in der Gerechtigkeitspflege und im Kriegswesen machte Franz Verbesserungen; erst jetzt wurde das grobe Geschütz zu einer solchen Vollkommenheit gebracht, daß man der alten gewaltigen Belagerungsmaschinen, Mauerbrecher u. s. w. ganz entbehren konnte. Mit der Französischen Schifffahrt hatte es bis dahin noch traurig ausgesehen. Eine königliche Seemacht war noch gar nicht da gewesen. Im Nothfall hatte die Regierung die Barken und Galeeren der Kaufleute in

Sold genommen, oder Schiffe von den Genuesern oder Portugiesen gemiethet. Erst Franz I. ließ eine beständige Flotte zum Dienste des Staats errichten. Man wagte aber noch nicht, viele Kanonen darauf zu bringen. Doch wurden nun auch schon Französische Entdekkungsreisen nach America unternommen, und Ansiedelungen, besonders in Canada, gemacht.

Fremde Künstler und Manufacturisten fanden gleichfalls in Frankreich eine ehrenvolle Aufnahme. Im Jahr 1536 legten zwei Genueser den Grund zu den nachmals so berühmten Seidenmanufacturen in Lyon. Aus Italien wurden die berühmtesten Maler, Bildhauer und Baumeister an den Hof gerufen, um die Landsitze des Königs zu verschönern. Franz selber sah gern den Künstlern bei der Arbeit zu, und ermunterte sie durch Belohnungen und schmeichelhafte Lobsprüche. Der berühmte Italienische Maler, Leonardo da Vinci, starb in seinen Armen, und der noch berühmtere Raphael vermachte ihm den kostbaren Stein, auf welchem zwei und zwanzig Figuren geschnitten sind, ein Meisterstück der Kunst, das noch bis zur Revolution zu den Kleinodien der Krone gerechnet wurde. Auch der gelehrte Buchdrucker, Robert Stephanus, der nebst seinem Sohne und Nachfolger, Heinrich Stephanus viele alte Schriftsteller herausgab, und sie dadurch nicht nur häufiger machte, sondern auch nebenher die Texte kritisch berichtigte, war ein Liebling des Königs, und ward oft von ihm besucht *). Lauter Dinge, die recht löblich sind, aber von vielen anderen Fürsten oft noch weit großartiger geschahen, ohne daß sie deswegen so gepriesen wurden, als der in dieser wie in anderer Hinsicht von den ruhmredigen Französischen Schriftstellern überschätzte Franz I.

Bis auf die Zeiten Ludwig's XII. hatten die adeligen Frauen in der Regel auf ihren Landsitzen, beschäftigt mit häuslichen Dingen, ge-

*) Unter der Regierung des folgenden Königs wurde dieser wackere Mann genöthigt, wegen seiner protestantischen Grundsätze Paris zu verlassen, ja man verbrannte ihn im Bilde, während er als Flüchtling über die Alpen kletterte. Er pflegte daher im Scherz zu sagen, es habe ihn nie so sehr gefroren, als da er in Paris verbrannt worden sey. Von ihm rührt die Abtheilung unserer Capitelverse im neuen Testamente her. Er machte sie auf dem Pferde, auf einer Reise nach Lyon. Sein Sohn arbeitete ein Griechisches Wörterbuch in vier Folianten aus, ein Werk von ungeheurem Fleiße und außerordentlicher Gelehrsamkeit. Sein Setzer, Namens Scapula, war ein Schelm, denn während er daran setzte, machte er heimlich einen Auszug in einem Foliobande daraus, der öfters gedruckt worden ist, und weit häufiger gekauft wurde.

lebt. Ludwig hatte sie zuerst an den Hof gebracht, indem er seine Gemahlin Anna von Bretagne mit Ehrendamen umgab. Diese geistreiche Fürstin flößte ihnen einen Geschmack für Bildung und ein Interesse für Dinge, die außer dem Kreise gewöhnlicher weiblicher Beschäftigungen liegen, ein, wodurch die Frauen in Frankreich eine immer steigende gesellschaftliche Bedeutung bekamen. Durch Franz I. ward der Hof der Mittelpunkt für die durch Schönheit und Geist glänzendsten Frauen des Landes; aber seine übermäßige Lust an Vergnügungen und glänzenden, kostspieligen Festen, sein Hang zu Ausschweifungen und Liebesränken machte leider auch eine Schule der Verschwendung und der Sittenlosigkeit daraus.

Im Innern des Landes hatte tiefer Friede geherrscht; der Adel war noch von Ludwig's XI. Zeiten her eingeschreckt und mit den auswärtigen Kriegen zu sehr beschäftiget, als daß er mit Anmaßungen gegen die Krone hätte hervortreten können. Die folgenden Könige erfuhren jedoch, daß dieser Sinn des Adels nur eingeschlummert, nicht ganz vernichtet war.

Gleich nach Luther's Auftreten fand die Reformation in Frankreich Eingang, sogleich begannen aber auch Verfolgungen und Hinrichtungen. Besonders nachdem Franz 1526 aus seiner Gefangenschaft zurückgekehrt war, und den Befehl gegeben hatte, daß alle die Ketzerei betreffenden Angelegenheiten zuerst vor die weltliche Obrigkeit gebracht werden sollten, verfolgten die Gerichte, und vorzüglich das Pariser Parlament, die Anhänger der Reformation mit großer Härte. Zuweilen gab der unbesonnene Eifer einiger Protestanten dazu Veranlassung. So fand man im Jahre 1534 Sätze gegen die Messe, in einem äußerst heftigen Tone abgefaßt, an die Straßenecken von Paris, selbst an die Zimmerthür des Königs, der sich damals zu Blois befand, angeschlagen. Franz gerieth darüber in eine solche Wuth, daß er den Rathschlägen der erbittertesten Feinde der Protestanten Gehör gab. Er befahl, eine feierliche Procession zur Abwendung des göttlichen Zorns anzustellen, der dem Lande deshalb erregt worden seyn könnte; ja er selber wohnte mit entblößtem Haupte und einer Fackel in der Hand diesem Aufzuge bei; die Prinzen vom Geblüt trugen einen Baldachin über ihn, hintennach folgte der ganze Adel der Hauptstadt. Dabei rief der König öffentlich mit lauter Stimme: wenn er wüßte, daß eine von seinen Händen von der Ketzerei angesteckt wäre, so wollte er sie mit der andern abhauen

ja er würde seiner eignen Kinder nicht schonen, wenn sie sich dieses Verbrechens schuldig machten. Zugleich wurden sechs Protestanten lebendig unter entsetzlichen Qualen verbrannt (21 Jan. 1535). Bald erfolgte die Hinrichtung vieler Anderen. Diese Dinge mußten die Schmalkaldischen Bundesgenossen, welchen Franz fortwährend schmeichelte, um sie gegen den Kaiser aufzuregen, in den höchsten Unwillen versetzen. Franz suchte sich zwar zu rechtfertigen, aber die Entschuldigungen, die er vorbrachte, waren zu kahl, als daß sie Eindruck hätten machen können. Eben so vergeblich heuchelte er, selbst den Lehren Luther's einigermaßen geneigt zu seyn, indem er sogar begehrte, Melanchthon möge zu theologischen Verhandlungen nach Frankreich kommen. Der Kurfürst von Sachsen versagte diesem die Erlaubniß zu einer solchen Reise.

Nicht lange nachher wurde auch mit den Hinrichtungen wieder fortgefahren, und als die Geistlichkeit über die Nachkommen der Waldenser (ein höchst arbeitsames und friedliches Völkchen), die noch immer in einigen Gegenden der Provence und in der Grafschaft Venaissin lebten, Klagen anbrachte, bestätigte Franz die harten und grausamen Beschlüsse des Parlaments zu Aix gegen sie. Zum Unglück fiel die Vollstreckung in die Hände geschworner Feinde jener armen Menschen, die sogleich eine Menge Soldaten gegen die einzelnen Dörfer anführten, viele der Unglücklichen niedermetzeln, andere mit ihren Häusern verbrennen ließen, und sich nebenher alle Zügellosigkeiten erlaubten, die sonst doch nur in Feindes Landen verübt wurden (1545). Der Parlamentspräsident Baron von Oppeda trieb seinen Religionseifer so weit, daß er eine Menge schwangerer Weiber in eine Scheune sperren, ihnen den Leib aufschneiden, die Frucht herausreißen und mit Füßen zertreten ließ. Der König erfuhr diese Abscheulichkeiten zu spät, und übertrug seinem Nachfolger ihre Bestrafung, die jedoch nur sehr unvollständig erfolgte. So fanden schon unter Franzen's Regierung Auftritte religiöser Verfolgungssucht Statt, die unter seinen Nachfolgern weiter ausgedehnt wurden, und durch die Einmischung politischer Leidenschaften das ganze Reich an den Rand des Untergangs brachten.

V. Karl V. im Kampf mit den Deutschen Protestanten und die beginnende Reaction des Katholicismus.

1. Wachsende Spannung in Deutschland.

(1545.)

Der unerwartet schnelle Abschluß des Friedens zu Crepy erregte unter den Deutschen Protestanten gerechte Besorgnisse. Sie meinten — und wurden in dieser Ansicht durch allerlei ihnen zugetragne Nachrichten bestärkt — die Ursache, warum Karl seine Vortheile aufgegeben und dem Könige von Frankreich so gute Friedensbedingungen bewilligt habe, sey keine andere als die, sich den Rücken frei zu machen, um sie mit Waffengewalt nach seinem Willen zu zwingen. Es war gewiß des Kaisers Absicht, und er sprach es selbst aus, jetzt alle seine Muße und Kräfte auf die Beendigung des Religionszwistes zu richten; daß er aber damals schon entschieden zum Kriege entschlossen gewesen sey, läßt sich weder beweisen, noch kann es als wahrscheinlich angenommen werden. Indeß ist es sehr natürlich, daß er sich mit dem Gedanken an dieses Aeußerste, als einen möglichen und unter gewissen Umständen sehr nahen Fall, viel beschäftigt habe, und daher mochten sich schon dunkle Gerüchte von einem Kriege verbreitet haben.

Er brachte den Winter in den Niederlanden unter heftigen Gichtbeschwerden zu, so daß ein neuer Reichstag zu Worms am 24. März 1545 von seinem Bruder Ferdinand eröffnet wurde. Indeß hatte Paul III., der schon 1542 das vielbesprochene Concilium zu Trident hatte eröffnen lassen wollen, wozu sich aber damals fast Niemand eingefunden hatte, es jetzt von Neuem nach demselben Orte ausgeschrieben. Auf dem Reichstage erschienen nur äußerst wenige Fürsten in Person. König Ferdinand erklärte, der Hauptzweck der diesmaligen Versammlung sey, die Aufmerksamkeit der Stände auf die Türken zu lenken, die von Neuem mit großer Macht gegen Ungern im Anzuge wären und selbst Deutschland bedrohten; die Religionssache sey vor der Hand auszusetzen, da das Concilium nun mit nächstem wirklich eröffnet werden würde. Dagegen verlangten die protestantischen Ge-

sandten, daß über die Religionsvergleichung zuerst gehandelt werde, und wiederholten die schon mehrmals gemachte Erklärung, daß kein Protestant dies Concilium für ein rechtmäßiges anerkennen könne. Weiter war Ferdinand noch nicht gekommen, als der Kaiser am 16. Mai persönlich erschien, von seinen klugen Ministern Granvella und Naves begleitet. Er äußerte sein Befremden, fast keinen einzigen protestantischen Fürsten gegenwärtig zu finden, und lud den Kurfürsten von Sachsen noch besonders ein, aber dieser ließ sich entschuldigen. — Indeß wurden die Unterhandlungen mit den Protestanten noch zwei Monate lang fortgesetzt, und endlich trug der Kaiser selbst auf einen Reichsabschied an, in welchem die Forderungen derselben wenigstens zum Theil befriedigt wurden. Es sollte ein abermaliger Versuch zur gütlichen Beilegung des großen Streits durch ein Religionsgespräch gemacht, und dieser Reichstag am heil. drei Königstag des künftigen Jahres zu Regensburg fortgesetzt werden.

Von Worms aus sandte Karl auch einen Gesandten an Soliman, in der Absicht, einen Frieden, oder doch wenigstens einen Waffenstillstand zu vermitteln *). Auch ein päpstlicher Legat, der Cardinal Farnese, war nach Worms gekommen; er betrieb keine öffentlichen Geschäfte, heimlich sollte er den Kaiser zum Kriege wider die Protestanten reizen. Der Cardinal Pallavicini, der eine Geschichte des Tridentinischen Concils im Interesse des Römischen Hofes geschrieben hat, erzählt, Granvella habe dem Legaten, aber nur in seinem Namen, eröffnet, der Kaiser glaube, die Protestanten würden, von den Entscheidungen des Conciliums bedroht, zu den Waffen greifen; er, der Kaiser, sey erschöpft, die katholischen Fürsten schwach und muthlos, der Papst werde also zur nachdrücklichen Führung des Krieges Alles beitragen müssen. Der Legat habe hierauf zwar erwiedert, der Papst besitze nur eine geistliche Macht, und müsse den Gebrauch der weltlichen dem Kaiser überlassen; indeß sey man doch damals in den Berathschlagungen über den Krieg einander schon ziemlich nahe gekommen. Dagegen erzählen Andere, der Legat habe dem Kaiser päpstliche Hülfstruppen versprochen, wenn er die Protestanten angreifen wolle.

*) Die Türken hatten sich seit dem unglücklichen Feldzuge von 1542 (oben S. 271.) in Ungern immer fester gesetzt. Der nachgesuchte Waffenstillstand kam 1547 zu Stande, unter der schmählichen Bedingung, daß sich Ferdinand anheischig machte, für den ihm gebliebenen kleinen Antheil des Ungerischen Landes den Türken einen jährlichen Tribut zu zahlen.

V. Karl V. im Kampf mit den Deutschen Protestanten und die beginnende Reaction des Katholicismus.

1. Wachsende Spannung in Deutschland.

(1545.)

Der unerwartet schnelle Abschluß des Friedens zu Crepy erregte unter den Deutschen Protestanten gerechte Besorgnisse. Sie meinten — und wurden in dieser Ansicht durch allerlei ihnen zugetragne Nachrichten bestärkt — die Ursache, warum Karl seine Vortheile aufgegeben und dem Könige von Frankreich so gute Friedensbedingungen bewilligt habe, sey keine andere als die, sich den Rücken frei zu machen, um sie mit Waffengewalt nach seinem Willen zu zwingen. Es war gewiß des Kaisers Absicht, und er sprach es selbst aus, jetzt alle seine Muße und Kräfte auf die Beendigung des Religionszwistes zu richten; daß er aber damals schon entschieden zum Kriege entschlossen gewesen sey, läßt sich weder beweisen, noch kann es als wahrscheinlich angenommen werden. Indeß ist es sehr natürlich, daß er sich mit dem Gedanken an dieses Aeußerste, als einen möglichen und unter gewissen Umständen sehr nahen Fall, viel beschäftigt habe, und daher mochten sich schon dunkle Gerüchte von einem Kriege verbreitet haben.

Er brachte den Winter in den Niederlanden unter heftigen Gichtbeschwerden zu, so daß ein neuer Reichstag zu Worms am 24. März 1545 von seinem Bruder Ferdinand eröffnet wurde. Indeß hatte Paul III., der schon 1542 das vielbesprochene Concilium zu Trident hatte eröffnen lassen wollen, wozu sich aber damals fast Niemand eingefunden hatte, es jetzt von Neuem nach demselben Orte ausgeschrieben. Auf dem Reichstage erschienen nur äußerst wenige Fürsten in Person. König Ferdinand erklärte, der Hauptzweck der diesmaligen Versammlung sey, die Aufmerksamkeit der Stände auf die Türken zu lenken, die von Neuem mit großer Macht gegen Ungern im Anzuge wären und selbst Deutschland bedrohten; die Religionssache sey vor der Hand auszusetzen, da das Concilium nun mit nächstem wirklich eröffnet werden würde. Dagegen verlangten die protestantischen Ge-

sandten, daß über die Religionsvergleichung zuerst gehandelt werde, und wiederholten die schon mehrmals gemachte Erklärung, daß kein Protestant dies Concilium für ein rechtmäßiges anerkennen könne. Weiter war Ferdinand noch nicht gekommen, als der Kaiser am 16. Mai persönlich erschien, von seinen klugen Ministern Granvella und Naves begleitet. Er äußerte sein Befremden, fast keinen einzigen protestantischen Fürsten gegenwärtig zu finden, und lud den Kurfürsten von Sachsen noch besonders ein, aber dieser ließ sich entschuldigen. — Indeß wurden die Unterhandlungen mit den Protestanten noch zwei Monate lang fortgesetzt, und endlich trug der Kaiser selbst auf einen Reichsabschied an, in welchem die Forderungen derselben wenigstens zum Theil befriedigt wurden. Es sollte ein abermaliger Versuch zur gütlichen Beilegung des großen Streits durch ein Religionsgespräch gemacht, und dieser Reichstag am heil. drei Königstag des künftigen Jahres zu Regensburg fortgesetzt werden.

Von Worms aus sandte Karl auch einen Gesandten an Soliman, in der Absicht, einen Frieden, oder doch wenigstens einen Waffenstillstand zu vermitteln *). Auch ein päpstlicher Legat, der Cardinal Farnese, war nach Worms gekommen; er betrieb keine öffentlichen Geschäfte, heimlich sollte er den Kaiser zum Kriege wider die Protestanten reizen. Der Cardinal Pallavicini, der eine Geschichte des Tridentinischen Concils im Interesse des Römischen Hofes geschrieben hat, erzählt, Granvella habe dem Legaten, aber nur in seinem Namen, eröffnet, der Kaiser glaube, die Protestanten würden, von den Entscheidungen des Conciliums bedroht, zu den Waffen greifen; er, der Kaiser, sey erschöpft, die katholischen Fürsten schwach und muthlos, der Papst werde also zur nachdrücklichen Führung des Krieges Alles beitragen müssen. Der Legat habe hierauf zwar erwiedert, der Papst besitze nur eine geistliche Macht, und müsse den Gebrauch der weltlichen dem Kaiser überlassen; indeß sey man doch damals in den Berathschlagungen über den Krieg einander schon ziemlich nahe gekommen. Dagegen erzählen Andere, der Legat habe dem Kaiser päpstliche Hülfstruppen versprochen, wenn er die Protestanten angreifen wolle.

*) Die Türken hatten sich seit dem unglücklichen Feldzuge von 1542 (oben S. 271.) in Ungern immer fester gesetzt. Der nachgesuchte Waffenstillstand kam 1547 zu Stande, unter der schmählichen Bedingung, daß sich Ferdinand anheischig machte, für den ihm gebliebenen kleinen Antheil des Ungerischen Landes den Türken einen jährlichen Tribut zu zahlen.

Herzog Heinrich der Jüngere hatte indessen noch immer vergebliche Versuche gemacht, wieder zum Besitze seines Landes zu gelangen. Der Kaiser hatte es zu Worms durchgesetzt, daß ihm das Herzogthum zur Sequestration übergeben werden sollte, aber Heinrich selbst verwarf diesen Vertrag. Franz I. hatte ihm Geld gesandt, um dafür eine Anzahl Truppen in Deutschland zu werben: so wie er diese aber beisammen hatte, führte er sie nach Braunschweig, verwüstete das platte Land im Lüneburgischen, und belagerte Wolfenbüttel und Schöningen. Aber sogleich brachte auch der Landgraf von Hessen, sein alter Feind, mit Beihülfe des Kurfürsten von Sachsen, ein Heer zusammen, und ging damit in eigner Person auf Heinrich los. Dieser hob die Belagerung von Wolfenbüttel auf, ging ihm bis Kalefeld bei Nordheim entgegen, und ward hier fast ganz vom Feinde umzingelt. Dennoch schlug er eine Capitulation mit stolzen Worten aus, und wollte es auf eine Schlacht ankommen lassen. Wie aber das Treffen begann, verlor er den Muth, und gab sich nebst seinem ältesten Sohne Karl Victor gefangen (21. Oct. 1545). Der Landgraf machte ihm harte Vorwürfe, und führte ihn nach seiner Festung Ziegenhayn, wo er ihn streng bewachen ließ.

---

2. Luther's Tod.

(18. Febr. 1546.)

Luther war in der ganzen Zeit keinen Augenblick müßig gewesen, das Reformationswerk durch Lehren und Schriften zu fördern. Die Zahl seiner Schriften — sie machen zwei und zwanzig Folianten aus — bezeugt uns seinen ungeheuern Fleiß, der um so erstaunenswürdiger ist, da er nicht nur so viel Zeit mit Predigen, akademischen Vorträgen, Reisen, ja mit gesellschaftlichen Erholungen ausfüllte, sondern auch in den letzten zwanzig Jahren seines Lebens unaufhörlich mit schmerzhaften Krankheiten geplagt war. Zwei seiner Hauptübel waren der Stein, der ihm einmal unter andern elf Tage lang unter wüthenden Schmerzen den Harngang verschlossen hielt, und ein Rheumatismus im Kopfe, der ihn mit betäubendem Schwindel und heftigem Ohrenbrausen peinigte. Dennoch strengte er sich über seine Kräfte an, und mußte oft nach halb vollendeter Predigt fast ohnmächtig die Kanzel verlassen.

Bei allen diesen Leiden (die er für Wirkungen des Teufels hielt *), der sich an ihm rächen wolle), behielt er stets die vollkommenste Fassung, und stärkte sich in dem Kampfe gegen sie gewöhnlich durch die Hersagung biblischer Sprüche, welche Versicherungen des immer nahen göttlichen Beistandes enthielten. Hatte sich auf sein anhaltendes Beten ein Uebel einmal gelegt, so konnte er in seiner Freudigkeit wol gar zuweilen darauf pochen, daß er mit seinem Gott gut stehe. So erzählte er einmal selbst, wie er in der unten erwähnten Krankheit Melanchthon's diesen seinen Freund durch sein Gebet gerettet habe. „Da wandte ich mich, sagte er, nach dem Fenster, und unser Herr Gott mußte mir herhalten; denn ich warf ihm den Sack vor die Thür, und rieb ihm die Ohren mit allen Verheißungen des Gebets, das da müßte erhört werden, da ich aus der heil. Schrift zu erzählen wußte, daß er mich müßte erhören, wo ich je seinen Verheißungen trauen sollte."

Aus diesem starken Vertrauen zu Gott floß die herrliche Laune mit welcher der so hart geplagte Mann doch Alles um sich her erheiterte. Er war unerschöpflich an drolligen Einfällen, und so aufgelegt zum Scherz, daß er sich oft selbst Vorwürfe darüber machte. Auch über seine Krankheiten scherzte er. Einer Fürstin, die ihn einmal besuchte, da er einen bösen Ausschlag hatte, sagte er: „Gnädige Frau, ich bin im Jahre wenig rechtschaffen frisch; ich bin entweder am Leibe oder am Geiste schwach, und kranke eins ums andere. Itzo habe ich an meinem Leibe bei zwanzig Sterne, wie am Himmel. Ich wollte, der Erzbischof von Mainz hätte sie!" — Außer den freundschaftlichen Gesprächen bei einer mäßigen Mahlzeit, in denen seine Freunde seine Unbefangenheit und seinen Mutterwitz nicht genug bewundern konnten **),

---

*) So rief er auch einmal, da Melanchthon auf einer Reise 1540 in Weimar Krankheits halber hatte liegen bleiben müssen, und er auf die Nachricht davon zu ihm geeilt war, bei dem ersten Anblick des entstellten Freundes aus: „Behüte Gott, wie hat mir der Teufel dieses Organon geschändet!"

**) Hier nur eine, nicht sehr bekannte Anekdote. Ein Hamburger Kaufmann brachte seinen Sohn, welcher studiren sollte, nach Wittenberg, und empfahl ihn Luther's näherer Aufsicht. Luther lud Beide zu Tische, und hier beging der junge Mensch die Ungeschliffenheit, in aller Stille einem Gänsebraten, der eben aufgetragen war, die Haut abzuziehen, und sie zu verzehren, während sein Vater mit dem Doctor im Gespräch begriffen war. Einige Tischgenossen stießen Luther heimlich an, er aber winkte ihnen, daß sie still seyn sollten. Als der junge Mensch fertig war, fragte Luther den Vater ganz gleichgültig: „Lieber Herr, wenn er seinen Sohn nicht wollte studiren lassen, welches Gewerbe hätte

mußte oft die Musik sein Herz erheitern. Er behauptete, die Menschen, die von dieser Kunst nicht gerührt würden, seyen den Klötzen und Steinen gleich; auch hätte er gefunden, daß der Teufel die Musik nicht leiden könne, da er es oft an sich erfahren hatte, daß bei ihrem Klange alle Sorgen und Bekümmernisse aus der Brust, nicht anders als wie vor Gottes Wort, entflohen waren.

Zu politisch-religiösen Verhandlungen auf Reichstagen und Gesprächen brauchten ihn die Fürsten nicht, weil man von Melanchthon's sanftem Sinne mehr erwartete. Luther schlug nur da noch zuweilen drein, wo nach seinem eignen Ausdruck die Bindart nöthig war, denn er bekannte selbst, daß er seine Feder nicht im Zaume halten könne. In seinen letzten Lebensjahren hatte er den entschlafnen Streit über das Abendmahl wieder erweckt und gegen die Zwinglische Lehre von demselben mit einer noch größern Aufwallung als früher geschrieben. Sein Gemüth war auf's heftigste bewegt, weil er unter seinen Amtsgenossen und Freunden Anhänger dieser Lehre zu erblicken glaubte, selbst Melanchthon in diesem Verdacht hatte. Ferner zürnte er den Rechtsgelehrten in Wittenberg, weil sie die heimlichen Eheverlöbnisse der Studirenden, wider welche er selbst auf der Kanzel eiferte, für gültig erklärten. Ueber alle diese Dinge wurde der durch Alter und Krankheit argwöhnischer als sonst gewordene Mann so mißmuthig, daß er Wittenberg im Mai 1545 verließ, und sich an verschiedenen Orten bei Freunden aufhielt. Nur auf dringendes Ersuchen des Kurfürsten konnte er bewogen werden, zurückzukehren. Er war noch nicht lange wieder in Wittenberg, als ihm aufgetragen ward, eine Streitigkeit unter den Grafen von Mannsfeld zu schlichten, um welcher willen er eine Reise nach Eisleben nöthig fand. Er trat dieselbe mitten im Winter an (Jan. 1546), kam aber schon zu Halle so entkräftet an, daß sein dasiger Freund, Doctor Jonas, Superintendent und Prediger an der Ulrichskirche, es rathsam erachtete, ihn nach Eisleben zu begleiten. So schwach der alte Mann sich fühlte, so predigte er doch daselbst noch viermal (zuletzt am Sonntag den 14. Febr.), und wohnte

---

er ihm dann wol erwählt?" — Die Handlung, erwiederte der Kaufmann. — „Hm, sagte Luther, ich wüßte wol noch etwas Besseres für ihn. Er hat viel Anlage zum Gerber; seh er nur, wie gut er sich auf die Häute versteht." Der Kaufmann, erschrocken, erzürnt und beschämt zugleich, schalt, bat um Vergebung, und glaubte die Ungezogenheit dadurch wieder gut zu machen, daß er einige Flaschen des besten Weins für sein Geld zu holen befahl, welches Luther natürlich verhinderte.

alle Tage der Sitzung bei, die wegen jener Streitigkeiten von den Grafen gehalten ward. Dies that er bis zum Dienstag, den 16. Februar. Am Abend dieses Tages sagte er mit matter Stimme: „Wenn ich meine liebe Landesherren, die Grafen, hie zu Eisleben vertragen habe, so will ich heimziehen, und mich in meinen Sarg legen, und den Würmern meinen Leib zu essen geben."

Am folgenden Morgen war es merklich schlechter mit ihm geworden Die Grafen selber ersuchten ihn daher, heut zu Hause zu bleiben, und nicht in die Sitzung zu kommen. So blieb er denn, ging langsam in seinem Stübchen *) auf und nieder, und ruhte abwechselnd auf einem ledernen Sitzbett aus. Bei ihm waren der Doctor Jonas, der Prediger Cölius aus Mansfeld, und seine zwei jüngeren Söhne Martin und Paul. Er betete viel und unterhielt sich mitunter mit den Freunden. Einmal trat er nachdenkend an's Fenster, und sagte: „Ich bin hier zu Eisleben getauft, wie, wenn ich hier bleiben sollte?" Zum Abendessen ging er noch hinunter in die große Stube, und sprach viel vom Tode und vom Wiedersehen und Wiedererkennen der Freunde im ewigen Leben. Er stand aber bald auf, ging wieder auf sein Zimmer, trat an's offene Fenster, und sprach, den gestirnten Himmel betrachtend, sein gewöhnliches Gebet. Dann fing er an zu klagen, daß es ihm um die Brust so bange werde. Sogleich ward nach Hülfe geschickt, der Graf Albrecht kam selbst und brachte geschabtes Einhorn; auch Doctor Jonas und der Prediger Cölius nebst anderen Freunden kamen herbei, und erboten sich, die Nacht bei ihm zu wachen. Darauf nach neun Uhr, sprach er: „Wenn ich ein halbes Stündlein könnte schlummern, hoffe ich, es sollte besser werden." Wirklich schlummerte er auf dem Polsterbett ein, indem die Freunde und seine zwei Knaben ängstlich schweigend um ihn saßen. Um zehn Uhr erwachte er wieder, und sagte gerührt: „Siehe, sitzet Ihr noch? Mögt Ihr Euch nicht zu Bette legen?" Sie verneinten es, und führten ihn in seine Kammer, wo sein Bett schon gewärmt war. Indem er sich hineinlegte, gab er Allen die Hand, wünschte ihnen gute Nacht, und sagte: „Betet zu unserm Herrn Gott für sein Evangelium, daß es ihm wohl gehe, denn das Concilium zu Trident und der leidige Papst zürnet hart mit ihm." Schwerathmend schlief er ein, war aber um ein Uhr nach

*) Er wohnte in Doctor Drachstedt's, des Stadtschreibers, Hause, in welchem, wiewol es nicht mehr dasselbe, ein Zimmer voller Bildnisse noch jetzt den Manen des großen Mannes gewidmet ist.

Mitternacht schon wieder wach, und trug seinem Diener auf, das Zimmer zu heizen. Es war schon geschehen. Da ging er noch ohne Hülfe aus der Kammer hinein, klagte über Beklommenheit und betete viel. Noch ging er einigemal auf und ab, dann setzte er sich auf das Polsterbett und ließ sich den Leib mit warmen Tüchern reiben. Sein Diener setzte in der Angst die ganze Nachbarschaft mitten in der Nacht in Bewegung. Der Wirth und seine Frau kamen herauf; auch Graf Albrecht und seine Gemahlin kamen, und brachten stärkende Tropfen mit. Der Kranke klagte aber immer heftiger über Brustschmerzen und große Angst, betete dreimal hinter einander: „Vater, in deine Hände befehl' ich meinen Geist; du hast mich erlöset, du treuer Gott!" und dann schloß er die Augen und ward stille. Die Gräfin fuhr noch immer fort, ihm den Puls mit balsamischen Wassern zu bestreichen, auch die anderen Freunde wärmten und rieben ihn noch. Zuletzt rief ihm Doctor Jonas zu: „Ehrwürdiger Vater, wollt Ihr auf die Lehre von Christo, wie Ihr sie gepredigt, sterben?" Mit vernehmlicher Stimme sprach der Sterbende: „Ja," wendete sich dann auf die rechte Seite, und entschlief, so sanft, daß die Umstehenden glaubten, er schlummere nur. Erst da man ihm unter das Gesicht leuchtete, und Hände und Füße anfühlte, auch vergebens seinen Namen rief, merkte man, daß der Geist dem Leibe entflohen sey. Es war zwischen zwei und drei Uhr des Morgens. Noch in derselben Nacht ward ein reitender Bote mit der Nachricht an den Kurfürsten gesandt, der ihn mit dem Befehl zurückschickte, den Leichnam nach Wittenberg zu bringen.

Es ward sogleich ein zinnerner Sarg gegossen, und der Körper im Sterbekleide hineingelegt. Freitags, den 19. Nachmittags um zwei Uhr, ward der Sarg, in der Begleitung aller anwesenden Grafen, vieler Edelleute, und fast des ganzen Volks in Eisleben, aus dem Drachstedtschen Hause nach der Kirche getragen, wo ihm der Doctor Jonas eine Leichenpredigt hielt. Die Leiche blieb hierauf über Nacht in der Kirche stehen, bis sie am folgenden Tage auf einen Wagen gehoben, und unter großer Begleitung nach Halle abgeführt ward. Auf dem Wege dahin wurden in allen Dörfern die Glocken geläutet, und Männer, Weiber und Kinder schlossen sich wehklagend an den Zug an. Abends nach fünf Uhr näherte sich derselbe der Stadt Halle, deren Einwohner ihm schon von Weitem entgegenströmten, indeß der Magistrat, die Geistlichkeit und die Schule ihn in einer förmlichen Procession einzuholen kamen. Unter dem entsetzlichsten Gedränge ging der

Zug über die hohe Brücke und Schieferbrücke, durch das Moritzthor, über den alten Markt, und so durch die Schmeerstraße nach der Marktkirche hin. Weil aber das zuströmende Volk die Brücken und Straßen fast verstopfte, so daß der Leichenwagen alle Augenblicke still halten mußte, so brachte man auf diesem kurzen Wege durch die Stadt fast zwei Stunden zu, und erst gegen sieben Uhr ward der Sarg in der Sacristei der Marktkirche niedergesetzt, wo er die Nacht hindurch unter der Aufsicht einer Bürgerwache stehen blieb. Ein Künstler benutzte diese nächtlichen Stunden, einen Wachsabdruck von dem Gesichte des Todten zu nehmen. Das nach dieser Maske verfertigte Bildniß ist noch jetzt auf der Marienbibliothek in Halle zu sehen. Des folgenden Morgens ganz frühe ging die Reise weiter über Bitterfeld nach Wittenberg, wo der Zug am 22. Februar ankam. Der Einzug durch das Elsterthor war eben so feierlich als rührend. Eine große Anzahl von Grafen und Herren zu Pferde, dann die ganze Universität und der Magistrat, zogen vor und hinter dem Leichenwagen her, welchem sich auch der ganze Haufe der um ihren großen Lehrer traurenden Bürger mit Weibern und Kindern anschloß. Kein Auge blieb trocken, und hier bedurfte es wahrlich nicht erst der Beredsamkeit, um die Verdienste des Verstorbenen in's Licht zu setzen. Dennoch hielt der Doctor Pommer (Bugenhagen), Luther's Freund, ihm eine lange Leichenpredigt, worauf noch eine Parentation von Melanchthon folgte. Dann ward der Sarg von einigen Wittenberger Magistern in die vom Kurfürsten angewiesene Gruft in der Schloßkirche gesenkt, über welcher noch jetzt seine Grabschrift auf einer messingenen Tafel zu lesen ist.

Luther hinterließ eine Wittwe und drei Söhne, die aber weiter nicht berühmt geworden sind. Sein letzter männlicher Nachkomme ist um die Mitte des vorigen Jahrhunderts zu Dresden gestorben.

---

8. Reichstag zu Regensburg.

(1549.)

So hat also Luther die traurige, lange gefürchtete Katastrophe nicht mehr gesehen, in welcher aus dem seit neun und zwanzig Jahren still gehäuften Zunder die offenbare Flamme hervorbrach. Aber nahe war der Ausbruch da er starb, und der Reichstag zu Regensburg warf die Funken in jenen Zunder.

Schon bei dem vor diesem Reichstage gehaltenen Religionsgespräche beklagten sich die protestantischen Fürsten über Ungerechtigkeit von katholischer Seite, und beriefen deswegen ihre Theologen noch vor der Zeit wieder nach Hause. Auch vermehrten sich jetzt schon im ganzen Reiche die Gerüchte, daß der Kaiser und der Papst sich vereinigt hätten, die Protestanten von drei Seiten her, nämlich von Italien, Böhmen und den Niederlanden, anzufallen, und daß deswegen ein Waffenstillstand mit den Türken betrieben werde. Im März erhob sich Karl von den Niederlanden, um den ausgeschriebenen Reichstag zu besuchen. Unterweges sandte er zum Landgrafen von Hessen, und ließ ihn nach Speier zu sich entbieten; aber so groß war schon das Mißtrauen gegen ihn, daß Philipp nicht eher zu kommen wagte, als bis ihm der Kaiser einen zwiefachen Geleitsbrief ausgestellt hatte, wovon er das eine Exemplar für sich behielt, das andere aber dem Kurfürsten Johann Friedrich zur sichern Verwahrung zustellte. Bei den Unterredungen in Speier verhehlte der Landgraf nicht, daß ihm wegen der vielen bösen Gerüchte und wegen des nachgesuchten Stillstandes mit den Türken ein Argwohn aufgestiegen sey. Granvella versicherte darauf: der Kaiser habe nie friedlichere Absichten gehabt als jetzt; daß er Truppen werben lasse, sey eine sehr nöthige Maßregel gegen Franz, welcher dasselbe thue; und der Stillstand mit Soliman werde aus wahrer Liebe zum Deutschen Reiche eingeleitet, welches man nicht durch immer erneuerte Türkensteuern habe drücken und entkräften wollen. Der Landgraf erwähnte darauf des alten Kurfürsten von Köln, dem der Kaiser, wegen seiner Bemühung, die Reformation in sein Land einzuführen, mit der Absetzung gedroht hatte. Da nahm Karl selbst das Wort: „Wie sollte der gute Herr reformiren? sprach er; er hat seine Lebtage nicht mehr als drei Messen gelesen, wovon ich selber zwei gehört, und kann das Confiteor nicht." Der Landgraf nahm sich seiner an, und rühmte seine vernünftige Einsicht, richtete aber nichts aus. Nach vielem Reden forderte endlich der Kaiser, er solle doch mit auf den Reichstag kommen; aber ob er gleich die Bitte dreimal wiederholte, und Granvella ihm vorstellte, daß der Kaiser, dem das Reich nicht das Geringste eintrüge, mit Zurücksetzung aller seiner übrigen Geschäfte dennoch auf den Reichstag komme, weil ihm die Vergleichung über die Religion sehr am Herzen liege: so blieb Philipp doch bei seiner Weigerung, und schützte bald Geschäfte, bald die großen Kosten vor. Dennoch entließ ihn der Kaiser mit den Worten: er hoffe, ihn in Regensburg wieder

zu sehen. Aber vergebens. Er blieb, so wie der Kurfürst von Sachsen und die übrigen Schmalkaldischen Bundesgenossen, zu Hause.

Die Unterhandlungen auf dem am 5. Juni eröffneten Reichstage mußten, mit Ausnahme weniger Fürsten, mit den Gesandten gepflogen werden. Karl sah die Weigerung der protestantischen Häupter, auf dem Reichstage zu erscheinen, als eine so verderbliche Widerspenstigkeit an, daß er sich jetzt alles Ernstes zum Kriege entschloß. Von Regensburg aus sandte er einen Bevollmächtigten an den Papst, um das schon verabredete Bündniß schnell zu vollziehn. Auch gewann er, indem er den Zweck des Krieges nicht als einen religiösen, sondern als einen politischen darstellte, sogar einige protestantische Fürsten: den jungen Herzog Moritz von Sachsen und die Brandenburgischen Markgrafen Johann von Küstrin und Albrecht von Baireuth; die beiden Letzteren nahm er förmlich in seine Dienste, und gab ihnen den Auftrag, eine gewisse Anzahl Reiter zusammenzubringen. Desgleichen befahl er dem Grafen Maximilian von Büren, der in den Niederlanden commandirte, die dort stehenden Truppen herbei zu führen. Die Protestanten ließen darauf den Kaiser fragen, worauf diese Rüstungen zielten; worauf er ihnen durch seinen Vicekanzler Naves erwiedern ließ: Alle diejenigen, welche ihm gehorsam wären, würden wie bisher einen gnädigen und väterlich gesinnten Kaiser an ihm finden; diejenigen aber, welche ihm zuwider handelten, könnten erwarten, daß er gegen sie sein kaiserliches Ansehn gebrauchen werde. Und einige Tage nachher (am 25. Juni) ließ er den Ständen durch seinen Rath, den Doctor Viglius, erklären: Da nun bisher auf so vielen Reichstagen nichts Fruchtbarliches zu Stande gekommen, so möchten sie in Geduld erwarten, wessen er sich auf die Artikel der Religion, Friedens und Rechtens entschließen werde. Auf diesen Bescheid entfernten sich die protestantischen Gesandten schnell, ohne Abschied zu nehmen, die Fürsten rüsteten sich in größter Eil, und die Lutherischen Prediger riefen von den Kanzeln das Volk auf, an die Vertheidigung der reinen Lehre Gut und Leben zu setzen.

---

4. Moritz von Sachsen.

(Geb. 1521.)

Ehe die Leser auf den Kriegsschauplatz geführt werden, ist es nöthig, sie mit einem Manne bekannt zu machen, der eine Hauptrolle auf demselben spielen wird. Es ist der schon vorhin erwähnte Herzog Moritz

von Sachsen, Albertinischer Linie. Er war 1541, ein zwanzigjähriger Jüngling, seinem Vater, dem Herzog Heinrich, in der Regierung gefolgt, und hatte, wie dieser, den Lutherischen Glauben, zu dem er sich bekannte, in seinem Lande befördert, ohne jedoch dem Schmalkaldischen Bunde beizutreten, ungeachtet der Landgraf Philipp sein Schwiegervater, und der Kurfürst von Sachsen sein Vetter war. Schon früh hatte er deutliche Spuren von einem feinen Verstande, großer Geistesgegenwart und feurigem Ehrgeiz gezeigt, und wenn gleich nicht auf dem wissenschaftlichen, doch auf dem praktischen Wege eine Bildung erhalten, vermöge welcher er den hellesten Köpfen seiner Zeit beizuzählen ist. Schon als Jüngling hatte er sich an verschiedenen Deutschen Höfen umgesehen, bei Albrecht von Mainz das schwelgerische Leben eines geistlichen Kurfürsten, und bei Johann Friedrich die religiöse Stille und Einförmigkeit eines protestantischen Hofes kennen gelernt, und wahrscheinlich schon damals einen Widerwillen gegen diesen seinen Vetter gefaßt. In der That war auch der Kurfürst wol kein Mann für einen Jüngling von Moritzen's heiterm und leichtem Sinne. Er war ein frommer, rechtlicher, von edlem Glaubenseifer erfüllter Fürst, aber in seinem fetten, schwerfälligen Körper schien sich auch sein Geist nur langsam und in einem beschränkten Kreise zu bewegen; dabei war er äußerst empfindlich, und hatte eine hohe Meinung von seiner Einsicht. Bei einer solchen Gemüthsart läßt sich's auch erklären, wie gegenseitig der Kurfürst einen in seiner Nähe so kühn aufstrebenden Verwandten nicht ohne Eifersucht und Mißtrauen betrachten konnte, zumal wenn dieser vielleicht noch durch unvorsichtige Reden den Grund dazu verstärkte. Luther selber sagte einmal bei der Tafel, da er vom Kurfürsten heimlich gefragt ward, was er von seinem Vetter da halte: er solle sich hüten, daß er nicht einen jungen Löwen auferziehe. Worauf der Kurfürst antwortete: er hoffe das Beste.

Kaum hatte aber Moritz seine Herrschaft angetreten, so gerieth er schon mit dem verhaßten Vetter in öffentliche Händel wegen des Städtchens Wurzen. Der sonst so bedenkliche Kurfürst zog hier mit der größten Erbitterung gegen ihn zu Felde, und es wäre auch gleich zur Schlacht gekommen, wenn nicht der Landgraf Philipp in Person nach Sachsen geeilt wäre, um die Sache gütlich auszutragen Auch Luther legte sich drein, und schrieb ihnen: sie sollten sich schämen vor der Welt; vernünftige Leute würden ihren Krieg ansehen, als schlügen sich zwei betrunkene Bauern um ein zerbrochenes Glas, oder zwei Narren

um ein Stück Brot. Aber wenn auch dieser Zwist noch beigelegt ward, so war es doch im Grunde diesmal nur eine Handvoll Asche auf einen glimmenden Brand gestreut.

Um ein Feld für seinen Thatendrang zu finden, führte Moritz 1542 ein treffliches Geschwader nach Ungern, als der Kurfürst von Brandenburg die Türken aus diesem Lande schlagen sollte, und zeigte sich hier so klug und entschlossen, daß Jeder wünschte, er möchte Feldherr seyn; ein Anerbieten, das er billig ablehnte, das aber wahrlich für den zweiundzwanzigjährigen Jüngling eine große Meinung erweckt. Der Kaiser, der auf Alles aufmerksam war, zog darauf mit großer Auszeichnung den jungen Herzog an sich, und übergab ihm 1544 ein Commando in Frankreich, dessen er sich gleichfalls mit großem Ruhm entledigte. Von der Zeit an betrachtete man ihn als des Kaisers Liebling, fürchtete aber doch kein verstecktes Verständniß mit diesem von ihm, da man bisher nur Handlungen, die mit der Ehrliebe bestehen konnten, von ihm zu sehen gewohnt gewesen war. Dennoch ließ er sich jetzt zu einer That fortreißen, die nur um der großen Dienste willen, die Moritz späterhin seinen bedrängten Glaubensgenossen geleistet, ein nachsichtigeres und milderes Urtheil verdient, als es sonst von dem Richterstuhle der Ehre und des Gewissens gefällt werden müßte. Er schloß nämlich, wie bereits erwähnt ist, ein geheimes Bündniß mit dem Kaiser, als dieser wider die Schmalkaldischen Genossen rüstete. Moritz versprach darin, sich gegen den Kaiser, den Römischen König und das Reich gehorsam zu verhalten, und insbesondere dem Oesterreichischen und Burgundischen Hause stets Ergebenheit und Freundschaft zu bewahren. Zugleich verpflichtete er sich, den Entscheidungen des allgemeinen Concils sich in so fern zu unterwerfen, als die übrigen Reichsfürsten dies thun würden. Dagegen übertrug ihm der Kaiser das Schutzrecht über das Erzbisthum Magdeburg und das Bisthum Halberstadt, unter der Bedingung, daß beide Stifter bei der alten Religion bleiben sollten. Weitere Verabredungen wurden damals, so viel man weiß, nicht getroffen, daß aber Moritz von der Aussicht, durch Theilnahme am Kriege sich auf Kosten seines Vetters zu vergrößern, zu diesem Verständniß gelockt wurde, kann keinem Zweifel unterworfen seyn. Selbsttäuschungen mochten ihn beschwichtigen, wie es bei Seelen seiner Art in dem Kampfe zu geschehen pflegt, den Begierde nach Größe und Ruhm und die Forderungen der strengen Pflicht in ihrem Innern mit einander bestehen. Er mochte sich einer=

seits seinen Vetter als einen Rebellen vorstellen, gegen welchen ein Vasall seinem Kaiser beistehen müsse, und andrerseits mochte ihm das Gefühl des eignen Werths zuflüstern, daß er an des Kurfürsten Stelle die Sache des Protestantismus künftig ungleich klüger und kräftiger als dieser führen würde. Bei diesen geheimen Absichten konnte Moritz wol nichts Widerwärtigeres begegnen, als daß Johann Friedrich, der davon nichts ahnete, ihm bei seinem Kriegszuge die Aufsicht über sein Kurfürstenthum anvertraute. Doch einmal entschlossen, der Sache des Kaisers zu dienen, leistete er zum Schein die lästige Bürgschaft, und that es in so zweideutigen Ausdrücken als möglich.

Das Aeußere dieses genialen Mannes entsprach seinen inneren glänzenden Eigenschaften. Er hatte den Blick, die Brust und den Gang des Helden; sein kräftiger und doch geschmeidiger Gliederbau und sein braunes Gesicht verkündeten den Freund des Krieges und der Jagd; in seinen Mienen lag ein schönes Gemisch von Würde und Freundlichkeit, und seine Rede war kurz, kräftig und sinnreich. Er wußte so sehr die Herzen zu gewinnen, daß Karl, der keinen Deutschen achtete, doch ihn zu seinem Liebling erkor.

---

5. Der Schmalkaldische Krieg.
(1546.)

Der Kaiser war noch in Regensburg, als die Protestanten schon von allen Seiten her ihre Truppen in Bewegung setzten. Von Ober- und Niederdeutschland her waren bereits zahlreiche Heere gegen ihn in Anmarsch, als er noch weiter keine Macht um sich hatte, als etwa 700 Reiter und gegen 8000 Deutsche und Spanier, die er in der Eil aus Ungern an sich gezogen hatte. Ehe die in Schwaben anzuwerbenden Landsknechte, die Niederländer und die päpstlichen Truppen ankommen konnten, konnte er von den Feinden längst erdrückt seyn.

Das Bündniß mit dem Papste war auf die Bedingung geschlossen worden, daß dieser zur Vertheidigung der alten Religion wider die Ketzer im Reiche 200,000 Kronen und eine Macht von 12,000 Fußsoldaten und 500 Reitern, nebst den Kosten zu ihrer Unterhaltung auf ein halbes Jahr, hergeben, und dem Kaiser den halben Ertrag aller Spanischen Kirchengüter für das laufende Jahr bewilligen sollte. Jene, den Zweck des Krieges bezeichnenden Worte drückten weit mehr die

Absicht des Papstes als des Kaisers aus. Der Letztere führte den Krieg zunächst hauptsächlich, um das kaiserliche Ansehn gegen diejenigen Stände, die es verachteten, zu retten, aber von dem Papste hätte er zu diesem Ende gewiß nie kräftigen Beistand erhalten. Um daher den ausbrechenden Kampf nicht als einen Religionskrieg erscheinen zu lassen, da er es auf seinem Standpunkte in der That nur zur Hälfte war, suchte er die Verabredungen mit dem Papste sorgfältig geheim zu halten, und schrieb den meisten Städten des Schmalkaldischen Bundes, namentlich an Straßburg, Nürnberg, Augsburg und Ulm, im Sinne der Erklärung auf dem Reichstage: nur Friede und Recht wolle er in Deutschland erhalten und die Störer desselben zu ihrer Pflicht zurückführen; sie möchten daher denen nicht glauben, die ihm andere Absichten andichteten. Diese Versicherungen fanden aber keinen Eingang und um so weniger, da der Papst sein Bündniß mit dem Kaiser bekannt machte und eine Bulle ausgehen ließ, in welcher er Allen den reichsten Ablaß versprach, die den Zug zur Ausrottung der verstockten Ketzer durch Gebete, Fasten und Almosen befördern würden.

Die Kriegsmacht der Oberländischen Städte war einem entschlossnen und umsichtigen Führer anvertraut. Er hieß Sebastian Schärtlin, war aus ritterlichem Geschlecht, und besaß ein Familienschloß, Burtenbach, im Augsburger Gebiet. Gegen Türken und Franzosen hatte er rühmlich gefochten, hatte ein Fähnlein Deutscher Landsknechte in der Schlacht bei Pavia angeführt, und war unter dem Bourbon'schen Heere gewesen, als Rom gestürmt und geplündert ward. Er hatte einen so hellen Blick, und wußte so schnell den rechten Punkt zu treffen, daß er den Oberbefehl am besten geführt haben würde. Aber zum Unglück für die Protestanten war er von den Bundeshäuptern abhängig, und diese wiederum so uneinig unter sich, daß dadurch in alle Maßregeln eine unselige Zaghaftigkeit und Verkehrtheit kam.

Schärtlin war mit seinem Heer, das aus den Contingenten der Augsburger und Ulmer Bürgerschaft und anderer Reichsstädte bestand, zuerst im Felde. Damals waren die Sachsen und Hessen noch nicht angelangt, und der Kaiser lag mit weniger Mannschaft zu Regensburg. Schärtlin sah sogleich, daß es darauf ankomme, dessen Vereinigung mit frischen Truppen zu verhindern, und dann ihn selbst anzugreifen. Zuerst rückte er also auf einen großen Werbeplatz des Kaisers in Schwaben, an der Baierschen Gränze, los, wo einige tausend Mann zusammengebracht worden waren, die in Begriff standen, nach Regensburg

zu ziehen. Er erreichte sie am Abend vorher, lag die Nacht ganz still und gedachte, ihnen mit Tagesanbruch durch seine Sängerinnen *) einen guten Morgen zu bieten, wie er sich selbst in seiner drolligen Sprache ausdrückt. Aber am folgenden Morgen fand sich, daß die angeworbnen kaiserlichen Truppen fast Alle schon in's Baierische hinübergezogen waren. Und nun war unglücklicher Weise den Tag zuvor ein Befehl von den Bundesräthen zu Ulm angekommen, es sollten im Gebiet der Herzoge von Baiern keine Feindseligkeiten ausgeübt werden, damit man sich diese nicht zu Feinden mache. Mißmuthig zog sich Schärtlin zurück, und dachte auf einen andern Plan. Die päpstlichen Truppen konnten durch keinen andern Paß über die Tyroler Gebirge kommen, als über Inspruck und die sogenannte Ehrenberger Klause, ein festes Schloß, welches diesen ganzen Paß beherrschte. Verlegte man ihnen diese Straße, so konnten sie nicht zum Kaiser stoßen. Mit schnellen Märschen eilte Schärtlin also dorthin, überrumpelte die Klause glücklich, und legte einige Mannschaft hinein. Nun wollte sich der wackere Kriegsmann das Fest machen, nach dem benachbarten Trident zu reiten, und die dort zum Concil versammelten geistlichen Herren mit Furcht und Schrecken auseinander zu jagen. Aber ein eilender Bote brachte ihm (20. Juli) den Befehl von den Bundesräthen, er solle sich schleunigst aus Tyrol zurückziehen, um den König Ferdinand, mit dem man nicht im Kriege sey, nicht zu reizen.

Eitles Bestreben, den zum Freunde erhalten zu wollen, der seiner Gesinnung nach ganz dem Gegner angehört, und durch die Schonung, die man ihm beweis't, weit mehr hemmt und schadet, als wenn man ihn als offenbaren Feind behandelt! Schärtlin zog, dem erhaltnen Befehle gemäß, nach Günzburg, wo die Würtembergischen Schaaren unter dem Hauptmann Hans von Heydeck sich mit ihm vereinigten. Er machte jetzt den Vorschlag, den Kaiser, der noch immer nur achttausend Mann bei sich hatte, in Regensburg zu überrumpeln, ehe er seine Verstärkungen an sich ziehen könnte. Aber auch dies ward verworfen, obschon man dadurch wahrscheinlich dem Kriege mit einem Schlage ein Ende gemacht haben würde.

Indeß hatten der Kurfürst und der Landgraf am 4. Juli ein Schreiben an den Kaiser erlassen, worin sie sich gegen den Vorwurf des Ungehorsams rechtfertigten, und ihre Maßregeln entschuldigten.

*) So nannte er im Scherz seine Kanonen.

Diesem folgte ein öffentliches Manifest, worin sie die Lage der Dinge noch ausführlicher entwickelten. Karl beantwortete diese Schriften am 20. Juli durch einen Erlaß, in welchem er beide Fürsten, „als Ungehorsame, Untreue, Pflicht- und Eidbrüchige, Rebellen, Aufrührische, Verächter und Verletzer der kaiserlichen Hoheit und Majestät und als Verbrecher des gemeinen Landfriedens," in die Acht erklärte. Damals waren die mit so harter Strafe Belegten schon auf dem Marsche gegen den Kaiser begriffen, und nach der Vereinigung mit Schärtlin bei Donauwerth 60 bis 70,000 Mann stark, so daß Karl es nöthig fand, sich nach Landshut zu ziehen, um sich dort so fest als möglich zu verschanzen. Aber anstatt ihn da anzugreifen, schickten sie ihm abermals einen Fehdebrief zu, den er nicht annahm, sondern durch den Herzog Alba den Ueberbringern sagen ließ, wenn sie noch einmal kämen, sollten sie einen Strick um den Hals bekommen. Schärtlin rieth, den Kaiser in Landshut zu umzingeln; aber der Landgraf meinte, der Weg dahin sey wegen der vielen Sümpfe gefährlich. „Ich sahe wohl, schreibt Schärtlin, er wollte den Fuchs nicht beißen; ihm waren alle Furten und Graben zu tief, und alle Moräste zu breit."

Indem sie so unthätig bei Donauwerth lagen, und die beste Gelegenheit versäumten, vereinigten sich achtzehn tausend Mann Spanischer und Italienischer Truppen mit dem Kaiser. Dieser sah sich nun stark genug, seine alte Stellung bei Regensburg wieder einzunehmen, dann zog er weiter die Donau hinauf, nach Ingolstadt, und verschanzte sich hier trefflich unter den Kanonen der Stadt. Die Evangelischen zogen ihm dahin nach, und bei dieser Gelegenheit kamen des Landgrafen Reiter mit einigen kaiserlichen in ein kleines Handgemenge. Die Sache war unbedeutend, aber sie reizte doch die Empfindlichkeit des Kurfürsten so sehr, daß er dem Landgrafen sagen ließ, wenn mehr der Art ohne sein Wissen vorfallen würde, so werde er sogleich mit seinen Leuten nach Hause ziehen. Ein Beweis von der Eintracht der Bundesgenossen! Aber es sollte noch besser kommen.

Schärtlin sahe, daß bei einer noch immer so überlegenen Macht, als worüber die Bundesgenossen geboten, ein Angriff auf das kaiserliche Lager, und zuletzt ein allgemeiner Sturm nothwendig gelingen müßten. Die Beschießung des Lagers erfolgte wirklich am 30. und 31. August, und die Kanonenkugeln tödteten dem Kaiser ziemlich viele Leute. Als nun aber das Heer am folgenden Morgen ausrückte, eine wichtige Anhöhe gewann, und alle Hauptleute mit freudigem Muthe

Schärtlin die Versicherung gaben, daß sie bei dem Angriffe Leib und Leben zu ihm setzen wollten, eilte der Landgraf herbei und rief: Schärtlin solle ihm doch mit seinen unbesonnenen Reden die Hausen nicht verführen; er und der Kurfürst müßten mehr bedenken, sie hätten Land und Leute zu verlieren. „Und ich Burtenbach,“ entgegnete der mit Recht erzürnte Schärtlin. Ob der Landgraf den Sturm auf das Lager überhaupt gewollt oder nicht, ist zweifelhaft *); indeß erfolgte er nicht, es blieb beim Aufmarschiren und Kanoniren, wol aber erließen die Verbündeten an demselben Tage wiederum eine Ausforderung an den Kaiser, worin sie ihn als Karl, der sich Römischer Kaiser nenne, bezeichneten, eine Sprache, die mit der von ihnen an den Tag gelegten Zaghaftigkeit und Unentschlossenheit in dem seltsamsten Widerspruche stand. Karl, der während der Beschießung des Lagers wieder Proben großer Unerschrockenheit und Einsicht gegeben hatte, war jetzt schon überzeugt, daß er von solchen Gegnern nicht viel zu fürchten haben könne.

Indeß erfuhren die Bundesgenossen, daß der aus den Niederlanden herbeiziehende Graf von Büren bei Mainz bereits den Rhein überschritten habe. Um diesen erst zu Grunde zu richten, brachen sie plötzlich auf, und zogen nach Schwaben. Büren aber wich ihnen aus, zog über Nürnberg und kam nach mehreren starken Tagemärschen glücklich in Ingolstadt an, ohne einem Protestanten begegnet zu seyn (15. Sept.). Dadurch bis auf funfzigtausend Mann verstärkt, verließ nun der Kaiser sein Lager, machte sich Meister von der Donau, und bedrohte die Schwäbischen Reichsstädte. Die Bundesgenossen zogen ihm immer nach, versäumten aber wieder mehrere gute Gelegenheiten, ihn anzugreifen, denn ihnen war gar zu bange, er möchte, wenn sie geschlagen würden, in ihre Länder einfallen. Schärtlin konnte seinen Unwillen zuletzt nicht länger halten, und warf dem Landgrafen laut sein Benehmen vor. Dieser wußte sich eben so wenig zu mäßigen, und entgegnete: die Oberländischen Städte und derselben große Hansen riethen immer nur zu schlagen, damit sie der Gäste um ihre Mauern her los würden. Nachdem er dem Obersten noch einige unziemliche

*) Daß es der Landgraf gewesen, der den Angriff verhindert, erzählt Schärtlin in seiner Lebensbeschreibung, dagegen Sleidan und andere Geschichtschreiber mit ihm, der Landgraf habe darauf gedrungen; es sey aber wegen abweichender Meinungen anderer Führer unterblieben. Wir wissen jetzt aus dem durch Rommel, Philipp der Großmüthige, Bd. III. S. 139, bekannt gemachten, von Philipp aufgesetzten „Bericht vom Ingolstadter Zug,“ daß er selbst es so dargestellt hat wie Sleidan.

Worte gesagt hatte, ging dieser mit den Worten weg: „Gnädiger Herr, ich will mir gefallen lassen, was Euch wohlgefällt, mag aber an Ehre und Schande keinen Theil haben." Mehrere angesehene Hauptleute, welche Schärtlin's Abgang fürchteten, suchten am andern Tage eine Versöhnung zu stiften. Wirklich ließ sich auch der Landgraf zu dem Bekenntniß bringen, er sey am vorigen Abend voll Weins gewesen, und er wünschte, daß alles Vorgefallene im alten Stalle stehen gelassen würde. Schärtlin sagt in seiner Lebensbeschreibung, er habe zu diesem Kriege doch kein Herz mehr fassen können, ihm sey Zeit und Weile dabei lang geworden, da gar kein Ernst zum rechtschaffenen Kampf vorhanden gewesen. Bald darauf riefen ihn auch die Bürger von Augsburg von dem Heere ab, um ihre Stadt zu beschützen, und das Heer der Verbündeten blieb nun unter dem Befehl des Kurfürsten und Landgrafen, welche nichts Entscheidendes thaten.

Unterdessen kam der Winter heran, und die Heere hatten bereits sechs Wochen einander unthätig gegenüber gelegen; die Soldaten wurden mißmuthig und verloren alle Zuversicht zu ihren Führern, und da allmählig Geldmangel eintrat, fingen sie schon an, unruhig zu werden und zu entlaufen. Die Schwäbischen Bundesgenossen waren am allerverdrossensten, weil auf ihnen die ganze Last des Krieges lag, und die Fürsten gar nichts thaten, der Ungewißheit ein Ende zu machen. Der Kaiser, dessen Heer durch Proviantmangel, Seuchen und Kälte nicht weniger litt als die Verbündeten, hatte noch die Freude, sie um Frieden bitten zu sehen. Sie richteten (13. Nov.) das Gesuch an den Markgrafen Johann von Brandenburg, den sie baten, das Vermittlungsgeschäft zu übernehmen. Der Kaiser ließ das Schreiben vor dem ganzen Heere ablesen, und gar nicht beantworten. Erst als zwei Tage nachher ein abermaliges Schreiben einlief, befahl er dem Markgrafen zu erwiedern: er wisse keinen andern Weg zum Frieden, als daß der Kurfürst und der Landgraf sich mit Kriegsvolk, Land und Leuten dem Kaiser auf Gnade und Ungnade ergäben. Beschämt und zerknirscht beschlossen sie hierauf, den Kriegsschauplatz, der nicht der Schauplatz ihrer Ehre gewesen, zu verlassen. In den letzten Tagen des Novembers brachen sie von Giengen in guter Ordnung auf, und zogen sich getrennt nach ihren Ländern zurück, wobei der Kurfürst von Sachsen nicht ermangelte, die katholischen Städte und Fürsten, besonders Mainz und Fulda, tüchtig zu brandschatzen, um seinem großen Geldmangel ein wenig abzuhelfen.

Auf beide Beschlüsse, des Friedenantrags und des Heimziehns, hatten die Nachrichten von dem, was unterdeß in Sachsen vorgegangen, großen Einfluß gehabt. Der Kaiser hatte dem Herzoge Moritz aufgetragen, die gegen den Kurfürsten ausgesprochene Acht zu vollziehen, und Moritz erhielt die Einwilligung seiner Landstände zu einer vorläufigen Besetzung der kurfürstlichen Lande, durch die Vorstellung, daß die Eroberung derselben durch fremde Truppen auch ihm und seinen Unterthanen sehr nachtheilig seyn würde. In der That fielen König Ferdinand's Ungerische Reiter von Böhmen aus in Sachsen ein, und hauseten gräßlich daselbst. Zwischen ihnen und Moritzen's Sächsischen Kriegern war die Wahl leicht entschieden. Das ganze Kurfürstenthum nahm diese Letzteren auf, nur Wittenberg, Eisenach und Gotha verschlossen ihnen standhaft ihre Thore (Nov. 1546). Alle Lutherisch gesinnte Deutsche schrieen Zeter über den Verräther Moritz; der Kaiser aber lobte Moritzen's Stände in einem ausdrücklichen Schreiben, daß sie ihren Beistand so willig zu dieser gerechten Achtsvollziehung geleistet hätten.

---

6. Karl straft die Oberländischen Stände.
(1546, Nov. und Dec.)

Den Bundesgenossen war bei ihrem Abzuge von Giengen sehr bange gewesen, der Kaiser möchte sie verfolgen; allein dieser war im Grunde noch entkräfteter als sie, und freuete sich sehr, ihrer entledigt zu seyn. Seine Lage war schwierig in dieser Umgebung von feindlichen Gebieten, die voll von bedeutenden und nach damaliger Art sehr festen Städten waren, die sonst weit frischeren Belagerern getrotzt hatten. Karl besiegte sie dadurch, daß er die Miene und die Sprache des Siegers annahm, und zitternd unterwarf sich Alles, wohin er sich nur wandte, beim ersten Aufruf. Bopfingen, Nördlingen, Dünkelsbühl, Rothenburg, Heilbronn und Schwäbisch Hall waren die ersten, die ohne Schwertstreich ihre Thore öffneten. Am letzten Orte fleheten die Abgeordneten des mächtigen Ulm den Kaiser knieend um Gnade, und erhielten seine Verzeihung gegen eine Geldstrafe von 100,000 Goldgulden und gegen die Auslieferung von zwölf Kanonen. Dorthin kam auch der Kurfürst Friedrich von der Pfalz. Er hatte nur, gewissen Erbverträgen zufolge, dem Herzoge von Würtemberg 300 Reiter und

600 Fußknechte zu Hülfe geschickt; dieser dagegen eine bedeutende Macht zu den Bundestruppen gestellt. Der Kurfürst erhielt Verzeihung, nachdem er in gebückter Stellung vor dem Sessel, in welchem der gichtkranke Kaiser saß, darum gefleht hatte; der Herzog aber kam so leicht nicht davon. Er mußte sammt allen seinen Räthen vor dem Kaiser Abbitte thun, 300,000 Gulden bezahlen, ihm drei Festungen einräumen, und alles von den Bundesgenossen in seinem Lande zurückgelassene Geschütz herausgeben, den Bündnissen gegen den Kaiser entsagen, und sogar versprechen, demselben in der Vollstreckung der Acht wider den Kurfürsten von Sachsen und den Landgrafen beizustehen.

Diesen Vertrag bewilligte Karl dem Herzoge zu Heilbronn, wo er von Schwäbisch Hall hingezogen war, und mit der Einziehung seiner Strafgelder fortfuhr. Frankfurt mußte 80,000 Gulden versprechen, Memmingen 50,000, die kleineren Städte nach Verhältniß. „Es ist doch ganz unglaublich, schrieb der König von Frankreich an seinen Gesandten in Kassel, daß Leute, die bei gesundem Verstande und so mächtig sind, ihr Geld lieber hingeben wollen, um sich in die Sklaverei zu stürzen, als sich die Freiheit zu erkaufen." In der That muß man über Augsburg's Benehmen erstaunen. Diese reiche Stadt hatte unbezwingliche Mauern, einen großen Vorrath von Lebens- und Kriegsbedürfnissen, zweihundert Stück groben Geschützes; eine zahlreiche Bürgerschaft, und einen Hauptmann wie Schärtlin an ihrer Spitze. Dieser wackere Mann zeigte seinen Mitbürgern handgreiflich, daß sie sich noch lange halten könnten, und daß von ihrem Widerstande die Erhaltung des ganzen Bundes abhange, der nun wieder frischen Muth fassen, und auf das Frühjahr mit neuen Kräften den Kaiser angreifen könne. Er schalt die Ulmer feige Leineweber, die ohne Noth ihren Hals in's Joch gesteckt hätten; aber die angesehenen Kaufleute, die große Summen zu verlieren fürchteten, wollten von keinem Widerstande hören. Der reichste derselben, Anton Fugger, machte sich selbst auf zum Kaiser (der jetzt nach Ulm gegangen war), um zu hören, welche Bedingungen man wol bekommen könne. Es hieß, die Augsburger sollten einige Fähnlein kaiserliche Besatzung einnehmen, Schärtlin verbannen, und eine geringe Geldsumme zahlen. Schärtlin schalt sie feige Memmen, und verwies sie auf seine Capitulation mit ihnen kraft welcher sie nicht befugt waren, ihm die Wege zu weisen. Aber sie baten ihn mit Thränen, doch nur im Guten zu gehen, und verpflichteten sich schriftlich, ihm alle seine Güter zu ersetzen. Dieses

Anerbieten ließ er sich gefallen, und ging nach Constanz. Nachher fand sich, daß die Geldsumme in 150,000 Gulden, die Besatzung in zwölf Fähnlein bestand.

Der Kurfürst von Köln war schon im April vom Papste für abgesetzt erklärt worden. Da er nun sah, daß er von dem Bunde keinen Beistand zu hoffen hatte, und der Kaiser ihm schon eine Commission in's Land schickte, um die Absetzung zu vollziehen, wollte er lieber freiwillig weichen; er gab daher sein Erzstift auf, und zog sich auf seine Familiengüter zurück. Sein Nachfolger schaffte alle von ihm eingeführten Religions-Neuerungen ab.

Wo war nun der Muth geblieben, mit welchem die Religion sonst zu beseelen pflegt? Wohin war die berühmte Freiheitsliebe der Deutschen und ihre gepriesene Tapferkeit entwichen? Hier zeigte sich's einmal recht deutlich, daß bei aller Kraft der Glieder doch nur im Haupt die Seele wohne. Dabei erweckt es ein eigenes Gefühl, wenn wir erfahren, daß das treffliche Haupt der siegreichen Partei, der Kaiser, während des ganzen Feldzuges ein schwacher, kranker, von podagrischen Schmerzen geplagter Mann war, der sich seinen Soldaten in einer Sänfte nachtragen lassen mußte, und nur an gefährlichen Tagen mit dicht bewickelten Beinen selbst einmal zu Pferde stieg. Nachdem er sich in Ulm von den Mühseligkeiten des langen Winterlagers ein wenig erholt hatte, machte er sich im Anfange des neuen Jahres (1547) nach Nürnberg auf, um Moritzen und Ferdinanden näher zu seyn, von denen nicht die besten Nachrichten einliefen. Auch er war eigentlich in einer schlimmen Lage. Die päpstlichen Truppen hatten ihn verlassen, die übrigen hatte er durch die vielen Besatzungen sehr geschwächt, und für diejenigen, welche er noch bei sich hatte, fehlte es ihm an Solde. Alles das wußten die Protestanten; ja der König von Frankreich forderte sie dringend auf, des Kaisers Noth zu benutzen, und versprach sogar, ansehnliche Hülfsgelder dazu herzugeben; aber es fehlte ihnen an Fassung, Muth und Einigkeit.

---

7. Krieg in Obersachsen.
(1547.)

Der Kurfürst von Sachsen hatte allerdings zu Hause genug zu thun, da, wie wir wissen, der Herzog Moritz während seiner Abwesenheit

sein ganzes Land bis auf drei Städte erobert hatte. Entschlossen, demselben seine unrechtmäßige Beute wieder abzujagen, und voll Vertrauens auf die Treue seiner Unterthanen und die Tapferkeit seines Heeres, kam er im December 1546 nach Obersachsen. Zuerst nahm er Halle ein, dann griff er Moritzen's eigenes Gebiet an, und warf sich auf die Stadt Leipzig. Ehe er sie erreichte, ließ Moritz die großen und reichen Vorstädte derselben abbrennen, damit sie Jenem nicht zum bequemen Hinterhalte dienen könnten. Dann berief er die Besatzung, die er in der Stadt zu lassen gedachte, auf den Markt zusammen, und forderte sie zu standhafter Tapferkeit auf. Hierauf begab er sich selbst mit dem übrigen Theil seines Heeres nach Chemnitz. Der Kurfürst belagerte und beschoß darauf Leipzig (vom 5. Jan. an) drei Wochen lang, und zertrümmerte den größten Theil der Mauer; da er aber wegen der üblen Witterung und seiner vielen Kranken keinen Sturm wagen wollte, so mußte er fruchtlos wieder ab-, und nach Altenburg ziehen.

Bald kam, vom Kaiser gesandt, ein Jugendfreund Moritzen's, der junge Markgraf Albrecht von Brandenburg-Baireuth, diesem mit einigen Truppen zu Hülfe. Aber ihn überrumpelte der Kurfürst glücklich in Rochlitz zur Nachtzeit, bekam ihn selber gefangen, und entließ dessen Krieger, statt der Waffen, mit weißen Stäbchen, dem damals üblichen Zeichen der Verschonung (2. März 1547). Nach und nach bekam Johann Friedrich auch mehrere Städte in seinen Besitz, Moritz mußte sich nach Dresden zurückziehen, und es blieben ihm außer dieser Stadt von seinem Lande nur noch Leipzig und Pirna übrig. Die Ursache dieses schlechten Glücks lag zum Theil darin, daß der König Ferdinand mit dem versprochenen Beistande ausblieb, indem derselbe in Böhmen selbst für seine Herrschaft besorgt seyn mußte. In diesem Lande regte sich der alte Widerstandsgeist mächtig, der die Hussitischen Unruhen hervorgerufen, und ihnen einen nicht nur für die Kirche, sondern auch für den Staat so gefährlichen Charakter gegeben hatte. Die Utraquisten betrachteten sich als den Augsburgischen Confessionsverwandten nahe befreundet, und da sie unter den Ständen die Oberhand hatten, so ward dem Könige Ferdinand die Kriegshülfe wider Johann Friedrich verweigert, ja es entstand auch eine Einigung, die hinter dem Vorwande, das Königreich vor einem Einfalle Moritzen's zu schützen, ihre aufrührerischen Gesinnungen schlecht verbarg. Mit Johann Friedrich traten die Häupter dieser Partei in

Verbindung und Unterhandlung. So hätte also Moritz leicht selbst in die dem Kurfürsten gegrabene Grube fallen können, wenn ihm der Kaiser nicht zu Hülfe gekommen wäre. Um Zeit zu gewinnen, fing er zum Schein mit Johann Friedrich zu unterhandeln an, und dieser, der nicht der Mann war, aus den Böhmischen Bewegungen Vortheil zu ziehen, ließ sich auch wirklich dadurch hinhalten.

Er stand bei Meißen, und hatte einen Theil seiner Truppen nach der Böhmischen Grenze geschickt, um Ferdinand zu beobachten, als Karl in größter Stille und Eile mit seinem ausgeruhten und wohlversorgten Heere von Nürnberg aufbrach, um ihn zu überraschen. Denn jetzt kam ihm Alles darauf an, den ganzen Krieg mit Einem Schlage und bald zu endigen, da er nicht im Stande war, sein Heer lange in diesen Gegenden zu erhalten. Im heftigsten Platzregen langte er am 5. April zu Eger an, während der Kurfürst ihn noch in Oberteutschland glaubte. Nicht weit davon stand der Sächsische Feldherr von Thumbshirn, der bei der Nachricht ganz ruhig blieb, weil er sie für ein von Moritz listig ausgesprengtes Gerücht, und die kaiserlichen Truppen für Moritz'sche Schaaren hielt. Hier in Eger kamen Ferdinand und Moritz zu Karln, Beide Flüchtlingen ähnlich. Er feierte mit ihnen das Osterfest in der Stadt; dann brach er sogleich mit seinem Heere nach der Elbe auf, um den Kurfürsten gar nicht zur Besinnung kommen zu lassen. Zehn Tage hinter einander gönnte er seinen Soldaten keinen Rasttag, und am 22. April kam er in der Nähe von Meißen an. Jetzt sah Johann Friedrich, daß es Ernst war; er ließ daher, da er auf der rechten und Karl auf der linken Seite der Elbe stand, die Brücke bei Meißen abbrechen, und zog sich längs dem Ufer nach dem Städtchen Mühlberg. Der Kaiser, dem Alles daran lag, daß der Kurfürst nicht seine feste Hauptstadt Wittenberg erreichte, zog ihm schnell an dem diesseitigen Ufer der Elbe nach, bis er Mühlberg schräg gegenüber kam. Es war Abend, als er hier Halt machte; und die Sachsen hielten es gar nicht für möglich, daß die Feuer, welche sie jenseits des Flusses erblickten, aus dem kaiserlichen Lager kommen könnten. Sie glaubten es sey Moritz'sches Gesindel, welches da herumstreife, und waren die Nacht ganz ruhig.

8. Die Schlacht bei Mühlberg.

(24. Apr. 1547.)

Der Kaiser ritt noch spät am Abend mit seinem Bruder und Moritz längs dem Ufer hin, um die Ortsbeschaffenheit zu erkunden, sah aber gar keine Möglichkeit, wie man über den Fluß kommen wolle. Die Elbe war hier gegen dreihundert Schritte breit und fluthete gewaltig; dazu war das jenseitige Ufer, welches der Feind besetzt hielt, weit höher als das diesseitige, und der Kaiser hatte keine Schiffbrücken. Indem man so rathschlagte, führte der Herzog von Alba, welcher weiter vorausgeritten war, einen jungen Bauer herbei, der, aus Rache gegen die Kurfürstlichen, die ihm zwei Pferde mitgenommen hatten, eine Furt im Flusse nachzuweisen versprach, wo ein Pferd hindurch gehen könne. Moritz versprach ihm zwei Pferde und hundert Kronen dazu, und so erwartete man den Morgen.

Unter einem dichten Nebel versuchten die Spanischen Hakenschützen sich dem jenseitigen Ufer zu nähern, aber die Sachsen hielten gerade an dieser Furt das Ufer gut besetzt, und schossen tapfer hinüber. Vergebens erwiederten Jene, im Wasser stehend, aus ihren Flinten das Feuer, sie konnten doch nicht eher etwas ausrichten, als bis Schiffe herbeigeschafft waren. Da äußerte der Kaiser, wenn man nur die Nachen des Feindes wegnehmen könne, das wäre ein großer Vortheil. Sogleich sprang ein Haufe Spanier, ohne Harnisch, den Säbel im Munde, in's Wasser, schwamm hinüber, und fiel die in den Kähnen befindlichen Sachsen an. Nach einem mörderischen Gefechte eroberten sie wirklich die Fahrzeuge, und brachten sie herüber. Sogleich wurden diese mit tüchtigen Schützen bemannt, die nun die feindlichen gehörig beschäftigen konnten, indeß die Reiterei ihren Zug durch das Wasser antrat, und dadurch, daß jeder Reiter noch einen Fußknecht hinter sich auf's Pferd nahm, eine beträchtliche Anzahl von Spaniern übersetzte. Nachdem schon eine hinreichende Menge von Truppen drüben angelangt war, setzten auch Karl, Ferdinand, Moritz und Alba durch das Wasser, wobei der mitgenommene Bauer des Kaisers Pferd am Zügel führte. Hintennach folgte noch der Rest der Reiterei, und zuletzt schlug man aus den erbeuteten Kähnen eine Schiffbrücke zusammen, auf welcher auch das Fußvolk und der Schießbedarf nachkam. Den letzteren wartete der Kaiser gar nicht ab, sondern eilte, sein Heer in Schlachtordnung zu stellen. Freudig ritt er die Reihen auf und nieder, prächtig

und wie zum Siege geschmückt. Sein vergoldeter Helm und Panzer, seine reich gestickte Feldbinde und seine karmoisinrothe Roßdecke strahlten herrlich von Weitem; in der rechten Hand hielt er eine Lanze, und mit der linken tummelte er sein wildes Andalusisches Roß. Seine Siegeslust schien aller Krankheit zu spotten.

Es war ein Sonntagsmorgen. Der Kurfürst, welcher darauf bestand, daß dies nicht das kaiserliche Heer seyn könne, hatte sich in die Kirche begeben, um die Predigt zu hören. Vergebens meldete man ihm, der Feind sey schon ganz nahe; er blieb dabei, es sey der Kaiser nicht, er müsse den Gottesdienst erst abwarten. Nach der Predigt blieb ihm dann freilich nichts Anderes übrig, als einen Wagen zu besteigen (da er wegen seiner schweren Körpermasse zu Pferde nicht gut fortkommen konnte), um mit seinem Heere Wittenberg so schnell als möglich zu erreichen.

Alba und Moritz führten die Spanischen und Neapolitanischen Reiter, und waren den Sachsen dicht auf der Ferse. Drei Stunden von dem Uebergangsorte, auf der Lochauer Heide, brachten sie sie zum Stehen. Der Kurfürst ordnete seine ungleich schwächeren Schaaren, die Feinde zu empfangen. Sie zu besiegen hoffte er gar nicht; er wollte sie nur bis zum Abend aufhalten, damit er dann in der Dunkelheit der Nacht um so sicherer nach Wittenberg entkommen könnte. Aber ehe die Sonne unterging, war sein Schicksal schon entschieden. Die kaiserliche Reiterei, welche der seinigen weit überlegen war, hieb fürchterlich ein; Moritz selber focht unter den Vordersten und warf mehrere Adlige nieder, und die Verwirrung ward allgemein, als die zurückgeschlagenen Sächsischen Reiter sich auf ihr eigenes Fußvolk stürzten. Hispania! Hispania! riefen die Kaiserlichen; bald sah man nichts als Bestürzung und Flucht, und unendlich mehr, als fechtend gefallen wären, wurden im Fliehen getödtet. Die Wahlstatt erstreckte sich von Koßdorf bis Falkenburg und Bayersdorf immer durch die Heide hin, und diese ganze Strecke war mit Leichen bedeckt, wol dreitausend an der Zahl. Viele ergaben sich auch, und diese waren so verschüchtert, daß mancher einzelne kaiserliche Reiter bis auf funfzehn Gefangene um sich her hatte.

Unter Andern erreichten die Verfolger auch des Kurfürsten Sohn. Dieser wehrte sich tapfer, sank nach zwei starken Hieben vom Pferde, erschoß aber fallend noch einen seiner Feinde. Da sprengten noch Kurfürstliche zu Hülfe heran, hoben ihn wieder auf sein Pferd, und so

entkam er glücklich nach Wittenberg. Sein Vater hatte den Wagen verlassen, und einen starken Friesischen Hengst bestiegen, um rascher zu entfliehen, aber auch ihn holte zuletzt ein Schwarm leichter Reiterei ein. Von dieser drängten sich einige Ungern an ihn, indeß die Anderen sein Gefolge angriffen. Er wehrte sich verzweifelt, erhielt aber einen Hieb in die linke Wange, und in dem Augenblick rief ihn ein Herr von Trodt, ein Vertrauter von Moritz, in Deutscher Sprache an, ob er sich nicht ergeben wolle. Ja, sagte der Kurfürst, einem Deutschen wolle er sich ergeben, und darauf zog er zwei Ringe vom Finger, und gab sie ihm zum Wahrzeichen, daß er sein Gefangener sey.

Der Herr von Trodt brachte ihn zum Herzog von Alba, der in der Nähe war, und diesem befahl der Kaiser, den Kurfürsten vor ihn zu führen. Alba suchte es zweimal abzulehnen, und übernahm es zuletzt mit sichtbarer Bewegung. Der Kaiser hielt zu Pferde mitten in der Heide, und hatte eben Befehl ertheilt, die zerstreuten Schaaren zu sammeln. Da kam Alba langsam mit dem Kurfürsten heran. Der Anblick des Letztern erregte allgemeine Rührung. Sein Gesicht blutete stark, sein ganzes Panzerhemd war mit Blut befleckt. Als er den Kaiser erblickte, hob er die Augen gen Himmel und seufzte: „Herr Gott, erbarme dich meiner! nun bin ich hier!" Alba half ihm vom Pferde und führte ihn an seiner Rechten vor den Kaiser. Er wollte auf sein Knie sinken und seinen Blechhandschuh abziehen, um dem Kaiser nach Deutscher Sitte die Hand zu geben. Aber Karl litt keins von beiden, und wandte sich mit einer bittern Miene ab. Da sagte der Kurfürst: „Großmächtigster, allergnädigster Kaiser" — „So? fiel ihm dieser in die Rede, bin ich nun Euer gnädigster Kaiser? So habt Ihr mich lange nicht geheißen." Worauf der Kurfürst fortfuhr: „Ich bin Ew. kaiserlichen Majestät Gefangener, und bitte um ein fürstliches Gefängniß." — „Wohl, war die Antwort, Ihr sollt gehalten werden, wie Ihr es verdient habt."

Mit dem Kurfürsten zugleich war auch der Herzog Ernst von Braunschweig-Grubenhagen gefangen genommen worden. Beide wurden von Alba in das kaiserliche Lager geführt, wo sie die Nacht in Thränen zubrachten. Karl verließ den Wahlplatz mit Cäsar's berühmten Worten, nur daß er ändernd sagte: „und Gott siegte." In der That war es ein Cäsarsglück, in einigen Stunden einen Krieg geendigt zu haben, der, wenn seine Gegner ihn in die Länge zu ziehen verstanden hätten, seine Kräfte leicht hätte erschöpfen können.

Nach einer Rast von zwei Tagen zog er nun nach Torgau, welches sich sogleich ergab, und von da nach Wittenberg. Hier gerieth Alles in Angst und Verwirrung. Die Universität hatte sich schon im Winter zerstreut, und Melanchthon irrte unentschlossen in Dessau, Zerbst, Magdeburg und Braunschweig umher. Die Stadt war übrigens nach damaliger Art so fest, daß eine Belagerung die größten Schwierigkeiten vorhersehen ließ. Daher ließ Karl den Kurfürsten auffordern, den Seinigen die Uebergabe zu befehlen, und als Johann Friedrich, selbst bei angedrohter Todesstrafe, sich weigerte, diesem Ansinnen zu willfahren, ihn förmlich zur Strafe des Schwertes verdammen. Das Urtheil ward dem Unglücklichen angekündigt, als er eben mit seinem Mitgefangenen, dem Herzog Ernst, am Schachbret saß. Mit der Fassung und Ergebung, die er seiner Religiosität verdankte, erwiederte er: „Ich kann nicht glauben, daß der Kaiser dermaßen mit mir handeln sollte; ist es aber gänzlich also bei der kaiserlichen Majestät beschlossen, so begehre ich, man soll es mir fest zu wissen thun, damit ich, was meine Gemahlin und Kinder angeht, bestellen möge."

Auf diese Schreckensnachricht kamen alsobald der Kurfürst Joachim II. von Brandenburg und der Herzog Wilhelm von Kleve, der Bruder der Kurfürstin, in's kaiserliche Lager, um sich für den Verurtheilten zu verwenden. Karl, wenn es ihm anders, was höchst unwahrscheinlich ist, mit seinem harten Beschlusse je ernst war, gab den Vorstellungen der Vermittler über das Unnütze, Zweckwidrige, ja Bedenkliche der Ausführung gern Gehör, nur wollte er das Leben des Kurfürsten so theuer als möglich verkaufen. Am 19. Mai kamen die Verhandlungen zum Schluß. Johann Friedrich mußte für sich und seine Nachkommen auf die Kurwürde Verzicht thun und sie an Moritz abtreten. Seine Festungen Wittenberg und Gotha mußte er dem Kaiser ausliefern, und den Markgrafen Albrecht frei geben, wogegen der Herzog Ernst von Braunschweig seiner Gefangenschaft erledigt seyn sollte. Des Kaisers Gefangener sollte er bleiben, so lange es diesem gefallen würde. Seine Länder sollten zwar gleichfalls dem Herzoge Moritz überlassen seyn; doch sollte dieser den Kindern des Gefangenen ein jährliches Einkommen von funfzigtausend Meißnischen Gulden daraus lassen, und ihnen dazu die Bezirke von Weimar, Jena, Eisenach, Gotha und einige andere Gebiete einräumen. So ging also die Kur der Ernestinischen Linie mit dem größten Theile ihrer Besitzungen auf die Albertinische über.

Am 23. Mai stattete die unglückliche Kurfürstin mit ihren Kindern und Frauen einen Besuch im kaiserlichen Lager ab, um ihren Gemahl zu sehen. Die Söhne des Römischen Königs führten sie in das Zelt des Kaisers. Sie wollte einen Fußfall thun, aber Karl hob sie auf, begegnete ihr mit ausgezeichneter Milde, tröstete sie wegen ihres Unglücks, und bewilligte ihr jede Bitte, die dem Vertrag nicht zuwider war. Er erlaubte sogar, daß der Kurfürst acht Tage auf dem Schlosse zu Wittenberg mit den Seinen zubringen durfte. Er selbst erwiederte den Besuch der Kurfürstin, und sagte ihr so viel Tröstliches, als das unangenehme Verhältniß nur erlaubte. Auch ward Johann Friedrich während der ganzen Gefangenschaft von seinen eigenen Leuten bedient, und so wohl gehalten, daß er selber einmal sagte: „Meine Freunde haben mich verlassen, aber meine Feinde thun mir alles Gute." Ueberhaupt strebte Karl recht sichtbar, die gehässige Meinung auszulöschen, welche die Protestanten von ihm hegten. Als er erfuhr, daß man während seiner Anwesenheit den Gottesdienst in der Schloßkirche eingestellt habe, rief er betroffen aus: „Behüte, wer richtet Uns das an? Ist in Unserm Namen hier der Dienst Gottes unterlassen, so gereicht Uns dies nicht zum Gefallen. Haben Wir im Oberlande doch nichts gewandelt in der Religion, wie sollten Wir es hier thun?" Hierauf ward wieder Gottesdienst gehalten, und in der Pfarrkirche predigte Bugenhagen während der ganzen Pfingstwoche in Gegenwart vieler Zuhörer aus dem kaiserlichen Heere von dem Unterschiede der Lutherischen und papistischen Religion. Karl selber besuchte die Schloßkirche, und ließ sich Luther's Grab zeigen. Alba und Andere riethen ihm, die Gebeine dieses Erzketzers ausgraben und verbrennen zu lassen; aber er erwiederte: „Laßt ihn ruhen, er hat seinen Richter schon gefunden. Ich führe Krieg mit den Lebenden, nicht mit den Todten." — Es konnte nicht fehlen, daß sein Gemüth von vielen großen Gedanken unter so wunderbaren Umständen bewegt seyn mußte. Diese Fürstenfamilie, um ihres Glaubens willen so tief von ihm gebeugt; dieses Volk, um eben dieses Glaubens willen so schwer geängstigt; ein Volk, so treuherzig, nichts weniger als rebellisch; das Alles brachte ihn zu dem Ausruf: „Wir haben's in diesen Landen ganz anders gefunden, als Uns gesagt ist."

Bei seinem Abzuge besetzte Moritz die Stadt — nun sein Eigenthum — mit seinen Kriegern, und sagte den Bürgermeistern und

Rathmännern: „Ihr seyd Eurem Fürsten, meinem Vetter, treu gewesen; das will ich Euch ewig in Gutem gedenken.“ Auch ihn trieb, wie man sieht, das Gefühl der Schuld zu erhöhter Milde.

---

9. Der Landgraf von Hessen gefangen.

(1547, Juni.)

Es war nun zu erwarten, daß Karl nach der Besiegung des ersten Hauptes der Bundespartei sich mit demselben Nachdruck auf das zweite werfen werde. Mit Schrecken betrachtete der Landgraf von Hessen das an seinem unglücklichen Bundesbruder vollzogene Beispiel. Einem ähnlichen Schicksal zuvorzukommen, sah er kein anderes Mittel, als einen leidlichen Vertrag mit dem Kaiser. Einen solchen suchte er durch den Kurfürsten Joachim von Brandenburg, der noch um den Kaiser war, und Moritz, seinen Schwiegersohn, zu erhalten. Schon damals, als das Bundesheer im Winter nach Hause zog, und Karl die Oberländischen Städte unterwarf, war der Landgraf so kleinmüthig geworden, daß er dem Kaiser sogar Hülfsvölker anbot. Jetzt hatte er durch Moritz andere Unterhandlungen angeknüpft, in deren Folge er nach Leipzig ging, um sich in der Nähe des Kaisers zu befinden, der sich nach Halle gewandt hatte. Der Kaiser bestand auf gänzliche Unterwerfung auf Gnade und Ungnade, und auf die Auslieferung aller Festungen und Kanonen. Aber dies verwarf Philipp, weil er bei unbedingter Unterwerfung das Aergste befürchten zu müssen glaubte. Er ritt von Leipzig weg, in tiefen Gedanken. Mit ihm ritt Christoph von Ebeleben, einer von Moritzen's Räthen. Wenn er nur wüßte, daß ihn der Kaiser frei wieder heimziehen, und ihm wenigstens eine Festung lassen wollte, äußerte er unruhig auf dem Wege, so wolle er sich doch noch ergeben. Auf dies Wort kehrte Ebeleben schnell zu Moritz zurück, und die Unterhandlungen wurden auf's Neue angesponnen. Karl ging jedoch von folgenden Bedingungen nicht ab: der Landgraf solle sich ihm auf Gnade und Ungnade ergeben, und ihn fußfällig um Verzeihung bitten; sich von allen Bündnissen, besonders von dem Schmalkaldischen, lossagen; dem Kaiser hundert und funfzig tausend Gulden zahlen; alle seine Festungen, bis auf Kassel oder Ziegenhayn schleifen; den Herzog Heinrich von Braunschweig und dessen Söhne frei geben. Als die beiden Vermittler dem Landgrafen diese Punkte

übersandten, fügten sie das Versprechen hinzu, daß er darüber hinaus „weder an Leib und Gut, noch mit Gefängniß oder Schmälerung seines Landes beschwert werden solle," und verhießen, daß sie sich widrigenfalls zu seiner Genugthuung persönlich einstellen wollten.

So hart und schwer diese Bedingungen auch waren, entschloß sich der Landgraf doch, mit Bewilligung seiner Landstände, zur Annahme derselben. So kam er am 18. Juni in Halle an. Moritz und der Kurfürst von Brandenburg bewirtheten ihn am Abend auf das freundschaftlichste, und heiterten sein Gemüth auf. Am folgenden Tage ging die Audienz vor sich. In einem großen Saale (in der sogenannten Residenz) saß der Kaiser auf einem Throne; und rings um ihn standen viele Deutsche, Spanische und Italienische Fürsten und Edelleute, unter diesen auch der Herzog Heinrich der jüngere von Braunschweig, der, schon freigegeben, nach Halle gekommen war, dieses seines ehemaligen Ueberwinders Demüthigung mit anzusehen. Jetzt öffnete sich die Thür, und der Landgraf, geführt von Moritz und Joachim, und begleitet von seinem Kanzler, trat herein. Mit niedergeschlagenen Blicken knieete er am Fuße des Throns nieder, und sein Kanzler, der hinter ihm knieete, las die Abbitte in seinem Namen ab. Es hieß darin, daß ihm sein Vergehen von Herzen leid sey, daß er sich dem Kaiser zu Gnade und Ungnade ergebe, und ihn um Gottes und seiner Barmherzigkeit willen bitte, er wolle ihm das Vergangene allergnädigst verzeihen; daß er bereit sey, den Kaiser als seinen einigen, rechten, von Gott geordneten Oberherrn zu ehren, und ihm gehorsam zu seyn, u. s. w. Nach dem Berichte eines Augenzeugen soll der Landgraf während des Vorlesens einige Mal höhnisch gelacht, und der Kaiser ihm mit drohend aufgehobenem Finger in seiner Niederländischen Mundart zugerufen haben: „Wöll, ick soll di lachen lehren."

Als der Kanzler fertig war, las der Reichs-Vice-Kanzler Seld die Antwort vor. Obgleich der Landgraf, hieß es darin, wie er selbst bekenne, die schwerste Strafe verdient hätte, so wolle dennoch der Kaiser, in Betracht einiger für ihn eingelegten Fürbitten die Achtserklärung aufheben, und ihm die Lebensstrafe, die er für seine Rebellion wohl verdient hätte, erlassen, u. s. w. Hierauf las der knieende Hessische Kanzler noch eine kurze Danksagung her, und nun erwartete der Landgraf des Kaisers Wink, um aufzustehen. Aber es erfolgte nichts, und als er von selbst aufstand, um dem Kaiser die Hand zu reichen, hielt dieser die seinige zurück. So entfernte sich denn Philipp mit

seinen beiden Freunden. Mit diesen aß er zu Abend bei dem Herzog von Alba; aber hier stand ihm noch das Schrecklichste bevor. Als er nämlich, da es schon sehr spät geworden war, aufbrechen wollte, ließen ihm die beiden Kurfürsten eröffnen, Alba bestehe darauf, daß er verhaftet bleiben solle. Die Sache sey ihnen äußerst verdrüßlich, sie würden am folgenden Tage mit dem Kaiser selbst sprechen. Dies geschah denn auch; aber Karl entgegnete, er habe niemals versprochen, den Landgrafen gar nicht gefangen zu halten, sondern nur, ihn nicht mit ewigem Gefängniß zu belegen; und Philipp sah sich genöthigt, dem kaiserlichen Hoflager als Gefangener zu folgen. So bitter und schmerzlich sahen sich die beiden Kurfürsten getäuscht, ob sie aber, in ihrem Eifer den Frieden herzustellen, des Kaisers Willen nicht genau genug erforscht haben, oder, wie Viele behaupten, vorsätzlich und listig hintergangen worden sind, ist eine schwer zu lösende Frage. Ist das Letztere der Fall, so ist der Betrug gewiß nur den Räthen Karl's zuzuschreiben, nicht dem Kaiser selbst *). Höchst ungroßmüthig aber hat er sich bei dieser Gelegenheit gezeigt und in der Folge auch die bitteren Früchte eines solchen Benehmens eingeärndtet.

Als die beiden Kurfürsten einige Tage nachher nochmals ihr Fürwort einzulegen kamen, fuhr sie der Kaiser hart an, und drohte, den Gefangenen nach Spanien abführen zu lassen, wenn noch einmal von seiner Befreiung geredet werden würde. So hatte also der Landgraf kein besseres Schicksal als sein Bundesbruder, nur, daß sein Land seinen Söhnen blieb. Wohin von nun an der Kaiser zog, mußten die beiden Gefangenen ihn begleiten. In ihrer Behandlung fand ein großer Unterschied Statt. Dem Kurfürsten begegnete man ehrerbietig, und hielt ihn wohl; dagegen mußte der Landgraf die lästigsten Beschränkungen der Gefangenschaft und rohe Geringschätzung von seinen Hütern erfahren.

---

*) Wegen Karl's Rechtfertigung über diesen Punkt s. m. K. A. Menzel, Neuere Geschichte der Deutschen Bd. III. S. 198. u. v. Raumer. Geschichte Europa's Bd. I. S. 547. Vollkommen bestätigt wird diese Ansicht durch die kürzlich von v. Bucholtz, Geschichte Ferdinand's I. Bd. VI. S. 62 fg., bekannt gemachten Briefe Karl's und Ferdinand's über die Haft des Landgrafen.

10. Das Interim.

Indem der Kaiser solche Triumphe über die Häupter der Protestanten feierte, erwartete er die Ausgleichung der langwierigen Religionshändel fortdauernd von der Kirchenversammlung, welche seit dem December 1545 zu Trident ihre Sitzungen hielt, und schon über mehrere bedeutende Punkte der Lehre und Kirchendisciplin Beschlüsse gefaßt hatte. Aber die päpstlichen Legaten hatten wenig Freude daran, sie nach dem Ausbruche des Schmalkaldischen Krieges unter dem nahen Waffengeräusche fortzusetzen, und da sie die Verhandlungen auch dem Einflusse des Kaisers, der sich durch die Spanischen Bischöfe merklich spüren ließ, zu entziehen wünschten, trugen sie auf Verlegung an. Diese aber war dem Kaiser so unangenehm, daß er an einen der Legaten, den Cardinal Cervino, die härtesten Drohungen ergehen ließ, und sogar äußerte, er werde ihn in die Etsch werfen lassen. So sehr die Legaten nun auch im Sinne der päpstlichen Staatskunst handelten, wollte Paul III. doch offene Entzweiung mit dem Kaiser vermeiden; als er aber sah, daß dieser nach seinem entscheidenden Siege gar keine Anstalten traf, die Ueberwundenen zur Rückkehr in die katholische Kirche zu nöthigen, rief er die ihm gestellten Hilfstruppen zurück, und nun wurde ihr Verhältniß gespannter. Die Legaten aber ergriffen den Anlaß einer im März 1547 in Trident ausbrechenden ansteckenden Krankheit, die mehrere Prälaten zur Abreise bewog, mit Freuden, um das Concil mit Zustimmung der Mehrzahl nach Bologna zu verlegen. Da der Papst diesen Schritt öffentlich billigte, blieb seine Mühe, den heftig zürnenden Kaiser, der ihm seit seinem neuen Triumphe bei Mühlberg doppelt furchtbar erschien, zu versöhnen, vergeblich. Karl erklärte seinem Gesandten, der Papst sey ein hartnäckiger, alter Mann, der die Kirche zu Grunde richte. Er hatte die Ueberzeugung, daß die Römische Curie ihn hintergehen und die Fortsetzung des Concils verhindern wolle. Gegen diese Fortsetzung erhoben aber auch die Protestanten unaufhörliche Einwendungen, so daß der Kaiser sich mit seiner darauf gestellten Hoffnung zwischen beiden Parteien in einer seltsamen Lage befand.

Er hatte sich von Halle nach Bamberg begeben, und daselbst einen Reichstag nach Augsburg ausgeschrieben, der am 1. September 1547 eröffnet wurde. Er fuhr fort, der Protestanten zu schonen, und war bemüht, eine einstweilige Beilegung der Händel bis zum Schlusse des

Concils zu Stande zu bringen. Dies sollte das Hauptgeschäft des neuen Reichstags seyn. Karl suchte zur Entwerfung einer solchen Interimsvorschrift drei Theologen aus, den Naumburgischen Bischof Julius Pflug, den Mainzischen Weihbischof Michael Heldung und den Hofprediger des Kurfürsten von Brandenburg, Johann Agricola. Der Letzte, sonst einer der heftigsten Lutheraner, war jetzt zu zweideutiger Schlaffheit übergegangen, weil sein Herr durch Milde und Verträglichkeit den Kirchenfrieden hergestellt zu sehen wünschte. So entstand eine Religionsvorschrift, das Augsburger Interim genannt, deren Inhalt auf eine durch Wendungen und Ausdruck versteckte Billigung der katholischen Lehren über die wesentlichsten Streitpunkte hinauslief. Alles, was den Protestanten bewilligt wurde, bestand darin, daß einige Feiertage abgeschafft, daß ihren verheiratheten Geistlichen ihre Weiber bis zu der Entscheidung des Concils gelassen, und daß denjenigen, welche es verlangen würden, der Gebrauch des Kelchs im Abendmahl verstattet wurde. So mußte das Interim seinen Zweck verfehlen und bei dem allergrößten Theile der Protestanten nothwendig entschiedenen Widerwillen erregen. Sie nahmen es mit Verachtung und Hohn auf, und machten dieser Stimmung in Flugschriften, Spottgedichten, satirischen Kupferstichen und Holzschnitten, und von Munde zu Munde gehenden Volkswitzen Luft. Auch die Katholiken erklärten ihre Unzufriedenheit damit, obschon der Kaiser es auf die Anhänger des alten Glaubens gar nicht angewendet wissen wollte. Nachdem das Interim am 15. Mai 1548 in der Versammlung der Reichsstände amtlich verlesen worden war, trat, den Uebrigen unerwartet, der Kurfürst von Mainz auf, und dankte im Namen der ganzen Fürstenversammlung für dies Denkmal kaiserlicher Gnade. Der Kaiser nahm diesen Dank mit einer solchen Zufriedenheit auf, daß man glauben konnte, er meine sich am Ziele. Aber schon am folgenden Tage übergab ihm der neue Kurfürst Moritz schriftliche Einwendungen, und der Markgraf Johann von Küstrin, sowie der Pfalzgraf Wolfgang von Zweibrücken verweigerten die Annahme des Interims auf das bestimmteste. Dasselbe that, mit einer in seiner Lage doppelt ehrenvollen Standhaftigkeit, der entsetzte Kurfürst Johann Friedrich. Dagegen ließen sich die Augsburger durch die Gegenwart des Kaisers zum Gehorsam einschrecken, und in Ulm that die Spanische Besatzung dieselbe Wirkung. Einige Geistliche, die sich in der letztern Stadt widersetzten, wurden in Ketten gelegt. Um seine Maßregeln zu befestigen schaffte Karl an beiden Orten die

Zunftverfassung ab, und gab, wie es vormals gewesen (Th. VI. S. 56.) das Stadtregiment in die Hände der Patricier oder vornehmen Geschlechter. Denn bei der zünftigen Bürgerschaft herrschte die größte Vorliebe für die neue Lehre.

Auf demselben Reichstage wurde auch die feierliche Belehnung Moritzen's mit dem Kurfürstenthum Sachsen vollzogen. Die Ceremonie geschah auf öffentlichem Markte zu Augsburg, und der abgesetzte Kurfürst sah aus seinem Fenster zu. Ein neuer Versuch Moritzen's und Joachim's II., des Landgrafen Freiheit zu erbitten, blieb wiederum ohne Erfolg; ja als die beiden Fürsten dem Kaiser vorstellten, es bleibe ihnen nun nichts übrig, als sich auf ihre Verschreibungen und Geleitsbriefe nach Kassel zu begeben, um sich zum Gefängniß zu stellen, ließ Karl sogleich dem Landgrafen befehlen, durch seine Familie diese Urkunden zurückstellen zu lassen, welches dieser aber verweigerte.

Nach geendigtem Reichstage (1548) verließ Karl Deutschland, seiner Gewohnheit gemäß, wieder, und brachte fast zwei Jahre in den Niederlanden zu. Hier stellte er den Ständen seinen Sohn Philipp zuerst vor, und ließ sie demselben, als seinem künftigen Nachfolger, mit großer Pracht huldigen. Während seiner Abwesenheit war Deutschland voll von Bewegungen wegen des Interims. Die Reichsstadt Constanz weigerte sich anfangs standhaft es anzunehmen, als sie aber deshalb in die Acht erklärt ward, ergriff die Bürger eine solche Verzagtheit, daß sie sich dem Könige Ferdinand ergaben, dem Hause Oesterreich für immer unterwarfen und die alte Lehre und Kirchenordnung wieder vollständig bei sich einführen ließen. Hierauf bequemten sich auch Lindau, Frankfurt, Regensburg und Straßburg zur Annahme des Interims, und dasselbe geschah in den meisten protestantischen Gebieten des Rheinlandes, Westphalen's und Franken's. Anders stand es im Mutterlande der Lutherischen Lehre. Moritz wünschte damals freilich es mit dem Kaiser nicht zu verderben, noch weniger aber wollte er die Volksstimmung in seinen neuen Provinzen wider sich aufbringen. Nach unsäglicher Mühe kam es zu einer neuen Religionsordnung für Kursachsen (genannt das Leipziger Interim), welche aber, obschon die Wittenberger Theologen ihre Zustimmung gaben, den Meisten noch viel zu papistisch schien. Ueberhaupt nahmen der Widerstandsgeist gegen die kaiserliche Religionsordnung und die Schmähungen wider dieselbe und gegen ihre Verfasser, besonders gegen Agricola, immer mehr zu. Fast überall, wo das Interim eingeführt war war es nur zum Schein

geschehen, und selbst im Brandenburgischen behielt die Opposition die Oberhand. Hauptsitz und Mittelpunkt des Widerstandes wurde die damals reichsfreie, blühende und reiche Stadt Magdeburg, deren Bürger die aus manchen Orten ihres Eifers wider das Interim wegen vertriebenen Lutherischen Prediger mit Freuden aufnahmen und ihnen nicht nur eine sichere Zuflucht, sondern auch alle Freiheit gewährten, ihre Erbitterung auszusprechen, so daß von hier aus eine Fluth von Streitschriften wider das Interim verbreitet wurde.

In dieser Stimmung befand sich das Deutsche Volk, als Karl von den Niederlanden aus einen neuen Reichstag nach Augsburg ausschrieb. Dieser währte vom Julius 1550 bis in den Februar des folgenden Jahres, doch wurde nichts Erhebliches ausgemacht. Die Furcht vor dem Sieger im Schmalkaldischen Kriege schien schon ganz verschwunden, denn trotz eines ausdrücklichen kaiserlichen Befehls, daß Jeder in Person erscheinen solle, hatten sich doch von allen weltlichen Fürsten nur zwei eingefunden. Die Execution gegen Magdeburg, welches der heftig erzürnte Kaiser schon 1549 von Brüssel aus in die Acht erklärt hatte, übernahmen die Reichsstände, und Moritz ward zum Oberbefehlshaber ernannt. Der junge Held machte sich noch während des Reichstags (Nov. 1550) auf den Weg, und umlagerte die Stadt mit großen Kriegsschaaren, brachte aber ein ganzes Jahr zu, ehe er sie zur Uebergabe nöthigte.

Damals beschäftigte den Kaiser der Plan, seinem Sohne Philipp dem er seine Erbstaaten hinterließ, dereinst auch die Römische Kaiserwürde zu verschaffen. Ferdinand weigerte sich aber, seine und seiner Nachkommen Ansprüche aufzugeben, und ließ sich zuletzt nur zu einer Uebereinkunft willig finden, kraft deren Philipp als Kaiser ihm, sein Sohn Maximilian aber diesem folgen solle. Sogleich verbreitete sich das Gerücht, Karl gehe damit um, das Kaiserthum in seinem Hause erblich zu machen, und erregte unter den Fürsten große Besorgnisse. Karl ließ nun zwar die Kurfürsten von dem eigentlichen Stande der Dinge unterrichten und forderte ihre Zustimmung zu der zwischen ihm und Ferdinand getroffenen Verabredung, aber auch darauf gingen sie keinesweges ein. Philipp, den der Vater mit nach Augsburg auf den Reichstag gebracht hatte, machte mit seinem stolzen, zurückhaltenden, finstern Wesen auf die Deutschen ohnehin einen sehr widerlichen Eindruck, und so gab Karl zuletzt die Hoffnung auf, seinen Plan durchzusetzen, und schickte ihn wieder nach Spanien zurück.

Er selber verfügte sich im Spätjahre 1551 von Augsburg nach Insbruck. Da nämlich der Papst Julius III. (der Nachfolger des am 10. Nov. 1549 gestorbenen Paul III.) es seinem Vortheil angemessener fand, das gute Verhältniß mit dem Kaiser wieder herzustellen, und demnach das Concil zu Trident am 31. August 1551 wieder eröffnen ließ, wollte Karl in der Nähe desselben seyn. Zugleich fand er sich jetzt körperlich sehr übel, und sehnte sich nach Ruhe. Daher wählte er zu seinem Aufenthalt diese entlegene Festung, die ihm gleichsam zur Warte diente. Aber wie sorgsam er auch von derselben herabspähen mochte, doch entging ihm der Feind, dem es aufbehalten war, die Glaubensfreiheit gegen ihn siegreich zu begründen.

---

11. Moritz erzwingt den Passauer Vertrag.

(1552.)

Noch immer war der Landgraf von Hessen Karl's Gefangener; ja da er in den Niederlanden zu entfliehen gesucht hatte, ward er fast so hart wie ein gemeiner Verbrecher gehalten. Sein Gefängniß war ein noch nicht zehn Fuß langes Kämmerlein in der Citadelle von Mecheln, dessen Fenster man sogar vernagelt hatte. Moritz machte noch einige Versuche, seinen Schwiegervater zu befreien, aber der Kaiser blieb unerbittlich. Diese lange Schmach des unglücklichen Fürsten erweckte großen und allgemeinen Unwillen, vorzüglich aber kränkte sie den lebhaften Moritz, der seine Ehre und seine Freiheit für die seinige verpfändet hatte. Er hatte bei seinen Glaubensgenossen den häßlichen Flecken, seinen eignen Vetter beraubt zu haben, abzuwaschen; eine That, wie die Befreiung des Landgrafen, würde seinen Ruhm wieder hergestellt, und sein eignes Gewissen beruhigt haben. So entwickelte sich der Gedanke in ihm, da der Weg gütlicher Verhandlungen vergeblich sey, den der Gewalt einzuschlagen, und die Waffen, die er für den Kaiser geführt, jetzt wider ihn zu kehren. Auch konnte ja Niemand wissen, wessen sich die Protestanten nach Beendigung des Concils zum Kaiser zu versehen hatten.

Als sich dieser Plan in Moritzen's Seele weiter entwickelte kam ihm die übernommene Belagerung Magdeburg's sehr zu Statten, da sie ihm Gelegenheit gab, Truppen unter den Waffen zu haben. Das für Deutschland Verderbliche und Gefährliche bei dem Vorhaben war,

daß Moritz, um der kaiserlichen Macht nicht allein die Spitze bieten zu dürfen, es für nöthig hielt, die Franzosen hineinzuziehen. König Heinrich II., Franzen's Nachfolger, schickte einen Abgeordneten nach Sachsen, und mit diesem schloß Moritz, so heimlich, daß selbst seine Räthe nichts davon erfuhren, am 5. October 1551 einen Vertrag, kraft dessen er dem Könige in seinem und im Namen des jungen Landgrafen Wilhelm von Hessen, des Markgrafen George Friedrich von Brandenburg-Anspach und des Herzogs Johann Albrecht von Mecklenburg, gestattete, die zum Reiche gehörigen Städte Cambrai, Metz, Toul und Verdun in Besitz zu nehmen; Heinrich aber sich anheischig machte, die Fürsten in ihrem Kriege zu unterstützen. Zur Vollziehung dieses Vertrages sandte Moritz nachher den Markgrafen Albrecht von Brandenburg-Kulmbach nach Frankreich, in dessen und des in Französische Dienste getretenen Schärtlin Gegenwart der König das Bündniß beschwor. Den ehemals Würtembergischen Obersten, Hans von Heydek, brauchte Moritz als Unterhändler und Vertrauten bei der Belagerung von Magdeburg. Mit der letztern war es ihm natürlich kein großer Ernst, darum zog er sie absichtlich in die Länge, und bewilligte der Stadt zuletzt eine Capitulation, welche ihr den Worten nach völlige Unterwerfung auflegte, der That nach einen sehr guten Frieden gewährte. Es fehlte daher auch nicht an aufmerksamen Beobachtern, die aus Moritzen's Betragen allerlei Verdacht schöpften. Ganz besonders fiel es auf, daß er nach beendigter Belagerung (Nov. 1551) die Truppen nicht entließ, sondern sie in Thüringen zusammenbehielt, wo sie allerlei Ausschweifungen begingen, und das dem Kurfürsten von Mainz gehörige Erfurtsche Gebiet plünderten. Diese Dinge machten die in Trident befindlichen geistlichen Kurfürsten so besorgt, daß sie das Concilium verlassen wollten, um nach der Gefahr zu sehen, die ihren Ländern drohe. Sie meldeten dieses dem Kaiser und schrieben ihm ausführlich über ihren Verdacht. Aber Karl antwortete ihnen (am 3. Jan. 1552): sie möchten sich doch nicht durch jedes flüchtige Gerücht in Furcht setzen lassen! Der Kurfürst habe sich durch Schreiben und Gesandte bei ihm gerechtfertigt, und werde nächstens selbst zu ihm nach Insbruck kommen. Ueberhaupt thue ihm Moritz solche Versicherungen, daß der Kaiser, wo anders einige menschliche Treue und Glauben auf Erden, sich nur Gutes zu ihm versehen könne. Eine solche Verstellung würde bei einem Deutschen Fürsten unerhört seyn, und der Kaiser, selbst Deutschen Stammes und Her-

kommens, könne unmöglich daran glauben. Jene Unordnungen seyen bloß daher entstanden, daß Moritz die Truppen nicht habe entlassen können, weil er ihnen den Sold noch schuldig geblieben sey. Jetzt aber habe der Kaiser Sorge getragen, daß das Geld gezahlt werde. Auf verschiedene unmittelbare Warnungen vor Moritz und Albrecht erwiederte er: er habe beiden Fürsten so wenig Anlaß zur Unzufriedenheit gegeben, ja Beide so sehr mit Güte überhäuft, daß er gar nicht wüßte, wie sie dazu kommen könnten, so undankbar gegen ihn zu handeln.

Inzwischen schickte Moritz Gesandte zu dem Tridentinischen Concil und ließ auch einige Theologen, die auf demselben erscheinen sollten, abreisen, für die Letzteren aber von den Gesandten besondere Geleitsbriefe verlangen, über deren Form lange gestritten und unterhandelt wurde. Den Kaiser recht sicher zu machen, stellte er sich, als sey er schon mit den Zurüstungen zur Reise nach Insbruck beschäftigt, ja er ließ dort schon eine Wohnung für sich miethen. Noch mehr, er trat seine Reise selbst zum Scheine mit einigen seiner Räthe an, stellte sich aber nach einigen Tagen krank, und schickte seine Begleiter voraus, um dem Kaiser den Unfall zu berichten. Alles dieses bestärkte Karl in seiner Verblendung, und zu jenem Zutrauen, welches er zu der Deutschen Treue hegte, kam bei ihm und seinen Räthen auch die Vorstellung, daß die Deutschen nicht klug und fein genug wären, um solche Ränke zu spinnen.

Im März 1552 zog Moritz seine Truppen rasch zusammen, und rückte mit ihnen in Franken vor. Hier stießen Hessische Völker zu den seinigen; und bald darauf vereinigte sich auch sein Freund Albrecht mit ihm bei Rothenburg ob der Tauber. Während sie mit schnellen Schritten nach Oberdeutschland zogen, sandten sie durch das ganze Reich Manifeste aus, worin sie ihr kühnes Unternehmen zu rechtfertigen suchten. Es wird dem Kaiser darin vorgeworfen, daß er unter dem Scheine, die Religionsspaltung heben zu wollen, nach Erhöhung seiner Macht und nach willkürlicher Herrschaft trachte, dabei aber auch „ihre wahre christliche Religion, wie sie dieselbe zu Augsburg bekannt," auszurotten; daß er den Landgrafen fortwährend gefangen halte, „eine Infamie und Unbilligkeit," die sie nicht länger mit Geduld ansehen könnten. Er habe, hieß es ferner, gegen seinen Schwur, fremde Truppen in das Land geführt, welche die armen Unterthanen in Grund und Boden verderbt, ihnen Weib und Kinder geschändet, ja wider alle Natur gemißbraucht hätten; er habe die Entscheidung der Streit-

sachen sehr schwierig und kostbar gemacht, die Stände mit überhäuften und theueren Reichstagen geplagt, unerhörte Strafgelder ausgeschrieben, und fast alles Geschütz aus Deutschland weggeführt. Es sey sein Vorhaben, durch diese Dinge Alle „zu einer solchen unerträglichen, viehischen, erblichen Servitut, Joch und Dienstbarkeit, wie bei andern Nationen vor Augen sey," zu bringen. Deshalb hätten sie Herz gefaßt und wollten mit Heereskraft die Erledigung des gefangenen Fürsten suchen, und die alte Freiheit der Deutschen Nation muthig erretten.

Zu Anfange des April war Moritz schon in Augsburg, und stellte hier den evangelischen Gottesdienst und den vom Kaiser abgesetzten Stadtrath wieder her. Von da ging er nach Ulm, und forderte Einlaß, Geld und Geschütz. Aber die Ulmer schlugen ihm Alles ab, und vertheidigten sich, als ihre Stadt nun angegriffen und beschossen wurde, so gut, daß Moritz für gut fand, die Belagerung nach einigen Tagen wieder aufzuheben. Von seinem Bundesgenossen, Albrecht von Brandenburg, trennte sich Moritz bald, da Jener nur plünderte und sengte, und dem ganzen Unternehmen dadurch einen bösen Leumund zuzog. Der Kaiser war in einer übeln Lage. Seine Truppen hatte er theils nach Ungern, theils nach Italien entlassen, und an Gelde fehlte es ihm gänzlich. Genua und Venedig wollten ihm keinen Credit mehr geben, ob er ihnen gleich ungeheure Zinsen bot. Uebrigens war mit Moritz zugleich Heinrich II. von Frankreich nach der Verabredung in Lothringen (das damals noch zum Deutschen Reiche gehörte) eingebrochen, und, indem er sich in einem Manifeste als den großmüthigen Schützer und Rächer der Deutschen Freiheit darstellte *), hatte er Toul und Verdun besetzt, und sich der trefflichen Reichsstadt Metz durch Verrath des dortigen Bischofs bemächtigt. Das waren die bösen Früchte einer Verbindung Deutscher Fürsten mit Frankreich, welches stets nur auf Gelegenheit gelauert hat, Deutschland zu berauben und sich die westlichen Grenzländer zuzueignen.

Unter diesen Umständen mußte der Kaiser auf Unterhandlungen denken. Sein Bruder Ferdinand übernahm das Ausgleichungsgeschäft, und lud den Kurfürsten zu einem friedlichen Gespräche nach Linz ein. Moritz erschien und trug seine Forderungen vor, Ferdinand erklärte dagegen. was der Kaiser bewilligen würde; da aber Moritz ohne Ein-

*) Er sagt darin unter andern: indem er die Deutschen aus ihrer Dienstbarkeit befreie, hoffe er einen unsterblichen Namen, wie vordem dem Flaminius in Griechenland zu Theil geworden, zu erlangen. Soll man dies für Unkunde oder für versteckten Hohn halten?

willigung seiner Bundesgenossen nichts beschließen wollte, so ward eine neue Zusammenkunft in Passau auf den 26. Mai verabredet, zu welcher auch viele andere Reichsfürsten eingeladen wurden. Man schied von Linz; Ferdinand ging nach Insbruck, Moritz nach Schwaben zu seinem Heere. Hier kam er am 8. Mai an. Noch achtzehn Tage waren es bis zu der versprochenen Zusammenkunft. Diese zu benutzen, wollte er auf Insbruck los, den Kaiser zu überfallen, während dieser ihn unthätig rastend glaubte. Dem gemäß drangen die Verbündeten in Tyrol ein, und zerstreuten am 18. Mai bei Reuten einen kaiserlichen Heerhaufen. Von hier ging's auf die Ehrenberger Klause los, die gleichfalls mit kaiserlichen Kriegern besetzt war. Ein Schäfer zeigte einen geheimen Pfad, durch welchen der Felsen in der Nacht bestiegen ward, ehe die Besatzung etwas von des Feindes Ankunft gewahr worden war; ein gewaltsamer Sturm eröffnete die Pforten, und die Kaiserlichen ergaben sich. Moritz stand nur noch zwei Tagereisen von Insbruck; jetzt aber verlangte das Regiment Reifenberg das Geschenk, das nach alter Sitte dem Sturmlaufenden gereicht wurde, und fing, als es nicht gleich befriedigt war, eine Meuterei an, durch deren Beilegung Moritz einen ganzen Tag aufgehalten ward. Als er am 23. in Insbruck ankam, fand er den Kaiser nicht mehr, er war am 20. in der Nacht bei schrecklichem Regenwetter in der Eil nach Trident zu entflohen. Sein ganzer Hofstaat und sein Bruder waren mitgezogen, der Kaiser wegen seiner Krankheit in einer Sänfte, die Uebrigen zu Pferde, Mehrere sogar in der Eil zu Fuße. Diener mit Fackeln hatten ihnen durch die engen Pässe in den Tyroler Gebirgen den Weg erleuchten müssen. In Trident war das Concil schon beim Ausbruche des Krieges auseinander gegangen, und hatte sich auf zwei Jahre vertagt; Karl kam nicht dahin, sondern wandte sich noch unterweges nach Villach in Kärnthen, wohin er auf ungebahnten, rauhen Pfaden gelangte. Moritz ließ dessen in Insbruck zurückgelassene Habe, so wie die der Spanier plündern, von Ferdinand's Eigenthum aber nichts anrühren. Den Entwurf, den Kaiser in seine Gewalt zu bekommen, wogegen ihm überhaupt schon Bedenklichkeiten aufgestiegen seyn mochten *), mußte er nun aufgeben; er kehrte daher in Insbruck um, und begab sich nach Passau zur Fürstenversammlung.

*) Er habe keinen Käfig für solchen Vogel, soll er geäußert haben. „Sehr richtig — bemerkt Böttiger, Geschichte Sachsen's, Bd. I. S. 513. — wenn er bedachte, daß der gefangene Kaiser ihm das nicht nützen könne, was der freie, aber gedemüthigte."

Unehre kann dem Kaiser die Flucht vor einem verbündeten, groß gemachten Fürsten, der sich plötzlich in einen Feind verkehrt, nicht bringen, aber scharf bezeichnet ist sein Glücksumschlag durch die Verschiedenheit zwischen diesem Auftritte, und jenem, wo er zu Halle auf dem Throne den knieenden Landgrafen empfing, oder jenem frühern auf dem Schlachtfelde in der Lochauer Heide, als der blutende Kurfürst vor ihn geführt ward! Den Letztern ließ er, noch vor der Entfernung aus Insbruck, seiner Haft entbinden, aber das Versprechen abnehmen, daß er bis auf Weiteres dem kaiserlichen Hoflager freiwillig folgen wolle.

In Passau hatten sich außer Ferdinand und Moritz mehrere Fürsten in Person eingefunden, andere hatten Gesandte geschickt. Moritz forderte Befreiung seines Schwiegervaters, beständigen Religionsfrieden, und daß seine Beschwerden wegen Verletzung der Reichsverfassung sogleich durch den Römischen König und die Fürsten untersucht und entschieden werden sollten. Es war dem Kaiser höchst empfindlich, sich solche Dinge mit Gewalt abtrotzen zu lassen, daher antwortete er den Fürsten, die in ihn drangen, den Frieden abzuschließen: nicht er müsse zum Frieden ermahnt werden, sondern die, welche ihn gebrochen, dieses läge den Fürsten vermöge ihrer Pflichten gegen ihn und gegen das Reich ob. Hierauf verließ Moritz Passau, ging zum Bundesheere ab, und unternahm die Belagerung von Frankfurt, wo eine starke kaiserliche Besatzung lag. Indeß reis'te auch Ferdinand nach Villach, und es gelang ihm, den Kaiser zur Nachgiebigkeit in den Hauptpunkten zu bewegen, doch so, daß er ihre Erledigung an eine Reichsversammlung verwies. Mit dieser Erklärung kehrte Ferdinand nach Passau zurück (13. Jul.) und sandte von da den Böhmischen Kanzler von Plauen in das Lager bei Frankfurt, um Moritz davon in Kenntniß zu setzen. Moritz sah, daß er sich bei längerer Weigerung auf einen schweren Kampf gefaßt machen müßte, dessen Gefahr er sich nicht verhehlen konnte. Auch war, im Falle die Reihe geächtet zu werden nun ihn treffen sollte, zu besorgen, daß der abgesetzte Kurfürst in Sachsen gefährliche Bewegungen erregen würde. So kam denn der am 2. August zu Passau unterzeichnete Vertrag zu Stande. Nach demselben erhielt Landgraf Philipp seine Freiheit, mußte aber geloben, die Hallische Capitulation zu halten, und seine Gefangenschaft nicht zu rächen. Die Religionssache sollte auf dem nächsten, innerhalb sechs Monaten zu haltenden Reichstage entschieden werden; auf demselben wolle man

berathschlagen, durch welche Mittel die Uneinigkeit in Glaubensangelegenheiten gehoben werden könnte, mittlerweile solle keiner den andern deswegen anfechten. Auch die Erledigung der Beschwerden, die Moritz erhoben, sollte auf diesen Reichstag verschoben werden. Das Kammergericht sollte beiden Religionsverwandten mit gleicher Gerechtigkeit dienen, auch sollten die Richter aus beiden Parteien gewählt werden können; allen in den Aufstand gegen Karl verflochtenen Personen sollte verziehen, und denen, die wegen des Schmalkaldischen Krieges geächtet worden, die Acht erlassen seyn. In einem besondern Nebenvertrage war auch noch die Bedingung hinzugefügt: „daß es bei dem verabredeten Friedensstande bleiben sollte, auch, wenn kein Religionsvertrag zu Stande gebracht würde." Dies war es, was dem Passauer Vertrage seine große und entscheidende Wichtigkeit gab, da alle bisherigen Friedensversicherungen von einer künftigen Vereinigung über die Religion abhängig gemacht waren, und also immer in eine ungewisse Zukunft blicken ließen. Daß die Protestanten auf diesen seit einem Menschenalter vergeblich gesuchten Punkt gekommen waren, war Moritzen's Werk, das er eben so ungehofft als schnell, wie mit einem Schlage und mit geringem Blutvergießen vollbracht hatte. Er führte seine Truppen jetzt nach Ungern gegen die Türken, mit welchen bald nach dem Frieden 1547 der Krieg wieder ausgebrochen war, aber seine Uneinigkeit mit dem kaiserlichen Befehlshaber ließ es zu keiner erheblichen Unternehmung kommen.

---

12. Karl's letzte Feldzüge und Moritzen's Tod.

(1552—1555.)

Karl's sehnlichstes Verlangen war jetzt, nachdem die inneren Händel vorläufig beigelegt waren, als Kaiser die Würde des Deutschen Reiches gegen dessen äußere Feinde zu schützen, die Franzosen für ihren Einfall zu züchtigen, und sie wieder aus Lothringen zu vertreiben. So krank er auch war, setzte er sich doch vor, persönlich zu Felde zu ziehen, ging von Villach nach Insbruck und dann nach Augsburg, und betrieb die Rüstungen mit Eifer; denn noch in diesem Jahre sollte der Kampf beginnen. Mit sechs und sechzig tausend Mann drang er in Lothringen ein, aber die beste Zeit des Jahres war schon vorüber, als das Heer vor Metz ankam. Diese Stadt war eben von

den Franzosen stark befestigt und mit allen nöthigen Vorräthen wohl versehen worden, und hatte an dem Herzog Franz von Guise einen so tapfern, unternehmenden und einsichtigen Vertheidiger, daß Karl vergeblich seine Kräfte gegen sie aufbot. Mit seiner gewöhnlichen Beharrlichkeit schwur er zwar, er wolle entweder die Stadt erobern, oder vor ihr sterben; aber die Angriffe und Gefechte, die Winterkälte und Krankheiten rieben einen so großen Theil seines Heeres auf, und die Uebrigen zeigten so wenig Muth zu fortdauernden Anstrengungen, daß der Kaiser, wiewol sehr unwillig, am zweiten Weihnachtstage die Aufhebung der Belagerung befahl, welche ihm dreißig tausend Mann gekostet hatte. „Ich sehe wohl, rief er aus, Fortuna ist ein Weib wie alle Weiber; nur jungen Männern ist sie hold und den alternden kehrt sie den Rücken.“ Ein Ausfall der Franzosen brachte das Heer beim Rückzuge so in Unordnung, daß man alle Kranke im Stich lassen mußte. Der Herzog von Guise war menschenfreundlich genug, daß er sie mit Sorgfalt verpflegen, und die Hergestellten mit einem Geschenk an Gelde in ihre Heimath gehen ließ. — Karl, mißmuthig und krank, brachte den Winter in Brüssel zu, und machte Pläne zur Fortsetzung des Krieges für das folgende Jahr.

Deutschland würde jetzt der Ruhe genossen haben, wenn der Markgraf Albrecht von Brandenburg hätte bewogen werden können, die Waffen niederzulegen. Der Passauer Vertrag, meinte er, kümmre ihn nicht, und Moritz habe sehr unrecht gethan, ihn abzuschließen. Daher setzte er den Krieg gegen die katholischen Reichsstände an der Spitze seiner Schaaren keck fort, als Bundesgenosse Frankreich's, aber auch mit wahrhaft Französischer Raubsucht. Die geistlichen Bisthümer am Rheine und in Franken und viele Städte brandschatzte er fürchterlich, ließ Städte, Dörfer, Schlösser, Kirchen und Klöster verwüsten und niederbrennen. Der Kaiser hatte ihn zwar während der Belagerung von Metz vermocht, aus den Diensten des Königs von Frankreich in die seinen zu treten, ihm aber bei dieser Gelegenheit die Gültigkeit der Verträge, die er den Bischöfen von Bamberg und Würzburg abgetrotzt hatte, verheißen, wodurch eine neue Verwirrung entstand; denn das Kammergericht entschied zu Gunsten der Bischofe, während man wegen jenes Vergleiches zwischen Albrecht und dem Kaiser auf den Verdacht gerieth, er erhalte geheime Aufmunterung und Unterstützung von diesem, der ihn als einen Feind Moritzen's vielleicht in der Folge zu großen Absichten gebrauchen wolle. Es ent-

standen zwei Verbindungen gegen den Ruhestörer, die eine jedoch ohne Entschlossenheit zum Handeln, aber die zweite desto thätiger, weil Moritz, der dem Vaterlande helfen wollte und auch durch jene Gerüchte aufgeregt war, dazu gehörte. Er griff das Werk sogleich mit Ernst an, und rückte in Verbindung mit dem Herzoge Heinrich von Braunschweig auf den Markgrafen los, der damals Niedersachsen mit seinen Schaaren heimsuchte. Die Verbündeten trafen ihn bei Sievershausen auf der Lüneburger Heide, und griffen ihn auf der Stelle an. Das Treffen war blutig, und endete mit der Niederlage des markgräflichen Heeres (9. Jul. 1553), aber es kostete dem Herzog von Braunschweig zwei Söhne, und Moritz selbst ward tödtlich verwundet. Zwei Tage darauf hauchte er seine Seele aus, im zwei und dreißigsten Lebensjahre. Wie man auch über seine Handlungsweise denken mag, dem Geiste und der Wirksamkeit seiner Thaten nach war er einer der ersten Männer seines Jahrhunderts. Granvella gab auf die Nachricht von seinem Tode ein großes Freudenmahl; Karl soll mit David's Worten ausgerufen haben: „O Absalon, mein Sohn, mein Sohn!" Moritz hinterließ nur eine Tochter, sein Bruder August hatte schon 1548 zu Augsburg die Mitbelehnung erhalten, es trat aber jetzt Johann Friedrich auf und verlangte die Zurückgabe der verlorenen Würde und Länder. Indeß wurde, unter Vermittelung des Römischen Königs und des Königs von Dänemark, am 24. Februar 1554 zwischen den beiden Sächsischen Häusern zu Naumburg ein Vertrag geschlossen, welcher dem Albertinischen die Erwerbungen und Vortheile der Wittenberger Capitulation von Neuem bestätigte, bis auf Altenburg und einige andere Aemter, die den Besitzungen der Ernestinischen Linie noch hinzugefügt wurden.

Albrecht hielt sich nach der Schlacht bei Sievershausen noch eine Zeitlang im Braunschweigschen, wurde aber von den verbündeten Truppen nochmals am 12. September 1553 geschlagen und in's Thüringische getrieben. Jetzt wurde die Achtserklärung wider ihn erlassen und vom Kaiser bestätigt, er jedoch wies fortwährend alle Vergleichsvorschläge mit stolzer Verachtung ab, und erst nach einem höchst ausdauernden und tapfern Widerstande konnte er gezwungen werden, nach Frankreich zu flüchten (im Jun. 1554). Nach zwei Jahren kehrte er aber nach Deutschland zurück, und fand bei seinem Schwager, dem Markgrafen von Baden, Aufnahme auf dem Schlosse zu Pforzheim. Dort starb er (8. Jan. 1557), fünf und dreißig Jahre alt, ehe es seinen

Verwandten gelungen war, seine Wiedereinsetzung, die sie auf dem Wege der Unterhandlung betrieben, zu bewirken.

Karl ließ in demselben Jahre, da Moritz fiel, ein Heer in das Französische Gebiet einrücken, und die Städte Terouanne und Hesdin, welche dasselbe eroberte, schleifen und gänzlich zerstören. Aber weder in diesem noch in den beiden nächsten Jahren, wo der Krieg fortgeführt ward, wurden entscheidende Vortheile erfochten. Endlich ließ Karl in einem am 5. Februar 1556 zu Vaucelles geschlossenen Waffenstillstand die Franzosen im Besitz des Eroberten, und vererbte die Fortsetzung des Krieges auf seinen Nachfolger, unter welchem erst der Friede zu Stande kam.

---

13. Der Religionsfriede zu Augsburg.
(1555.)

Nicht weniger Mißmuth als diese Französischen Händel erweckte dem durch seine zunehmende Krankheit ohnehin völlig verstimmten Kaiser der Gedanke, daß auch ein anderes Werk, an dem er während seiner ganzen Regierung gearbeitet, zerstört sey, die Wiederherstellung der Religionseinigkeit in Deutschland, die nach seiner Meinung freilich ziemlich mit der Herrschaft des alten Kirchenthums zusammenfiel, mit Verbesserungen allerdings, die auch er für wünschenswerth hielt; sie aber von der Entscheidung des Concils, dem er die höchste Autorität beilegte, abhängig machte. Durch den Drang der Umstände zu unwilliger Nachgiebigkeit genöthiget, wollte er seinem kaiserlichen Ansehen wenigstens nicht so viel vergeben, bei den Verhandlungen darüber den Vorsitz zu führen, und überließ daher Alles seinem Bruder Ferdinand. Dieser war nun mit Ernst darauf bedacht, die Religionsstreitigkeiten endlich abzuthun, indeß mußte der deshalb ausgeschriebne Reichstag vier Mal vertagt werden, ehe er endlich am 5. Februar 1555 durch Ferdinand zu Augsburg eröffnet werden konnte. Nur sehr wenige Fürsten waren in Person erschienen, doch hatten die Meisten Abgeordnete geschickt. Daß hier die Sachen einen andern Gang nehmen würden, als auf den vielen Reichsversammlungen, die bisher zur Wiederherstellung der Einigkeit zusammenberufen worden waren, konnte man schon aus dem Vortrage abnehmen, mit welchem Ferdinand die Versammlung eröffnete, da er darin zu erkennen gab, daß man hier

nicht sowol auf Mittel denken müsse, die verschiedenen Meinungen zu vereinigen, als vielmehr darauf, wie der Friede im Reiche auch bei der fortdauernden Verschiedenheit der Meinungen erhalten werden könne. So war man denn endlich auf den Gedanken einer gegenseitigen Duldung gekommen, zu dem aber auch die Lage der Dinge gewaltig drängte, weil man nach so vielen fruchtlosen Versuchen wohl belehrt seyn mußte, daß ohne Duldung an keine Ruhe zu denken sey. Dennoch stritt man bis zum Abschlusse des Friedens noch über ein halbes Jahr, und das zweier Punkte wegen, die allerdings beiden Parteien wichtig genug erscheinen mußten. Die Protestanten wünschten nämlich die Freistellung der Religion nicht bloß auf die unmittelbaren Reichsstände bezogen zu wissen, sondern auch auf mittelbare protestantische Stände katholischer Landesherren, konnten aber nichts bewirken, als die Bewilligung eines freien Abzuges für Unterthanen, welche der Religion wegen auswandern wollten, und ein allgemeines Versprechen, daß die der evangelischen Lehre schon seit Jahren zugethanen Unterthanen geistlicher Stände der Religion wegen nicht bedrängt werden sollten. Ein deutlicher Beweis, wie weit man noch von dem Grundsatze eigentlicher Gewissensfreiheit entfernt war. Zu nicht weniger hartnäckigen Händeln führte die zweite Frage: ob die Bischöfe und andere Prälaten, welche zur Lutherischen Lehre übergingen, ihre Stifter und Pfründen behalten sollten, oder nicht. Die Katholischen verlangten, die geistlichen Stände müßten von der Freistellung der Religion in so fern ausgenommen werden, daß bei ihnen der Uebertritt von der alten Religion zur neuen den Verlust ihres Amtes und Standes unmittelbar nach sich ziehe. Von diesem geistlichen Vorbehalt (reservatum ecclesiasticum), wie es genannt wurde, wollten sie so wenig nachlassen, daß Ferdinand sogar erklärte, er wolle lieber auf der Stelle davon reiten, als den Geistlichen den Uebertritt zum Lutherthum freistellen. Es ist auch nicht befremdend, daß die Katholischen diesen Punkt so eifrig und hitzig vertheidigten. Bei der noch immer wachsenden Neigung der Deutschen, zum Protestantismus überzugehen, konnten sie kaum hoffen, diesem durch irgend ein Mittel einen kräftigern Damm entgegen zu setzen, als durch den Verlust so schöner Länder und Güter, mit welchem seine Annahme die geistlichen Herren bedrohte. Sollte nun das ganze Friedenswerk darüber nicht rückgängig werden, so mußte man sich endlich mit der Uebereinkunft begnügen, sich wegen dieses Punktes — nicht zu vereinigen. Der geistliche Vor-

behalt wurde demnach zwar in das Friedensinstrument gerückt, aber mit dem ausdrücklichen Zusatze, daß sich die Stände darüber nicht hätten vergleichen können.

Am 26. September ward endlich der Religionsfriede unterzeichnet. Außer jenen beiden Punkten war der Hauptinhalt desselben, daß sowol die Stände, die sich zur Augsburgischen Confession, als die, welche sich zur alten Religion bekennten, völlig gleiche und ungestörte Freiheit genießen sollten. Diejenigen aber, welche zu keiner von beiden Religionen gehörten, sollten von diesem Frieden ausgeschlossen seyn. Die eingezogenen Kirchengüter, welche nicht unmittelbaren Reichsständen zugehörig, und in deren Besitz die Geistlichen zur Zeit des Passauer Vertrages nicht gewesen, sollten den Protestanten verbleiben. Weder protestantische noch katholische Stände sollten einander zum Uebertritt zu verleiten suchen, oder fremde Unterthanen wider ihre Obrigkeit in Schutz nehmen.

So war also endlich der Zweck erreicht, um deswillen seit einem Menschenalter so viele wackere Deutsche Gut und Leben eingesetzt, und zwei der angesehensten Fürsten ein schmachvolles Schicksal erlitten hatten. Der eine derselben, der Kurfürst Johann Friedrich, erlebte diesen Frieden nicht mehr; er war das Jahr zuvor (3. März 1554) gestorben, mit aller der Ergebung und dem schönen frommen Sinne, die ihn im Leben ausgezeichnet hatten. Der andere, Landgraf Philipp, nahm sich, seinem Lande und seinen Unterthanen wiedergegeben, der Regierungsgeschäfte mit der alten Thätigkeit und vieler Einsicht an, und blieb bis an seinen Tod bemüht, Gebrechen zu heilen und Verbesserungen einzuführen *).

---

14. Karl's V. Abdankung und Tod.

In dem Gemüthe des Kaisers stiegen indeß Mißmuth, Unbehaglichkeit und Ueberdruß an den Welthändeln immer höher. Die Gicht, mit der er lange behaftet war, hatte seit den Anstrengungen der letzten Feldzüge an Stärke so gewonnen, daß er den Geschäften nur noch mit der größten Anstrengung obliegen konnte. Er wurde darüber so schwer-

*) Sein neuester Geschichtschreiber sagt von ihm, er sey „der gewissenhafteste Reformator aller Volks- und staatswirthschaftlichen Einrichtungen" gewesen. Rommel, Philipp der Großmüthige, Bd. I. S. 576.

müthig, daß er fast nicht aus dem Zimmer kam, sich, außer von seinen Schwestern, den Königinnen von Ungern und Frankreich, und seinen vertrautesten Dienern, von Niemanden sehen und sprechen ließ, und einmal neun Monate lang weder einen Brief noch einen Befehl zu unterschreiben bewogen werden konnte. Alles dieses bestärkte ihn in einem Gedanken, den er schon seit einigen Jahren hegte, sich nämlich, wie Diocletian, an dessen Abdankung er immer gern gedacht hatte, in die entlegenste Dunkelheit des Privatlebens zurückzuziehen. Endlich, nach langen Kämpfen, führte er im Herbste 1555 den Entschluß, aller irdischen Hoheit zu entsagen, wirklich aus, einen Entschluß, der, in seiner Lage, gewiß zu den großartigsten gehört, die in der Geschichte des menschlichen Herzens vorkommen *). Er ließ seinen einzigen Sohn Philipp aus England nach Brüssel herüber kommen, und bestimmte den 25. October zur feierlichen Abtretung der Niederlande. In einem großen Saale, worin die Niederländischen Stände und viele Personen vom höchsten Adel versammelt waren, saß Karl auf einem Lehnstuhle, neben ihm stand seine Schwester Maria, die Statthalterin der Niederlande, und sein Sohn Philipp, der damals als Gemahl der Königin Maria den Titel eines Königs von England führte, und dem Karl bei Gelegenheit dieser Vermählung schon das Königreich Neapel überlassen hatte. Einer von Karl's Räthen verlas eine Urkunde, kraft deren der Kaiser die Niederlande seinem Sohne feierlichst abtrat, und sodann erhob sich der kranke Monarch selbst von seinem Sessel, und hielt, gestützt auf die Schultern des Prinzen von Oranien, mit Hülfe eines kleinen Aufsatzes, eine Rede, bei deren Anhörung die ganze Versammlung in Thränen schmolz. Er sagte darin mit Würde, wie er seit seinem siebzehnten Jahre alle Gedanken allein auf die ruhmvolle Regierung so vieler ihm anvertrauten Reiche gerichtet, wie wenig Zeit zur Muße er übrig gehabt, und wie noch weit weniger er auf seine persönlichen Vergnügungen gewendet habe. Unablässig, betheuerte er, habe er überall mit eignen Augen zu sehen gesucht, daher sey seine Regierung eine stete Pilgerschaft gewesen. Neun Mal habe er Deutschland, sechs Mal Spanien, vier Mal Frankreich, sieben Mal Italien und zehnmal die Niederlande besucht; zwei Mal sey er in England und eben so oft in Afrika gewesen, und überhaupt habe er elf Seereisen gemacht.

*) To descend voluntarily from the supreme to a subordinate station, and to relinquish the possession of power in order to attain the enjoyment of happiness, seems to be an effort too great for the human mind. Robertson.

Jetzt erinnere ihn sein hinfälliger Körper, sich aus dem Gewühl der irdischen Geschäfte zu entfernen, und ihre Last auf jüngere Schultern zu wälzen. Habe er während seiner vielen Beschäftigungen und Anstrengungen etwas Wichtiges versäumt oder nicht recht gemacht, so bitte er Alle, die dadurch gekränkt worden, recht herzlich um Verzeihung. Er selber werde seiner treuen Niederländer bis an sein Ende in Liebe gedenken, und Gott für ihre Wohlfahrt anflehen.

Hier wandte er sich an seinen Sohn, der auf ein Knie niedersank, and seine Hand küßte. Er erinnerte ihn, wie würdig er schon seines kindlichsten Dankes seyn müßte, wenn er ihm so viele blühende Länder nach seinem Tode hinterließe, wie sehr aber die väterliche Wohlthat noch dadurch an Werth gewinne, daß er ihm das Alles schon jetzt bei seinen Lebzeiten freiwillig abtrete. Nach den dringendsten Ermahnungen zu einer ruhmwürdigen und gerechten Regierung, mit denen er die Rede schloß, sank er zuletzt erschöpft in den Sessel zurück.

Im Januar des folgenden Jahres (1556) geschah zu Brüssel die nicht minder feierliche Abtretung von Spanien mit allen, sowol in der alten als in der neuen Welt, davon abhängigen Ländern; und durch ein am 7. September erlassenes Schreiben überwies Karl die Kurfürsten, Fürsten und Stände des Deutschen Reichs an seinen Bruder Ferdinand.

Am 17. September schiffte er sich mit seinen beiden Schwestern nach Spanien ein. Ihn begleitete eine glänzende Flotte von Spanischen, Flandrischen und Englischen Schiffen, mit der er bei Laredo in Biscaya landete. Als er den Spanischen Boden bestieg, fiel er auf die Kniee, und küßte die Erde. Ein wehmüthiger Gedanke an die Nichtigkeit irdischer Größe durchflog seine Seele. In Burgos entließ er den größten Theil seiner Dienerschaft, und begab sich dann nach Valladolid, wo sich auf sein Geheiß auch seine Schwestern von ihm trennten. Er hatte sich schon vorher zu seinem künftigen Ruheplatz neben dem Hieronymitenkloster Juste in Estremadura, in einer wegen ihrer Schönheit und gesunden Luft berühmten Gegend, ein kleines Haus erbauen lassen. In dieser Einsamkeit verlebte er den Rest seiner Tage, und theilte seine Zeit zwischen dem Gartenbau, der Beschäftigung mit allerlei künstlichen und mechanischen Zusammensetzungen, die er sehr liebte, und Andachtsübungen. Letztere hatte er auch in seinem geschäftigsten Leben so wenig vernachlässigt, daß man schon in seinem dreißigsten Jahre von ihm zu sagen pflegte: der Kaiser rede mehr mit dem lieben Gott, als mit Menschen. Daß Gott ihn die

Nichtigkeit der irdischen Größe habe einsehen lassen, erklärte er für eine größere Wohlthat, als daß er dieselbe jemals besessen. Sechs Monate vor seinem Tode entsagte er, von Gewissenszweifeln geängstiget, jeder Erheiterung und Erholung, und lebte mit mönchischer Strenge unter harten Bußübungen. Ja, er kam in dieser düstern Stimmung, nach der Erzählung einiger Schriftsteller, kurz vor seinem Ende auf den seltsamen Gedanken, sein eignes Leichenbegängniß zu feiern. Er ließ in der Klosterkirche ein prächtiges Trauergerüst aufrichten, und für die Ruhe seiner Seele ein feierliches Todtenamt halten, dem er selbst beiwohnte. Der heftigen Bewegung, die ein so erschütternder Auftritt in Karl's Gemüth bewirken mußte, erlag sein siecher Körper. Er wurde am folgenden Tage von einem Fieber ergriffen, welches in einigen Wochen seinem Leben ein Ende machte (21. Sept. 1558).

In seiner Jugend war Karl ein schöner Mann von starkem Gliederbau; er liebte die Jagd und ritterliche Uebungen, und hatte sich so abgehärtet, daß er große Beschwerden ertragen konnte, bis ihn die Gicht übermannte, und auch dieser trotzte er so lange als möglich. Nach seinem Beispiele wurde in Europa der Titel Majestät für Kaiser und Könige allgemein, da man sie bis auf *seine* Zeiten in der Regel Hoheit oder Gnaden genannt hatte.

Die Urtheile über diesen berühmten, in mehr als einer Hinsicht groß zu nennenden Monarchen sind sehr verschieden ausgefallen; im Ganzen hat der laute Tadel vieler Französischer und protestantischer Geschichtschreiber so das Uebergewicht behalten, daß die Nachwelt in ihm meistens einen vom heftigsten Ehrgeiz beherrschten Fürsten erblickt, welcher das Wohl seiner Völker der Eroberungssucht und Ländergier zum Opfer bringt, ja wol gar die Errichtung einer Universalmonarchie bezweckt. Die Franzosen können es ihm, nach ihrer gewöhnlichen Parteilichkeit, nicht vergeben, daß er der beharrliche Gegner eines von ihnen besonders hochgeschätzten Königs blieb; verzeihlicher ist es, wenn die Protestanten einem Fürsten, der ihrer entstehenden Kirche zuwider war, nicht volle Gerechtigkeit widerfahren lassen. Aber bei einer unbefangenen Betrachtung der Dinge bewähren sich die Beschuldigungen des Ehrgeizes und der Ländergier als grundlos, Franzen's Vergrößerungssucht erscheint vielmehr als der eigentliche Grund der Kriege, und Karl, diesem Könige gegenüber, großartig und gerecht. Am nachtheiligsten ist es dem Ruhme des Kaisers geworden, daß seine Regierung in die Zeit der Reformation fällt, und sein besonnenes Abwägen

der Verhältnisse, der glühenden Begeisterung eines Luther gegenüber, unmöglich glänzend in die Augen fallen kann. Zwar gleichgültig gegen die Religion war er keinesweges, aber der frische und kühne Glaubenseifer, der in die Zeit getreten war, war ihm fremd, obschon er keinesweges geneigt war, die Hartnäckigkeit und Erstarrung, mit welcher sich der Römische Hof gegen die neue religiöse Erregung zu halten und zu befestigen gedachte, durch Gewaltmittel zu unterstützen. Dem beunruhigten und gespalteten Deutschland Friede und Einigkeit, und der gänzlich gesunkenen Kaiserwürde wieder Ansehn zu geben, hielt er für seine Pflicht; daher der Krieg wider die Fürsten, deren Ungehorsam er für unverträglich mit der Reichsverfassung hielt, den er aber nicht führte, wie Mehrere geglaubt haben, um die Stände despotisch zu unterdrücken, noch lange vorher schon künstlich vorbereitete. Nach dem Schmalkaldischen Kriege, wo Furcht vor dem Sieger alle Gemüther eingenommen hatte, war die Lage der Dinge lockend genug zu einem Versuche, die Deutsche Verfassung umzustürzen, wenn Karl die Absicht und die Neigung dazu gehabt hätte. Nur gegen die überwundenen Fürsten verließ ihn die Mäßigung. Die Behandlung des Landgrafen zumal blieb ein Flecken in seiner Geschichte; es hat sich aber auch keine That seines Lebens so schwer und bitter an ihm gerächt als diese.

In Spanien hatte der Aufstand der Städte bald nach der Thronbesteigung Karl's die traurige Folge, daß die Regierung die ständischen Rechte zu beschränken suchte, und das politische Leben in Verfall gerieth. Zwar zeigten sich die Stände in den Geldsachen noch sehr hartnäckig gegen den Kaiser, und widersetzten sich mehr als einmal den Steuerbewilligungen, die er seiner vielen Kriege wegen zu fordern genöthiget war, standhaft; die Wirkung davon aber war, daß seit 1538 in Castilien gar keine allgemeine Ständeversammlung mehr Statt fand. Denn da Karl auf einem in diesem Jahre gehaltenen Reichstage sah, daß der Adel, der zu den Steuern gar nichts beitrug, seinen Forderungen den entschiedensten Widerstand entgegensetzte, so berief er ihn nun gar nicht mehr zu den Versammlungen. Nur die Abgeordneten der Städte versammelten sich von drei zu drei Jahren zur Bewilligung der von der Krone vorgelegten Forderungen. Der Gebrauch, daß erst die Beschwerden erledigt wurden, und dann die Geldbewilligung geschah, wurde auch von Karl aufgehoben. Den Castilischen Cortes blieb kein Recht übrig, als das der Bittschriften; so tief war ihre Bedeutung herabgesunken. Die Großen, von dem öffentlichen Leben getrennt,

gingen auf ihre Landsitze, um ihrer Reichthümer zu genießen, machten einen königlichen Aufwand, ließen sich mit ausschweifenden Ehrenbezeigungen bedienen, und vergaßen über der Befriedigung, die ihr Stolz in dieser Lebensweise fand, der kriegerischen Neigungen ihrer Vorfahren *). Die schönen Keime einer Verfassung, welche in den alten Spanischen Einrichtungen liegen, verdorrten ungenutzt, weil Niemand war, der sie zu einem neuen, den veränderten Zeitumständen gemäßen Leben zu entwickeln verstanden hätte.

Durch das Mißverhältniß der Staatseinnahmen zu den Bedürfnissen der Krone geschah es, daß Karl, trotz des Zuflusses von Gold und Silber aus der neuen Welt, beträchtliche Schulden hinterließ, viele Krongüter verpfändet, und viele den Ritterorden gehörige Güter verkauft hatte. Die königlichen Besitzungen waren schon bei seinem Regierungsantritt in allen seinen Staaten sehr herabgekommen. Für alle außerordentlichen Fälle wurden von den Provinzen außerordentliche Beisteuern gefordert, und da diese nicht zureichten, mußten Anleihen geschlossen werden, die, wenn nicht Güter oder öffentliche Einkünfte zum Pfande gesetzt wurden, bei dem damaligen Geldmangel und dem geringen Zutrauen, zuweilen gegen dreißig Procent jährlicher Zinsen kosteten **)

---

15. Italienische Verhältnisse. Die Verschwörung des Fiesco zu Genua.

Wir holen in diesem Abschnitte noch einige hervorstechende Ereignisse in Italien während der spätern Regierungszeit Karl's V. nach.

Herzog Alexander von Medici, der durch den Kaiser zur Herrschaft in Florenz gelangt war, und eine natürliche Tochter desselben, Margarethe, zur Gemahlin hatte, war ein den Lüsten ergebener und tyrannischer Fürst. Am 7. Januar 1537 wurde er von seinem Vetter Lorenzino, einem Genossen seiner Ausschweifungen, einem talentvollen, aber durchaus sittenlosen Menschen, ermordet. Seltsamer Weise machte der Mörder weder einen Versuch, sich selbst an die Stelle Alexander's zu setzen, noch die Republik wiederherzustellen, sondern ergriff die

*) Ranke Fürsten und Völker von Süd-Europa, Bd. I. S. 220 fg.
**) Ranke, S. 332 fg.

Flucht, so daß die Anhänger der Medici einen andern Sprößling dieses Hauses, Cosmo, an die Spitze des Staates stellten. Vergebens suchten ihn die republicanisch gesinnten ausgewanderten und vertriebenen Florentiner zu verdrängen; er befestigte sich durch schlaue Staatskünste, in denen er Meister war *), in der Herrschaft, und wurde vom Kaiser als rechtmäßiger Nachfolger Alexander's und als Herzog bestätigt. Da die Republik Siena, nach deren Besitz er trachtete, sich dem Französischen Interesse anschloß, und 1552 sogar eine Französische Besatzung aufnahm, so benutzte dies Cosmo sie anzugreifen, indem er im Namen des Kaisers Krieg gegen sie führte. Nach einem äußerst hartnäckigen Kampfe, in welchem das Gebiet der Republik schrecklich verwüstet wurde, mußte sich ihm die Stadt ergeben (1555) und zwei Jahre nachher trat ihm der Spanische Hof Siena mit allen Souverainetätsrechten ab.

In Genua hatte die Verfassung, welche Andreas Doria der Republik gegeben, und der fortdauernde große Einfluß dieses trefflichen Mannes lange Zeit die Ruhe erhalten, aber den Factionsgeist nicht unterdrücken können. Besondere Nahrung fand er in der Gunst und Liebe des alternden Andreas für seinen Großneffen Giannettino Doria, einen stolzen, herrschsüchtigen Jüngling, von dem man fürchtete, es würde mit den Gütern des Oheims auch dessen Gewalt auf ihn übergehen. Am heftigsten gährte der Haß gegen Giannettino in dem Herzen eines jungen Patriciers, Johann Ludwig Fiesco, Grafen von Lavagna. Man hat diesen Jüngling den Genuesischen Alcibiades genannt, so sehr erinnerte er durch Schönheit des Körpers, Anmuth der Sitten, Lebendigkeit und Gewandtheit des Geistes, und feurigen Ehrgeiz an jenen berühmten Athener. Giannettino war sein persönlicher Feind; ihn einst über sich und über alle Häupter in Genua herrschen zu sehen, ihn, dem er selbst sich in vieler Hinsicht überlegen fühlte — der Gedanke ließ ihn nicht schlummern, und führte ihn zu einem kühnen Plane, der kein anderer war, als Ermordung der beiden Doria, Eroberung des Hafens und der Stadt, und Umsturz der bisherigen Verfassung, so wie des Spanisch-kaiserlichen Einflusses.

Sein großes Vermögen setzte ihn allerdings in den Stand, Schiffe zu kaufen und Mannschaft anzuwerben, doch konnte er fremde Hülfe

*) „Er verstand es vortrefflich, ein Zeitalter, wo alle sittlichen Bande gerissen waren, durch die Macht der Arglist und des feinen Verstandes, die er wie Keiner vor ihm entwickelte, in Fesseln zu legen." Leo Geschichte von Italien, Bd. V. S. 451.

nicht entbehren. Er trat daher mit dem Französischen Gesandten in Rom in Unterhandlung, und gewann besonders den Peter Ludwig Farnese, dem Papst Paul III., dessen natürlicher Sohn er war, 1545 die von Julius II. für den Kirchenstaat erworbenen Herzogthümer Parma und Piacenza gegeben hatte. Farnese haßte den Kaiser, weil er ihm die Belehnung verweigerte; und man glaubt, daß dem Papst selbst Fiesco's Unternehmen nicht fremd gewesen sey. Nicht minder war Fiesco darauf bedacht, in Genua selbst sich Freunde zu verschaffen, und seine Feinde durch die schlaueste Verstellung möglichst sicher zu machen. Das Letztere gelang ihm in hohem Grade. Seine eigene Gemahlin fing nicht eher an, etwas davon zu ahnen, als in der Stunde der Ausführung. Spanische Kundschafter aus Rom brachten dem alten Doria selbst bestimmte Anzeigen, aber in dem Augenblick trat der immer heitere Fiesco zur Thür herein, und scherzte so unbefangen und zutraulich mit dem Greise, daß dieser heimlich den Gesandten in's Ohr flüsterte: „Urtheilen Sie jetzt selbst, ob Ihre Nachricht die geringste Wahrscheinlichkeit habe."

Der Liebling des Volks war der schöne, prächtige und leutselige Graf längst gewesen aber jetzt legte er es recht darauf an, alle Herzen zu gewinnen. Sein Palast stand jedem Armen offen, und für die zahlreichen Seidenweberfamilien, die damals sehr heruntergekommen waren, sorgte er so weise und gütig, wie es sonst nur reiche Regierungen vermögen. Er kaufte ihnen Arbeitsgeräth, bezahlte die Miethe für sie und ließ ihnen Getreide und Geld an bestimmten Tagen reichen. Aus denen, die sich ihm bei dieser Gelegenheit genauer kenntlich machten, forschte er nun die Sichersten aus, und indem er vorgab, daß er von dem Herzog von Parma, an dessen Besitzungen seine Güter gränzten, nichts Gutes erwarte, erhielt er von mehreren Hunderten das Versprechen, ihm im Nothfalle mit Leib und Leben zu Dienste zu stehen.

Mit drei treuen Freunden, Calcagno, Verrina und Sacco, ward nun das Nähere überlegt. Fiesco wollte am 4. Januar (1547) ein großes Gastmahl geben, und auf diesem sollten die Doria ermordet werden. Aber Andreas lehnte die Einladung ab, weil er die Gicht hatte, und Giannettino, weil er gerade an dem Tage Geschäfte wegen außerhalb der Stadt seyn mußte. So ward denn der Plan dahin abgeändert, daß die That schon in der Nacht vom zweiten zum dritten Januar geschehen, und die Doria in ihrem Palaste überfallen werden

sollten. Vor allen Dingen wollte man sich dann des Hafens und der darin liegenden Galeeren Doria's bemächtigen, welches nicht schwer war, da sie alle abgetakelt und fast gar nicht bemannt waren.

Fiesco hatte unterdessen selbst vier Galeeren gekauft, wovon er eine in den Hafen von Genua kommen und bemannen ließ. Damit Niemand Verdacht schöpfen sollte, brachte er selber dem Giannettino Doria die erste Nachricht davon, indem er vorgab, er wolle gegen die Türken kreuzen. Er äußerte zuletzt die Besorgniß, ob auch der alte Doria das wol erlauben werde, und als ihn Giannettino darüber zufrieden gestellt hatte, bat er nur noch, den Lärmen nicht übel zu nehmen, den das Einschiffen so vieler Menschen in der Nacht verursachen werde. Er blieb noch eine Weile dort, war ungewöhnlich fröhlich, spielte mit den Kindern, und überzeugte sich beim Weggehen völlig, daß von seinem Vorhaben noch nicht das Geringste ruchtbar sey.

Den ganzen Tag über wanderten nun die fremden Knechte aus dem Parmesanischen ein, und da man sie in allerlei Kleidungen gesteckt hatte, und zu verschiedenen Thoren einließ, so fiel ihre Menge nicht so sehr auf. Die Lage und die Weitläufigkeit des Fieschischen Palastes kam den Verschwornen gleichfalls sehr zu Statten. Diejenigen Bürger von Genua, auf die man bei der Ausführung gerechnet hatte, wurden gegen Abend zu einem Schmause und Schauspiele in den Palast geladen, wo sie sich zu Hunderten einstellten. Jeder ward herein, Niemand hinaus gelassen. Die starken Wachen verhinderten alles Geräusch. Als die nöthige Anzahl beisammen war, trat Fiesco unter sie, und machte sie in einer ächt republicanischen Rede mit seiner Absicht bekannt, vertheilte dann die Rollen und erwartete die Mitternacht. Während den Verschwornen Speise und Wein gereicht ward, ging er zu seiner schönen Gemahlin, die erst jetzt von seinem Vorhaben Kunde erhielt, gesellte ihr einen treuen Diener zu, und entriß sich ihren Thränen mit den Worten: „Liebes Weib, es ist nicht mehr Zeit. In einer Stunde bin ich nicht mehr, oder Du siehst Alles, was in Genua ist, zu deinen Füßen."

Es war eine schöne, mondhelle Nacht. Alles schlief, und Todtenstille war in den Häusern, als ein Kanonenschuß auf Fiesco's Galeere das Zeichen zum Aufruhr gab. Jetzt entlud sich der Fieschische Palast der Menschenmenge. Ein Theil besetzte das Thor, ein anderer überrumpelte den Hafen und Doria's Galeeren, ein dritter die Hauptplätze der Stadt. Giannettino Doria, obgleich noch immer in der

Meinung, daß er die wahre Ursache des Lärms wisse, hielt doch, da das Getümmel zu allgemein schien, seine Gegenwart für nothwendig, etwanigen Unordnungen vorzubeugen. In seinen Mantel gehüllt und den Degen in der Hand, geführt von einem Pagen, der eine Fackel trug, und von einem Bedienten begleitet, eilte er durch die wogenden Straßen an das Hafenthor, und befahl es zu öffnen. Man erkannte ihn an der Stimme, und ließ ihn nur hindurch, um ihn niederzustoßen. Der alte kranke Andreas, dem das gleiche Schicksal zugedacht war, entging demselben durch schnelle Flucht. „Fiesco und Freiheit!" hallte es nun in den Straßen wieder, und die Umwälzung schien schon beendigt, als man gegen Morgen — den Anführer vermißte. Der Unglückliche hatte über ein Brett nach einer Galeere gehen wollen, das Brett war umgeschlagen, die schwere Rüstung und der tiefe Schlamm hatten es ihm unmöglich gemacht, sich durch Schwimmen zu retten. Auch hatte ihn Niemand als angeschmiedete Galeerensklaven hinabstürzen sehen. Jetzt hatte die Menge keinen Lenker mehr. Die republicanische Behörde, im Regierungspalaste versammelt, war schon auf Unterwerfung gefaßt gewesen, nun schrieb sie den bestürzten Verschwornen das Gesetz vor. Am Abend kehrte Andreas Doria zurück. Alle Fieschi wurden aus der Stadt verbannt, ihre reichen Güter und prächtigen Schlösser confiscirt. Der aus dem Schlamm gezogene Körper des Ertrunkenen ward, statt aller Bestattung, in's Meer geworfen.

Kurze Zeit nach dieser Begebenheit wurde der neue Herzog von Parma, ein in die schändlichsten Laster versunkner Mensch, der die ärgsten Gewaltthaten verübte, von fünf Verschwornen, die sich und ihr Vaterland von ihm befreien wollten, ermordet (10. Sept. 1547). Sofort besetzte Ferdinand von Gonzaga, der kaiserliche Statthalter von Mailand, Piacenza; in Parma erhielt sich Octavio, der Sohn des Ermordeten, Gemahl der Tochter des Kaisers, Margarethe, der Wittwe Alexander's von Medici, mit Unterstützung seines Großvaters, des Papstes. Bald aber kam dieser auf den Gedanken, den Kaiser, mit dem er damals wegen des Concils ohnehin gespannt war, und der die Herausgabe von Parma verlangte, dadurch zu versöhnen, daß er Parma wieder mit dem Kirchenstaat vereinigte, indem er seinen Enkel durch Camerino entschädigen wollte. Octavio aber, welcher fürchtete, wenn sein alter Großvater stürbe, um alle seine Aussichten zu kommen, unterhandelte mit Gonzaga, welches den Papst so betrübte, daß diese Nachricht eine mitwirkende Ursache seines Todes wurde. Sein Nachfolger

Julius III. befahl die Rückgabe von Parma an Octavio Farnese, der sich aber von den Kaiserlichen so bedroht sah, daß er sich den Franzosen in die Arme warf. Es kam darüber zu kriegerischen Auftritten zwischen kaiserlichen und französischen Truppen in Italien (1551), obgleich die beiden Monarchen einander den Krieg nicht erklärten. Indeß blieb Octavio im Besitz von Parma, und nach der Abdankung des Kaisers hielt es dessen Sohn Philipp seinem Interesse angemessen, dem Octavio auch Piacenza zurückzugeben, so daß dem Hause Farnese die Herrschaft über diese Herzogthümer gesichert blieb.

---

16. Die Jesuiten, das Tridentinische Concil und die Päpste nach der Mitte des Jahrhunderts.

Um die Zeit, wo Karl V. vom Thron und bald vom Leben Abschied nahm, hatte der Protestantismus sich nicht nur über Deutschland, die Schweiz und Preußen verbreitet, sondern er war auch in den Scandinavischen Reichen zur Herrschaft gelangt, in England nur für kurze Zeit durch Verfolgungen zurückgedrängt, um bald wieder sich siegreich zu erheben, in die Niederlande, Polen und Ungern war er eingedrungen, und hatte in Frankreich Wurzel gefaßt. In allen diesen Ländern gab die Reformation zu Kämpfen und Bewegungen Anlaß, die theils schon erzählt sind, theils einen Hauptgegenstand der folgenden Darstellung ausmachen werden. Geräuschloser und nach einiger Zeit unterdrückt, aber darum nicht unbedeutend, trat die Reformation in Italien, Spanien und Portugal auf.

In dem ersten Lande wurden die Schriften Luther's, Melanchthon's, Zwingli's früh verbreitet, zum Theil in Italienischen Uebersetzungen, und, um der Wachsamkeit der Inquisition zu entgehen, unter entstellten oder erdichteten Namen. Sie wurden mit Begierde gelesen, und machten großen Eindruck. Briefwechsel, Reisende und besonders die vielen Deutschen, die in den fortwährenden Kriegen nach Italien kamen, trugen viel zur Verbreitung der neuen Lehre bei und gewannen ihr zahlreiche Anhänger. Am Hofe von Ferrara bekannte sich die Gemahlin Herzog Herkules II., Renata, eine Tochter Ludwig's XII., dazu. Protestanten gab es zu Modena, Florenz, Bologna, Pisa, Mantua und an vielen andern Orten, selbst in Neapel und Sicilien; und in Venedig in solcher Anzahl, daß sie sich schon über öffentliche Versamm-

lungen beriethen, und bei diesem Vorhaben von Mitgliedern des Senats begünstigt wurden *).

Auch nach Spanien waren mit den Schriften der Deutschen Reformatoren ihre Lehren gekommen, und hatten an vielen Orten Beifall und Bekenner gefunden, als zu Sevilla und in der Umgegend, wo sie in die Klöster eingedrungen waren, zu Valladolid und in den meisten übrigen Städten des Königreichs Leon, in Toledo so wie in Aragonien und in den Provinzen Granada, Murcia und Valencia. Es ist gewiß ein großer und schlagender Beweis für die Stärke des Eindrucks dieser Lehren, daß sie sich so in einem Lande ausbreiten konnten, wo ein furchtbares Tribunal jede Abweichung von der alten Kirche mit Folterqualen und Flammen rächte. Ja ein eifrig katholischer Spanischer Schriftsteller legt selbst das überzeugendste Geständniß dafür ab, wenn er sagt: „Hätte nicht die Inquisition bei Zeiten Sorge getragen, diesen Predigern Einhalt zu thun, die protestantische Religion wäre gleich einem Lauffeuer durch ganz Spanien geflogen, da Leute von allen Ständen und Geschlechtern zur Annahme derselben wundersam geneigt waren" **).

So sah sich die Römisch-katholische Kirche in allen Landen gefährlich bedroht und erschüttert. Zu ihrer Erhaltung, zur Bekämpfung und Besiegung eines so mächtigen Feindes setzte sie alle ihre Kräfte und Waffen in Bewegung. Kein Mittel wirkte für diese Zwecke so förderlich, als eine neue aus ihrem Schoße hervorgehende Institution, der berühmte Jesuitenorden.

Der Stifter desselben, Don Inigo oder Ignaz von Loyola, war der, wahrscheinlich 1491 geborne, Sohn eines Edelmanns in der Spanischen Provinz Guipuzcoa, der viele Kinder hatte. Er verließ das väterliche Haus in seinem sechzehnten Jahre, und versuchte sich zuerst als Edelknabe am Hofe Ferdinand's und Isabellen's, dann als Soldat im Dienste des Herzogs von Najara, wo er sich durch sein schönes, kräftiges Aeußere und durch seinen Anstand auszeichnete. Er ahnete nicht, welchen schlimmen Ausgang seine Kriegsthaten nehmen, und noch weniger, welche merkwürdige Folgen dieser schlimme Ausgang für sein ganzes Leben haben würde.

*) M' Crie Geschichte der Reformation in Italien, deutsch von Friederich, S. 36. 57. 66 fg.

**) Desselben Geschichte der Reformation in Spanien, deutsch von Plieninger, S. 228. 234 fg. 246.

Als die Franzosen 1521 in Navarra einfielen, und Pampelona belagerten, befand sich Loyola unter dem kleinen Häuflein, welches die Stadt vertheidigen sollte. Vergebens feuerte er die Bürger zum Widerstande an, die Stadt ging ohne Schwertschlag über. Entschlossen, noch das Aeußerste zu wagen, warf er sich mit wenigen Getreuen in die Burg. Man forderte ihn auf, sich zu ergeben, er verachtete die unwürdigen Bedingungen, und reizte den Feind zum Sturmlaufen. Das Geschütz warf einen Theil der Mauer nieder, Loyola trat vor die Bresche und wehrte die Stürmenden ab. Da riß eine Kanonenkugel die Mauer neben ihm ein, ein losbrechendes Stück derselben verwundete ihm das linke Bein, und zugleich quetschte ihm eine zweite Kugel das rechte, seine Gefährten flohen, und die Franzosen eroberten die Burg.

Sie bewilligten den braven Spaniern freien Abzug, und Loyola ließ sich nun zu seinen Geschwistern bringen, um sich heilen zu lassen. Ein ungeschickter Wundarzt hatte ihm das Bein so falsch eingerichtet, daß bessere, die man nun zu Rathe zog, erklärten, die Wunde müsse wieder aufgerissen werden. Loyola unterwarf sich dieser schmerzhaften Operation ohne alle Klage, ja er ließ sich mit gleichem Heldenmuth noch ein Ueberbein aussägen, das sich unter dem Knie eingefunden hatte, und als trotz der zweiten Heilung das rechte Bein doch noch zu kurz zu werden drohte, ließ er sich auch noch mehrere Monate lang den schmerzhaften Zwang dehnender Gewichte und Compressen gefallen, Beweise genug von einer Stärke des Ehrgefühls, die ihm den Gedanken, sein ruhmvoll begonnenes Leben von nun an thatenlos zu vollenden, unerträglich machte.

Um die lange Weile zu zerstreuen, die er während einer so langwierigen Cur empfinden mußte, fiel er aufs Lesen. Aber auf dem Schlosse fanden sich keine anderen Bücher als eine Lebensbeschreibung Christi, und eine Sammlung von Heiligengeschichten. Diese durchlas er mit großer Aufmerksamkeit und steigender Theilnahme, bis die Vorzüge der Heiligen vor der weltlichen Ritterschaft und dem Kriegsleben ihm so einleuchtend schienen, daß er die letztere aufzugeben, und sein Leben der Nachahmung der erstern zu widmen beschloß.

Die Verwandten bemerkten mit Unruhe die Veränderung, die durch die Lesung jener Bücher in ihm hervorgebracht worden war, aber vergebens bemühten sie sich, ihn auf andere Gedanken zu bringen. Sein Entschluß stand fest, und sobald nur sein Bein geheilt war,

beurlaubte er sich bei den Seinen, um eine Wallfahrt nach Jerusalem anzutreten. Das Reisegeld, welches ihm sein ältester Bruder mitgab, schenkte er einem Armen, und setzte seinen Pilgerstab auf den Weg nach Barcelona. Unterwegs legte er in der Capelle der Mutter Gottes zu Montserrate das Gelübde der ewigen Keuschheit ab, und empfahl sich dem Schutze der Himmelskönigin; beichtete dann, und machte hierauf von seinem Schwerte den letzten Gebrauch, indem er damit vor dem Bilde der Mutter Gottes die Waffenwache hielt. Dann hing er Schwert und Dolch in der Kirche auf, und vertauschte seine Kleider mit einem Sack und einem Strick, ging auch anfangs barfuß, bis ihn der Schmerz in seinem geschwollenen Fuße zwang, diesen mit Pfriemenkraut zu bewickeln. Bettelnd half er sich von Dorf zu Dorf bis er nach Manresa kam. Hier lebte er eine Zeit lang im Hospital; dazwischen brachte er eine Woche ohne Speise und Trank in einer Höhle vor der Stadt zu, und wäre gewiß vor Entkräftung daselbst gestorben, hätten nicht zufällig Leute ihn entdeckt, die ihm Speise reichten, und in das Hospital zurückbrachten. In dem Zustande geistiger Anspannung, in dem er sich befand, glaubte er die seltsamsten Erscheinungen zu sehen, deren er sich als göttlicher Offenbarungen rühmte. Selbst die Dreieinigkeit war ihm in einem sichtbaren Abbilde erschienen.

Eine übertriebene Strenge gegen sich selbst unterhielt diese Schwärmerei ununterbrochen. Dreimal des Tages geißelte er sich, sieben Stunden brachte er mit Gebet zu, seine Nahrung war Wasser und Brot, sein Lager die bloße Erde. Je mehr diese Lebensart ihn abzehrte, desto stolzer ward er, und je ähnlicher sein Aeußeres einem Abgeschiedenen wurde, desto heiliger kam er sich vor. In Manresa machte er so großes Aufsehen, daß Alt und Jung ihm nachlief; die Frauen nahmen lebhaften Antheil an ihm; sie halfen liebreich seinem Mangel ab, pflegten sein während eines heftigen Fiebers, und bewogen ihn, von seiner Strenge künftig etwas nachzulassen. So setzte er dann seine Reise, in einem Tuchkleide, und mit Hut und Schuhen bekleidet, fort.

Im Anfange des Jahres 1523 schiffte er sich zu Barcelona ein. Der Schiffscapitain nahm ihn frei mit nach Italien, aber den nöthigen Reisevorrath hatte er sich erst zusammenbetteln müssen. Angekommen zu Gaeta, wanderte er, in steter Gefahr zu verhungern (denn die Pest herrschte damals in Italien, und alle Einwohner verschlossen ihre Häuser), nach Rom, küßte Adrian's VI. Füße, und ging sogleich

nach Venedig, in der nämlichen Todesgefahr. Seine tiefliegenden, brennenden Augen und sein ganzes übriges Ansehen verscheuchten Alles von ihm; man glaubte, das Bild der Pest leibhaftig vor sich zu sehen. Ueberall zurückgestoßen, oft erschöpft von der entsetzlichsten Anstrengung, langte er in Venedig an, und begab sich auf ein Schiff, welches eben segelfertig lag. Während der Fahrt hielt er den Matrosen Strafpredigten über ihre gottlosen Reden, mit einem Eifer, in welchem ihn weder Gelächter noch Drohungen irre machen konnten. So kam er nach Cypern, und endlich nach Palästina. Ganz aufgelös't in entzückenden Gefühlen, begann er stehenden Fußes die Wallfahrt nach Jerusalem. Freudenthränen stürzten ihm aus den Augen, da er es erblickte; die Kreuzigungs- und Begräbnißstätte des Heilands verließ er in einigen Tagen nicht, und knieend küßte er unaufhörlich die geweihte Erde. Leider ward sein Entzücken bald unterbrochen; denn kaum hatte er seinen Vorsatz, in Palästina die Ungläubigen zu bekehren, dem Provincial der Franciscaner zu Jerusalem eröffnet, so erklärte sich dieser dagegen, und als er dennoch auf seinem Vorhaben beharrte, nöthigte ihn der Provincial zur Rückkehr. So gelangte er wieder nach Italien, und nach einer beschwerlichen Fußwanderung von Venedig nach Genua schiffte er sich nach Spanien ein, und kam glücklich im Hafen von Barcelona an

Der Bekehrungsplan war verunglückt, aber die Begierde, für Religion und Kirche zu wirken, brannte darum nicht minder lebendig in ihm. So kam er auf den Gedanken, einen Orden zu stiften. Doch dazu reichte der bloße Ruf der Heiligkeit nicht hin; um über den Willen Anderer zu herrschen, muß man ihnen an Einsicht überlegen seyn. Also Wissenschaft mußte erst erworben werden. Aber im drei und dreißigsten Jahre noch mit der Lateinischen Grammatik anzufangen — das mußte einem so leidenschaftlichen Gemüth doppelt schwer eingehen. Als er sich endlich nach zweijähriger Anstrengung fähig glaubte, einen Lateinischen Vortrag zu verstehen, ging er auf die Universität nach Alcala, begleitet von einigen Schülern, die er in Barcelona an sich gezogen. Sie lebten von Almosen. Ignaz fing bald an, sich in Predigten hören zu lassen, und erklärte mit seinen Schülern den Kindern auf der Gasse die Anfangsgründe des christlichen Glaubens. Darüber ward er von der Inquisition zur Untersuchung gezogen, kam in Verhaft, und wurde nur unter der Bedingung entlassen, sich mit seinen Schülern alles Unterrichts in der Religion zu enthalten, bis sie

vier Jahre Theologie studirt haben würden. Darüber ging er nach Salamanca, da er aber auch dort Lehrer und Gewissensrath seyn wollte, so folgte abermals Kerker, Untersuchung und nur bedingte Lossprechung. Unwillig entschloß er sich nun nach Paris zu gehen, um auf der dortigen Universität zu studiren.

Im Februar 1528 kam er in der Hauptstadt Frankreich's an. Sechs Jahre lang kämpfte er hier wieder mit Elend und Mangel, verschlang aber mit Heißhunger die philosophischen und theologischen Vorlesungen der berühmtesten Lehrer, bis er 1534 die philosophische Magisterwürde erlangte, und ward um so weniger in seinen Studien gestört, da er sich aus Unkunde der Landessprache den Volksunterricht, seine Leidenschaft, versagen mußte. Aber außerordentlich muß doch immer der Eindruck gewesen seyn, den er auf seine Umgebung zu machen wußte, denn er erwarb sich durch seine Reden auch hier in kurzem Verehrer. Hier in Paris reifte auch sein lange gehegter Plan, eine geistliche Gesellschaft zu gründen. War ihm auch das Ganze seines Vorhabens jetzt noch nicht klar, so warb er doch immer im Voraus für die neue Gesellschaft. Seine ersten Anhänger waren fünf Spanier, Franz Xaver, Jacob Lainez, Alfons Salmeron, Nicolaus Bobadilla und Simon Rodriguez, und ein Savoyarde Namens Peter Le Fevre. Er ließ sie am 15. August 1534 auf eine geweihte Hostie schwören, nach geendigtem theologischen Cursus allen weltlichen Dingen zu entsagen, und mit ihm nach Palästina zu reisen, wenn sie aber dahin nicht kommen sollten, oder dort nicht bleiben könnten, nach Rom zu gehen, sich dem Papste zu Füßen zu werfen, und ihn zu bitten, daß er nach seinem Gefallen über sie befehlen möge. Da Loyola aber zuvor sein Vaterland gern noch einmal wiedersehen wollte, so verließ er die Uebrigen im Herbst 1535, und verabredete mit ihnen, daß er sie in Venedig wieder treffen wolle.

Seine Reise durch Spanien — wie gewöhnlich im dürftigsten Aufzuge — war ein steter Wechsel von Predigen, Bekehren, Krankenpflegen und Betteln. Man kannte ihn nun schon, und verehrte ihn wirklich wie einen Heiligen. Seine Verwandten wollten ihn bereden, in Guipuzcoa zu bleiben, aber vergeblich. Er landete in Genua, pilgerte zu Fuße nach Venedig, und hatte sich auch hier schon durch seine Predigten und Bußübungen einen Namen gemacht, als seine Freunde im Januar 1537 zu ihm stießen. Sie verweilten hier bis zum Frühjahr, und beschäftigten sich mit Bekehrungen ruchloser Menschen, mit

Zuspruch an Sterbebetten, mit Predigten und mit der Verpflegung aller Kranken in dem dortigen Hospitale, wobei sie eine beispiellose Standhaftigkeit und Selbstverleugnung zeigten. Xaver z. B. sog einem Kranken, dessen Körper mit den giftigsten Beulen und Geschwüren bedeckt war, den Eiter aus denselben mit dem Munde aus.

Unterdessen war ein Krieg zwischen den Venetianern und den Türken ausgebrochen, so daß vor der Hand an keine Ueberfahrt nach Jerusalem zu denken war. Die Glieder der kleinen Gesellschaft zerstreuten sich größtentheils in die Städte Oberitalien's, trieben ihre christlichen Beschäftigungen fort, und fanden überall Zulauf und Beifall. In Loyola's Kopfe war mittlerweile der alte Plan, einen geistlichen Orden zu stiften, zur völligen Reife gediehen. Aber von dem Zweck, die Ungläubigen zu bekehren, war er nun zurückgekommen. Mit Lainez und Le Fevre machte er sich auf nach Rom. Auf dem Wege erzählte er ihnen, er habe in einer Entzückung den ewigen Vater gesehen, der ihn seinem mit einem Kreuze dabei stehenden Sohne empfohlen habe; der Herr Jesus aber habe ihm mit einem liebreichen Blicke gesagt: „In Rom will ich dir gnädig seyn." Paul III. nahm sie wohlwollend auf. Die übrigen Mitglieder kamen auch nach Rom, und dort wurde die Form der neuen Gesellschaft allmählig festgestellt. Den drei gewöhnlichen Mönchsgelübden, der Armuth, der Keuschheit und des Gehorsams, wurde ein viertes hinzugefügt: sich unweigerlich in jedes Land senden zu lassen, wo es der Papst für gut finden würde, zu Heiden wie zu Ketzern. Dem Papste entgingen die außerordentlichen Vortheile nicht, welche dem Römischen Stuhle von einer solchen seinem Dienste sich ganz weihenden Genossenschaft erwachsen würden; daher bestätigte er sie am 27. September 1540 durch die Bulle Regimini militantis ecclesiae. Allmählig wurden die der Gesellschaft verliehenen Vorrechte außerordentlich erhöht und erweitert, und trotz der Feinde, die sie auch im Schoße der katholischen Kirche fand, verbreitete sie sich mit reißender Schnelligkeit. Ihr erstes Haupt oder General war Loyola. Er starb am 31. Juli 1556.

Die Einrichtung dieses Ordens, der von Loyola's Erscheinung auf dem Wege nach Rom den Namen der Gesellschaft Jesu bekam, ist das Werk des feinsten Verstandes. Die Zwecke waren durchaus praktischer Natur, auf die Welt zu wirken berechnet; diese Richtung erhielt der Orden durch den zweiten General, den scharfsichtigen Lainez. Die Verfassung war monarchisch. Dem General, der in Rom lebte,

waren die Häupter der Provinzen, die Provinciale unterworfen, und von diesen ging wieder, wie bei einem stehenden Heere, eine Reihe von Stufen bis zum untersten Bruder hinab. Durchgängig herrschte die stärkste Unterordnung. Ueber das kleinste Unternehmen und Wirken jedes Einzelnen wurden Verhandlungen geführt, und dem General eingesandt. Ueber die Aufzunehmenden wurde die strengste Berathschlagung gehalten. Sie mußten eine lange Prüfungszeit bestehen, und die Oberen betrachteten während dieser Zeit auf's Sorgfältigste ihre Neigungen und Fähigkeiten, um zuletzt mit Sicherheit entscheiden zu können, wozu ein Jeder am besten zu gebrauchen sey. Die Gewandtesten und Verschlagensten sandte man an die Höfe, und schlug sie zu Beichtvätern oder Prinzenerziehern vor; die Gelehrtesten beförderte man zu Schulämtern, oder überließ sie ihrer Neigung zur Schriftstellerei; die Begeisterten versandte man als Heidenbekehrer. Das Gelübde des Gehorsams wurde als ein ganz unbedingtes gegen den jedesmaligen Vorgesetzten gefaßt. Wer dieses übertrat, ward sogleich aus dem Orden gestoßen. Die außerordentliche Gewalt, welche dadurch in die Hände des Generals gelegt ward, war nur durch die in gewissen sehr dringenden Fällen einer Generalcongregation des Ordens zustehende Befugniß, die Absetzung des Generals auszusprechen, beschränkt.

Damit kein Jesuit durch ein anderes Interesse von dem des Ordens abgezogen würde, wurde ein Gesetz aufgestellt, das die Mitglieder von allen feststehenden Aemtern und selbst von allen kirchlichen Würden ausschloß, wovon in der Folge nur einige wenige Ausnahmen gemacht worden sind. Dadurch, daß man Keinen zu einer bestimmten Beschäftigung zwang, und die Mitglieder zu den gehäuften Buß- und Andachtsübungen anderer Orden nicht verpflichtete, verschaffte man ihnen Zeit und Lust, sich mit den Wissenschaften, ihrer Neigung gemäß, zu beschäftigen. Daher hat der Orden ausgezeichnete Lehrer und Schriftsteller in mehreren Fächern der Wissenschaften aufzuweisen. Diese Vielseitigkeit erwarb den Jesuiten Achtung; was ihnen aber bei der Menge den größten Eingang verschaffte, war die Uneigennützigkeit, mit der sie sich überall des Jugendunterrichts annahmen. Man hielt es für eine göttliche Wohlthat, daß so viele geschickte Leute sich freiwillig erboten, unentgeltlich zu unterrichten. Auch als Prediger und Beichtväter gefielen sie weit mehr, als die anderen Geistlichen. So konnte es denn nicht fehlen, daß der Orden in weniger als dreißig Jahren nicht nur über das ganze Römisch-katholische Europa, sondern selbst

über die anderen Welttheile verbreitet war *), und unermeßliche Reichthümer erwarb, die er theils freiwilligen Geschenken und Vermächtnissen, theils dem Handel der Indischen und Americanischen Missionäre verdankte. Länger als zweihundert Jahre hatten die Jesuiten als Beichtväter der Könige und Fürsten außerordentlichen politischen Einfluß, waren im Besitz der Erziehung fast der ganzen katholischen Jugend, verbreiteten das Papstthum in den fernsten Weltgegenden, und errichteten sogar ein großes Reich im Innern von Südamerica in Paraguay. Auch in Asien und Africa gab es bald nach Stiftung des Ordens Jesuiten. Der oben erwähnte Xaver selbst ging als Bekehrer nach Ostindien, Ceylon und Japan, und endigte sein thätiges Leben in China (1552). Ihm folgten viele Andere, und die ersten umständlichen Nachrichten, die wir von jenen Ländern besitzen, rühren von Jesuiten her.

Weit wichtiger und nützlicher für den Römischen Stuhl und das katholische Kirchenthum wurden sie in Europa. Hier war ihr Hauptbestreben gegen die Reformation und den Protestantismus gerichtet. Der bereits so weit vorgeschrittenen Reformation Gränzen zu setzen, und so viele zu ihr Uebergetretene als möglich wieder in den Schooß der Kirche zurückzubringen. Dies waren die Zielpunkte, zu deren Erreichung sie jede Art von Triebfedern in Bewegung setzten, Ueberredung, List, Ränke, Verhetzungen und Verläumdungen, unaufhörliche Anreizung der Mächtigen, Gewalt zu brauchen. Wie Vieles ihnen auf solchen Wegen gelang, wird der Verfolg der Begebenheiten zeigen. Durch dieses Bestreben zur Unterdrückung des Protestantismus, durch die Beschränkung der Geistesfreiheit, welche ihnen dazu so wie zur festen Begründung ihres Ansehens nöthig schien, vor Allem durch die Unlauterkeit der angewandten Mittel haben sich die Jesuiten bei allem Rufe der Klugheit, in den sie sich gesetzt, einen bittern Haß zugezogen. Und obschon in den Beschuldigungen, die ihre zahlreichen Gegner wider sie vorbringen, Vieles als übertrieben betrachtet werden muß, so bleibt doch genug Verwerfliches übrig, vor Allem ein, zwar nicht vom Orden selbst, aber doch von Vielen seiner Glieder gelehrtes und in Anwendung gebrachtes moralisches System, welches Vergehungen gegen die Vorschriften der Sittlichkeit und des Rechts in gewissen Fällen als zulässig und

*) Als Loyola 1540 den Papst um die Sanctionirung seines Ordens bat, hatte er nur zehn Schüler; als er starb, hatte seine Gesellschaft bereits über tausend Mitglieder. Im Jahre 1608 zählte man 10,581 Jesuiten, und 1710 nahe an 20,000.

erlaubt bezeichnete, und darauf berechnet war, die Großen und die Weltleute zu gewinnen.

Mit der Bestätigung des Jesuiterordens fällt der Beginn der katholischen Reaction in Italien zusammen. Paul III. erließ 1542 eine Bulle, durch welche er ein höchstes Tribunal der Inquisition einrichtete, mit dem Auftrage, Alles zu thun, um die hervorgetretenen Irrthümer mit der Wurzel auszurotten. Den Rath dazu hatte der Cardinal Caraffa gegeben, ein Mann, zu dessen Grundsätzen es gehörte, daß man sich Ketzern gegenüber mit keinerlei Toleranz herabwürdigen müsse*); und unterstützt wurde der Vorschlag durch Loyola. Nun fingen durch ganz Italien die schrecklichsten Verfolgungen und Hinrichtungen an, und mit unmenschlicher Grausamkeit wurden die Bekenner der reformatorischen Lehren in der Halbinsel ausgerottet**).

Nachdem auf Paul III. Julius III. gefolgt war, und nach dessen Tode (23. März 1555) Marcellus II. nur ein und zwanzig Tage den päpstlichen Stuhl eingenommen hatte, wurde der eben erwähnte, damals schon neun und siebzigjährige Caraffa erhoben. Er nannte sich Paul IV. Dieser heftige, zornmüthige, harte Greis verfolgte theils die Protestanten mit unablässigem Eifer, theils wandte er auch, um den Klagen und Beschuldigungen derselben die Kraft zu nehmen, seine Strenge gegen manche Mißbräuche in der katholischen Kirche und gegen die in Rom herrschende Sittenverderbniß. Dadurch hatte er sich so verhaßt gemacht, daß bei seinem am 18. August 1559 erfolgten Tode der Pöbel Feuer an das Inquisitionsgebäude legte, und die Bildsäule des Papstes zerschlug.

Dennoch schien es so nöthig, den eingeschlagenen Weg zu verfolgen, daß der nächste Papst, Pius IV., ihn gleichfalls betrat***), obschon er von Natur lebenslustig und weltlich gesinnt, und die mönchische Härte des Inquisitionsverfahrens ihm persönlich zuwider war. Die Reformen wurden fortgesetzt, d. h. entschiedene Mißbräuche abgestellt, welche die Kirche nie gebilligt hatte, ohne daß man sich dadurch den Protestanten genähert oder ihnen nachgegeben hätte.

Derselbe Geist herrschte in dem Tridentinischen Concil, welches die-

*) Ranke, die Römischen Päpste. Bd. I. S. 208.

**) M'Crie hat das 5. Capitel seines Werkes über die Reformation in Italien der Schilderung dieser furchtbaren Auftritte gewidmet.

***) „Die ernsten Tendenzen kirchlicher Gesinnung hatten in Rom das Uebergewicht bekommen, und ließen selbst in dem Papste keine Abweichung weiter zu.“ Ranke, a. a. O. S. 322.

ser Papst, nachdem es zweimal unterbrochen gewesen, von Neuem zusammenrief. Es fing am 18. Januar 1562 seine Sitzungen wieder an, und schloß sie gänzlich am 4. December 1563. In einer solchen Richtung konnte das Ergebniß dieses so eifrig betriebenen und ersehnten, so geräuschvoll angekündigten Concils den Erwartungen, die man für den Kirchenfrieden davon gehegt hatte, nicht entsprechen. Es gab verschiedene löbliche Verordnungen zur Verbesserung der Sitten und der Kirchenzucht; es suchte in einigen schwierigen Lehrpunkten durch behutsame und kluge Wahl der Ausdrücke einen Mittelweg zwischen den Extremen zu gehen. Die meisten der angefochtenen Satzungen hielt es aber nicht nur in ihrer ganzen Strenge aufrecht, sondern machte auch den ganzen Lehrbegriff noch starrer, indem es theils solche Sätze, die bisher noch Gegenstand abweichender Ansichten seyn konnten, durch Hinzufügung neuer Bestimmungen zu festen Glaubenslehren in unabänderlichen Formen erhob, theils auch über geringfügige Punkte zahlreiche Bannflüche gegen Andersdenkende schleuderte. Vergebens hatte Kaiser Ferdinand die Erlaubniß des Kelchs und der Priesterehe, für einige seiner Unterthanen Nachlaß der Fasten, Deutsche Kirchengesänge, Reform der Klöster und Anderes gefordert Der Papst sandte den staatsklugen Cardinal Morone an ihn ab, und dieser wußte ihn durch geschickte Unterhandlungen umzustimmen *). Auch der päpstlichen Macht geschah, vermöge der angewandten Ränke der Italienischen Staatskunst durch die gefaßten Beschlüsse kein Abbruch. Und so hat denn diese Synode, statt die Parteien einander zu nähern und den Weg zur Versöhnung zu eröffnen, die Kluft zwischen ihnen vielmehr vergrößert und befestigt. Die Protestanten, die sich nun auf das feierlichste von der Kirche ausgeschlossen sahen, mußten das Concil gänzlich verwerfen; es fand aber die Annahme desselben auch in mehreren katholischen Staaten große Schwierigkeiten, zwar nicht die Schlüsse, die den Glauben betrafen, aber die Disciplinarverfügungen, weil sie die Rechte der Staatsgewalt zuweilen verletzten. Daher haben sie auch in Frankreich nie Gesetzeskraft erlangt.

*) Ranke, a. a. O. S. 333.

Karl Friedrich Becker's Weltgeschichte.

Siebente, verbesserte und vermehrte Ausgabe.

(Vierter unveränderter Abdruck.)

Herausgegeben von

Johann Wilhelm Loebell.

Mit den Fortsetzungen von

J. G. Woltmann und K. A. Menzel.

Achter Theil.

Mit Königl. Würtembergischem allergnädigstem Privilegium.

Berlin.
Verlag von Duncker und Humblot.

1844.

Karl Friedrich Becker's
Geschichte der neueren Zeit.

Siebente,
verbesserte und vermehrte Ausgabe.

Neu bearbeitet

von

Johann Wilhelm Loebell.

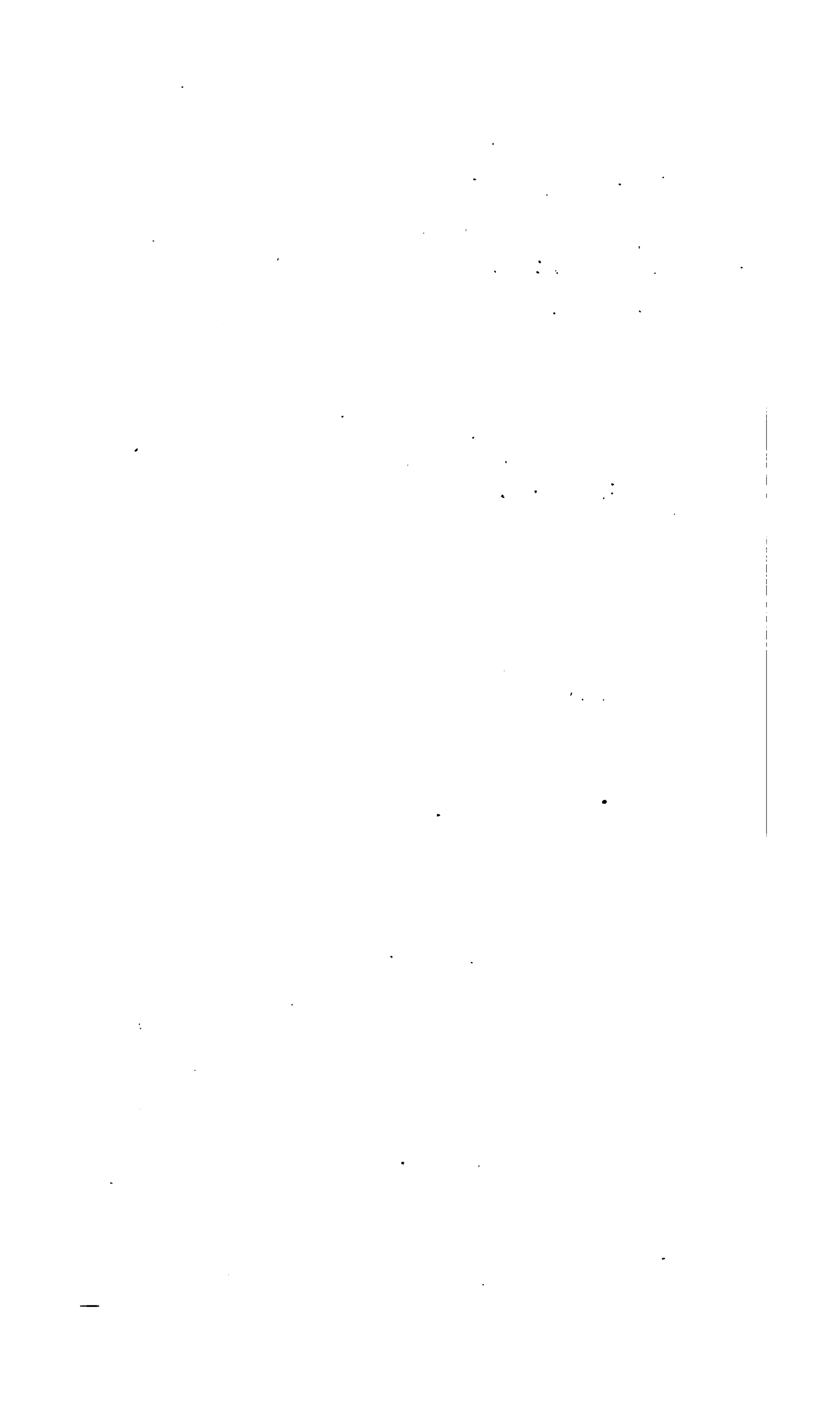
Zweiter Theil.

Mit Königl. Würtembergischem allergnädigstem Privilegium.

Berlin.
Verlag von Duncker und Humblot.

1844.





Inhalt des achten Bandes.

Neuere Geschichte. Erster Zeitraum.

Von der Entdeckung von America bis zum Anfang des siebzehnten Jahrhunderts.

(Fortsetzung.)

Neuere Geschichte. Zweiter Zeitraum.

Vom Beginne des dreißigjährigen Krieges bis zum Ende des siebzehnten Jahrhunderts.

1612—1700.

Neuere Geschichte.

Erster Zeitraum.

Von der Entdeckung von America bis zum Anfang des siebzehnten Jahrhunderts.

(Fortsetzung.)

VI. Spanien, Portugal, Italien und die Niederlande bis zum Waffenstillstande von 1609.

1. Philipp's II. innere Regierung und Kampf gegen die Türken.

Wie wir im letzten Abschnitte des vorigen Bandes Päpste und Jesuiten zur Unterdrückung des Protestantismus thätig gesehen haben, so tritt nun ein Fürst auf, der eine gewaltige Staatsmacht zu demselben Zwecke verwendet, und sich dadurch in die Mitte der Europäischen Angelegenheiten stellt. Es war König Philipp II., Kaiser Karl's V. Sohn und Nachfolger in dessen Erbländern. Mit ihm wird daher die Geschichte der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts am füglichsten begonnen.

Philipp war ein finstrer, mißtrauischer Fürst. Man sagt, er habe nur ein einziges Mal in seinem Leben gelacht. Außer jener Richtung gegen den Protestantismus strebte er auch, seine Herrschermacht in seinen verschiedenen Staaten in Spanien, den Italienischen Provinzen und den Niederlanden möglichst unumschränkt, und sich den auswärtigen Reichen furchtbar zu machen. Aber nicht an der Spitze seiner Heere wollte er diese Zwecke ausführen, vielmehr wollte er vom Dunkel seines Cabinets aus eine halbe Welt in steter Bewegung erhalten. Hier zeigte er eine unermüdete Thätigkeit, las alle Bittschriften, Briefe und Berichte und bedachte ihre Beantwortung. Er führte eine genaue Aufsicht über Alle, welche Aemter hatten und sich darum bewarben. Sein Standpunkt in Spanien gab ihm indeß eine Einseitigkeit, an der viele seiner Pläne gescheitert sind. Karl V. hatte Spanier, Italiener und

Niederländer ziemlich auf gleichem Fuße behandelt. Philipp achtete nur die Spanier, und gestattete ihnen den größten Einfluß auf die übrigen Landschaften, die in seiner Verwaltungsweise nur wie untergeordnete Provinzen Castilien's, als des Hauptlandes, erschienen. Darum und wegen seines großen Eifers für den Katholicismus ward er von den Spaniern hoch verehrt. Erzbischöfe, Bischöfe und der ganze Klerus hingen ihm an, und waren seine gehorsamsten Unterthanen *).

Kaum hatte Philipp durch die Abdankung seines Vaters die Regierung angetreten, so sah er sich in einen Krieg mit Frankreich verwickelt. Paul IV., welcher nicht nur die Protestanten, sondern auch die Spanier und das Haus Oesterreich mit aller Erbitterung seines leidenschaftlichen Gemüthes haßte, war es, der den König Heinrich zum Bruche des Waffenstillstandes von Vaucelles (Th. VII. S. 326.) reizte. Da er zugleich Truppen zu einem Einfalle in Neapel warb, sah sich der Herzog von Alba als Statthalter dieses Königreichs bewogen, ihm zuvorzukommen, und (im September 1556) in den Kirchenstaat einzurücken. So hatte die Leidenschaft dieses Papstes es dahin gebracht, den König wider sich in Waffen zu sehen, dem das Interesse der Römischen Kirche so sehr am Herzen lag. Dieser Gesinnung Philipp's, der einen solchen Krieg mit Widerwillen und Gewissenszweifeln führte, hatte er es auch zu danken, daß er im nächsten Jahre, obschon bedrängt durch Alba, den Frieden unter sehr vortheilhaften, für Spanien sogar erniedrigenden, Bedingungen erhielt. Gegen Frankreich erfochten Philipp's Spanische und Niederländische Truppen zwei große Siege, bei St. Quentin unter der Anführung des Herzogs Emanuel-Philibert von Savoyen, am 10. August 1557, und bei Gravelingen unter dem Grafen von Egmont (der auch an dem Ausgange des erstern Treffens schon großen Antheil gehabt), am 13. Juli 1558. Am 3. April des nächsten Jahres kam der Friede zu Cateau Cambresis zu Stande, welchem zufolge beide Reiche sich gegenseitig ihre Eroberungen herausgaben.

Noch in demselben Sommer verließ Philipp die Niederlande und ging nach Spanien. Kurz vorher hatte die Inquisition zu ihrem Schrecken entdeckt, wie große Fortschritte die Lehren der Reformatoren im Stillen in Spanien gemacht hatten, und wie groß die Zahl der heimlichen Protestanten sey. Sofort schritt sie zu Einkerkerungen, Folterqualen und Hinrichtungen. Kaum hatte Philipp den Spanischen Boden

*) Ranke, Fürsten und Völker von Süd-Europa, Bd. I. S. 237.

betreten, so wohnte er zu Valladolid einem Auto da fe von Protestanten bei. Einer der Verurtheilten, Domingo de Roxas, wandte sich, als er zum Scheiterhaufen geführt wurde, an den König mit den Worten „Kannst Du so die Qualen Deiner unschuldigen Unterthanen mit ansehen? Rette uns von einem so grausamen Tode.“ — „Nein, erwiedert Philipp, ich selbst trüge Holz herbei, um meinen eignen Sohn zu verbrennen, wäre er ein solcher Frevler wie Du.“ So wurde das furchtbare Ketzergericht durch die Gesinnungen des Königs unterstützt, und es fuhr mit Autos in verschiedenen Städten Spanien's fort, bis, im Jahre 1570 etwa, der Protestantismus in Spanien so weit unterdrückt war, daß nur noch von Zeit zu Zeit einzelne Bekenner desselben entdeckt wurden *). Dabei schonte die Inquisition eben so wenig des Spanischen Adels, indem sie Personen aus den ersten Familien des Landes hinrichten ließ, als selbst hochgestellter Geistlichen. Ja der Primas des Reiches, der Erzbischof von Toledo, Bartholomäus Carranza, der Mitglied der Tridentinischen Synode gewesen war, wurde in's Gefängniß geworfen und vor das Ketzergericht gestellt, weil er zu einigen Lehren Luther's hinzuneigen schien. Nach achtjähriger Haft wurde er nach Rom geschickt, weil er sich auf den Papst berief. Dort wurde er nach Verlauf von zehn Jahren zur Abschwörung seiner Irrthümer verurtheilt; gleich darauf starb er.

Gern hätte Philipp auch in seinen Italienischen Ländern die Inquisition eingeführt, aber es entstanden darüber in Mailand und Neapel so große Unruhen, daß er den Plan aufgab, wodurch jedoch den Verfolgungen über Glaubensangelegenheiten kein Einhalt geschah, indem die Spanischen Behörden zugaben, daß die päpstliche Inquisition Ketzer richtete und strafte.

Seit Ferdinand's und Isabellen's Regierung waren die mit Gewalt zum Christenthume bekehrten Mauren und ihre Abkömmlinge, Moriscos genannt, ein Gegenstand des Argwohns geblieben. Karl V. war anfangs auch hart mit ihnen umgegangen, nachher aber von dieser Behandlungsweise zurückgekommen. Unter Philipp's Regierung wurden die Anklagen gegen sie mit größerer Stärke erneuert. Sie sind, hieß es, nur äußerlich Christen, im Herzen aber fortwährend dem Islam zugethan, und daher eine Pest des rechtgläubigen Landes. Wenn Vorstellungen dieser Art, von den Geistlichen erhoben, Philipp's religiöser

*) M' Crie, Geschichte der Reformation in Spanien, S. 347.

Eifer in Bewegung setzten: so erregte der Zusatz, daß sie mit den Mauren in Africa und den Türken verrätherische Einverständnisse unterhielten, seine politischen Besorgnisse nicht minder. Er sandte Truppen, forderte den Moriscos ihre Waffen ab, und erließ 1568 den Befehl, sie sollten fortan ihrer Sprache, Kleidung und ihren eigenthümlichen Gebräuchen entsagen. Weil nun die Moriscos entweder wirklich außer Stande waren, den königlichen Vorschriften sofort zu genügen, da eine Sprache sich nicht so leicht mit einer andern vertauscht, oder weil sie, als heimliche Bekenner der väterlichen Religion, ihren Glauben durch Fortdauer der angestammten Sitten und Gebräuche unter den Ihrigen zu erhalten trachteten: machten sie Vorstellungen, und als diese fruchtlos blieben, griffen sie zu den Waffen (1568). Zwei Jahre vertheidigten sie sich gegen Philipp's Kriegsvölker mit großer Tapferkeit; Ströme von Blut flossen, und erst als Don Johann von Oesterreich, ein natürlicher Bruder des Königs, den Oberbefehl erhielt, wurde die Empörung gedämpft. Nach zahllosen Hinrichtungen wurden die noch übrigen Moriscos aus Granada fortgeschafft und in die inneren Provinzen des Castilischen Reiches versetzt.

In diese Zeit fällt auch das traurige Ende des bekannten Don Carlos, der ein Sohn Philipp's von seiner ersten Gemahlin war *). Es soll dieser Prinz als ein Opfer von Philipp's Argwohn und Grausamkeit, und zwar durch die Inquisition, deren sich der König dazu bedient habe, gefallen seyn, aber diese Anklage, obschon vielfach nachgesprochen und lange als wahr geglaubt, ist unbegründet. Der Prinz war in vielen Stücken das Gegenbild seines Vaters, dessen Regierungsweise ihm höchlich mißfiel; er war von einer wilden, leidenschaftlichen Heftigkeit, die ihn, zuweilen auch bei sehr geringen Anlässen, zu Ausbrüchen roher Gewalt und Grausamkeit führte, voll Ehrgeiz und nach Thaten und Selbständigkeit durstend. Zur Befriedigung dieses Dranges nahm ihm der mißtrauische, unbeugsame, stets unbedingten Gehorsam heischende Vater alle Gelegenheit und vermehrte dadurch die leidenschaftliche Reizbarkeit des Sohnes, der ohnehin kränklich, mit geringen geistigen Anlagen und mit noch geringerer Entwickelung derselben, sich in seiner heftigen Begierde ganz verzehrte. Der Ausbruch des nachher zu erzählenden Aufruhrs in den Niederlanden führte auch seine Kata-

*) Philipp war viermal vermählt: 1) an Maria, König Johann's III. von Portugal Tochter; 2) an Maria, Königin von England; 3) an Isabella, König Heinrich's III. von Frankreich, und 4) an Anna, Kaiser Maximilian's II. Tochter.

strophe herbei; denn, da ihm sein dringendes Gesuch, in die Provinzen gesandt zu werden, nicht gewährt ward, faßte er den Plan, sich heimlich aus dem Reiche zu entfernen, um sich der Gewalt des Vaters zu entziehen. Philipp erhielt von dem Plane Kunde, und fürchtete, Don Carlos werde Aufruhr gegen ihn erregen und sich mit seinen Feinden verbinden wollen. Dies scheint, zunächst wenigstens, des Prinzen Absicht nicht gewesen zu seyn; aber wie leicht mochte er dazu hingerissen werden! Leidenschaft und Wuth brachten ihn so außer sich, daß er auf Don Johann von Oesterreich, den er besonders für den Störer seiner Absichten hielt, den Dolch zückte und ihn ermorden wollte. Geschickt entwand ihm Don Johann die Waffe und brachte sie dem Könige, worauf dieser den Sohn in der nächsten Nacht gefangen setzen ließ. Seine tobende Heftigkeit, die sich, seitdem er eingesperrt war, nur gegen ihn selbst richten konnte, warf den Unglücklichen auf das Krankenlager, und die ungeregelteste Lebensweise, indem er bald gar keine Speise zu sich nehmen wollte, bald die unverdaulichste begierig verschlang, machte seinen Zustand unheilbar. Sein Tod erfolgte am 24. Julius 1568. Wenige Monate nachher starb seine Stiefmutter Elisabeth. Auch ihren Tod hat man dem Könige zugeschrieben, ohne Beweis nicht nur, sondern auch, ohne daß sich ein Grund oder Zweck dieses Verbrechens einsehen ließe *).

*) Ueber die Geschichte dieses Don Carlos sind sehr verschiedene Gerüchte im Umlauf gewesen und sehr abweichende Meinungen aufgestellt worden. Der Spanische Hof war natürlich bemüht, über die ganze Begebenheit einen Schleier zu decken, dadurch bekamen Philipp's zahlreiche Feinde um so bessere Gelegenheit, alle Schuld ihm aufzubürden, und einem Französischen Schriftsteller gelang es, einer romanhaften Darstellung Eingang zu verschaffen, in welcher der Prinz nur trefflich und liebenswürdig erscheint. Um für seinen Helden noch mehr Interesse einzuflößen, läßt er ein Liebesverhältniß zwischen ihm und seiner Stiefmutter, der Königin Elisabeth, bestehen. Hierauf hat Schiller sein berühmtes Trauerspiel gegründet. Von der allerentgegengesetztesten Seite hat dagegen in unseren Tagen Llorente, ein Schriftsteller, den Niemand der Parteilichkeit für Philipp beschuldigen wird, den Prinzen und seine Geschichte dargestellt. (Histoire critique de l'inquisition d'Espagne, T III. p. 127 sqq.) Ihm zu Folge waren Jähzorn, Tücke, Grausamkeit und völlige Geistesbeschränktheit das widerwärtige Gemisch, woraus der Charakter des Don Carlos bestand. Er pflichtet denen bei, welche dem Prinzen die Absicht leihen, seinen Vater zu ermorden, worauf dieser eine besondere Commission niedergesetzt habe, die das Todesurtheil über ihn gesprochen. Ob durch einen Trank die Auflösung des schon zum Tode Erkrankten beschleunigt worden sey, läßt Llorente unentschieden. Er sagt: Je suis fermement convaincu, que la mort de ce monstre a été un bonheur pour l'Espagne: je ne m'en rapporte pas à ce que disent quelques écrivains infidèles, quand ils le représentent comme un jeune prince d'un caractère plein d'amabilité; lorsqu'ils lui supposent avec sa belle-mère une intrigue d'amour, laquelle n'a jamais existé que sous la plume

Ein Kampf, der sich fast durch die ganze Regierung Philipp's hin durchzog, war der zur See gegen die Türken und die mit ihnen enj verbundenen Nordafricanischen Seeräuber. Diese argen Feinde waren damals Herren des ganzen Mittelmeeres; sie nahmen alle Schiffe christlicher Mächte weg, landeten oft unvermuthet an den Küsten, und thaten in Sicilien, Neapel, den Balearischen Inseln, ja in Spanien selbst, unglaublichen Schaden. Hätte Philipp die Bekämpfung derselben mit dem Nachdruck betrieben, den er bei der Verfolgung der Protestanten zeigte, so würde er zu großen Ergebnissen gelangt seyn. Don Johann von Oesterreich erfocht am 7. October 1571 an der Spitze von zweihundert und funfzig Spanischen, Venetianischen und Päpstlichen Kriegsschiffen bei Lepanto über die noch weit zahlreichere Türkische Flotte einen der glänzendsten Seesiege. Statt aber die unermeßlichen Vortheile eines solchen Schlages zu ärndten, und auf Constantinopel loszugehen, trennten sich die christlichen Heerführer und segelten zurück, weil sie sich über weitere Unternehmungen nicht einigen konnten. Vergebens stellte Don Johann vor, welch ein glänzender Erfolg sich erwarten ließe, wenn man die Türken jetzt zu den Angegriffenen und Bedrohten mache. Philipp und sein Staatsrath waren nicht zu bewegen, die gewohnte Bahn zu verlassen *). Alle Siege hatten nun keinen Nutzen mehr, ja am Ende verlor Philipp noch Manches an der Africanischen Küste, was er im Anfang seiner Regierung besessen und erobert hatte.

Don Johann war von seinem Vater, dem verstorbenen Kaiser, zum geistlichen Stande bestimmt worden, da er sich aber nicht nur höchst talentvoll, lebhaft, geistreich, zu den Waffen vorzüglich geneigt

---

du Français, qui a élevé des doutes sur la vertu d'une reine, dont l'honneur n'a pu être souillé par la moindre tache, et dont la mort n'a été due qu'à la nature, et nullement au poison. Philippe II. était méchant, hypocrite, inhumain, cruel de sang-froid, et capable de tuer son épouse, s'il l'avait jugé convenable à ses intérêts, ou bien s'il avait eu quelque motif pour cela; mais ces qualités de Philippe ne sont pas une preuve, qu'il ait commis un pareil crime sans un motif réel ou supposé. Indeß ist Manches in Llorente's Darstellung übertrieben und irrig. Der im Texte gegebenen Darstellung liegt die umfassende und scharfe Prüfung Ranke's zum Grunde, in den Wiener Jahrbüchern der Litterat. 1829. Bd. XLVI. Vgl. auch v. Raumer, Briefe aus Paris, zur Geschichte u. s. w. Th. I. S. 113 fg. und Desselben Geschichte Europa's, Bd. III. S. 120 fg.

*) „Es ist immer eine Haupttendenz der Europäischen Politik gewesen, die Türken zu retten," bemerkt Ranke sehr richtig bei dieser Gelegenheit.

und geschickt, sondern auch gegen Philipp sehr ergeben und treu bewies beschloß dieser ihn für den Krieg und die Staatsgeschäfte zu brauchen. Als er aber nach seinem großen Siege über die Türken bat, ihm Tunis zu einem Königreich zu geben, erschrak Philipp, daß der Prinz, dessen Talente seiner Monarchie gewidmet seyn sollten, nach Selbständigkeit strebte. Indeß vertraute er ihm die Statthalterschaft über die damals in Empörung begriffenen Niederlande an. Und hier verfolgte Don Johann in der That hinter Philipp's Rücken allerlei Pläne, welche auf die Erwerbung einer großen Herrschaft zielten. Da nun Philipp den Geheimschreiber Don Johann's, einen feinen Kopf, Namens Escobedo, als den Urheber dieser Entwürfe fürchtete, so gab er seinen Staatssecretair, Antonio Perez, den geheimen Auftrag, denselben ermorden zu lassen. Perez war ein verschlagener Höfling, voll Spanischen Stolzes, aber, um das Glück des Günstlings zu genießen, scheute er auch ein Verbrechen nicht. Nach vielen mißlungenen Versuchen, Escobedo zu vergiften, griffen ihn endlich die ausgesandten Meuchelmörder einmal auf offener Straße an, und ermordeten ihn (31. März 1578). Die Wittwe und Söhne des Escobedo klagten Perez an, und der König, der wohl fühlte, daß der Verdacht auf ihn selber falle, wollte die Sache nicht ganz unterdrücken; er ließ dem Processe freien Lauf, jedoch dem Perez sagen, er möge seiner Gnade vertrauen. Als Perez aber zur Verweisung und zu einer schweren Geldstrafe verurtheilt war, drang Philipp darauf, daß er die Papiere, die er von ihm in Händen hatte, und die für des Königs Mitwissenschaft zeugten, ausliefre. Um seine Befreiung zu erlangen, entschloß sich Perez, sie wenigstens zum Theil herauszugeben, wogegen Philipp die Zahlung einer Entschädigungssumme an Escobedo's Erben übernahm. Später aber trat ein neuer Ankläger auf, und nun, dreizehn Jahre nach der That (1591), wurde Perez eingezogen und schrecklich gefoltert. Aber er entkam und flüchtete nach Aragonien, seinem Vaterlande, wo damals die alte Verfassung des Landes noch in Kraft war. Hier verlangte er dem Herkommen gemäß, von dem Justitia (Thl. VI. S. 330.) gerichtet zu werden. Doch die Inquisition, die sich über alle Nationalprivilegien erhaben behauptete, bemächtigte sich seiner Person. Darüber stand die Bürgerschaft von Saragossa in Masse auf, und Perez, vom Volke gewaltsam befreit, entfloh, während Philipp Castilische Truppen nach Aragonien sandte, den Aufruhr zu dämpfen. Der Justitia protestirte gegen diesen Eingriff in die Verfassung — denn fremde Truppen

sollten in Aragonien nicht gebraucht werden — und ließ die Waffen ergreifen. Aber die Castilier siegten, der Justitia ward öffentlich enthauptet, dann noch vierhundert andere Personen hingerichtet, Mehrere kamen im Gefängniß um. Und von der Zeit an waren die wichtigsten Freiheiten der Aragonier zerstört, das Gericht dem Könige unterworfen, die Reichsversammlung unter seinem Einfluß, das Land seinen Soldaten geöffnet, die Macht der Inquisition erweitert *). So ertödtet der Despotismus die Lebenskraft der herrlichsten Völker. Einen nicht geringen Theil der Schuld des gegenwärtigen traurigen Zustandes von Spanien tragen solche verkehrte Eingriffe unweiser Fürsten, die ihr Volk, anstatt es zu achten und höher zu heben, gefürchtet und niedergedrückt haben.

Ehe wir nun zu der, für das übrige Europa folgenreichsten Begebenheit der Regierung Philipp's, den Verwicklungen, in die er mit seinen Niederländischen Unterthanen gerieth, übergehen, wollen wir seine Erwerbung Portugal's erzählen, nachdem wir vorher die wichtigsten Schicksale dieses Reiches seit den Zeiten Emanuel's des Großen, wo wir es verlassen, nachgeholt haben.

---

2. Portugal unter Johann III. und Sebastian.

(1521—1578.)

Unter Emanuel's Sohn, Johann III., währten die Entdeckungen der Portugiesen in Indien fort, wie im vorigen Bande erzählt worden ist. Die Begeisterung, welche sich der ganzen Nation für diese Thaten bemächtigt hatte, strömte damals auch in den Gesängen eines reichbegabten Geistes aus. Luis de Camoens (gest. 1579), der selbst in Indien gefochten, und sein Leben hindurch mit vielen Widerwärtigkeiten zu kämpfen hatte, besang in seinem berühmten Heldengedicht, der Lusiade, die Entdeckung Indien's durch Gama und die dortigen Großthaten der Portugiesen mit einer solchen Fülle von poetischer Kraft und Phantasie, mit einer so feurigen Vaterlandsliebe, daß er im vollsten Sinne des Wortes ein nationaler Dichter geworden ist, und, nach der Bemerkung eines geistreichen Kunstrichters, seinem Volke und uns mit Recht statt vieler anderen Dichter und einer ganzen Litteratur gelten kann **).

---

*) Ranke, Fürsten und Völker, Bd. I. S. 252.

**) Fr. Schlegel Werke, Bd. II S. 97

Schon während Emanuel's Regierung hatte der kühne Magelhan seine Reise um die Welt gemacht, und den Spaniern einen neuen Weg zu den Molukken gewiesen. Er hatte sogar die Meinung ausgebreitet, als gehörten diese reichen Gewürzinseln, kraft der päpstlichen Theilung, zu dem Bereich der Spanischen, und nicht der Portugiesischen Entdeckungen. Seitdem hatten die Seefahrer beider Nationen unaufhörlich Händel mit einander, bis Johann dem Kaiser Karl seine Ansprüche ein- für allemal mit 350,000 Ducaten abkaufte. Johann that während seiner langen Regierung Manches zur Verbesserung der Staatseinrichtungen. Er führte Reichsgerichte ein, und vereinigte das Großmeisterthum aller Ritterorden auf immer mit der Krone. Aber er that auch zwei Schritte, die seinem Lande großen Schaden brachten. Er führte nämlich die Inquisition ein und nahm die Jesuiten auf, diese, um sie zu Bekehrern der Africanischen und Asiatischen Nichtchristen zu gebrauchen, jene aus übelverstandenem Religionseifer, um die heimlichen Juden aufzuspüren, die trotz allen Vertreibungen noch in großer Anzahl im Lande lebten; vielleicht auch wol, um sich des allgefürchteten Tribunals nöthigen Falls auch in weltlichen Dingen gegen ungehorsame Unterthanen zu bedienen. Beide, Jesuiten und Inquisition, legten dem Volke geistige Fesseln an, und lähmten dadurch seine Kraft; und daher ist es zum Theil gekommen, daß die schöne Blüthe der Portugiesen unter Emanuel's Scepter keine Frucht hinterlassen hat. Doch lag es auch in der Art dieser Blüthe, daß sie schon unter Johann's Regierung zu welken anfing. Es ist ein Unglück für ein Land, wenn der ihm zuströmende Geldreichthum den Erwerb durch Ackerbau und Gewerbfleiß überwiegt, denn der Reichthum bleibt alsdann in den Händen Weniger; die Masse des Volkes hat keinen Antheil daran. Aber eben die Leichtigkeit oder doch die lockende Aussicht, in Indien schnell und ohne Mühe Schätze zusammenzuhäufen, welche zu zahlreichen Auswanderungen reizte, entzog dem Landbau und den Gewerben die nützlichsten Hände, und minderte auch bei den Zurückbleibenden die Lust daran. Die Bevölkerung nahm ab, und mit ihr die Kräfte des Staats.

Zu allem Unglück starb Johann III. (11. Juni 1557), ohne einen andern Nachfolger zu hinterlassen, als einen dreijährigen Enkel. Noch schlimmer war es aber, daß dieser, der junge Sebastian, den Jesuiten zur Erziehung anvertraut ward, und daß diese auf die Verwaltung des Reiches bis zu seiner Großjährigkeit den größten Einfluß behielten.

Sebastian wuchs durch sie mit der Vorstellung auf, daß seine höchsten Pflichten Gehorsam gegen den heiligen Stuhl und Kampf wider die Ungläubigen seyen. Daher war die erste Unternehmung des Jünglings ein Feldzug gegen die Mauren. Er wollte den Muley Mahomet, der aus dem Besitze der Reiche von Fez und Marocco von einem seiner Verwandten, Muley Moluch, verdrängt worden war, wieder auf den Thron setzen. Vergebens stellten ihm seine Räthe, ja selbst der König von Spanien, das Mißliche dieses Zuges vor, denn Muley Moluch war tapfer und klug und hatte eine weit größere Macht, als Sebastian hinüberführen konnte. Das Unglück, das nachher wirklich erfolgte, ward ihm vorausgesagt, aber der feurige Jüngling war taub gegen alle Warnungen und Bitten.

An einem glühend heißen Tage (4. Aug. 1578) traf das glücklich übergesetzte Heer in der Ebene von Alcassar in Africa mit dem feindlichen zusammen. Es begann eine fürchterliche Schlacht, in welcher zwölftausend Portugiesen erschlagen worden seyn sollen. Vom Könige konnte Niemand sichere Nachricht geben. Er hatte sich mit wilder Tapferkeit am Ende der Schlacht in die Feinde gestürzt, und sich zuletzt aus den Augen der wenigen Begleiter, die dem Tode entrannen, verloren. Einige Gefangene wollten indeß seine Leiche erkennen, die denn auch zu Alcassar begraben worden seyn soll. Auch wird erzählt, der König sey schon gefangen gewesen, aber als sich ein blutiger Streit über den Besitz erheben wollte, von einem maurischen Officier niedergehauen worden.

---

3. Portugal mit Spanien vereinigt.

König Emanuel's dritter Sohn, der alte sieben und sechzigjährige Cardinal Heinrich, bestieg jetzt den Thron. Ihn und die Nation beschäftigte vor allen andern Dingen die verwickelte Frage, wer unter den verschiedenen Verwandten des königlichen Hauses das nächste Recht zur Herrschaft habe, aber ehe sie entschieden war, starb er (31. Jan. 1580). Die vorzüglichsten Thronbewerber waren: Philipp II., als Sohn der ältesten Tochter König Emanuel's; Antonio, Prior zu Crato, Sohn des Herzogs Ludwig von Beja, der Emanuel's zweiter Sohn gewesen; Ranuccio Farnese, Erbprinz von Parma, und Katharina, vermählte Herzogin von Braganza, welche von Emanuel's jüngstem Sohne, dem

Herzoge von Guimaranez, abstammten. Gegen die Letzte wandte Philipp ein, daß sie ein Weib, gegen den Erbprinzen von Parma, daß er erst ein Urenkel Emanuel's, und gegen den Prior Antonio, daß er ein Bastard sey. Ob Herzog Ludwig, wie Antonio behauptete, sich seiner Mutter heimlich habe antrauen lassen, war wenigstens zweifelhaft. Indeß erklärte sich das Volk, aus Nationalhaß gegen die Spanier, für Antonio, und rief ihn zum König aus; der Adel aber mißgönnte ihm diese Würde, und war auch zum Theil von Philipp's Unterhändlern bestochen, der übrigens die beste Ausführung seines Rechts von einem vier und zwanzigtausend Mann starken Heere unter der Anführung des Herzogs von Alba, eines der ersten Feldherren seiner Zeit, erwartete. Gewalt mußte entscheiden, und da ward denn Antonio's ungeübter Haufe von Philipp's wohlgeübten Truppen leicht besiegt (25. Aug. 1580). Gleich nach der Schlacht unterwarf sich Lissabon den Spaniern. Auf den Kopf des Antonio wurden 90,000 Ducaten gesetzt. Dennoch entrann er, fast durch ein Wunder, den eifrigsten Nachforschungen. In Setubal nahm ihn ein Schiffscapitain auf, der ihn nach Calais brachte. Er suchte Frankreich und England in sein Interesse zu ziehen; beide Mächte sandten ihm auch Flotten zu Hülfe, aber die Französische ward 1582 bei den Azoren geschlagen, und die Englische sah sich, nach einem vergeblichen Versuche auf die Hauptstadt Lissabon, zum Rückzuge genöthigt (1589), und so mußte Antonio zuletzt seine Hoffnung aufgeben. Er starb 1595 zu Paris in Dürftigkeit, und in steter Furcht vor Meuchelmördern, welche von Philipp's ausgesetzter Belohnung gelockt werden konnten.

So besaß nun zwar König Philipp II. das reiche Portugal, aber keinesweges die Herzen der Portugiesen. So freundlich und milde er auch, als er 1581 in das Land kam, zu erscheinen sich bemühte, so zeigten sich doch seine wahren Gesinnungen darin deutlich, daß er von der allgemeinen Amnestie, die er verkündete, zwei und funfzig Personen ausnahm, welche hingerichtet wurden, und alle Uebrigen, die dem Antonio einen Dienst geleistet, für unfähig erklärte, ein Amt zu bekleiden. Um so stärker wurde der Nationalhaß gegen ihn als einen Spanier angefacht. Auch wurde seine Regierung immer willkürlicher und raubsüchtiger und dieser Druck, verbunden mit dem Einflusse der Jesuiten und der Inquisition, lähmte die Geisteskraft der emporstrebenden Portugiesen dergestalt, daß sie von nun an eine eben so kraftlose und geringe Nation wurden, als sie unter Emanuel's Scepter eine große und glückliche

zu werden versprochen hatten. Dazu kam, daß sie, in den Kampf Spanien's mit den Niederlanden hineingezogen, den besten Theil ihres Handels und fast alle ihre Ostindischen Besitzungen verloren.

---

4. Die falschen Sebastiane.

(1585—1598.)

Die allgemeine Sehnsucht, das Spanische Joch abzuschütteln, veranlaßte mehrere seltsame Entwürfe, die auf die Ungewißheit des Todes jenes unglücklichen Königs Sebastian gebaut wurden. Man stellte nach einander drei Menschen auf, die dem Sebastian einigermaßen ähnlich sahen, und durch ihr Aeußeres, so wie durch Erzählungen von wunderbaren Schicksalen, die sie in der Maurischen Gefangenschaft erlebt haben wollten, die Aufmerksamkeit auf sich zogen. Der Letzte dieser Betrüger, dem seine Rolle von einem klugen Augustinermönche eingelernt war, täuschte sogar durch sein künstliches Spiel eine natürliche Tochter Don Johann's von Oesterreich, die ihn mit ihren Juwelen unterstützte. Nachher zeigte es sich, daß er ein Pastetenbäcker war. Die Spanische Regierung ließ ihn hängen, dann viertheilen. Dasselbe Schicksal hatte sein Vorgänger erfahren, der erste war auf eine Galeere geschmiedet worden.

Nicht so entschieden und allgemein ist der vierte dieser Sebastiane von den Geschichtschreibern für einen Betrüger erklärt worden. Im Jahre 1598 ließ sich nämlich in Venedig ein Mann sehen, den mehrere dort anwesende Portugiesen beim ersten Anblick für den König erkennen wollten, und der nicht bloß Figur, Gang und Stimme, sondern selbst eine Narbe an seiner rechten Augenbraune und eine große Warze am Fuße mit dem wahren Sebastian gemein gehabt haben soll. Die Entdeckung machte in Venedig so großes Aufsehen, daß der dasige Spanische Gesandte die Regierung anging, die Sache zu untersuchen. Man zog ihn ein, und verhörte ihn scharf. Er sagte aus, er sey wirklich, wofür man ihn halte; schwer verwundet und betäubt sey er auf dem Schlachtfelde bei Alcassar liegen geblieben, und der Gefangenschaft wunderbar entronnen. Aber er habe es nicht über sein Ehrgefühl vermocht, sich in dem Zustande eines Bettlers seinem Volke wieder zu zeigen, und so habe er, nach einer kümmerlichen Wallfahrt, mehrere Jahre in Georgien als ein Klausner gelebt. Zuletzt sey die Begierde

in ihm erwacht, Freunde und Landsleute noch einmal wiederzusehen, und darum sey er nach Venedig gekommen. — Er sprach so freimüthig, so seiner Sache gewiß, und erinnerte den Rath von Venedig an so specielle Dinge, die er einst in Briefen mit demselben verhandelt hatte, daß man ihn drei Jahre in Verwahrung behielt, ohne ihn einen Betrüger zu nennen. Die Portugiesen thaten alles Mögliche, ihn frei zu bekommen, der Doge meinte aber, sie wären im Stande, einen Neger für den König Sebastian zu erklären, wenn sie sich um diesen Preis von dem Spanischen Joche befreien könnten *). Indeß ließ auch König Heinrich IV. von Frankreich den Rath von Venedig ersuchen, ein ganzes Volk nicht länger über dessen König in Ungewißheit zu lassen. Die Folge davon war, daß man ihn los ließ, ihm aber befahl, in acht Tagen die Republik zu verlassen. Er nahm nun den Weg nach Portugal über Florenz, doch der Großherzog lieferte ihn nach Neapel aus. Die Untersuchungen fingen von Neuem an; der Vicekönig erklärte ihn für einen Betrüger, und schickte ihn nach Spanien. Als das Schiff sich der Küste näherte, ward Alles in Portugal rege, so daß man ihn sogleich auf das Spanische Schloß S. Lucar setzte. Hier ist er auch gestorben, man weiß nicht wie; aber gerade dies geheimnißvolle Ende ist von Manchen als ein Zeugniß für die Wahrheit seiner Aussage angesehen worden.

---

5. Die Niederlande unter Karl V. und im Anfange der Herrschaft Philipp's.

Aus der Geschichte des Mittelalters wissen wir, daß der größte Theil der Niederländischen Provinzen im funfzehnten Jahrhundert an das Neuburgundische Haus gekommen war, und daß die berühmte Macht des letzten Herzogs aus diesem Hause, Karl's des Kühnen, in dem blühenden Zustande dieser Provinzen ihre vorzüglichste Grundlage hatte (Th. VI. S. 204). Die Lage derselben an der Nordsee und mehreren großen Flüssen, recht in der Mitte zwischen England, Frankreich und Deutschland, die große Volksmenge und die natürliche Liebe zur Thätigkeit, die man noch jetzt dort antrifft, hatten große Städte, blühende Manufacturen und einen höchst ausgebreiteten Handel erzeugt. In

*) **Daru** histoire de Venise, T. IV. p. 147.

manchen großen Manufacturstädten war die Betriebsamkeit so außerordentlich, daß man Abends um sechs Uhr, wenn die Arbeiter nach Hause gingen, mit der Glocke den Aeltern ein Zeichen gab, ihre Kinder von der Straße zu nehmen, damit sie nicht von dem stürmenden Gedränge zertreten würden. Alle Englische Wolle wurde damals in den Niederlanden verarbeitet, und bald fanden die Schiffe dieses Volkes den Weg in ferne Meere.

Durch Maria's, der Tochter Karl's des Kühnen, Verheirathung mit dem nachmaligen Kaiser Maximilian (Th. VI. S. 225.) kamen die Niederlande an das Haus Oesterreich, und nachdem Karl V., Marien's Enkel, König von Spanien und Römischer Kaiser geworden war, konnten sie in den politischen Interessen dieses ihres Herrschers nur eine Nebenrolle spielen. Ihre Reichthümer kamen dem Kaiser indeß wohl zu Statten; er erhob viele Millionen von ihnen, die in seinen unaufhörlichen Kriegen schnell zerrannen. So drückend diese Steuern auch waren, so wurden sie doch aufgebracht; die Genter Empörung (Th. VII. S. 266.) ist das einzige Beispiel offnen Widerstandes, welchen Niederländer gegen den Kaiser erhoben. Dagegen wachten sie mit großer Eifersucht über die Erhaltung ihrer Privilegien, und waren unzufrieden, daß Karl ein stehendes Heer unter ihnen hielt, welches leicht als Werkzeug der Willkür gebraucht werden konnte. Noch härter fiel ihnen der Gewissenszwang, welchen er gegen sie übte.

Leicht nämlich hatte die Reformation auch in den Niederlanden Eingang gefunden, wo sie noch durch religiöse Schauspiele, die auf die Verspottung des Pfaffenthums abzweckten, befördert wurde. Die Menschen, welche diese Schauspiele aufführten, nannte man Rederykers (Rhetoriker). Ein solcher war eine Zeitlang jener berüchtigte Johann von Leyden gewesen. Der Kaiser erließ Befehle, welche die schwersten Strafen an Leib und Leben über die Ketzer verhängten, ohne daß die blutigen Verfolgungen der Ausbreitung der reformirten Lehre Einhalt thun konnten. Als in einem Edicte des Jahres 1550, welches das Verfahren gegen die Protestanten schärfte, die Glaubensrichter Inquisitoren genannt wurden, erregte dieses in Antwerpen einen solchen Schrecken, daß Handel und Gewerbe fast stillstanden. Die Obrigkeit dieser Stadt weigerte sich, den Befehl förmlich bekannt zu machen, und that so nachdrückliche Vorstellungen über den Schaden, der dem Lande daraus erwüchse, daß der Kaiser wenigstens den Namen der Inquisition aus der Verordnung streichen ließ.

Trotz dieser Gründe zum Mißvergnügen bestand doch zwischen Karl und seinen Niederländischen Unterthanen ein sehr gutes Verhältniß. Er war unter ihnen geboren; er liebte das Volk und seine Sitten, und entzückte es durch seine Freundlichkeit, Ungezwungenheit und Vertraulichkeit, während es durch den Ernst und die stolze Zurückhaltung der Spanier abgeschreckt und beleidigt ward. Karl zog die Niederländer überall hervor, er vertraute ihnen die wichtigsten Stellen, wie Adrian VI., Chievres und Lannoy beweisen; darum liebte ihn auch das Volk.

Ganz anders als Karl dachte und verfuhr sein Sohn Philipp. Er zeigte den Niederländern keine von allen den Eigenschaften, die sie an seinen Vater gefesselt hatten. Sein Spanischer Stolz, seine steife Förmlichkeit, seine Unzugänglichkeit schreckte sie zurück. Von seinem despotischen Sinne glaubten sie Alles für ihre Verfassung fürchten zu müssen, und besonders fühlte sich der Adel verletzt, daß mehrere der bedeutendsten Stellen mit Spaniern besetzt wurden. Hatte schon Karl blutige Verfolgungen der Ketzer angeordnet, so ging Philipp in seiner Unduldsamkeit noch ungleich weiter, da er die Ausrottung der Ketzerei für eine Regierungspflicht hielt, die mit rücksichtsloser Strenge durchgesetzt werden müsse. Vor seiner Abreise aus den Niederlanden im Jahre 1559 setzte er seine, oben schon erwähnte Halbschwester, Margarete von Parma, eine Frau von männlichem Geiste, zur Statthalterin ein. Ihr zugeordnet war ein Staatsrath, worin die ausgezeichnetesten Männer des Niederländischen Adels saßen. Aber das einflußreichste und mächtigste Mitglied desselben war ein Ausländer, der Bischof von Arras, Granvella, dessen, in der Geschichte Karl's V. erwähnter Vater Kanzler des Kaisers gewesen, und der selbst bei diesem in Gunst gestanden hatte. Dieser Gunst genoß er auch bei Philipp, der ihn als einen gewandten, ganz in seine Ideen eingehenden Staatsmann, seiner Schwester als ihren vorzüglichsten Rathgeber an die Seite gesetzt hatte. Zur Unterstützung dieses Regiments blieben drei bis vier tausend Mann Spanischer Truppen in den Niederlanden, obschon deren Anwesenheit verfassungswidrig war, und schon zu lauten Beschwerden Anlaß gegeben hatte; und zur Befestigung des katholischen Glaubens wurden zu den vier in den Provinzen bestehenden Bisthümern noch vierzehn neue errichtet, über welche alle Granvella, als Erzbischof von Mecheln, das Primat sammt dem Cardinalshut vom Papste erhielt. Diese neue Einrichtung erregte die allgemeinste Unzu-

friedenheit, bei Geistlichen und Weltlichen, bei Katholiken und Protestanten, besonders fürchtete man, ihr würden förmliche Inquisitions-Tribunale folgen, da in der päpstlichen Bulle, welche die Errichtung der neuen Bisthümer befahl, für jedes derselben zwei Inquisitoren angeordnet waren.

Da sich indeß der allgemeine Unwille zunächst gegen die Spanischen Truppen richtete, glaubte man diese nicht länger im Lande behalten zu können, und schickte sie fort, sey es, daß Philipp dazu seine Einwilligung gegeben, oder daß Margarete dies auf ihre Verantwortung that *). Damit war aber der Streit über die Bisthümer nicht geschlichtet, die Furcht vor der Inquisition und anderer Willkür Philipp's nicht beseitigt. Granvella wurde als der Urheber aller dem Lande verderblichen Rathschläge betrachtet und gehaßt, dagegen das Volk als Vertreter seiner Interessen den Prinzen Wilhelm von Nassau-Oranien und die Grafen von Egmont und Hoorn liebte und ehrte. Der Prinz Wilhelm war seiner außerordentlichen Gaben wegen schon als Jüngling vom Kaiser Karl hervorgezogen und mit den wichtigsten Geschäften beauftragt worden, jetzt bekleidete er die Stelle eines Statthalters von Holland, Seeland und Utrecht. Er war ein Mann von tiefschauendem Scharfsinn, von ungemeiner Beharrlichkeit und Standhaftigkeit in der Verfolgung der Zwecke, die er als heilsam erkannt; von Philipp wurde er als sein gefährlichster Gegner betrachtet. Der Graf Egmont, Statthalter von Flandern, war ein tapferer Feldherr, wohlgesinnt für das Land, aber ohne Oranien's durchdringenden Blick.

Diese beiden Männer und der Graf Hoorn sahen sich in ihren Absichten und Bestrebungen für die Erhaltung der Niederländischen Freiheiten, an deren ungeschmälerte Fortdauer sie die Wohlfahrt des Landes mit Recht fest geknüpft glaubten, durch Granvella stets so gehemmt, daß sie nicht mehr in den Staatsrath kamen. Sie wollten dort, schrieben sie der Regentin, nicht länger einen Schatten vorstellen. Margarete, theils wegen der Folgen besorgt, theils selber auf Granvella's Ansehn eifersüchtig, bat den König, ihn zu entfernen, und nach manchem Widerspruch geschah dies auch (13. März 1564). Aber seine Ansichten waren deswegen aus dem Rathe der Regentin nicht verschwunden; sie blieben in einer Partei zurück, welcher man deswegen den Namen der Cardinalisten gab. Die Ketzerverfolgungen blieben

*) Vgl. Leo, Niederländische Geschichte, Th. II. S. 410. Anm.

nach wie vor, und der König verlangte die Einführung der Schlüsse des eben damals geendigten Tridentinischen Conciliums. Auch wurde über einreißende Unordnung in den Geschäften, mangelnde Rechtspflege, Begünstigung des Adels, Mißbräuche, an welchen Granvella's Gegner allerdings nicht schuldlos waren, geklagt *). Wegen aller dieser Dinge sandte die Regentin, auf den Rath des Prinzen von Oranien den Grafen von Egmont nach Spanien, besonders sollte er beim Könige die Aufhebung oder Milderung der Strafbefehle gegen die Ketzer bewirken. Philipp's Antwort war: er wolle lieber tausend Mal sterben, als die geringste Veränderung in der Religion gestatten. Ein wiederholter scharfer Befehl, die Tridentinischen Schlüsse einzuführen, und die Gesetze gegen die Ketzer in aller Strenge zu vollziehen, so wie die sich immer mehr häufenden Hinrichtungen brachten das lange unter der Asche glimmende Feuer zum Ausbruch.

---

6. Ausbruch der Unruhen. Alba's Statthalterschaft.

(1565—1573.)

Im November 1565 verbanden sich die entschlossensten Glieder des Niederländischen Adels mit einem feierlichen Eide schriftlich, sich mit aller ihrer Macht der Einführung der Inquisition zu widersetzen, und in einer Verfolgung wegen der Religion einander brüderlich beizustehen. Dieses Bündniß, damals gewöhnlich das Compromiß genannt, erregte eine große Bewegung der Gemüther. Im April 1566, als die Statthalterin eine Versammlung des ganzen Staatsraths berufen hatte, zogen die Verbündeten, mehrere hundert an der Zahl, zu Pferde in Brüssel ein, und gingen in einem feierlichen Aufzuge gliederweise nach Hofe, Heinrich von Brederode, ein Sprößling der alten Grafen von Holland, an ihrer Spitze. Sie überreichten der Statthalterin eine Bittschrift wegen einstweiliger Aufhebung der Ketzergesetze, und bekamen eine zweideutige Antwort. Die Statthalterin war betroffen, aber der Herr von Barlaimont, einer ihrer Räthe, sagte ihr auf Französisch, sie dürfe sich vor diesem Haufen von Bettlern (gueux) gar nicht fürchten. Um diese Schimpfrede zu adeln, nannten sich die Verbündeten von nun an selbst Gueux oder Geusen, und trugen als Ehrenzeichen am Halse eine

---

*) van Kampen, Geschichte der Niederlande, Bd. I. S. 350.

Schaumünze mit dem Bilde des Königs und der Umschrift: Getreu bis zum Bettelsacke. Eifer für Religionsduldung und die Freiheiten ihres Vaterlandes trieb diese Männer, doch waren auch Manche unter den verbündeten Edelleuten, welche durch Verschwendung verschuldet waren, und bei einer Staatsveränderung zu gewinnen hofften *).

Die Reformation griff unterdeß immer mächtiger um sich. Die fremden Prediger versammelten auf den Plätzen, in den Straßen, ja vor den Thoren auf freiem Felde, einen großen Kreis von Zuhörern um sich, und lehrten mit Eifer und Begeisterung die Gleichheit der Menschen vor Gott, und die Schriftwidrigkeit der päpstlichen Gesetze. Jede solcher Feldpredigten erwarb der neuen Lehre neue Anhänger, besonders war Antwerpen in einem unruhigen, bedenklichen Zustande. Und wie das aufgeregte Volk keine Mäßigung kennt, so schritt es sogleich zu den ausschweifendsten Handlungen. Mit Prügeln, Beilen und Aexten bewaffnet zogen sie aus, dem katholischen Gottesdienst ein Ende zu machen. Zuerst fielen sie über die Kreuze und Bilder an der Landstraße her, dann kamen sie in die Dörfer, und zuletzt in die Städte. Capellen, Klöster und Kirchen wurden mit Gewalt geöffnet, Bildsäulen, Gemälde, Bücher, Altäre und Kirchengeräthe wüthend zertrümmert, ja selbst Grabmäler wurden erbrochen und die Todten herausgeschleppt. In drei Tagen zählte man vierhundert verwüstete Kirchen.

Die höchlich erschreckte Statthalterin verstand sich zu einem Vertrage mit dem verbündeten Adel, worin sie das Verfahren gegen die Ketzer zu mildern versprach, und eine Amnestie bewilligte. Dagegen wies der heftig zürnende König sie an, Truppen zu werben, um mit Gewalt Gehorsam zu erzwingen. Mit diesen Truppen wurden einige rebellische Städte schnell überfallen und zur Unterwerfung gebracht, und die Adelsverbindung ging auseinander, da der Bildersturm Uneinigkeit unter sie gebracht und die Katholiken von den Protestanten getrennt hatte. Auch Oranien und Egmont waren in ihren Absichten und Plänen nicht mehr einig. Der Letztere blieb in den Niederlanden, während der Erstere nach Deutschland ging. Die Statthalterin fuhr fort, gegen den eingegangenen Vertrag zu handeln, aber der Widerstand hatte aufgehört. Willig ließen sich die größeren Städte mit drückenden Besatzungen belegen, und Niemand regte sich, als die Bilderstürmer zur Strafe gezogen wurden.

---

*) van Kampen a. a. O. S. 351.

Obschon nun die sehr richtige Ansicht, daß jetzt, wo die Niederländer ruhig und gehorsam seyen, es der Waffen nicht bedürfe, sondern der Güte, selbst am Hofe Philipp's einen Vertreter fand, gab der König doch dem durch seine Grausamkeit und seinen Ketzerhaß berüchtigten Herzog von Alba, einem der vorzüglichsten Feldherren seiner Zeit, den Auftrag, ein Kriegsheer von Spaniern und Italienern in die Niederlande zu führen. Auf das bloße Gerücht von dieser Verfügung verließen schon viele Kaufleute und Handwerker — mehr als 100,000 Menschen — die Provinzen und wandten ihre Betriebsamkeit und ihr Vermögen anderen Ländern zu. Im August 1567 erschien der furchtbare Rächer. Er hatte nicht bloß den Auftrag, künftigen Unruhen vorzubauen, sondern auch die vorigen zu untersuchen und zu bestrafen, nebst vielen geheimen Befehlen, die ihm eine solche Gewalt gaben, daß die Statthalterin, die sich durch ihn ganz verdunkelt sah, ihre Entlassung begehrte, nach deren Empfang Alba völlig in ihre Stelle rückte. Ihr Andenken blieb in den Niederlanden in Ehren.

Von Alba's Ankunft an hörte und sah man unaufhörlich Gewaltthätigkeiten. Egmont und Hoorn mußten das Vertrauen, welches sie auf des Königs Billigkeit und Mäßigung gesetzt, schwer büßen. Unter dem Scheine, mit ihnen und anderen Großen Rath zu halten, lockte sie Alba zu sich und ließ sie in's Gefängniß werfen. Ein Gericht zur Untersuchung der Unruhen, daher der Rath der Unruhen, vom Volke aber der Blutrath, genannt. ward gebildet, an dessen Spitze Alba selber stand, und dessen Beisitzer ihm möglichst ähnlich waren. Einer derselben, Johann de Vargas, des Herzogs Liebling, that den Ausspruch, daß die Niederländer alle den Galgen verdient hätten, denn sie seyen entweder Bilderstürmer gewesen, oder hätten nichts dagegen gethan. Und in diesem Sinne erklärte der Blutrath sogar die Einreichung einer Bittschrift gegen die Inquisition für Hochverrath. Die Vorladungen nahmen nun ihren Anfang. Wer nicht erschien, verlor seine Güter. Alle Tage sah man Menschen verbrennen, hängen, viertheilen, köpfen. Die abwesenden Häupter der Geusen, auch der Prinz von Oranien, wurden für Majestätsverbrecher erklärt, und Egmont und Hoorn, die bis dahin in der Citadelle von Gent gefangen gesessen hatten, öffentlich auf dem Markte zu Brüssel enthauptet (6. Jun. 1568). Die Trauer der Bürger war unermeßlich, selbst die Spanischen Soldaten konnten sich der Thränen bei diesem Schauspiele nicht enthalten. So wüthete Philipp gegen Männer, die sich keiner Empörung gegen ihn schuldig

gemacht, gegen einen Feldherrn, dem er zwei Siege verdankte, und der Französische Gesandte konnte seinem Könige schreiben: ich habe das Haupt desjenigen fallen sehen, vor dessen Tapferkeit Frankreich zweimal gezittert hat. Diese Abscheulichkeiten bewirkten, daß die Auswandrungen immer mehr zunahmen. Indeß machte der Graf Ludwig von Nassau, Bruder des Prinzen von Oranien, einen Einfall in Friesland und Gröningen, wurde aber von Alba wieder herausgeschlagen. Dann kam Wilhelm selbst mit einem Heere nach Brabant, konnte aber Alba zu keiner Schlacht bringen, und mußte gegen den Winter bis nach Straßburg zurückgehen, wo er seine Truppen abdankte. Die Niederländer seufzten, aber Alba erhielt als der Vertheidiger der Römischen Kirche vom Papste Pius V. einen geweihten Hut und Degen, und ließ sich als den Ueberwinder des Adels und des Volks in Erz abbilden, wie er auf zwei Menschen mit den Füßen tritt, mit einer höchst prahlerischen Inschrift *). Zu Antwerpen ließ er, um die Stadt im Zaume zu halten, eine sehr feste Citadelle bauen, wozu die Bürger selbst vier Tonnen Goldes aufbringen mußten.

Philipp's unaufhörliche Kriege kosteten unermeßliche Summen; er konnte Alba nicht mit so vielem Gelde unterstützen, als dieser bedurfte, daher ward beschlossen, es von den Niederländern selbst zu heben. Alba verlangte, außer dem hundertsten Pfennig vom ganzen Vermögen einmal, den zwanzigsten von den unbeweglichen und den zehnten von den beweglichen Gütern, so oft sie verkauft würden. Eine höchst drückende Steuer, nach Art der in Spanien eingeführten Alcavala (Th. VI. S. 317.), die ihrer Natur nach auf Handel und Wandel überaus nachtheilig und zerstörend wirken muß. Und diese sollte jetzt von einem Volke gezahlt werden, dessen Flor vom freien Betriebe eines ausgebreiteten Handels entsprang, und welches nie gewohnt gewesen war, andere Steuern aufzubringen, als die es selbst bewilligt hatte. Alba's Forderungen erregten daher den größten und allgemeinsten Unwillen. Was so viele Hinrichtungen und Verfolgungen nicht vermocht hatten, zu einem ernsten Widerstande aufzurufen, das geschah durch einen Angriff auf das Privateigenthum. Denn dieser bewirkte eine viel größere

*) Thuanus erzählt, daß der Stolz, welchen Alba hierdurch an den Tag legte, selbst Philipp beleidigt habe, und für diesen ein Grund gewesen sey, ihm bald einen Nachfolger zu setzen. Requesens ließ dieses Denkmal auch wegnehmen.

Einmüthigkeit, weil er Alle traf *), während die Blutgerichte immer nur Einzelne vernichteten. Nach langen Unterhandlungen mit den Ständen wollte Alba endlich durchgreifen, und befahl im Frühling 1572 dem Stadtrath zu Brüssel, den zehnten Pfennig heben zu lassen. Sogleich schlossen die Krämer, Fischer, Bäcker und Brauer ihre Läden. Alba drohete, die Widerspenstigen vor ihren Häusern aufhängen zu lassen, und machte schon alle Anstalten dazu, als die Nachricht von glücklichen Unternehmungen der Wassergeusen im Norden ihn auf andere Gedanken brachte. Wassergeusen oder Meergeusen nannte man nämlich die durch Alba's Tyrannei vertriebenen Niederländer, die, ohne einen festen Wohnsitz zu haben, die Meere befuhren, und als Freibeuter den Spaniern vielen Schaden thaten. Auf die nachdrücklichsten Vorstellungen Alba's hatte ihnen die Königin Elisabeth von England endlich ihre Häfen verschlossen, und durch die Noth gedrängt, bemächtigten sie sich nun der Stadt Briel, auf welcher sie sich festsetzten. Vergeblich versuchten die Spanier, sie wieder daraus zu vertreiben; vielmehr gelang es den Geusen, von dem Prinzen von Oranien geleitet, den sie als ihr Haupt betrachteten, ihre Macht immer weiter auszubreiten; in Kurzem gingen die meisten Städte in Holland und Seeland und viele Plätze in Geldern, Oberyssel und Friesland zu ihnen über. Der Hauptgrund dieses schnellen Abfalls war der zehnte Pfennig; die Befehlshaber des Prinzen von Oranien versicherten, daß sie gekommen wären, das Land von dieser drückenden Abgabe zu befreien. Ludwig von Nassau beschäftigte zugleich die Spanier in Hennegau, und da Alba die Behauptung dieser Provinz und ihrer Festungen für das Wichtigste hielt, um gegen Frankreich gesichert zu seyn, so hatten die Mißvergnügten im Norden um so freiern Spielraum. Der Adel und die Städte, die es mit Wilhelm hielten, kamen nun am 15. August in Dordrecht zusammen, und hier ward der erste Grund zu dem Staate der Vereinigten Niederlande gelegt, der Prinz von Oranien für den rechtmäßigen königlichen Statthalter in Holland, Seeland und Utrecht erkannt. Manche von den übergetretenen Städten gingen indeß wieder an die Spanier verloren, wobei die Letzteren schreckliche Grausamkeiten verübten. Der furchtbarste dieser Auftritte ereignete sich zu Naarden. Diese Stadt öffnete, auf erhaltne Gnadenver-

*) Jam ira oppressis armorum libidinem suggerens documento erat, nullam esse tam firmam concordiam, quam quae privatae rei vinculo continetur. Grotius, Annal. II. p. 47. Ed. 1658.

sicherung ihre Thore, kaum waren aber die Spanier eingezogen, so wurden bis auf sechzig alle Einwohner ohne Unterschied des Alters und Geschlechts ermordet, und das mit einer kannibalischen Lust an Martern und Bestialitäten aller Art *). Dagegen fehlte es auch nicht an Grausamkeiten, welche die Reformirten während dieses Krieges aus Religionshaß an Katholiken begingen. Bei den Angriffen auf andere Städte sah man Beispiele bewundernswürdigen Muthes der vertheidigenden Niederländer, welche durch Metzeleien wie die zu Naarden von dem bittersten Hasse gegen die Spanier und dem Muthe der Verzweiflung erfüllt werden mußten.

Das Kriegsglück der Spanischen Waffen benutzte Alba, und bat um seine Entlassung, um noch mit Ruhm von dem Schauplatze abzutreten, da er wußte, daß Philipp, der endlich selbst eingesehen, daß die Härte und der strenge Sinn des Herzogs die Niederlande der Spanischen Regierung nur noch mehr entfremdet hatten, ihn sonst abrufen würde. Im Jahre 1573 verließ er die Niederlande, wo er während der sechs Jahre seiner Statthalterschaft an achtzehntausend Ketzer und Aufrührer durch des Henkers Hand aus der Welt geschafft hatte

---

7. Fortgang des Kampfes bis zum Tode Wilhelm's von Oranien.

(1573 — 1584.)

Alba's Nachfolger war der bisherige Mailändische Statthalter, Don Luis de Requesens y Zuniga, der für einen geschickten Feldherrn und Staatsmann galt. Er, der die Verfahrungsart Alba's immer laut getadelt, versuchte durch gütliche Unterhandlungen zu seinem Zweck zu kommen, aber nun, da es schon so weit gediehen war, gleichfalls ohne Erfolg. Die Spanier gewannen zwar am 14. April 1574 eine Schlacht auf der Mookerheide, wo zwei Brüder des Prinzen Wilhelm, Ludwig und Heinrich, den Heldentod starben, aber ohne sonderliche Folgen. Da die Geusen kein Landheer hatten, die belagerte und hart bedrängte Stadt Leyden zu entsetzen, so schlug der Prinz vor, die Schleusen zu öffnen, die Dämme zu durchstechen und so die Spanier wegzuschwem-

---

*) Selbst der ganz im katholischen und Spanischen Sinne schreibende Jesuit Strada sagt davon: non poena sed flagitium fuit. I. 7. p. 422. Ed. 1643.

men. Es geschah. Die Seeländischen Schiffer, meistens zerschossene Krüppel, bestiegen ihre Kähne und ruderten über die überschwemmten Felder hin, indeß die Spanier eiligst die Flucht ergriffen, um nicht zu ertrinken (1574). Die brave Stadt hatte selbst durch den Tod von sechstausend Bürgern an Hunger und Pest nicht zur Uebergabe bewogen werden können. Aus Dankbarkeit boten ihr der Adel und die übrigen Holländischen Städte die Zollfreiheit auf einige Jahre, oder eine Universität an *). Die Bürger wählten das letztere, und seit 1575 besteht dort diese durch treffliche Gelehrte hochberühmte Anstalt. Noch immer glaubte man in Holland so wenig an immerwährende Trennung von Spanien, daß der Stiftungsbrief im Namen des Königs Philipp ausgefertigt wurde. Bald nachher übertrugen die Stände von Holland und Seeland dem Prinzen die Obergewalt in Bezug auf alle Angelegenheiten der Landesvertheidigung förmlich. Im Herbste 1575, da Requesens den Krieg mit Eifer und Kraft fortsetzte, und die Verbündeten in größere Bedrängniß geriethen, that der Prinz den Vorschlag, sich der Spanischen Herrschaft ganz zu entziehen und sie einer andern Macht zu übertragen. Aber sowol England als Frankreich weigerten sich sie anzunehmen

In dieser gefährlichen Lage war der Tod des Statthalters Requesens (5. März 1576) ein Glück für die aufgestandenen Niederländer, denn in dem Staatsrath, der vorläufig die Angelegenheiten leitete, fehlte Einheit. Der Geldmangel lös'te die Zucht der Spanischen Soldaten auf, welche raubend und brandschatzend durch das Land zogen, um sich für das lange Ausbleiben des Soldes schadlos zu halten. Sie überfielen reiche Städte, wie Mastricht und Antwerpen, und plünderten sie unter den schrecklichsten Mißhandlungen der Einwohner. Einen Theil der letztern Stadt legten sie ganz in Asche (4. Nov. 1576), und die Summe der daraus geraubten Güter rechnete man auf vier Millionen. Mehrere tausend Einwohner wurden erschlagen. Diese schreckliche Begebenheit beförderte einen schon betriebenen Friedensschluß zwischen Holland und Seeland auf der einen und den meisten übrigen Provinzen auf der andern Seite. Er führt den Namen der Pacification von Gent. Die Staaten verpflichteten sich darin, gemeinschaftlich die Spanischen Truppen aus dem Lande zu vertreiben, und bis

*) Neuerdings ist bezweifelt worden, daß den Bürgern diese Wahl gelassen ward. Van Kampen, Bd. I. S. 406.

zu einer allgemeinen Uebereinkunft, die Strafbefehle wegen der Religion unvollstreckt zu lassen.

Jetzt wankte die Spanische Herrschaft in den Niederlanden mehr als je *). Am Tage der Plünderung von Antwerpen zog der neue Statthalter Don Johann von Oesterreich in Luxemburg ein. Beschränkt durch das Mißtrauen des Königs, und durch unaufhörlichen Geldmangel, mußte er mit den Provinzen unterhandeln, und durch einen Vergleich, der den seiner Dauer wenig entsprechenden Namen des ewigen Edicts führt, die Genter Pacification bestätigen. Selbst die mit einem zehnjährigen Raube beladenen Spanischen Soldaten mußte er nach Hause schicken, ehe er als Statthalter seinen Einzug in Brüssel halten konnte. Und dennoch ward er von den Staaten von Holland und Seeland nicht anerkannt, die auch das ewige Edict nicht annahmen. Sie argwohnten, daß Don Johann geheime Absichten habe, und nur zu bald bestätigte sich diese Furcht, indem er sich plötzlich des Schlosses von Namur und der Feste Charlemont bemächtigte. Die Folge davon war, daß alle Provinzen mit Ausnahme von Namur und Luxemburg sich wider Don Johann erklärten und bewaffneten, und daß Brabant den Prinzen von Oranien zu seinem Ruwaard oder Regenten erklärte. Darüber wurde ein Theil des Brabantischen Adels eifersüchtig, und rief den Oesterreichischen Erzherzog Matthias, den Bruder Kaiser Rudolf's II., herbei, um ihm die Regierung zu übergeben, in der That aber, in dessen Namen selbst zu herrschen. Matthias kam ohne Vorwissen des Kaisers und trat die ihm von den Ständen übertragene Regierung an; jene Partei hatte aber keinen Vortheil davon, denn Oranien wurde dem Erzherzog als Stellvertreter an die Seite gesetzt. Mit Don Johann brach der Krieg wieder aus. Gefährlicher aber als dessen Waffen war der Mangel an Einigkeit unter den verschiednen Provinzen. In Gent waren demagogische Bewegungen, und die südlichen französisch redenden oder Wallonischen Provinzen waren als eifrige Katholiken unzufrieden, daß in einem am 22. Juli 1578 unter Oranien's Einfluß gegebenen Gesetze den Reformirten überall freie Uebung ihres Gottesdienstes zugestanden ward, um so mehr, da diese an mehreren Orten, besonders in Gent, sich Gewaltthätigkeiten gegen die Katholiken erlaubten. Auf Betrieb dieser katholischen Partei kam

*) Fuitque id unum omnino tempus, quo de rebus Belgicis bene sperare licuit, si cum armis et odia ponerentur. Grotius, annal. II. p. 69.

im August der Herzog Franz Hercules von Anjou, Bruder des Königs von Frankreich, mit einem kleinen Heere den Staaten zu Hülfe. Er sollte den protestantischen Hülfstruppen, welche die Königin Elisabeth nach den Niederlanden geschickt hatte, die Wage halten. So verwickelt waren die Verhältnisse, als Don Johann starb (1. Oct. 1578).

Auf seinen Vorschlag ward der Prinz und nachherige regierende Herzog Alexander Farnese von Parma, ein Sohn Octavio's und Margareten's, sein Nachfolger, ein kluger und thätiger Fürst, und besonders als trefflicher Feldherr berühmt. Nur ein solcher Mann konnte den Abfall der sämmtlichen Niederlande verhindern. Er bediente sich dabei mit großer Klugheit der vielfachen Zwistigkeiten unter den Niederländern, der Eifersucht der verschiedenen fremden und einheimischen Befehlshaber gegen einander und der Abneigung der verschiedenen Religionsparteien. Daher wäre es noch jetzt dem Könige möglich gewesen, die Abgefallnen wieder zum Gehorsam zu bringen, hätte er wahre Milde zeigen und die Verfolgungen der Protestanten einstellen wollen. Der Herzog Alexander suchte theils den Religionseifer der Wallonen zu erhalten und zu erhöhen, theils das Mißvergnügen des Adels über Oranien's großen Einfluß. Da nun die Wallonischen Landschaften Artois, Hennegau und Douai am 5. Januar 1579 einen Bund schlossen, zur Aufrechthaltung der katholischen Religion, so beförderte dieses die Absicht Oranien's, die nördlichen, durch manche innere Uebereinstimmung, besonders aber durch die Befestigung der Reformation einander am nächsten stehenden Provinzen fest an einander zu knüpfen. Am 23. Januar wurde die berühmte Verbindung der nachher so genannten Vereinigten Niederlande zu Utrecht geschlossen. Sie bestand anfangs aus den Provinzen Holland, Seeland, Utrecht, Geldern (nebst Zütphen) und der Gröningischen Landschaft; nachher traten Friesland und Oberyssel, so wie die Stadt Gröningen bei. Daß die Gewissensfreiheit nirgends durch Glaubensuntersuchungen gestört werden sollte, war ein Artikel des Bundesvertrages. Erst zwei Jahre nachher ward dem Könige von Spanien der Gehorsam förmlich aufgekündigt.

Der Herzog von Parma führte indessen den Krieg mit Nachdruck fort. Er eroberte am 29. Juni das blühende Mastricht, wobei die Soldaten gegen die Bevölkerung so wütheten, daß sie nachher allein als Bewohner übrig blieben. Dieser Erfolg bestimmte die Wallonen, sich mit dem Könige ganz auszusöhnen. Darüber schlossen sich die nördlichen Provinzen näher an Anjou an, indem sie ihm, um Frank-

reich's Hülfe zu erlangen, die Oberherrschaft übertrugen, aber unter großen Beschränkungen (19. Sept. 1580). Der Erzherzog Matthias verließ im nächsten Jahre die Niederlande, wo er eine ganz nichtige Rolle gespielt hatte. Der Herzog von Anjou leistete im Kriege gegen den gefährlich vordringenden Alexander von Parma wenig, wol aber trachtete er nach Vermehrung seiner Macht, da ihm die aufgelegten Beschränkungen eben so lästig waren, als die Gewalt Oranien's in Holland und Seeland. Zu diesem Zwecke wollte er sich mehrerer der wichtigsten Städte bemächtigen, und fast war er schon im Besitze Antwerpen's, als sich dort alle Parteien vereinigten, und die ganze Bevölkerung mit solcher Wuth über die Franzosen herfiel, daß sie die Stadt verlassen mußten, nachdem sie an zwei tausend Mann eingebüßt hatten (17. Jan. 1583). Anjou hatte sich dadurch so verhaßt gemacht, daß er bald darauf die Niederlande verließ, während sich Farnese die durch den Französischen Anschlag entstandene Verwirrung und Spannung bestens zu Nutze machte, und eine Reihe von Städten in Flandern unterwarf.

Um die Abgefallenen ihres wahren Hauptes, des Prinzen von Oranien, zu berauben, hatte Philipp denselben schon 1580 geächtet, und einen Preis von fünf und zwanzigtausend Goldkronen und den Adel darauf gesetzt, wenn ihn Jemand lebendig oder todt liefern würde. Der Erste, der den Versuch wagte, war ein Franzose, Johann Jauregui, den sein Herr, ein Biscayischer Kaufmann zu Antwerpen, Namens Anastro, dessen Vermögen durch Unglück im Handel zerrüttet war, dazu ermunterte. Er offenbarte sein Vorhaben einem Dominicaner in der Beichte, und empfing die Lossprechung und das Abendmahl von ihm. Hierauf ging er am 18. März 1582 nach dem Schlosse zu Antwerpen, wo der Prinz wohnte, überreichte ihm in Gegenwart mehrerer Edelleute eine Bittschrift, und drückte, während er sie las, eine Pistole auf ihn ab. Der Schuß ging durch den Kopf und verursachte dem Prinzen eine zwar gefährliche aber doch nicht tödtliche Wunde, so daß er wieder hergestellt wurde. Der Mörder war in der ersten Hitze von den Umstehenden getödtet worden, und noch nachher wurde sein Leichnam von Pferden zerrissen.

Verschiedene andere Versuche, den Prinzen zu ermorden, mißlangen gleichfalls. Endlich übernahm es ein Mensch, der sich Franz Guion nannte, mit besserm Erfolge. Er empfahl sich dem Prinzen durch seine verstellte Ergebenheit und durch seinen Eifer für die refor-

mirte Religion, und ward von ihm zu einem geheimen Geschäfte gebraucht. Für das Geld, das ihm der Prinz geschenkt hatte, kaufte er sich ein Paar Pistolen, die er, jede mit drei Kugeln geladen, zu sich steckte (10. Juli 1584). Er stellte sich vor die Thür des fürstlichen Speisesaales (es war zu Delft), während der Prinz zu Tische saß, und schoß ihm, eben, da er nach der Mahlzeit heraustrat, so geschickt mitten durch den Leib, daß er niederfiel, und gleich darauf den Geist aufgab. Er war zwei und funfzig Jahre alt geworden. Der Mörder ward auf der Flucht ergriffen, und gestand im peinlichen Verhör, daß er aus der Franche Comté gebürtig sey, und eigentlich Balthasar Gerhard heiße, daß er den Mordanschlag gegen den Prinzen schon lange gehegt, und bloß deswegen nach Holland gekommen sey, daß er von einem Franciscaner zu Tournay und einem Jesuiten zu Trier, von dem Letztern durch die Versicherung, daß er sich damit die Märtyrerkrone verdienen werde, in seinem Vorsatze bestärkt worden sey, und daß der Herzog von Parma demselben gleichfalls seinen Beifall geschenkt habe. Seine Strafe war, dem Geiste der Zeit gemäß, entsetzlich. Außer ihm waren noch vier andere Bösewichter in Delft mit demselben Anschlage gegen den Prinzen umgegangen.

---

8. Die unüberwindliche Flotte. Philipp's II. Ausgang.

Der Fall des Begründers der Niederländischen Freiheit führte gleichwol nicht ihren Verlust herbei. Außer einem, in Spanischer Gefangenschaft schmachtenden Sohne hinterließ der treffliche Wilhelm noch zwei andere, rechtmäßige, die seines Namens vollkommen würdig waren. Der ältere von diesen, Moritz, der sich bisher auf der Universität zu Leyden mit den Wissenschaften beschäftigt hatte, zeigte, obgleich kaum siebzehn Jahre alt, einen so reifen und zu Geschäften tüchtigen Verstand, daß sieben Provinzen ihn an die Spitze eines Staatsraths stellten, dem sie die Leitung ihrer Angelegenheiten übertrugen. Indessen dauerte das Glück des Herzogs von Parma im Kriege und durch Unterhandlungen fort. Er brachte Brügge zu einem Vertrage, wodurch es sich dem Könige unterwarf, dann Gent und Brüssel durch Hunger zur Uebergabe. Da er billige Bedingungen gewährte, so wuchs selbst durch diese Milde für die Staaten der Union die Gefahr, daher trugen sie dem Könige Heinrich III. von Frankreich

abermals die Oberherrschaft an, dieser schlug sie aber wiederum aus. Farnese wandte sich jetzt gegen das höchst wichtige Antwerpen. Die Belagerten vertheidigten sich muthig, bis der Herzog durch eine Schiffbrücke ihnen die Zufuhr sperrte. Ein Italienischer Baumeister, Gianibelli, ließ zwar zwei mit besonderer Kunst verfertigte Brander auf die Brücke losgehen, von denen der eine auch einen Theil derselben zerstörte und achthundert Spanier tödtete; aber von dieser Wirkung kam keine Kunde in die Stadt, so daß man dort nicht so schnelle Vorkehrungen traf, als nöthig gewesen wären, die Brücke vollends zu zerstören. Antwerpen mußte sich einige Monate nachher (17. Aug. 1585) ergeben, und weil die Niederländer die drohende Gefahr nun immer näher rücken sahen, so wandten sie sich an Elisabeth von England, welche zwar die angebotene Souveränetät ablehnte, aber Hülfstruppen schickte, unter Anführung ihres Günstlings, des Grafen von Leicester. Dieser wurde anfangs mit großem Jubel wie ein rettender Schutzengel empfangen, und mit großer Macht bekleidet. Aber Holland und Seeland, welche einen Mißbrauch dieser Gewalt fürchteten, ernannten den Prinzen Moritz zum besondern Statthalter und Oberanführer ihrer Land- und Seemacht, und gaben ihm dadurch eine Gewalt, mit der er dem Engländer die Wage halten konnte. Diese Maßregel kam aus dem Kopfe eines der feinsten Staatsmänner, des sogenannten Pensionairs von Rotterdam, Johann's von Oldenbarneveld, nachherigen Advocaten (d. h. Landsyndicus) von Holland. Bald wurden über Leicester's Willkür und Unfähigkeit große Klagen geführt, während für die Vertheidigung im Felde so wenig geschah, daß der Herzog Alexander Meister des ganzen Laufes der Maas bis an die Holländischen Gränzen wurde. Leicester verließ vor dem Ende des Jahres 1587 die Niederlande, und legte die Statthalterschaft nieder.

Sein Abgang bewirkte zunächst innere Zwistigkeiten, von außen drängte der mächtige Feind, der neue Staat war am Rande des Abgrundes. Doch zum Glück für ihn ordnete Philipp jetzt seine Wiedereroberung einem andern Plane unter. Er wollte nämlich England erobern, und ließ sich dieses Geschäft vom Papst Sixtus V., da Elisabeth wegen ihres Abfalls von Rom in den Bann gethan war, förmlich übertragen. Philipp war von Elisabeth, schon dreißig Jahre vorher, durch einen verschmähten Heirathsantrag beleidigt, späterhin hatte sie dadurch, daß sie den Niederländern Hülfe geschickt, ihm in der That Anlaß zum Kriege gegeben. Sein religiöser Eifer gegen

die protestantische Königin, und das zum größten Theile protestantische Land, stellte ihm das Unternehmen, England zu erobern, zugleich als einen rühmlichen Kreuzzug vor; er erklärte, daß er die Bezwingung dieser Ketzer als eine Gewissenssache betrachte. Die 1587 erfolgte Hinrichtung der Königin Maria Stuart setzte ihn vollends in großen Zorn, und bestimmte ihn, den Angriff nun ohne Verzug auszuführen. War England erobert, so war dem Protestantismus in Europa ein Hauptsitz und einer seiner wichtigsten Stützpunkte entrissen, die Niederländischen Provinzen mußten dann von selbst fallen. Die Eroberung Portugal's hatte die Spanische Seemacht ungemein verstärkt, und so wurde eine Flotte, an deren Ausrüstung schon einige Jahre gearbeitet war, segelfertig gemacht, die aus 130 Kriegsschiffen bestand, 2600 Stück Geschütz, und 20000 Mann auserlesener Truppen führte. Philipp selber nannte sie die unüberwindliche; die Kosten ihrer Ausrüstung berechnete man auf sechzig Millionen Thaler. Der Herzog von Medina Sidonia sollte sie führen; der Herzog von Parma in den Häfen von Nieuport und Dünkirchen ein zahlreiches Heer einschiffen, und sich mit der Flotte vereinigen, um in England zu landen. Doch die berechnetsten Pläne zeigen sich oft als die nichtigsten. Fast von dem Tage an, da die unüberwindliche Flotte aus dem Hafen von Lissabon auslief (29. Mai 1588), hatte sie mit widriger Witterung zu kämpfen. Nach großer Noth erreichte sie die Höhe von England, und ward nun von einer so auserlesenen Anzahl kleiner Geschwindsegler empfangen, daß die großen Spanischen Schiffe, die sich weit schwerfälliger bewegten, nichts ausrichten konnten. Außer diesem Umstande hatten die Engländer noch immer den Vortheil des Windes und der geschickteren Matrosen, und in fünf Gefechten trugen sie jedesmal den Sieg davon. Die Niederländer, welche die Gefahr als eine gemeinsame betrachteten, hatten auf Elisabeth's Ansuchen zwanzig Schiffe zu den Englischen stoßen lassen; durch andere ließen sie den Herzog von Parma beobachten, um ihn am Auslaufen zu verhindern. Medina Sidonia befand sich in einer so übeln Lage, daß er sich nicht getraute, den Rückweg durch den Canal zu machen, sondern um Schottland herum segelte, wobei ein furchtbarer Sturm die Flotte zerstreute, und viele Schiffe versenkte. Nur ein geringer Theil kam nach Hause, und in einem elenden Zustande. So viele Millionen waren ganz umsonst verschleudert, und der so fürchterlich drohende Feind war vor ganz Europa zu Schanden geworden. Dennoch zeigte Philipp dabei einen Gleich-

muth, von dem sich mehrere Züge in seiner Geschichte finden *). Er hörte die Unglückspost mit großer Besonnenheit an, und sagte: ich habe die Flotte gegen Menschen, nicht gegen Stürme und Klippen gesandt.

Es war ein gewaltiger Schlag, nicht nur für die Macht Philipp's, sondern für Spanien's Ansehen und Bedeutung überhaupt, die von da an zu sinken begannen. Die Niederländer athmeten wieder auf. Für den Spanischen Handel hatte die gereizte Rachsucht der Engländer die übelsten Folgen. Philipp konnte es nämlich nicht verhindern, daß die in den Americanischen Gewässern rastlos umherkreuzenden Englischen Seehelden ihm reiche Schiffe wegkaperten, und die Verbindung mit den Colonieen hinderten. Sechszehn Jahre dauerten diese Feindseligkeiten, denen die Spanier keine ähnliche entgegensetzen konnten, bis endlich unter Philipp's Nachfolger ein Friede im Jahre 1604 die Mißhelligkeiten ausglich.

Ein zweiter glücklicher Umstand für die Niederlande war Philipp's nicht minder erfolglose Einmischung in die Französischen Staatshändel, von welcher an einem anderen Orte noch die Rede seyn wird. Während der Herzog Alexander wider seinen Wunsch und Rath 1590 und 1591 Feldzüge nach Frankreich machen mußte, erhoben sich die Niederländer unter Moritzen's Führung, der ein ausnehmendes Feldherrntalent entwickelte, mit einem kleinen, aber versuchten Heere den Spanischen Eroberungen Einhalt that, und ihnen eine Reihe von wichtigen Städten wieder entriß. Moritz war nicht mehr Haupt des Staatsraths, aber Statthalter und Generalcapitain in Holland, Seeland, Utrecht, Geldern und Overyssel. Als Inhaber der höchsten Gewalt wurde die Versammlung der Deputirten aus allen sieben Provinzen der Union, Generalstaaten genannt, betrachtet.

Der Herzog von Parma starb im Unmuthe, die großen Hoffnungen, zu welchen ihn sieben Jahre vorher seine Siege berechtigt hatten, nicht erfüllt zu sehen, am 2. December 1592. Was ihm nicht gelungen war, vermochten seine talentlosen Nachfolger vollends nicht. Zuletzt kam König Philipp auf den Gedanken, den großen Streit dadurch

*) Einmal z. B. als er mit seinem Secretär eine ganze Nacht gearbeitet hatte, um wichtige Depeschen nach Frankreich auf's schnellste auszufertigen, verdarb der Secretär in der Hast den wichtigsten Bogen, indem er statt der Streubüchse das Tintenfaß darüber stürzte. Der arme Mann zitterte vor Schrecken, aber Philipp begnügte sich, ihm beide Gefäße nach einander unter das Gesicht zu halten, und weiter nichts dabei zu sagen, als: „dies ist das Tintenfaß, und dies ist das Sandfaß."

beizulegen, daß er die Niederlande mit der Franche Comté seiner Tochter Clara Isabella Eugenia abtrat (6. Mai 1598). Sie sollte den damaligen Statthalter der Niederlande, den Oesterreichischen Erzherzog Albrecht, einen Bruder des Matthias, heirathen, und die Niederlande als ein Lehen von Spanien besitzen, an welches sie im Falle des kinderlosen Todes des Vermählten zurückfallen sollten. Philipp schmeichelte sich, die vereinigten Provinzen würden unter dieser Bedingung ihren Widerstand aufgeben. Allein sie trauten nicht, selbst als ihnen die Aussicht auf Glaubensfreiheit eröffnet ward.

Philipp war am Ende seiner Laufbahn. Nichts war nach seinen Wünschen ausgeschlagen, und nach zwei und vierzigjährigem Streben, sich auf den Gipfel der Macht zu erheben, sah er sich zuletzt von seinen auswärtigen Feinden verachtet und an politischen Kräften so erschöpft, daß er in Spanien durch Geistliche eine Beisteuer von Haus zu Haus für sich einsammeln lassen mußte. Die sichersten Einkünfte des Reichs waren verpfändet, Castilien ganz ausgesogen, und von seiner baar aufgenommenen Schuldensumme (140 Millionen Ducaten) mußten jährlich so ungeheure Zinsen in's Ausland geschickt werden, daß die Einkünfte aus den Mexicanischen und Peruanischen Bergwerken gleichsam nur einen Durchzug durch Spanien machten, um anderen Nationen zu Gute zu kommen. Dazu kam, daß Philipp's steter Argwohn den Handelsverkehr zwischen Spanien und seinen Colonien so beschränkte, daß die letzteren gezwungen wurden, ihre Bedürfnisse fremden Schleichhändlern abzukaufen, wodurch dann der größte Gewinn aus diesen Besitzungen den Fremden zufiel.

Philipp hatte übrigens zuerst den Sitz der gemeinschaftlichen Regierung Spanien's nach Madrid verlegt, da Ferdinand und Isabella sich gewöhnlich in Valladolid aufgehalten hatten. Er wohnte jedoch am liebsten in seiner prächtigen Schöpfung zu Escorial, in der Nähe der Hauptstadt, wo er, einem Gelübde zufolge, ein Hieronymitenkloster gestiftet hatte, das noch jetzt zu den berühmtesten Gebäuden in der Welt gehört. Der Grund dazu ist am 23. April 1563 gelegt worden. Die sämmtlichen Kosten des Baues betrugen, nach der geringsten Angabe, acht Millionen Ducaten.

Hier im Escorial ist er auch am 13. September 1598 im ein und siebzigsten Jahre seines Alters an einer furchtbaren Krankheit gestorben. Er hatte schon seit Jahren an heftigen Gichtanfällen gelitten; zuletzt aber brachen an mehreren Theilen seines Körpers böse Geschwüre

aus, in denen sich Schwärme von Läusen erzeugten, die durch keine Kunst noch Sorgfalt der Aerzte zu vertilgen waren. Auch in dieser schrecklichen Lage, wo er noch über funfzig Tage lebte, verließ den König seine heroische Standhaftigkeit nicht, indem er die furchtbaren Schmerzen mit unerschütterlicher Ergebung trug. Philipp war klein von Person, sonst aber wohlgebildet. Sein gleichnamiger Nachfolger stammte aus seiner vierten Ehe mit Anna von Oesterreich.

---

9. Philipp III.

(1598—1621.)

Philipp III. war zwanzig Jahre alt, als er den Thron bestieg. Er war ein guter, frommer Fürst, aber auch einer der schwächsten und willenlosesten. Von seines Vaters Geschäftsthätigkeit war nichts auf ihn übergegangen. Nicht um sich ungestört den Vergnügungen zu überlassen, zu denen er eben so wenig Hang hatte, sondern im Gefühl seiner Schwäche überließ er die ganze Regierung einem Günstling, dem Marquis von Denia, den er zum Herzog von Lerma erhob. Von diesem war er so abhängig, daß ihn Furcht und Zittern befiel, wenn er ihm einmal zu widersprechen wagte. Lerma leitete Alles nach persönlichen Interessen. Sein Geschlecht erhob er so, daß die wichtigsten Aemter des Reiches an dasselbe wie ein Familienbesitz vertheilt schienen. Um den König zu fesseln und unter beständiger Obhut zu halten, bediente er sich des Rodrigo Calderon, der der Sohn eines armen Soldaten war, und es vom herzoglich Lermaischen Pagen zum Grafen von Oliva und Marquis von Siete Iglesias brachte, und ein jährliches Einkommen von hunderttausend Kronen bezog, während in allen Kassen des Reichs der äußerste Mangel war. Lerma fand den Zustand der Finanzen so schlecht, wie er früher geschildert ist. Er mußte nothwendig immer schlimmer werden, und doch verschleuderte der Minister weit mehr, als unter der frühern Regierung geschehen war. Man erhöhte den Werth der Kupfermünze, was natürlich keinen andern Erfolg haben konnte, als daß alles Silber aus dem Lande ging. Und als nun im Jahre 1609 die hohe Geistlichkeit, der die Unterhaltung der Missionarien für die Moriscos längst beschwerlich gewesen war, dem schwachen Könige gar den Befehl ablockte, sämmtliche Moriscos nun ohne alle Ausnahme aus dem Lande zu jagen, so sehr auch die

Edelleute der Provinzen, die es betraf, das höchst Verderbliche dieser Maßregel in's Licht setzten: da verlor Spanien an 800,000 seiner fleißigsten Bewohner, Ackerbauer und Gewerbtreibende, und der hohe Rath von Castilien erklärte acht Jahre nachher dem Könige selbst mit Wehmuth: so sey Spanien nie entvölkert gewesen, wie jetzt; wenn Gott nicht helfe, sey das Reich verloren; überall sehe man Ruinen von Häusern, und Niemand baue sie; Städte und Dörfer lägen verödet, und der Ackerbau und alle Gewerbe seyen im tiefsten Verfall. In der That nahmen Bevölkerung und Wohlstand so schnell ab, daß unter andern im Bisthum Salamanca von 1600 bis 1619 die Zahl der Bauern auf die Hälfte, und die ihres Rindviehs auf ein Drittheil herabkam. Handel und Gewerbthätigkeit befanden sich fast gänzlich in den Händen der Fremden, welche fünf Sechstheile des innern und neun Zehntheile des Indischen Verkehrs an sich gebracht hatten *). Die Regsamkeit des Catalonischen Seehandels war dahin. Dagegen war Spanien überfüllt mit Geistlichen; man zählte 988 wohlbesetzte Nonnenklöster, unter den Mönchen waren allein 32,000 Dominicaner und Franciscaner, und die Cortes klagten, daß, wenn dies so fortgehe, die Geistlichkeit durch Schenkungen und Kauf noch das ganze Königreich an sich bringen werde. Auch als der Herzog von Lerma 1618 von seinem eigenen Sohne, dem Herzoge von Uzeda, verdrängt ward, und dieser an seiner Statt zum obersten Minister erhoben, wurde es in Spanien nicht besser. Im scharfen Gegensatz mit diesem Verfall stand am Hofe und bei den Granden eine seltsame Mischung von Ceremoniel und Luxus, die auch auf andere Länder übergegangen ist, nirgends aber so schroff dasteht, als in Spanien.

Doch indem wir den beginnenden Verfall der Spanischen Macht am Ende dieser Periode betrachten, dürfen wir nicht vergessen, daß eben diese Zeit in manchem Betracht eine schöne Blüthe der Nation in sich schließt. Die Vereinigung der christlichen Reiche und die endliche Unterwerfung des letzten Maurischen auf der Halbinsel, der Ruhm der Spanischen Waffen durch ganz Europa und der noch weit höhere Glanz der außerordentlichen Heldenthaten des Volks in einer neuen Welt, in denen selbst die kühnen Erfindungen der Rittergedichte überflügelt schienen; alles dieses, in welchem das rege Ehrgefühl der stolzen Nation sich berauschte, begeisterte sie zu einem Schwunge, der auch

*) Ranke, Fürsten und Völker von Süd-Europa, Bd. I. S. 406.

auf dem Felde der Litteratur die schönsten Früchte trug. Denn obschon die Inquisition ihr Ziel, die große religiöse Aufregung des übrigen Europa in jenen Tagen von Spanien fern zu halten, erreichte, so wirkte sie dadurch nicht hemmend und schädlich auf die Spanische Poesie ein, weil diese mehr als bei irgend einer andern Nation von den Elementen des Katholicismus durchdrungen ist. Ja es schmolzen diese verschiedenen Bestandtheile des nationalen Lebens so zusammen, daß die berühmtesten Spanischen Dichter durch ihre Thaten eben so sehr an der politischen Wirksamkeit ihres Volkes Theil nahmen, als sie den Ruhm derselben durch ihre Werke verewigten. Garcilasso de la Vega verlor sein Leben in dem Sturm vor einer Festung (1536), und fand seinen Ruhm in der poetischen Darstellung eines romantischen Schäferlebens; Alonzo de Ercilla (gest. nach 1590) focht gegen die Araucaner in Südamerica, und besang diesen Krieg in seiner Araucana; Miguel de Cervantes Saavedra (gest. 1616), — der berühmte Verfasser des Don Quixote, dieses größten, unerreichten Romans, — in dessen Werken die Spanische Prosa ihre höchste Vollendung erreichte, verlor seinen Arm in der Schlacht von Lepanto; Lope de Vega (gest. 1635), ein Dichter von unerschöpflicher Fülle, diente auf Philipp's unüberwindlicher Flotte. Dieser Letzte ist als der eigentliche Begründer des Spanischen Drama zu betrachten, und soll an zweitausend Stücke geschrieben haben. Ihre Vollendung und schönste Blüthe erreichte indeß die Spanische Bühne erst durch Lope's Nachfolger in der nächsten Periode.

---

10. Vorläufige Anerkennung der Niederländischen Unabhängigkeit.

Da die Provinzen der Utrechter Union die Anträge des Erzherzogs Albrecht verworfen hatten, so setzte dieser, welcher mit seiner Gemahlin die Regierung der südlichen, nicht abgefallenen Provinzen wirklich angetreten hatte, den Krieg wider jene fort. Lerma glaubte eine vorzügliche Quelle ihrer Macht zu verstopfen, indem er ihnen den bisher trotz des Krieges erlaubt gewesenen Handel mit Spanien verbot. Dagegen rüsteten die Niederländer eine große Flotte aus, und verboten allen neutralen Völkern auch den Handel nach Spanien, wenn sie nicht als Feinde behandelt seyn wollten. Schon unter Philipp's II. Regie-

rung war den abgefallenen Landschaften verboten worden, aus dem ihm damals unterworfenen Lissabon Ostindische Waaren zu holen. Nun waren aber die Niederländer fast die einzigen Zwischenhändler, welche diese Waaren, die von den Portugiesen nur bis nach Lissabon gebracht wurden, in das übrige Europa weiter verführten, ein Verkehr, welcher höchst gewinnreich war, und ihnen durch seine Ausbreitung eine große Anzahl trefflicher Seeleute verschaffte. Dennoch hatte sich die Spanische Regierung verrechnet, wenn sie durch jene Verbote den Nerv der Niederländischen Macht zu lähmen glaubte. Denn da die Niederländer einsahen, daß sie den Indischen Handel nicht entbehren konnten, suchten sie nun selbst den Weg nach Ostindien, und mit so gutem Erfolge, daß sie bald Niederlassungen daselbst anlegten und den Portugiesen einzelne Besitzungen entrissen. Die verschiedenen Handlungsgesellschaften, die zum Betriebe dieser Unternehmungen an mehreren Orten entstanden waren, wurden 1602 zu einer allgemeinen Ostindischen Compagnie vereinigt welche die ausschließliche Erlaubniß zum Handel jenseits des Vorgebirges der guten Hoffnung erhielt.

Indeß ruhte auch der Landkrieg nicht. Am merkwürdigsten ist hier die berühmte Belagerung von Ostende, welches den Vereinigten Provinzen, die es noch inne hatten, als ein offenes Thor nach Flandern diente, und dessen Besitz eben darum den Spaniern äußerst wichtig war. Sie betrieben daher den Angriff mit eben so vielem Eifer, als die Eingeschlossenen sich hartnäckig vertheidigten. Erzherzog Albrecht begann die Belagerung im Juli 1601, und erst im September 1604 ward Ostende durch den Genueser Ambrosio Spinola, einen ausgezeichneten Feldherrn, eingenommen. Als der Erzherzog seinen Einzug hielt, fand er nichts als einen leeren Platz voll unförmlicher Hügel und Gräben. Die Einwohner selbst begaben sich nach Sluis, und es währte lange, ehe sich Leute fanden, die den mit faulenden Leichnamen und Todtengebeinen angefüllten Ort bewohnen wollten.

Am entscheidendsten wirkte indeß das Glück der Holländer zur See, indem es den Geldmangel der Spanier immer drückender machte. Die Americanischen Flotten waren stets in Gefahr, aufgefangen zu werden, und der Portugiesische Handel ward immer mehr zerstört. Aus diesen Gründen, und weil eine Vereinigung der Provinzen mit Frankreich noch bedenklicher schien, als ihre Selbständigkeit, wünschten der Spanische Hof und der Erzherzog die Beendigung des Kampfes, und Spinola war nicht minder dafür. Doch stellten sich dem Abschlusse

eines Definitiv-Friedens noch große Schwierigkeiten entgegen, daher wurde an einem Waffenstillstande gearbeitet. Dagegen erklärte sich zwar Moritz, aber die friedliebende Partei, an deren Spitze Oldenbarneveld stand, behielt die Oberhand, um so mehr, da auch auswärtige Vermittler, besonders Frankreich und England, dringend dazu riethen. So wurde denn zwischen Spanien, dem Erzherzoge und seiner Gemahlin auf der einen Seite, und den Vereinigten Niederlanden, die als freie Provinzen anerkannt wurden, auf der andern am 9. April 1609 ein Waffenstillstand auf zwölf Jahre unterzeichnet, welchem zufolge jeder Theil im Besitz dessen blieb, was er im Augenblicke des Abschlusses inne hatte. Holland (nach diesem einzelnen Staate wurde häufig die ganze Republik benannt) behauptete die mitten im Kriege erworbenen Handelsverbindungen in Ostindien; es sah sich in die Reihe selbständiger Staaten versetzt, und so, daß seine Freundschaft von den anderen Mächten Europa's gesucht ward.

---

11. Italien; die Päpste; Sixtus V.

Der Ausgang, der durch den Frieden von Chateau Cambresis für eine geraume Zeit geschlossenen Kämpfe zwischen Spanien und Frankreich hatte das Principat der erstern Macht in Italien fest begründet. Die ihrem Scepter unterworfenen Landschaften, Mailand, Neapel, Sicilien und Sardinien, wurden in dauerndem Gehorsam gehalten, und die übrigen Staaten der Halbinsel wagten nicht, einer dem Spanischen Interesse entgegengesetzten Politik zu folgen. Italien wurde von keinen Kriegsstürmen mehr erschüttert, es genoß des Friedens und der Ruhe, aber einer Ruhe, in welcher seine Bewohner erschlafften und von der Blüthe, der Höhe des Wohlstandes, dem schon die vielen Kriege seit dem Einfalle Karl's VIII. tiefe Wunden geschlagen hatten, immer tiefer herabsanken.

Venedig, dessen Handelsblüthe durch die neuen Wege nach Indien schon geknickt war, sah sich von den Türken auch im Mittelmeere immer lästiger beschränkt, und verlor Besitzungen an sie. In einem 1540 geschlossenen Frieden mußte es ihnen einige Plätze in Morea und mehrere Inseln abtreten. Dreißig Jahre nachher griffen die Türken Cypern, eine 1489 gemachte Erwerbung der Republik, mit großer Macht an. Damals kam ein Bündniß zwischen ihr, Spanien und

dem Papste gegen den allgemeinen Feind der Christenheit zu Stande, und der große Sieg von Lepanto (oben S. 8.) wurde erfochten. Die Fruchtlosigkeit desselben erfuhren besonders die Venetianer, denn sie sahen sich genöthigt, am 15. März 1573 einen verlustvollen Frieden einzugehen, in welchem sie Cypern abtraten. Der Friedensstand, der jetzt folgte, dauerte sehr lang; die Venetianer verweichlichten und verloren die Tugenden, welche zum Kriege und zur Behauptung einer Achtung gebietenden Stellung unerlaßlich sind.

Nächst Venedig und Mailand war die bedeutendste Macht in Oberitalien die der Herzoge von Savoyen, da ihnen auch Piemont gehörte. Die Kriege Karls V. und Franz I. waren ein harter Sturm für diese Länder. Herzog Karl III. (1504—1553) sah sich gänzlich in der kämpfenden Feinde Gewalt. Derselbe gerieth in Streit mit Genf und Bern, in welchem er an die erstere Republik die Hoheitsrechte, die sein Haus dort geübt, verlor, und an die letztere das Waadtland. Sein Sohn und Nachfolger Emanuel Philibert (1553—1580) wurde durch den Frieden von Chateau Cambresis in den von den Spaniern eingenommenen Theil seiner Länder wieder eingesetzt, und erhielt das Versprechen der gleichen Restitution von Seiten Frankreich's, die auch nachher erfolgte.

Cosmo von Medici, den wir im vorigen Bande (S. 334) als Herrn von Florenz und Siena kennen gelernt haben, wurde 1569 durch Pius V. zum Großherzog der nun unter dem Namen von Toscana vereinigten Gebiete erhoben. Doch wurde dieser Titel von den übrigen Staaten erst nach seinem Tode (1574), unter der Regierung seines Sohnes Franz anerkannt, als der kaiserliche Hof ihn 1576 bestätigte. Getreu dem alten Gewerbe ihrer Voraltern, fuhren die Großherzoge noch lange fort, Handel aller Art zu treiben, ja sie wurden sogar Theilnehmer an dem einträglichen Schleichhandel der Engländer und Holländer nach America und bei den Kapereien dieser Nationen gegen die Spanier, und nur dadurch wurde es ihnen möglich, bei den kostspieligsten Unternehmungen zu Pracht und Nutzen und bei der glänzenden Unterstützung der Künste jeder Art, wodurch ihre Regierungen sich auszeichnen, die an baarem Gelde reichsten Regenten in Europa zu bleiben.

Auf den päpstlichen Stuhl wurde nach dem Tode Pius IV. (9. December 1565) der Cardinal Ghislieri, der sich Pius V. nannte, erhoben. Als Dominicanermönch und als Inquisitor hatte er eine

große Strenge des Lebens und der Gesinnung, und einen ungemeinen Eifer gegen den Protestantismus gezeigt. Dem Systeme, welches er aus inniger Ueberzeugung *) für nothwendig und allein heilbringend hielt, folgte er jetzt noch entschiedener, und strebte, es mit unermüdlicher Thätigkeit, aber auch mit der Hartnäckigkeit, Heftigkeit und unerbittlichen Strenge, die in seinem Charakter lagen, durchzuführen. Wie er überhaupt ein peinliches Urtheil nie milderte, so verfolgte er besonders die Protestanten mit Ingrimm und bitterm Haß. Von der Inquisition verlangte er, daß sie auch längst begangenen Verbrechen nachforsche. Eine schon früher vorhandene päpstliche Bulle, genannt In coena Domini, welche nicht allein alle Ketzer, sondern auch alle Beschützer derselben verflucht, befahl er an jedem grünen Donnerstage in allen katholischen Ländern feierlich abzukündigen, wogegen sich sogar Philipp II. setzte, weil auch diejenigen Fürsten darin mit dem Banne bedroht werden, die ihre Geistlichkeit besteuern. So vielen Anstoß der Papst aber auch gab, so war doch die Wirkung einer solchen Verfahrungsweise auf die katholische Kirche und ihre Entwicklung ungemein groß. In ganz Italien wurde die Kirchenzucht geschärft.

Pius V. starb am 1. Mai 1572. Sein Nachfolger, Gregor XIII., war von einer viel milderen persönlichen Gesinnung, aber das System seiner Regierung blieb ein strenges. Um dem Protestantismus entgegenzuwirken, begünstigte er die Jesuiten und stiftete Lehranstalten zur Bildung künftiger Religionslehrer. Bei der Nachwelt ist sein Name vorzüglich im Andenken geblieben durch die Verbesserung, welche er mit dem Kalender vornehmen ließ **). Die Einführung derselben ord-

---

*) „Das Volk war hingerissen, wenn es ihn in den Processionen sah, barfuß und ohne Kopfbedeckung, mit dem reinen Ausdruck einer ungeheuchelten Frömmigkeit im Gesicht, mit langem schneeweißem Bart; sie meinten, einen so frommen Papst habe es noch niemals gegeben; sie erzählten sich, sein bloßer Anblick habe Protestanten bekehrt." Ranke, die römischen Päpste Bd. I. S. 354.

**) Bei der Feststellung des Julianischen Kalenders war das Jahr zu 365 Tagen und 6 Stunden angenommen (Th. III. S. 167) und auf der Nicäischen Synode verordnet worden, daß das Osterfest auf den Sonntag fallen solle, der auf den ersten Vollmond nach dem Frühlingsäquinoctium folgt (daselbst S. 372). Damals (im J. 325) war dies Aequinoctium auf den 21. März gefallen; nach Jahrhunderten bemerkten die Astronomen aber, daß es sich von dem 21. März entfernt, und dem Anfange des Jahres genähert habe. Den Grund dieser Erscheinung fanden sie darin, daß das tropische Sonnenjahr, oder die Zeit, in welcher sich die Erde um die Sonne bewegt, weniger beträgt als 365¼ Tage (nämlich nur 365 Tage, 5 Stunden, 48 Minuten und 48 Secunden). Also hätte

nete er durch eine Bulle vom 24. Februar 1582 an, und die ganze katholische Christenheit leistete Folge, aber die Protestanten verwarfen diese neue Einrichtung, theils weil sie sich dadurch einem päpstlichen Befehle zu fügen geschienen hätten, theils weil man auch den neuen Kalender nicht für fehlerfrei hielt.

Zu den Zeiten Gregor's trat eine schlimme Plage Italien's hervor, das Unwesen der Räuber und Banditen nämlich, in welche sich bei dem dauernden Friedensstande die alten Söldnerschaaren verwandelten. Im Kirchenstaate vermehrten sich diese Frevel dadurch, daß Gregor, um seine Einnahme zu vergrößern, viele Lehnsgüter einzog, wodurch mancher vertriebene Edelmann bewogen ward, sich an die Spitze bewaffneter Schaaren zu stellen, die raubend und mordend im Lande umherzogen. Die alten Parteien standen wieder auf, und bekämpften einander; die frechsten Gewaltthätigkeiten wurden ungestraft verübt.

Gregor starb am 10. April 1585 in einem Alter von drei und achtzig Jahren. Sein Nachfolger Sixtus V. hat einen so berühmten

---

man 11 Minuten und 12 Secunden zu viel angenommen. Diese Unrichtigkeit machte im Jahre 1582 schon einen Irrthum von 10 Tagen aus; und daher kam es denn auch, daß, nach den Beobachtungen der Astronomen, damals die Nachtgleiche auf den 11. März fiel. So konnte es nun unmöglich bleiben, weil sonst die Jahreszeiten allmählig in andere Monate gerückt seyn würden. Unter mehreren Vorschlägen, welche Gregor X. zur Verbesserung des Kalenders gemacht wurden, genehmigte er den des Calabresen Aloysius Cilius, und nachdem noch andere einsichtsvolle Astronomen zu Rathe gezogen worden, wurde festgesetzt: 1) daß man die zehn Tage, um welche man sich verspätet habe, überspringen, und gleich nach dem 4. October 1582 den 15. schreiben solle, um wieder in das rechte Geleise zu kommen; und 2) daß man, um in dem Geleise zu bleiben, alle 400 Jahre drei Tage aus dem Kalender weglassen solle. Nur so könne das Frühlingsäquinoctium auf den 21. März fixirt werden. Gregor verordnete also, daß das Schlußjahr jedes Jahrhunderts nicht, wie bis dahin, ein Schaltjahr, sondern ein Gemeinjahr, und nur das vierte Mal ein Schaltjahr seyn sollte. Das Jahr 1600 blieb ein Schaltjahr, aber 1700 und 1800 sind Gemeinjahre gewesen. Eben so wird 1900 ein Gemeinjahr, aber 2000 wieder ein Schaltjahr seyn. Bei dieser Einrichtung häuft sich der Unterschied von der Wahrheit erst nach 3600 Jahren zu einem Tage an. — Die Protestanten in Deutschland nahmen die verbesserte Zeitrechnung erst 1700 an, und in dem Kalender dieses Jahres folgte auf den 18. Februar gleich der 1. März. Jetzt würde man schon zwölf Tage überspringen müssen. Den Russen und Griechen, die noch immer nach dem alten Kalender schreiben, steht dieser Sprung noch bevor; England und Schweden haben sich erst um die Mitte des verflossenen Jahrhunderts dazu bequemt. Auch hatten die Deutschen Protestanten damals die vom Papste vorgeschriebene Berechnung des Osterfestes nicht angenommen; vielmehr bestimmten sie es noch lange nach einer besondern Methode, und entschlossen sich erst 1775 dem Gregorianischen Kalender beizutreten.

Namen erworben, daß wir sein Leben ausführlicher erzählen wollen. Er war geboren am 13. December 1521 zu Grotte a Mare, einem zu dem Flecken Montalto gehörigen Orte in der Mark Ancona. Sein Vater, Namens Peretti, gehörte einem Slavischen Geschlechte an, welches, vor den Türken flüchtend, in das päpstliche Gebiet gekommen und gänzlich verarmt war, so daß Sixtus späterhin selbst scherzend zu sagen pflegte, er stamme in sofern aus einem durchlauchtigen (illustri) Hause, als sein väterliches Dach zerlöchert war, und mithin ringsumher durchleuchtet wurde (illustraretur). Da seine Eltern ihn nicht lange ernähren konnten, so gaben sie ihn im neunten Jahre seines Alters zu einem Pachter in Dienst, dessen Schweine er hüten mußte. Einst zeigte er einem vorbeireisenden Franciscaner, der nach Ascoli gehen wollte und sich verirrt hatte, den rechten Weg, und entdeckte ihm bei dieser Gelegenheit seinen Wunsch, daß ihn ein Mönch in Dienst nehmen und Gelegenheit zum Lernen geben möchte. Der Franciscaner nahm ihn hierauf mit in das Kloster Ascoli, wo er in seinem dreizehnten Jahre (nach einer andern Erzählung sogar schon im elften) völlig als Mönch eingekleidet wurde, und, als ahnete er gleichsam das Ziel, das auf diesem Wege seiner wartete, seinen Taufnamen Felix (glücklich) nicht ändern wollte, trotz der hergebrachten Sitte. Hier legte er sich auf alte Sprachen, Rhetorik, Philosophie und Theologie, und zeichnete sich überall, wohin er kam, durch den eifrigsten Fleiß und durch eine fast eigensinnige Pünctlichkeit in der Erfüllung seiner Pflichten aus. Er mußte aber oft mit den Klöstern und Städten wechseln, denn eben dieser Eigensinn und ein Streben, Andere tadeln und beherrschen zu wollen, machten ihn überall verhaßt. Besonders ärgerte er die Mönche mit seiner Streitsucht, indem er jeden herausforderte, und vermöge seiner großen Geistesgewandtheit und Fertigkeit im Disputiren gewöhnlich den Sieg davon trug. Diese Anmaßung, verbunden mit seiner wirklichen Ueberlegenheit, drückte die trägeren und ungeschickteren Mönche höchst empfindlich. Bald verklagten sie ihn bei den Oberen, bald rächten sie sich selbst an ihm, indem sie z. B. das Grunzen der Schweine nachahmten, um ihn an seine vorige Beschäftigung zu erinnern.

In seinem drei und zwanzigsten Jahre (1544) ward er Vorleser des geistlichen Rechts zu Rimini, 1546 zu Siena, und 1548 erhielt er im Kloster zu Fermo die Doctorwürde. Die große Geschicklichkeit, mit der er theologische Sätze wider die Gegner verfocht, und verschie-

dene schriftstellerische Versuche machten ihn von nun an immer bekannter, so daß er bald hierhin, bald dorthin als Lehrer gesandt ward. Auch nach Rom kam er, und erwarb sich dort durch seine Predigten die Freundschaft des Ignatius von Loyola. In Venedig, in Perugia, in Neapel — überall hielt man ihn für einen gescheuten und gelehrten Mann, aber auch fur einen unerträglichen Streiter, und fast immer war der Haß seiner Vorgesetzten die Ursache, warum er jeden Ort so bald wieder verließ. Seine bekannte Gemüthsart verschaffte ihm 1557 den Posten eines Ketzerrichters im Venetianischen Gebiete. Hier kam er mit dem Senat bald so hart zusammen, daß der Zänkereien gar kein Ende war, und er sich nach zwei Jahren schon wieder entfernen mußte. Er kam in Rom an, als Papst Paul IV. eben gestorben war, und der Pöbel, erbittert auf die Inquisition, alle Gefängnisse derselben öffnete, die herrliche Bildsäule des Papstes zerschlug und beschimpfte, und sich gewiß auch an seinem Leichnam vergriffen hätte, wenn die Wache nicht so stark gewesen wäre. „Wäre ich jetzt in Venedig, sagte der Pater Felix zu seinen Freunden, so könnte mir dort leicht bei meinem Leben begegnen, was hier dem todten Papste widerfährt."

Dennoch sandte der neue Papst, Pius IV., 1560 ihn noch einmal dorthin, und er ließ in nichts von seinem Eifer nach. Bald forderte er Einen zur Verantwortung vor sich, bald sprach er gegen einen Andern den Bann aus, und als ihn der Senat bedeutete, daß jeder, dem der Inquisitor den Proceß mache, doch nach den Landesgesetzen von der weltlichen Obrigkeit bestraft werden müsse, ließ er eine heftige Schrift gegen den Senat an die Marcuskirche heften. Aber darauf folgte schnell ein Befehl, ihn für diese Verwegenheit ins Gefängniß zu setzen. Er entkam eben noch zu rechter Zeit, und floh nach Rom. Hier entschädigte ihn der Papst bald durch andere Aemter und einzelne ehrenvolle Aufträge. Im Jahre 1565 begleitete er als Gesandtschaftstheologe den Cardinal Buoncompagno (den nachmaligen Papst Gregor XIII.), der als Legat nach Spanien ging. Hier erwarb er sich bald ein großes Ansehn, und König Philipp II., vor dem er predigte, wollte ihn zu seinem Hofprediger machen. Er lehnte jedoch diese Ehre ab, und kehrte mit großen Geschenken nach Rom zurück.

Noch in demselben Jahre war Pius IV. gestorben, und sein Nachfolger Pius V. war ein alter Freund Peretti's, welcher die Wirkungen der neuen Macht seines Freundes schon unterwegs empfand; er ward nämlich zum Generalvicarius oder Oberhaupt des Francisca-

nerorbens ernannt, erhielt bald darauf ein Bisthum, und endlich 1570 die höchste Gunst, die der Papst ihm erweisen konnte, die Cardinalswürde, welcher ein Jahrgeld von zwölfhundert Scudi hinzugefügt war. Er ließ jetzt seinen Tauf- und Vaternamen fahren, und nannte sich von seinem Geburtsorte den Cardinal Montalto. Nachher ertheilte ihm Pius V. noch das Erzbisthum Fermo im Kirchenstaat.

War er vom Stande des Schweinehirtenjungen so hoch gestiegen, wie hätte er nicht vom Cardinal zum Papst hinaufzurücken hoffen dürfen? In der That war dies jetzt sein einziger Gedanke und das Ziel aller seiner Bestrebungen. Hatte er bisher in seinen Aemtern die größte Gewissenhaftigkeit, Strenge und Thätigkeit bewiesen, so fing er jetzt an, mit Bekämpfung seiner innersten Neigung den Gleichgültigen, Kalten, Nachsichtigen und Schwachen zu spielen. Auch unter Gregor XIII. nahm er den Schein der Bescheidenheit und der Genügsamkeit an. Er fragte Andere viel um Rath, drängte sich nicht zu Geschäften, und entzog sich sogar manchen, zu denen er berufen ward. Er sagte oft, er habe zu seinen drei Gelübden von jeher noch das der Dankbarkeit hinzugefügt, und dadurch machte er Allen die Hoffnung, als werde er es Denen, die ihn einmal unterstützen würden, vorzüglich vergelten. Er stellte sich auch von aller Vorliebe für seine Verwandten weit entfernt, wodurch die Päpste sich gewöhnlich so verhaßt machen; ja als sein Neffe Franz Peretti um seiner schönen Frau willen (wie man allgemein glaubte, auf Anstiften eines Herzogs von Orsini) auf der Straße ermordet ward, und alle Cardinäle ihm dieserhalb ihr Beileid bezeigten, schien er sehr gefaßt darüber zu seyn, und veränderte sein ruhiges Betragen selbst gegen den Mörder nicht. Bei dem Volke suchte er so sehr das Ansehn eines wohlthätigen Menschenfreundes zu erlangen, daß er sogar einiges Silbergeschirr aus seiner Hauscapelle versetzen ließ, um nur recht viel Geld zu Almosen übrig zu haben. Gegen seine Collegen war er äußerst verbindlich und dienstfertig, er ehrte und lobte sie oft, und ließ von seiner angestammten Begierde zu herrschen nichts mehr sehen. Auch soll er sich weit älter gestellt haben, als er wirklich war, mit der Miene eines kranken, hinfälligen Greises hustend einhergegangen seyn, und viel von seinem nahen Tode gesprochen haben. Er bewohnte ein stilles Landhaus vor der Stadt, und beschäftigte sich mit gelehrten Arbeiten.

Nach dem Tode Gregor's XIII. waren im Conclave die Parteien sehr getheilt, und dies war Montalto's Glück. Als man sich über die

vornehmeren Cardinäle nicht vereinigen konnte, traten einige vielbedeutende Männer zum Besten dieses ärmern und schwächern Bruders zusammen, und ohne die Stimmen schriftlich zu sammeln, rief man ihn in der Capelle, auf dem sogenannten Wege der Adoration, laut zum Papste aus. Als die Wahl geschehen war, sah man den gebückten keichenden Greis seine Krücke rasch wegwerfen, und mit der Munterkeit eines kraftvollen Mannes dastehn. Das Volk erstaunte über seinen majestätischen Gang, als der feierliche Zug ihn in die Peterskirche führte, und ein Cardinal konnte sich nicht enthalten, in seiner Gegenwart über sein verändertes Ansehn eine Bemerkung zu machen. „Monsignor, sagte Sixtus darauf (denn diesen Namen wollte er führen), als wir noch Cardinal waren, gingen wir mit gebeugtem Nacken, weil wir die Schlüssel des Himmels auf der Erde suchten; jetzt, da wir sie gefunden haben, sehen wir gen Himmel auf, weil wir auf der Erde nichts weiter nöthig haben." Bei dem Gastmahle, das er den vornehmsten Cardinälen bald nach seiner Thronbesteigung gab, und bei welchem sich Viele an ihn drängten, in der Hoffnung, zu seinen Vertrauten erwählt zu werden, legte er ihnen den Spruch: „Du bist Petrus und auf diesen Felsen will ich meine Gemeine bauen," mit solchem Nachdruck aus, daß keiner mehr daran dachte, sein Mitregent seyn zu wollen *). Er litt es nicht einmal, daß sie etwas zu seiner Bequemlichkeit in seinem Palaste anordneten, und gab sogleich selbst Befehle, die von großer Klugheit zeugten. Seine Neigung zum Herrschen trat nun so entschieden und lebhaft hervor, daß ganz Rom davon erschrocken war. Und wahrlich, er war zum Herrscher geboren. Er hatte, sagt ein Zeitgenosse von ihm, eine bewundernswürdige Kraft in seinen Ausdrücken, und wenn er gar im Zorne sprach, und dazu seine schrecklichen Blicke funkeln ließ, so schien es, als wenn er donnerte. Selbst seine Milde war mit einem furchtbaren Ernste vermischt. Als jener Orsini ihm seinen Glückwunsch abzustatten kam, berührte Sixtus jenen Mord seines Neffen

*) Alle diese Züge beruhen auf der Annahme, daß Sixtus durch listige Verstellung Papst geworden sey, indem die Cardinäle ihn in der Erwartung, daß er nur noch kurze Zeit zu leben habe und sich bei seiner großen Schwächlichkeit mit leichter Mühe leiten lassen werde, gewählt haben sollen. Aber diese ganze Erzählung ist höchst zweifelhaft. S. Ranke a. a. O. Bd. I. S. 443. u. Bd. III. S. 317 fg. Ueberhaupt schreiben sich in dem Leben dieses Papstes viele Anekdoten aus einer sehr trüben Quelle, seiner Biographie von Leti, her, die aber nicht füglich alle weggelassen werden können, weil sie so bekannt sind, daß oft darauf angespielt wird.

ganz leise, und fügte dann hinzu: „So wie wir euch Alles verzeihen, was ihr dem Hause Peretti Böses zugefügt habt, so werden wir euch das doch nie vergeben, was ihr gegen den Sixtus begehen solltet. Geht sogleich, und entlaßt aus eurem Gebiete alle Banditen, denen ihr bisher Aufnahme und Schutz zugestanden habt. Geht und gehorcht!" Der stolze und mächtige Herzog gehorchte nicht bloß, sondern verließ sogar aus Furcht den Kirchenstaat.

Es war gewöhnlich, daß am Krönungstage eines Papstes Geld unter das Volk ausgeworfen wurde. Sixtus befahl, um die Mißbräuche dieser Wohlthat zu verhüten, daß das bestimmte Geld den Armen und Kranken in die Häuser und Spitäler gebracht werden sollte. Auch das am Krönungstage gewöhnliche prächtige Gastmahl stellte er ein, weil ihm diese Verschwendung bei dem damaligen Mangel an Lebensmitteln übel angebracht schien. Noch ernstlicher eiferte er gegen die Sitte, die von der vorigen Regierung her in den Gefängnissen sitzenden Verbrecher loszulassen. Dadurch wurden Viele sehr übel getäuscht. Liederliche Menschen nämlich, die den Nachsuchungen der Obrigkeit bis dahin noch entgangen waren, pflegten sich nun von selbst einzustellen, um der allgemeinen Verzeihung mit theilhaftig zu werden, und nachher aller Verantwortung erledigt zu seyn. „Wie? rief Sixtus, als man ihn deshalb fragte: ist es euch noch nicht genug, daß die Richter dreizehn Jahre hindurch (während Gregor's XIII. Regierung) geruht haben? Nicht Gnade, Gerechtigkeit ist Noth, und damit Jedermann sehe, daß uns Gott deswegen auf St. Peter's Stuhl erhoben habe, daß wir die Guten belohnen und die Lasterhaften bestrafen sollen, so wollen wir schlechterdings, daß gleich an unserm Krönungstage vier der Strafbarsten hingerichtet werden sollen." Zugleich ward dem Statthalter und seinen Unterbedienten angedeutet, daß sie für jeden Gefangenen, der sich retten würde, eine ansehnliche Strafe erlegen müßten. Den Cardinälen, die für die Verurtheilten bitten wollten, sagte Sixtus, er sey nicht nur fest entschlossen, die Verbrecher strenge zu bestrafen, sondern auch die genaueste Untersuchung anzustellen, von wem sie bisher beschützt worden wären, und wer sie noch beschützen wolle, um es an diesen ebenfalls mit Schärfe zu ahnden. In der That that Strenge Noth. Außer den unter der vorigen Regierung so sehr überhand genommenen Banditenfreveln sah man eine außerordentliche Sittenlosigkeit in Rom, Betrügereien und Ausschweifungen aller Art; Obrigkeiten trieben einen Handel mit Bedienungen, Mütter und Ehemänner mit ihren Töchtern

und Weibern, und die große Armuth des Volks begünstigte die Lasterhaftigkeit nur noch mehr.

Gregor XIII. hatte, um dem Banditenunfug zu steuern, zahlreiche Kriegsvölker zu Fuß und zu Pferde durch die Staaten zerstreut, ja noch achthundert fremde Soldaten aus Corsica kommen lassen. Allein sie hatten sämmtlich nicht die mindesten Dienste geleistet. Kaum war Sixtus Papst geworden, als er alle diese unnützen Waffenknechte abschaffte, ja sogar die Zahl der Häscher um die Hälfte heruntersetzte. Er wollte zeigen, daß er sich selbst genug sey. Nicht viel Gesetze geben, aber die gegebenen auf das strengste vollziehen war sein weiser Grundsatz. Ein junger Mensch war eingezogen worden, weil er ein Frauenzimmer gewaltsam entführt hatte. Der Oheim des Schuldigen glaubte, weil er dem Papste ehemals Gefälligkeiten erzeigt habe, seine Lossprechung leicht erhalten zu können; allein Sixtus antwortete ihm: „Ich erinnere mich deiner Freundschaft mit Vergnügen, doch dieses geht deinen Neffen nichts an. Willst du sein Fürsprecher seyn, so sey es bei Gott für seine Seele." Wirklich wurde der junge Mensch in Kurzem vor dem Hause aufgehängt, aus welchem er das Mädchen entführt hatte, und als Sixtus erfuhr, daß die Richter der That bei der Untersuchung eine unschuldige Wendung hatten geben wollen, ließ er einen derselben auspeitschen, und den andern jagte er fort. Allen Baronen und Gemeinden ward scharf anbefohlen, auf die Banditen ein wachsames Auge zu haben, und ihre Gebiete von ihnen zu reinigen. Sobald die Sturmglocke geläutet würde, sollte Jedermann sich bewaffnet einfinden, um gemeinschaftlich so viele todtzuschlagen oder zu fangen, als man erreichen könne. Für den Schaden, den entwischte Räuber anrichten würden, sollten die Barone und Gemeinden haften, und noch außerdem den gleichen Betrag an die päpstliche Kammer zahlen. Alle Großen, welche die Banditen auf irgend eine Art beschützen würden, sollten sammt ihrer Familie auf immer aus dem Kirchenstaate verbannt, ihre Häuser und Schlösser geschleift und ihre Güter eingezogen werden. Auch wurden Preise auf die Köpfe der Banditen gesetzt, und alle eingesandte Köpfe wurden über den Stadtthoren zu beiden Seiten der Brücke bei der Engelsburg aufgesteckt. Einst ging der Papst durch die Stadt, und erblickte den Anführer der Landhäscher. „Wer bist du?" fragte er ihn hastig. Zitternd sagte es jener. „Du Lügner! fuhr ihn der Papst mit fürchterlicher Stimme an, wie kannst du der Anführer der Landhäscher seyn, da du in der Stadt umherspazirst? — Werft

ihn in Ketten!" Am Abend ließ er ihn zu sich kommen, und kündigte ihm Verzeihung an, wenn er ihm in acht Tagen ein halbes Dutzend Banditen einbrächte. Freudig durchstrich der Häscherhauptmann mit seinen Leuten die umliegende Gegend, und lieferte noch vor Ablauf der bestimmten Zeit vier lebendige Banditen nebst den Köpfen von drei umgebrachten, wofür ihn der Papst mit einer goldenen Kette beschenkte.

Viele hatten geglaubt, das sey nur das erste Feuer des neuen Regenten, welches bald genug verrauchen werde, aber diese irrten sich. Bis zu seinem letzten Athemzuge beseelte ihn dieser Eifer für die Ruhe seiner Staaten, und wirklich erreichte er auch seinen Zweck bewundernswürdig schnell. Was Niemand möglich geglaubt hatte, sah man jetzt durch des Papstes, freilich mit Grausamkeit und Willkür gepaarte Strenge verwirklicht. Sicherheit war an die Stelle der außerordentlichen Verwilderung getreten, und noch war Sixtus kein Jahr Papst, als die Banditen beinahe vertilgt waren. Auf die Klagen benachbarter Fürsten, daß die aus dem Kirchenstaate verscheuchten Räuber nun ihre Gebiete überschwemmten, soll Sixtus geantwortet haben: „Sie mögen nur meinem Beispiele folgen, oder mir ihre Länder abtreten; ich will die Banditen schon hinausbringen." Es war sonst ein Hauptfest des Pöbels gewesen, einen Juden auf der Straße zu necken und zu zerzausen. Sixtus ließ einen Bedienten, der einem Juden den Hut in's Wasser geworfen hatte, öffentlich auspeitschen, und nun hatten die Juden in Rom Frieden. Ein Edelmann aus Neapel, Namens Tasca, der in Rom lebte, hatte eine seiner Beischläferinnen seinem Verwalter zur Frau gegeben, und lebte mit ihr in fortdauerndem Ehebruche. Als er deswegen eingezogen wurde, behauptete er, die Römischen Gesetze seyen für ihn als Ausländer nicht vorhanden. „Gut, sagte Sixtus, sie können alle drei an einem Neapolitanischen Strick gehängt werden." Wirklich wurden der Verwalter und die Frau gehängt, und Tasca kam auf die Galeeren. Zaudern war dem Papste in allen Dingen so verhaßt, daß er die Richter dringend ermahnte, alle peinliche Processe schleunigst zu Ende zu führen, indem er weit lieber die Galgen und Galeeren als die Gefängnisse angefüllt sähe.

Durch solche schnelle Gerechtigkeitspflege hatte er sich so furchtbar gemacht, daß man sogar im Scherze, wenn Jemand etwas Verfängliches sagte, die drohende Erinnerung machte, „daß Sixtus regiere!" Ja Mütter brachten mit dem Zurufe: „Sixtus kommt!" ihre ungezogenen Kinder zum Schweigen. Diese Furcht unterhielt er selbst sehr

sorgfältig, indem er wirklich oft durch die Straßen ging, und auch wol Kundschafter besoldete, die ihm Alles anzeigen mußten. Ließ er doch wol Verbrechen untersuchen, die lange vor seiner Thronbesteigung verübt worden waren, welches einem Spaßvogel Anlaß zu einer witzigen Pasquinade gab. Man fand eines Morgens die Bildsäule des Apostels Petrus reisefertig angekleidet, und im Munde des gegenüberstehenden Paulus einen Zettel, mit der Frage, warum er Rom verlassen wolle. „Dem Sixtus zu entfliehen, lautete die Antwort, ehe er mir für das Ohr, das ich dem Knechte in Gethsemane abgehauen habe, den Proceß macht."

Indessen war Sixtus nicht bloß der strenge Richter, sondern auch der weise Versorger seines Volks, und thätiger Beschützer der Gewerbe und Künste. Er theilte zur Zeit der Theurung Getreide aus seinen eigenen Vorräthen an die Aermsten aus, und wehrte allem Kornwucher. Den vielen Müßiggängern gab er Beschäftigung, indem er die sehr verfallenen Wollenmanufacturen und Seidenwebereien herstellte, und heruntergekommene Arbeiter unterstützte er mit baaren Vorschüssen; und da er hörte, daß das Unglück vieler Kaufleute daher rühre, daß die vornehmen Herren nach Belieben Waaren bei ihnen nähmen, und sie, wenn sie ihr Geld zu fordern kämen, mit Schlägen ablohnten, so befahl er einmal allen Kaufleuten, ihm die Schuldregister zu bringen. Wie schnell liefen da die Schuldner in die Läden, und bezahlten noch in der Nacht ihre Rechnungen, um nur den Papst nicht zum Gläubiger zu bekommen! Auch machte er sich durch das dankbare Andenken an alle Diejenigen, die ihm einst im niedern Stande Dienste erwiesen hatten, einen guten Namen. Er vergaß keinen, und belohnte sie auf die edelste Art.

Endlich erwarb er sich auch große Verdienste um die Verschönerung der Stadt. Er legte in Rom sechs neue Straßen an, gab Verordnungen zur Erhaltung der Reinlichkeit, erweiterte den Palast auf dem Monte Cavallo und den Vaticanischen, und legte eine Wasserleitung an, die von viertausend Arbeitern in drei Jahren zu Stande gebracht wurde. Sie führte der Stadt aus einer Entfernung von zwanzig Italienischen Meilen, in unterirdischen Canälen und über gewölbte Bogen hin, das klarste Wasser zu. Das Werk kostete über 300,000 goldene Scudi, und das Geld dazu war aus seinen eignen Ersparnissen genommen. Er war es ferner, der den kühnen Gedanken faßte, von den vierzig Aegyptischen Obelisken, die eine Zierde des alten Rom

gewesen waren, jetzt aber in Trümmern lagen, einige wieder aufrichten zu lassen. Einer hatte sich noch ganz erhalten, allein er stand hinter der Sacristei der Peterskirche, und steckte fast zur Hälfte im Schutte. Mehrere Päpste hatten ihn schon wollen ausgraben und an einen Ort bringen lassen, wo er besser in's Auge fiele, allein die Schwierigkeit und Kostspieligkeit des Unternehmens hatte sie wieder abgeschreckt, denn der bloße Schaft dieser ungeheuren Granitsäule wog gegen 992,000 Pfund. Der berühmte Baumeister Fontana vollbrachte das Meisterstück der Maschinenkunst, diese außerordentliche Last durch die zusammengesetztesten Werkzeuge aus der Erde zu heben, und in zwei und funfzig abgesetzten Bewegungen an ihren neuen Ort, den großen Platz vor der Peterskirche, hinzuschaffen. Achthundert Menschen und hundert und vierzig Pferde wurden dazu erfordert. Der ganze Obelisk war in ein besonderes Gehäuse eingeschlossen, um nicht zu zerbrechen; der Baumeister war auf einem erhöhten Sitze, und gab mit einer Trompete das Zeichen zu den Bewegungen. Jeder Hub verursachte ein Dröhnen, das dem Erdbeben und dem Krachen des Donners glich. Am 30. April 1586 begann die Arbeit, in den heißen Sommermonaten ruhte sie, im September wurde sie vollendet. In den drei folgenden Jahren ließ Sixtus noch drei kleinere Obelisken ausgraben, zusammensetzen, und an schicklichen Plätzen aufrichten, wo sie noch zu sehen sind. Mehrerer gemeinnütziger Anlagen und Gebäude zu geschweigen, vollendete er auch die berühmte Kuppel der Peterskirche *), und trieb dabei nach seiner Weise den Baumeister so sehr an, daß das Ganze durch Hülfe von sechshundert Menschen, die zum Theil sogar des Nachts arbeiteten, in zwei und zwanzig Monaten zu Stande kam.

So viel that ein Mann, der in seinem vier und sechzigsten Jahre zur Regierung kam und in seinem neun und sechzigsten schon die Welt verließ! Und trotz so kostspieliger Unternehmungen legte er, der völlig erschöpfte Cassen vorfand, in den drei ersten Jahren drei Millionen Scudi (fünf Mill. Thaler) in der Engelsburg nieder, als einen bleibenden Schatz für seine Nachfolger, den sie aber nur in außerordentlichen Fällen, die er genau bestimmte, sollten angreifen dürfen. Um Ersparungen zu machen, vernachlässigte er sich selbst sehr, er soll sogar geflickte Hemden getragen haben. Aber die haushälterischen Einrich-

*) Julius II. hatte den Bau dieser neuen Peterskirche begonnen, und sich dazu des berühmten Baumeisters Bramante bedient; Leo X., Paul III. und Gregor XIII. hatten ihn fortgesetzt.

tungen allein genügten bei weitem nicht; daher ging Sixtus, um so große Summen herbeizuschaffen, auf dem von seinen Vorgängern eingeschlagenen Wege fort, welcher der Staatswirthschaft zuletzt verderblich werden mußte. Zwei Dinge waren Hauptquellen der päpstlichen Einkünfte: der Verkauf von Aemtern, die Sporteln trugen, aus welchen die Käufer sich bezahlt machten, und Anleihen *). Sixtus schöpfte aus beiden in noch größerem Maße als die früheren Päpste, er erhöhte die Preise der schon bestehenden Aemter und schuf neue **). Die Zinsen der Anleihen wurden durch drückende Auflagen und Lasten bestritten.

Als geistliches Kirchenoberhaupt bemühte sich Sixtus ernstlich für die Erhöhung seines Ansehns, und nahm daher thätigen Antheil an den damaligen Welthändeln. Darum unterstützte er Philipp II. eifrig in dessen Kriege gegen Elisabeth von England; andrerseits aber fürchtete er, daß der päpstliche Stuhl von der Spanischen Macht zuletzt als ein willenloses, ganz abhängiges Werkzeug behandelt werden könnte, und arbeitete daher heimlich daran, sie zu schwächen. Ja er soll ernstlich daran gedacht haben, die alten päpstlichen Ansprüche auf das Königreich Neapel, sobald Philipp II. gestorben seyn würde, mit Waffengewalt geltend zu machen. Obgleich er die Königin Elisabeth in den Bann that, verbot er doch bei Galeerenstrafe, in Rom Schmähschriften oder Satiren auf sie zu machen, und meinte, daß man für ihre königliche Würde und Würdigkeit alle Achtung haben müsse.

Ganz Thätigkeit und Leben, wie er war, hatte er immer gern der Worte Vespasian's gedacht: ein Kaiser müsse stehend sterben. So ließ er sich denn auch durch die immer näher rückende Krankheit nicht von seinen gewöhnlichen Geschäften abhalten, bis der Tod selbst ihn dabei überraschte (27. Aug. 1590). Der Pöbel, aufgebracht über die schweren Abgaben, jubelte laut, und riß im wilden Taumel die Bildsäule eines seiner größten Regenten nieder.

---

12. Italienische Kunst und Litteratur.

Während der Zustand der Italienischen Staaten höchst unruhig und schwankend und alle Kräfte in Bewegung waren, gediehen die geistigen

*) Ranke, a. a. O. Bd. I. S. 401 fg. **) Daselbst S. 463 fg.

Bestrebungen weit besser als nachher in der erschlaffenden Trägheit des Friedens. Die Zeit vom Ausgange des funfzehnten bis gegen die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts glänzt als das goldene Zeitalter der Italienischen Kunst und Litteratur, und diese haben so folgenreich auf die höhere Cultur von ganz Europa gewirkt, daß wir hier nothwendig einen Blick darauf werfen müssen, indem wir zugleich bei der Geschichte einiger der berühmtesten Künstler etwas länger verweilen.

In der zweiten Hälfte des funfzehnten Jahrhunderts lernten die Maler in Toscana durch aufmerksames Beobachten der Natur, durch den Anbau mehrerer wissenschaftlichen Theile der Kunst, namentlich der Perspective, und durch die allgemeinere Verbreitung der Oelmalerei, sich in ihrem Kunstelemente immer freier bewegen. Von denen, welche in Florenz auf diese Weise die höchste Blüthe der Malerei vorbereitet haben, nennen wir hier nur drei der berühmtesten: Benozzo Gozzoli, Domenico Ghirlandajo und Andrea Verocchio. Auch in andern Gegenden Italien's gelangte diese Kunst nunmehr zu höherer Ausbildung und Eigenthümlichkeit des Charakters; im Kirchenstaat zeichnete sich Pietro Vannucci aus, von seinem Aufenthaltsorte gewöhnlich Pietro Perugino genannt; zu Mantua hob sich die Kunst durch Andrea Mantegna, zu Venedig durch die beiden Brüder Gentile und Giovanni Bellino, durch Cima da Conegliano und andere berühmte Männer. Der Charakter der verschiedenen Richtungen, welche sich so allmählig bildeten, wird sich am deutlichsten bei der näheren Betrachtung derjenigen der größten Meister ergeben, in deren Werken sich jede von ihnen am vollständigsten ausgesprochen hat. Zu diesen gehen wir jetzt über.

Leonardo da Vinci, so genannt von dem Flecken Vinci im Arnothale unweit Florenz, wo er 1452 geboren ward, fühlte schon als Knabe eine außerordentliche Begierde, etwas Herrliches zu schaffen und damit vor Anderen hervorzuleuchten. Da er sich zuerst auf das Zeichnen warf, so folgte sein Vater dem Winke der Natur, und gab ihn bei dem schon erwähnten Andrea Verocchio in die Lehre, der nicht nur Maler, Bildhauer und Baumeister zugleich war, sondern auch ein herrliches Talent zur Musik, und gute mathematische Kenntnisse hatte. Dieser Mann mit seinen vielen Künsten kam dem ruhmbegierigen Schüler so beneidenswürdig vor, daß er mit Ernst beschloß, ihm eine nach der andern abzulernen. Ein unablässiger Fleiß und Nachahmungseifer hielt den lebhaften Jüngling nun mehrere Jahre lang an die

Werkstätte gefesselt, und endlich brachte er es dahin, daß der Meister ihn beneidete. Wenn er den ganzen Tag gemeißelt, gezeichnet, gemalt und Farben gemischt hatte, spielte er zur Erholung des Abends noch ein paar Stunden auf der Geige und dichtete artige Lieder. Er focht auch dabei trefflich, und tummelte zu seinem Vergnügen die wildesten Pferde. Alles that er mit Auszeichnung, und es stand ihm wohl an, denn die Natur hatte ihm ein edles Gesicht und einen kraftvollen Körper gegeben. Dabei war sein Gespräch geistreich und anmuthig, und erwarb ihm beim ersten Worte Aufmerksamkeit und Achtung.

Er dachte immer auf neue Schönheiten und Vortheile in den Künsten, die er trieb. Um Menschen und Thiere, ihrem Bau nach, gründlicher kennen zu lernen, legte er sich auf die Anatomie, und studirte an aufgeschnittenen Leichnamen die Lage der Sehnen, Adern, Muskeln und Knochen; auch hat er mehrere Werke über die Anatomie des menschlichen Körpers und des Pferdes hinterlassen. Um in der Baukunst etwas Tüchtiges hervorbringen zu können, vertiefte er sich einmal drei Jahre lang in die Geometrie, Mechanik und Hydraulik, wie er denn auch in der Folge vom Herzoge von Mailand dazu gebraucht wurde, Canäle zu ziehen, Brücken und Dämme zu bauen, Wasserleitungen anzulegen und Berge zu durchstechen. Auch sind seine Werke, über das Gleichgewicht und den Schwerpunkt, redende Beweise seiner Kenntnisse. Mit Aufmerksamkeit betrachtete er gern und lange altes Gemäuer, schauerliche Felswände u. dgl., um anziehende Bilder für seine Phantasie einzusammeln. Merkwürdigen Gesichtsbildungen ging er oft durch ganze Straßen nach, und zeichnete sie dann zu Hause zum künftigen Gebrauch auf. Und wenn er arbeitete, so geschah es mit solchem beharrlichen Fleiße, daß auch das Allerkleinste vollendet seyn mußte.

In seiner Jugend erfreute sich seine Einbildungskraft gern an allerlei wunderlichen und seltsamen Zusammenstellungen. So malte er einmal einem Bauer einen Medusenkopf auf seinen Schild, um durch die gräulichen Glieder aller Arten von scheußlichen Insecten und Gewürmen, die in das Haar des Kopfes geflochten waren, den höchsten Grad des Schrecklichen zu erreichen. Auf einem Bilde, das die ersten Menschen im Paradiese vorstellte, konnte man das wunderbare Gemisch der allerverschiedensten großen und kleinen Pflanzen und Thiere, die alle mit dem größten Fleiße getreu nach der Natur gebildet waren, nicht genug bewundern.

Von seinen Kenntnissen in der Mechanik gab er einen Beweis bei dem feierlichen Einzuge Franz I. in Mailand, denn er verfertigte bei dieser Gelegenheit einen hölzernen Löwen, der sich von selbst einige Schritte fortbewegte, und sich dann die Brust öffnete, in welcher eine Lilie zum Vorschein kam. Doch so etwas gehörte nur zu seinen Zeitvertreiben. Als Maler schuf er große Werke im edelsten Stile, worunter ein Wandgemälde, im Refectorium der Dominicaner in Mailand, von welchem jetzt leider nur noch unscheinbare Spuren zu sehen sind, das berühmteste ist. Es stellt das Abendmahl vor, bei welchem die zwölf Apostel mit dem Heiland in einer Reihe zu Tische sitzen. Der Ausdruck in diesen Köpfen ist über alle Beschreibung schön. Man erzählt, daß er den Judaskopf lange unausgeführt gelassen, weil er in seiner Phantasie kein Bild finden konnte, das der Bosheit desselben hinlänglich entspräche. Der Prior des Klosters, ein widerwärtiger und unverständiger Mensch, habe diesen Grund nicht begreifen können, und die Schuld auf des Malers Trägheit geschoben; dieser habe sich zuletzt beim Herzoge darüber beschwert, und endlich, mit Bewilligung desselben, aus Rache, dem Judas das leibhaftige Gesicht des Priors, nur mit einiger Caricatur, gegeben.

So lange Ludwig Moro sich in Mailand behauptete, genoß Leonardo, der seit 1482 in seinen Diensten war, eines ehrenvollen Jahrgehalts, und ward Vorsteher der herzoglichen Akademie der Maler und Tonkünstler, wie er denn auch in der Capelle ein selbst erfundenes Instrument spielte. Alle Künstler verehrten ihn als ein würdiges Haupt. Als er einst in einem Kloster vor Florenz nur den Entwurf zu einem Altarblatte gezeichnet hatte, wallfahrteten die Florentiner zwei Tage lang wie zu einem Heiligenbilde dorthin, um diesen Entwurf zu sehen.

Im Jahre 1499 ward er mit dem berühmten Michael Angelo nach Florenz berufen, um die Cartons zu einem herrlichen Saale zu entwerfen, die als Meisterstücke beider Maler angesehen wurden. Jetzt sind sie nicht mehr vorhanden. Seit dieser Zeit entstand zwischen ihm und jenem Künstler Eifersucht und Neid. Er verließ daher auch Rom, wohin er sich mit dem Herzog Julian von Medici begeben hatte, weil er hier gegen Michael Angelo und Raphael nicht aufkommen konnte, nahm, schon sehr bejahrt, die oft wiederholte Einladung Franz I. an, und ging nach Frankreich (1515). Hier besuchte ihn der Monarch oft in Fontainebleau, und dort starb Leonardo 1519.

So wie Florenz die Wiege der neueren Malerei gewesen, so sollte sie auch daselbst zuerst zum reifen Mannesalter erstarken, und dieses geschah durch Leonardo da Vinci. Während man bisher Licht und Schatten, wodurch die auf einer Fläche vorgestellten Körper rund erscheinen, lediglich nach einem mehr oder minder richtigen Gefühle angebracht hatte, war es ein Hauptziel der genauesten Beobachtungen und anhaltenden Studien des Leonardo, über die Art, wie dieselben auf einen Körper wirken, bestimmte Gesetze aufzufinden. Da ihm dieses endlich gelungen, so mußte er durch die Anwendung derselben auf seine Gemälde diesen einen Grad der Modellirung geben, dergleichen man vor ihm noch nicht gekannt hatte. Und da er damit eine treffliche Zeichnung, Freiheit und edlen Stil in der Composition, eine hohe Idealität in Charakter und Ausdruck, endlich die sorgfältigste Ausführung vereinigte, mußten seine Werke, für alle Zeiten bewundernswürdig, für die seinige zugleich höchst lehrreich seyn.

Michael Angelo Buonarotti stammte von vornehmen Aeltern, und ward 1474 auf einem Landschlosse im Florentinischen Gebiete geboren. Der Mann seiner Amme war ein Bildhauer, und in seines Vaters Schlosse ward viel gemalt. Das flößte dem lebhaften Knaben eine innige Sehnsucht ein, beide Beschäftigungen nachzuahmen, und der Vater schickte ihn zu einem Maler in Florenz. Einige Copien, die er hier verfertigte, zogen die Bewunderung des Lorenzo von Medici dergestalt auf sich, daß dieser ihn in die von ihm gestiftete Malerakademie aufnahm, an seine Tafel zog und ihm die besten Lehrer verschaffte. Hier lernte er auch den Politian kennen, der des Jünglings großen Geist schnell durchschauete, und seine Entwickelung befördern half.

Michael Angelo meißelte nun auch, und brachte als funfzehnjähriger Jüngling Figuren zu Stande, die für das Werk seines Meisters gelten konnten. Ein unablässiger Fleiß, eine heiße Liebe zur Kunst, und ein rastloses Streben nach dem Vollkommensten halfen seinem großen Geiste diese Wunder hervorbringen. Er war achtzehn Jahre alt, als sein Gönner Lorenzo starb. Jetzt bereisete er die berühmtesten Malerschulen in Mailand und Venedig, und kehrte dann, belebt mit neuem Feuer der edelsten Nacheiferung, nach Florenz zurück. Jetzt bildete er einen schlafenden Amor von Marmor, so schön, daß man ihm rieth, ihn heimlich zu Rom vergraben, und dann als Antike auf-

suchen zu lassen. Er that es, und als der Fund entdeckt ward, zahlte wirklich ein Cardinal für die vermeinte Antike, der um mehrerer Täuschung willen ein Arm fehlte, zweihundert Scudi.

Voll frohen Stolzes kam nun der Jüngling nach Rom, bewies durch Vorzeigung des abgebrochenen Arms, daß das Werk das seine sey, und erntete allgemeine Bewunderung ein. Von jetzt an war das Leben des herrlichen Künstlers eine Reihe von Triumphen. In Rom, in Neapel, in Florenz, Venedig, Mailand und Ferrara setzte er sich Denkmäler seines Ruhms; er diente sieben Päpsten und zweien Kaisern, und ward von ihnen mit Geld und Ehren überschüttet. Als er bei den Unruhen, welche die Verjagung der Mediceer zur Folge hatte, aus Florenz flüchten mußte, nahm er ein Vermögen von zwölftausend Thalern mit. Er starb zu Rom 1564.

Michael Angelo malte nur al Fresco (auf frischen Kalk), und hielt die Oelmalerei für eine Weiberbeschäftigung. Eine Kunstart reichte zur Beschäftigung dieses Riesengeistes nicht aus; er umfaßte vielmehr mit gleicher Energie Sculptur, Malerei und Baukunst. In allen dreien gehen seine Ideen häufig in's Colossale; so die Statue seines Moses, für das Grabesdenkmal des Papstes Julius II.; so seine Propheten und Sibyllen an der gewölbten Decke, sein jüngstes Gericht an der einen Seitenwand der Sixtinischen Capelle zu Rom; so seine Kuppel der Peterskirche, Werke, durch die er sich vorzüglich verewigt hat. Der Zeichnung war er in einem Grade Meister, daß es ihm, wie keinem Andern, gelungen ist, den Menschen in den schwierigsten Lagen und Stellungen darzustellen. Die Würde und Erhabenheit seiner Charaktere, zumal jener Propheten und Sibyllen, flößen Staunen und Ehrfurcht ein. Nur in der spätern Zeit ließ er sich von der Lebendigkeit seiner Phantasie und seiner großen Meisterschaft zuweilen verleiten, das richtige Maaß in Stellung und Bewegung seiner Figuren um etwas zu überschreiten.

Raphael Sanzio, von seinen Landsleuten der Göttliche genannt, ward 1483 *) zu Urbino geboren. Sein Vater war ein sehr geschickter, aber armer Maler, bei dem der Knabe sich schon in zarten Jahren übte; da er ihn aber früh verlor, so ward er nach Perugia zu dem schon genannten Pietro Perugino gebracht. Nach dem Ver-

*) Am Charfreitage, etwa zwei Monate nach Luther's Geburt.

laufe einiger Jahre konnte man die Copien des Lehrlings nicht mehr von den Originalen des Meisters unterscheiden, und der Ruf von den Talenten des Jünglings war so groß, daß man ihm schon von allen Seiten Gemälde für Kirchen und fürstliche Cabinette auftrug.

Er malte nun verschiedentlich in Perugia, Siena und Urbino, und als er von den herrlichen Cartons des Leonardo da Vinci und Michael Angelo in Florenz hörte, konnte er sich nicht enthalten, dorthin zu reisen, um sie zu sehen. Er erwarb sich hier die Freundschaft eines trefflichen Malers, Fra Bartolomeo, und blieb ihm und der Kunst zu Liebe, ein Jahr lang dort. Außer den schönen Werken, die er ununterbrochen hervorbrachte, legte er sich nun zugleich mit dem größten Eifer auf das Studium der Anatomie und der Perspective. Endlich öffnete sich ihm eine glänzende Ehrenbahn. Der berühmte Bramante, der Baumeister der Peterskirche und Raphael's Verwandter, rief ihn nach Rom, und empfahl ihn dem Papste Julius II. zu den Wandgemälden, womit dieser mehrere Prunkzimmer im Vatican ausschmükken lassen wollte. So entstand dann eine Reihe großer historischer Gemälde, von denen jedes eine Wand einnimmt, indem die vielen darauf angebrachten Figuren alle Lebensgröße haben. Das erste war der sogenannte Streit über die Sacramente, eine Kirchenversammlung; das zweite die Schule von Athen, eine Versammlung der berühmtesten griechischen Dichter und Philosophen; das dritte der Berg Parnassus, auf dem er sein eignes Bild hinter den Gestalten Homer's, Virgil's und Dante's angebracht hat, u. s. w. Der Papst hatte nicht so bald die beiden ersten Stücke gesehen, als er den Maurern befahl, alle Gemälde anderer Meister in den benachbarten Zimmern herunterzuschlagen, damit Alles neu von Raphael gemalt werden könne. Dieser rettete nur die Gemälde von einer Decke, welche sein Lehrer Pietro Perugino in früheren Zeiten gemalt hatte. Nach Julius II. Tode ward Leo X. sein Beschützer. Alles sollte Er malen, und da er sich doch immer nur einem Werke widmen konnte, so machte er zuletzt nur die Zeichnungen, und überließ die Ausführung seinen Schülern. Auf diese Art sind besonders die Wandgemälde (Logen) in einer Galerie im ersten Hofe des Vatican entstanden, die größtentheils von seinen Schülern ausgeführt sind.

Raphael ist nicht bloß als ein Enkel der Florentinischen Schule zu betrachten, in so fern sein Lehrer Pietro Perugino, wie Leonardo da Vinci, bei Andrea Verocchio gelernt hatte, sondern ihr vorzüglich

deshalb sehr innig verwandt, weil er die Richtung derselben, welche vorzugsweise auf Ausbildung der Composition und Form, so wie der Idealität in Charakter und Ausdruck geht, in ihrer höchsten Vollendung dargestellt hat. Ihm ist es vergönnt gewesen, die durch zweihundertjährige Anstrengung ausgezeichneter Geister allmählig zu völliger Reife gediehene Frucht zu brechen. In der eigenthümlichen Sprache seiner in allen ihren Theilen mündig und frei gewordenen Kunst drückt er alle menschliche Zustände von der höchsten Ruhe durch alle Mittelstufen bis zur gewaltsamsten Leidenschaft in den verschiedensten Charakteren und den mannichfaltigsten Verbindungen mit der größten Leichtigkeit so durchaus erschöpfend aus, daß es schwer wird, sich darüber auf eine dieses Genius erster Art würdige Weise auszusprechen.

Raphael war an Körper und Gemüth einer der schönsten Menschen. Seiner Leutseligkeit und bezaubernden Freundlichkeit konnte Niemand widerstreben. Die Blödigkeit, die eine Folge seiner beschränkten Erziehung gewesen war, hatte sich in der Folge in eine edle Bescheidenheit verwandelt, so daß er seine eigene Größe nicht zu kennen schien. Seine liebevolle Seele führte ihn zu einem Uebermaaß von Empfindung für die weibliche Schönheit. Er starb am 7. April 1520 in der Blüthe seines Lebens, im sieben und dreißigsten Jahre, an Entkräftung.

Sein Begräbniß war ein Trauerfest für ganz Rom. In dem Saale, wo er zuletzt gemalt hatte, stand sein Leichnam im Sarge ausgestellt, zu seinem Haupte sein letztes hochberühmtes Gemälde, die Verklärung Christi auf dem Berge Tabor, und rings umher sah man die edelsten Männer Rom's, die ihre Thränen nicht stillen konnten. Alles, was Künstler hieß, schloß sich an den Leichenzug mit an, und seine erhabenen Freunde sorgten für ein seiner würdiges Ehrendenkmal. „O glücklicher und seliger Geist — ruft hier sein edler Biograph aus — von dem jeder gefühlvolle Mensch mit Wehmuth spricht, seine Thaten feiert, und jedes Blatt von ihm bewundert! Nun, da dieser edle Künstler starb, konnte auch die Kunst untergehen, denn da Er die Augen schloß, blieb sie gleichsam blind zurück. An uns ist es nun, die wir hinterblieben, sein Gutes nachzuahmen, seine Tugend in wohlverdientem Gedächtnisse zu erhalten, und sein Lob auf unsrer Zunge nie erkalten zu lassen."

Antonio Allegri, von seinem Geburtsort gewöhnlich **Correggio** genannt (geb. 1494, gest. 1534), entfaltete sein wunderbares

Talent zu Parma. — Wenn man von irgend einem Künstler sagen kann, daß er der Liebling der Grazien gewesen, so ist es gewiß dieser, da bei keinem andern alle Theile der Kunst so von den Gaben derselben durchdrungen sind. In den Compositionen wie in den einzelnen Figuren gewahrt man nichts Gewaltsames oder Eiliges, sondern alle Stellungen sind gemäßigt und die Umrisse wunderbar fließend, so daß das Auge nicht müde wird, den sanften Schwingungen der Linien zu folgen. Seine Köpfe athmen eine so anmuthige, selige Andacht und Heiterkeit, daß man in ihrem Anschauen sich über die Sorge und das Elend dieser Erde weit erhaben fühlt. Um solche Wirkung zu vollenden, spielt in seinen Bildern das hellste Licht mit den blühendsten, frischesten Farben. Weder vor Correggio noch nach ihm hat ein anderer Maler seine Bilder in Rücksicht der Beleuchtung so als ein Ganzes zu behandeln und wieder im Einzelnen durch Halbschatten und Widerscheine für Harmonie und Modellirung so viel Vortheil daraus zu ziehen verstanden. Zugleich war er der größte Meister für Verkürzungen, wie dieses zwei Kuppeln zu Parma, die er in Fresco ausgemalt hat, beweisen. Vier große Altarblätter in Dresden, worunter die berühmte Nacht, das ist eine Anbetung der Hirten, auf welcher das Licht vom Kinde ausgeht, und ein fünftes zu Parma, sind das Vorzüglichste, was wir an Oelgemälden von ihm besitzen.

Titiano Vecellio (geb. 1477 zu Cadore im Friaul, gest. 1576). — In diesem Meister erreichten die Bestrebungen der Venetianischen Schule den höchsten Gipfel der Ausbildung. Ohne sich zum Idealischen zu erheben, sind Titian's beste Werke von einer unübertrefflichen Lebendigkeit und Naturwahrheit, und die Farben feiern darin durch Klarheit, Wärme, Sättigung und Uebereinstimmung unter einander ihren höchsten Triumph. Für die Abstufung der Töne im Fleische hatte er ein so feines Gefühl, daß ohne tiefe Schatten zu suchen, dennoch Alles gehörig gerundet erscheint. Zu den berühmtesten unter seinen zahlreichen Werken gehören zwei große Kirchenbilder zu Venedig, der Tod des heiligen Petrus Martyr und eine Himmelfahrt Mariä; eine Venus zu Florenz, eine Danae zu Neapel u. a. m.

Gleichzeitig oder nur wenig später lebten an den genannten Orten mit diesen größten Meistern andere, die ihnen würdig zur Seite stehen, als zu Florenz Andrea del Sarto und Fra Bartolomeo, in Rom Giu-

lio Romano und Perin del Vaga, in Venedig Giorgione da Castelfranco und Pordenone, u. a. m. Im Laufe des sechzehnten Jahrhunderts sank indeß die Malerei in Italien, mit Ausnahme von Venedig, wo sie sich auf einer gewissen Höhe erhielt, sehr herab. Hauptsächlich war hieran eine mißverstandene Nachahmung jener großen Meister schuld, und der verkehrte Begriff von Meisterschaft, welche man besonders in der Schnelligkeit, mit der ein Werk vollendet wurde, suchte. Vor Allen wurde Michael Angelo kleineren Geistern verderblich, welche durch Uebertreibung ihren Werken seinen Geist einzuhauchen glaubten. Erst gegen das Ende des sechzehnten Jahrhunderts erfuhr die Malerei zu Bologna durch Ludwig Caracci (geb. 1555, gest. 1619) und seine beiden Neffen, Augustin und Hannibal, eine Art von Reform, indem diese wieder ein sehr gründliches Studium der Antike und Natur aufbrachten, und so ausgerüstet dahin strebten, das Vorzügliche eines jeden der oben genannten großen Meister in ihren Werken zu vereinigen. Auch gelang ihnen dies wenigstens in so weit, daß durch eine Anzahl ihrer Schüler, von denen wir hier nur Guido Reni und Domenichino als die vorzüglichsten nennen wollen, die Malerei bis zur Mitte des siebzehnten Jahrhunderts wieder eine würdigere Stellung gewann.

Die Bildhauerkunst sank in Florenz nach dem Tode des Ghiberti (Th. VI. S. 310.), und wurde erst durch den Michael Angelo wieder gehoben, der auch in dieser Kunst Erstaunliches leistete. Sein Einfluß auf die Späteren war hier ein ähnlicher, wie in der Malerei, wenn er gleich nicht in demselben Grade schädlich war. Mehr als andere Künstler befreite sich davon Johann von Bologna, der durch zahlreiche Werke in Bronze die Sculptur während des sechszehnten Jahrhunderts auf einer gewissen Höhe erhielt, von welcher sie jedoch bald nach ihm gänzlich herabsank.

In der Baukunst richtete man seit Brunelleschi die Augen immer mehr auf die antiken Denkmale, und bildete sie nach dem Muster derselben auf eine den Bedürfnissen der Zeit angemessene Weise aus. Der berühmte Bramante, dessen schon oben gelegentlich erwähnt ist, hat sich durch zahlreiche Gebäude in Rom als einen der größten Baumeister der neueren Zeit erwiesen. Michael Angelo, der ihm folgte, übertraf ihn an Kühnheit, stand ihm aber an Reinheit des Stils etwas nach. Wir nennen hier nur noch den Palladio (geb. 1518, gest. 1580), der in vielen Palästen zu Venedig und seiner Vaterstadt Vicenza, noch mehr aber in einer großen Zahl von Landhäusern, einen

edlen und einfachen Geschmack mit großer Bequemlichkeit zu verbinden wußte. In Rom gerieth die Architektur nach Michael Angelo allmählig in Verfall.

Auch in den redenden Künsten traten in dieser Periode unter den Italienern herrliche Geister auf. Das mit so vieler Begeisterung, ja Leidenschaft, ergriffene Studium der Alten zeigte seinen großen Einfluß nicht nur bei Denen, die Lateinisch schrieben und dichteten, sondern auch in der Nationalliteratur. Vor Allen ist hier der berühmte Nicolo Macchiavelli zu nennen (geb. zu Florenz 1469, gest. 1527). Er war Staatssecretair der Florentinischen Republik, diente ihr in den wichtigsten Geschäften, und wurde unter andern zwanzig Mal als Gesandter an auswärtige Höfe geschickt. Seine republikanische Gesinnung stürzte ihn in's Verderben. Als die Mediceer 1512 wieder die Oberhand gewannen, wurde er beschuldigt, an einer Verschwörung gegen sie Theil genommen zu haben, und mußte deswegen sogar die Folter erdulden. Doch hatte das Unglück nicht vermocht, seinen Geist niederzudrücken. Als er wieder in Freiheit gesetzt war, wandte er seine Muße auf schriftstellerische Arbeiten, die an Kraft und Schönheit der Darstellung den Werken der Alten an die Seite gesetzt zu werden verdienen, aber auch der Gesinnung nach einen mehr heidnischen als christlichen Geist athmen. Nächst seiner Florentinischen Geschichte sind besonders seine Betrachtungen über den Livius und sein Buch vom Fürsten berühmt. Ueberhaupt erzeugte in der jetzt von uns beschriebenen Periode kein Land für die Bearbeitung der Geschichte in der Muttersprache so classische Schriftsteller als Italien. Wir nennen hier noch Francesco Guicciardini, der die Geschichte Italien's von 1494 bis 1532, Paolo Sarpi, der das Tridentinische Concilium, und Arrigo Caterino Davila, der die bürgerlichen und religiösen Unruhen in Frankreich während der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts beschrieb.

Unter den Dichtern dieser Zeit strahlen vor Allen Lodovico Ariosto (geb. 1474, gest. 1533) und Torquato Tasso (geb. 1544, gest. 1595) hervor. Jener stellt uns in seinem rasenden Roland ein großes, mannichfach bewegtes, mit üppigem Pinsel entworfenes Bild einer reich geschmückten Wunderwelt vor Augen, das in den anmuthigsten Farben glänzt, in dem Ernst und Scherz kühn und großartig gemischt sind; in dem befreiten Jerusalem des zweiten tönt uns aus dem Zauber der wohllautendsten Sprache ein starkes Gefühl und eine fromme Begeisterung entgegen. Beide Werke wurden Gegenstand der höchsten Be-

wunderung und Liebe der Nation durch alle Stände. Neben diesen Dichtern ist der gedanken- und schwungreiche Guarini (geb. 1537, gest. 1612) zu nennen, dessen Pastor fido in ganz Europa gelesen und bewundert wurde. Mit ihm war die ächte poetische Kraft in Italien erschöpft; er selbst steht schon an der Gränze und ist nicht ganz frei von Uebertreibungen. Etwa ein Menschenalter nach ihm trat Giambattista Marini auf, ein Dichter voll Weichlichkeit, Ueppigkeit, Schwulst und gekünstelter Witzesspiele. Der gesunkene Geschmack nahm dies für Schönheiten, und fand so großes Wohlgefallen daran, daß fast alle Italienische Dichter jetzt im Stil Marini's schrieben, und dadurch den völligen Verfall des poetischen Sinnes bekundeten.

In den strengen Wissenschaften blieben die Italiener gleichfalls nicht zurück; ja es stand unter ihnen ein Mann auf, Galileo Galilei (geb. 1564, gest. 1642), der sich durch seine vielen trefflichen Entdeckungen im Fache der Naturlehre den Namen des Vaters der neuern Physik erworben hat. Schon in seinem neunzehnten Jahre führte ihn das Hin- und Herschweben einer im Dom zu Pisa vom Gewölbe herabhängenden Lampe auf die Gesetze des Pendels, deren Entdeckung und erste Benutzung zur Abmessung der Zeit man ihm zu verdanken hat. Der Ruf seiner Kenntnisse verschaffte ihm schon in seinem fünf und zwanzigsten Jahre (1589) eine Professur der Mathematik zu Pisa. Er machte jetzt auf dem hohen Thurme der Domkirche sehr interessante Versuche, aus denen er die Gesetze der Geschwindigkeit fallender Körper fand. Bei immer weiteren Untersuchungen zeigte sich ihm die Unhaltbarkeit vieler Meinungen des Aristoteles in Hinsicht auf Naturerscheinungen; aber dieser Philosoph galt damals noch in jeder Rücksicht für so untrüglich, daß, von seinen Sätzen abzuweichen, der größte Frevel schien. Die Wuth der Gegner war so groß, daß der junge Professor schon nach zwei Jahren seine Stelle niederlegen und Pisa verlassen mußte. Dafür ward er aber 1592 von dem Venetianischen Senate zum Lehrer der Mathematik nach Padua berufen, und hier fanden seine Vorlesungen so außerordentlichen Beifall, daß sie Zuhörer aus den entferntesten Gegenden herbeilockten. Indem er nun unablässig die mathematischen Wahrheiten auf physische Erscheinungen anwandte, kam er von einer neuen Wahrnehmung auf die andere. Seit 1604 machte er über den Magneten interessante Beobachtungen, und 1609 verfiel er, indem er eine zufällige Bemerkung eines Hollän-

dischen Brillenmachers weiter verfolgte, auf die Entdeckung der astronomischen Fernröhre und des Mikroskops. Kaum hatte er diese unschätzbare Erfindung gemacht, so wandte er sogleich seine Blicke zum Himmel, und machte eine Reihe neuer astronomischer Entdeckungen. Er fand die Beschaffenheit der Mondsoberfläche, lehrte die Höhe der Berge im Monde aus ihren Schatten messen, und zählte im Siebengestirn, wo das bloße Auge nur sieben Sterne unterscheidet, sechs und dreißig. Jetzt ahnete er auch, was wir nun wissen, daß sich mit Hülfe besserer Fernröhre vielleicht die Milchstraße in ein ganzes Heer von Sternen auflösen möchte. Am 7. Januar 1610 fand er die Jupiterstrabanten. Von diesem Jahre an setzte er seine Entdeckungen in Florenz fort, wohin ihn Cosmo II. von Medici, als großherzoglichen Mathematiker und Philosophen, unter den ehrenvollsten Bedingungen berufen hatte.

Aber diese Auszeichnung war gering gegen die Last des Neides, die den großen Mann, eben um seiner Größe willen, drückte. Seit 1632, da er einen Dialog über die Copernicanische und Ptolemäische Weltordnung herausgegeben hatte, brach eine offene Verfolgung gegen ihn aus. Er hatte in diesem Buche einen gewissen Salviati die erstere, und einen Simplicio die zweite vertheidigen lassen, doch so, daß die Gründe des Erstern das Uebergewicht hatten. Nun war das Ptolemäische System, welches die Erde in den Mittelpunkt des Weltalls setzt, und die Sonne sammt allen übrigen Sternen sich um dieselbe bewegen läßt, damals gleichsam das Hof- und Kirchensystem; ja das Copernicanische, nach welchem die Sonne im Mittelpunkte unserer Planetenwelt still steht, galt für Ketzerei, da es mit einer Stelle in der Bibel (Josua X., 12. 13.) streite. Die Mönche predigten nun öffentlich gegen Galilei, wobei einer gar witziglich den Spruch (Ap. Geschichte I., 11.) „viri Galilei, quid statis adspicientes in coelum?“ zum Text nahm; ja die Jesuiten, die alle mathematische Gelehrsamkeit gepachtet zu haben glaubten, stellten dem Papst Urban III. vor, unter dem Simplicio sey er gemeint, und Galilei habe ihn dadurch verspotten wollen, daß er die Erlaubniß zum Druck eines solchen Buches habe geben können. So ward denn die Sache wirklich proceßfähig gemacht, und eine Congregation von Cardinälen, Mönchen und Mathematikern, sämmtlich Galilei's Feinde, eingesetzt, um sein Werk zu untersuchen. Sie erklärten es für höchst gefährlich, und forderten ihn vor das furchtbare Inquisitionsgericht nach Rom. Unglück-

licherweise lebte sein Gönner Cosmo nicht mehr. Ungeachtet seines Alters, seiner schwächlichen Gesundheit und der rauhen Jahreszeit, mußte er nun im Winter 1633 nach Rom reisen, und nachdem er hier einige Monate in banger Erwartung und zum Theil im Gefängnisse geschmachtet hatte, wurde er, zur ewigen Schande des Römischen Hofes, von der Inquisition verdammt, die großen Wahrheiten, die er behauptet hatte, auf den Knien liegend und die Hand auf's Evangelium gestützt, vor unwissenden Mönchen abzuschwören (23. Jun. 1633). Die Formel lautete: **Corde sincero et fide non ficta abjuro, maledico et detestor supradictos errores et haereses.** Im Aufstehen stampfte er mit dem Fuße, und brummte in den Bart: „und doch bewegt sie sich!" Hierauf wurde ihm sein von sieben Cardinälen unterzeichnetes Urtheil vorgelesen, durch welches er auf eine unbestimmte Zeit zum Kerker der Inquisition, und drei Jahre hindurch wöchentlich einmal die sieben Bußpsalmen David's zu beten verurtheilt, sein Buch verboten, und sein System, als der Bibel zuwider, verdammt wurde. Es ist wahrscheinlich, daß man den unglücklichen Greis auch gefoltert hat.

In den letzten Jahren seines Lebens ward er blind und taub, aber dennoch hörte er nicht auf, sich mit neuen Forschungen zu beschäftigen. „In meiner Finsterniß, schreibt er 1637 an einen Freund, grüble ich bald diesem, bald jenem Gegenstande der Natur nach, und kann meinen rastlos arbeitenden Kopf nicht zur Ruhe bringen, so gern ich's auch möchte. Diese immerwährende Geschäftigkeit meines Geistes raubt mir fast allen Schlaf." Endlich starb er, im fünf und siebzigsten Jahre seines Alters, in den Armen seines Schülers Vincenzo Viviani, der in der Folge keinen höhern Stolz kannte, als sich mit dem Beisatze: letzter Schüler des Galilei, zu unterzeichnen. Außer ihm hatte er eine Menge trefflicher Zöglinge gebildet. Sein Körper wurde in der Kirche zum heiligen Kreuz in Florenz, neben dem Grabmal des Michael Angelo, beigesetzt.

VII. Frankreich von der Thronbesteigung Heinrich's II. bis zum Tode Heinrich's IV.

1. Johann Calvin.

Der Geschichte Frankreich's in der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts, die von religiösen Kämpfen erfüllt ist, müssen wir das Leben des berühmten Reformators voranschicken, dessen Lehren auf diese Bewegungen den größten und entschiedensten Einfluß übten.

Jean Chauvin *) (latinisirt Calvinus) war am 10. Juli 1509 zu Noyon in der Picardie, wo sein Vater königlicher Procurator war, geboren. Der Knabe ward mit den Kindern eines Herrn von Mommor erzogen, und mit diesen auch nach Paris geschickt, um dort das Collegium de la Marche zu besuchen, dessen Vorsteher, Mathurin Cordier, nicht nur ein sehr gelehrter Mann, sondern auch ein sehr angenehmer und geschickter Lehrer war. Der junge, sehr fromme, stille, gehorsame, fleißige und außerordentlich begabte Calvin erhielt täglich die größten Auszeichnungen auf Kosten seiner Mitschüler. Eine Lateinische Disputation, in der er durch seine Lebhaftigkeit, Gewandtheit und Gelehrsamkeit aller Zuhörer Bewunderung auf sich zog, verschaffte ihm schon in seinem achtzehnten Jahre eine Pfarrstelle zu Pont l'Eveque. Eine Pfründe hatte er schon in seinem zwölften Jahre bekommen, denn so verschleuderte man damals die übermäßigen Reichthümer der Kirchen.

Indessen blieb er dieser Laufbahn nicht lange treu. Durch einen gelehrten Vetter, Robert Olivetan, zuerst mit der vollständigen Bibel bekannt gemacht, auch schon ein wenig von den Grundsätzen der neuen Reformatoren in Deutschland und der Schweiz unterrichtet, fing sein Glaube an die Wahrheit des katholischen Kirchensystems heftig an zu wanken, und als diese Zweifel die Stärke der Ueberzeugung erhalten hatten, wurde es ihm unmöglich, länger der Kirche zu dienen. „Ich konnte meines Herzens wegen nicht bleiben," drückte er sich späterhin darüber aus. Er legte seine Stelle freiwillig nieder, und ging nach Orleans, um die Rechte zu studiren, worein auch sein Vater, der

*) Andere schreiben Cauvin oder Caulvin.

ihm ohnehin von dieser Laufbahn mehr Ehre versprach, mit Freuden willigte.

Mit seinem gewöhnlichen Fleiße brachte er es nun auch in der Rechtswissenschaft in Kurzem unglaublich weit. Er versagte sich alle Vergnügungen, aß sehr wenig, und brachte die halbe Nacht noch über den Büchern zu; ja er verscheuchte alle seine Freunde durch seinen Studireifer, indem er es fast übel nahm, wenn ihn Jemand durch einen Besuch im Arbeiten störte. Seine Lehrer selbst erstaunten über seine raschen Fortschritte, und um ihn recht ehrenvoll auszuzeichnen, boten sie ihm die juristische Doctorwürde von freien Stücken und unentgeltlich an. Er hatte die Bescheidenheit, sie abzulehnen, weil er, wie er sagte, sich erst in Bourges unter dem berühmten, aus Italien dorthin berufenen Rechtslehrer, Andreas Alciatus, weiter ausbilden wolle.

Auf dieser Akademie war damals ein junger Deutscher, Namens Wolmar, aus Rothweil in Schwaben gebürtig, als Professor der Griechischen Sprache angestellt. Mit diesem machte Calvin bald Bekanntschaft, und er ward von demselben für das Studium der alten Sprachen und des neuen Testaments ganz gewonnen. Man suchte ihn auf alle Art in Bourges zu fesseln, aber der Tod seines Vaters rief ihn nach Noyon, und dann ging er nach Paris, wo er sich völlig für die Lehren der Deutschen Reformatoren entschied, und von einem heftigen Verlangen entzündet, als Verbreiter derselben aufzutreten, der Rechtswissenschaft ganz entsagte. In Paris wie in ganz Frankreich hatte die Reformation schon seit längerer Zeit begeisterte Anhänger. Ihnen schloß sich Calvin an, und erbaute sie in den geheimen Zusammenkünften durch Reden. Schon damals (in seinem vier und zwanzigsten Jahre) hielten sie ihn für einen Hauptpfeiler ihrer Kirche. Die Königin Margarete von Navarra, Franz I. Schwester, selbst eine heimliche Freundin dieser Partei, ließ ihn oft zu sich kommen, und unterhielt sich mit ihm über Gegenstände der Religion. Doch gegen die Verfolgungen, welche, wie in der Regierungsgeschichte Franzen's erwähnt ist, die Protestanten in Frankreich erduldeten, konnte ihre Freundschaft ihn nicht schützen. Er mußte aus Paris entweichen, und reisete eine Zeitlang zu seinen Freunden umher, bei denen er predigte und Bücher schrieb. Im Jahre 1534 wagte er es zwar noch einmal, nach der Hauptstadt zu kommen, allein er mußte sie, wegen der immer zunehmenden Verfolgungen, eben so bald wieder fliehen. Ungern entschloß er sich, sein Vaterland zu verlassen, „aber, schrieb er unter andern, es

mag seyn; denn verdient es die Wahrheit nicht, in Frankreich zu wohnen, so verdiene ich es noch weniger. Gern will ich das Schicksal, das sie hat, auch mir gefallen lassen."

Er kam nach Basel, wo damals der Katholicismus durch Zwingli's Lehre schon völlig verdrängt war. Auch hier fand er Freunde und Gönner in Menge, auch Lehrer, von denen er noch etwas lernen konnte. So z. B. legte er sich hier zuerst auf das Hebräische, und trieb es mit seinem gewöhnlichen Eifer. Damals (1535) schrieb er seinen berühmten „Unterricht in der christlichen Religion" (Institutio christianae religionis), und widmete ihn dem Könige Franz I., dem aber seine geistlichen Rathgeber das Buch vielleicht nicht einmal zu Gesichte kommen ließen. Es enthält dieses Werk ein vollständiges System des christlichen Glaubens nach dem von ihm aufgestellten Lehrbegriffe, und übertrifft die meisten anderen Schriften ähnlichen Inhalts an Tiefe, Scharfsinn, philosophischer Entwickelung und Kraft und Schönheit der Darstellung. Calvin ließ seine Institutionen in folgenden Ausgaben immer erweiterter und verbesserter erscheinen, aber schon in jener ersten, die als ein Entwurf zu den folgenden zu betrachten ist, sehen wir seine dogmatischen Lehren in ihrer ganzen Eigenthümlichkeit, wie er sie später unverändert festhielt *). Als Veranlassung zur Ausarbeitung dieses Werkes giebt er selbst an, daß man lügenhaft behauptete, die Hinrichtungen in Frankreich hätten nur Wiedertäufer und unruhige Köpfe, die nicht nur die Religion, sondern alle politische Ordnung umstürzen wollen, getroffen; darum habe er durch dieses Werk seine Brüder von einer ungerechten Schmach befreien, und für die Unglücklichen, welchen dieselben Scheiterhaufen drohten, bei anderen Nationen wenigstens einigen Schmerz und Mitleiden erregen wollen. So enthält auch die mit Recht bewunderte Dedication an den König eine Vertheidigung der Reformirten gegen die wider sie vorgebrachten Verläumdungen.

Um seinen schwächlichen, durch übertriebenes Studiren zerrütteten Körper wieder etwas herzustellen, unternahm er 1536 eine Reise nach Italien. Da er von der oben schon erwähnten Neigung der Herzogin von Ferrara zur reformirten Lehre viel gehört hatte, so machte er ihr einen Besuch, und ward von ihr sehr gnädig aufgenommen. Doch war in Italien für ihn kein Boden. Er mußte schnell entfliehen, um nur nicht der Inquisition in die Hände zu fallen. Von da blickte er wieder

*) Henry, Leben Calvin's. Hamb. 1835. Bd. I S. 133.

ein wenig in Frankreich hinein, aber auch hier erinnerten ihn die vielen für die Reformirten errichteten Scheiterhaufen bald, an seine Sicherheit zu denken. So kam er im August 1536 nach Genf, wo die neue Lehre seit einigen Jahren durch zwei reformirte Prediger, Wilhelm Farel und Peter Viret, verbreitet worden war. Beide hatten schon vorher im Waadtlande gewirkt; in Genf traten ihnen die Domherren und ein Theil des Raths mit großer Heftigkeit entgegen, aber ihre Beharrlichkeit und Begeisterung verschafften ihnen den Sieg, und 1535 ward die Reformation durch obrigkeitlichen Befehl eingeführt. Aus dieser Quelle floß auch die politische Unabhängigkeit Genf's, denn es wurde von dem reformirten Bern aus religiösen und politischen Absichten gegen den Herzog von Savoyen unterstützt. Als Farel von Calvin's Ankunft hörte, bat er ihn dringend in Genf zu verweilen; Calvin weigerte sich anfangs, da drohte ihm Farel mit dem Fluche Gottes, wenn er dieses Werk nicht unterstütze, und dieses machte einen solchen Eindruck auf ihn, daß er sich entschloß, zu bleiben. Er predigte mit solchem Beifall, daß nachher das Volk in großer Menge zu seiner Wohnung hinströmte, um ihm seine Zufriedenheit zu bezeigen. Er konnte sich bei diesem Anblick der Thränen nicht erwehren, und mußte versprechen, gleich am folgenden Tage wieder zu predigen. Nun wurde er als Prediger und Lehrer der Theologie angestellt, und seine Amtsthätigkeit war ohne Gränzen. Er machte häufig kleine Reisen, um die benachbarten reformirten Gemeinen in ihrer ersten Einrichtung zu unterstützen, Lehrer zu bestellen und Streitigkeiten zu schlichten; daneben ließ er auch Manches drucken; unter andern nach Luther's Beispiel einen kleinen und einen größern Katechismus. Auch Disputationen hielt er fleißig, in denen er seine Meinung mit der Hartnäckigkeit verfocht, die Männern seiner Art eigen ist, weil sie aus der Energie und Tiefe entspringt, mit welchen ihr Geist in die Wahrheit einzudringen strebt.

Bald entstanden heftige Streitigkeiten unter den Reformirten in der Schweiz. Die Genfer wichen von den Bernern in einigen äußeren Kirchengebräuchen ab; eine zu Lausanne gehaltene Synode sprach für die Berner, und nun wollte der Genfer Rath, daß ihre Kirche sich nach denselben Einrichtungen fügte. Calvin, Farel und noch ein dritter Prediger, Corauld, widersetzten sich aber diesen Beschlüssen, und gingen sogar so weit zu erklären, daß sie in einer solchen Stadt das Abendmahl des Herrn nicht austheilen könnten. Da sie sich nun ohnehin in dem damals äußerst genußsüchtigen und üppigen Genf durch

ihre Sittenstrenge viele Feinde gemacht hatten, so wurden sie verurtheilt, die Stadt zu verlassen (1538). Calvin begab sich nach Basel und von da nach Straßburg, dessen Rath ihn zum Prediger der dortigen Französischen Gemeinde ernannte und aufforderte, an der Universität theologische Vorlesungen zu halten. So wirkte er auch hier thätig für Erkenntniß des Christenthums und eine strengere Kirchenzucht, und erwarb sich eine Achtung, die fast an Furcht gränzte. Er wohnte von da aus den Religionsgesprächen zu Worms und Regensburg bei, und kam dadurch mit Melanchthon in nahe Verbindung.

Hier in Straßburg dachte er auch darauf, sich zu verheirathen. Ein Freund schlug ihm eine Wittwe, Idelette von Bures, vor. Charakteristisch ist, was er demselben zur Antwort schrieb: „Ich gehöre nicht zu dem Haufen verliebter Thoren, die auch das Laster küssen können, wenn es nur schön ist. Schamhaftigkeit, Sanftmuth, Sparsamkeit, Geduld, Sorge für meine Gesundheit, das ist die Schönheit, die mich reizen kann. Glaubst Du mir dies von dieser Person versichern zu können, gut, so will ich drein willigen. Wo nicht, so mag es ja unterbleiben." Er fand, was er gewünscht hatte, und führte mit ihr — aber leider nur neun Jahre lang — eine glückliche Ehe, in welcher er nur einen Sohn zeugte, und auch dieser starb bald.

Unterdessen hatte sich in Genf Vieles verändert. Die Calvinische Partei hatte wieder die Oberhand erlangt, und das Volk sehnte sich ungestüm nach den vertriebenen Predigern. Mehrmals ward Calvin ersucht, wieder zurückzukehren, aber die Straßburger wollten ihn nicht ziehen lassen, bis er sich endlich auf wiederholtes einmüthiges Bitten des Genfer Raths und der Bürgerschaft losmachte, und im September 1541 glücklich in Genf wieder ankam. Man empfing ihn wie im Triumph, Jeder mißbilligte seine Verbannung und wollte sich von dem Antheil daran lossagen, so daß Calvin im Scherze an einen Freund schrieb: „Wenn ich den Versicherungen der Genfer glauben soll, so hat Keiner um meine Verweisung gewußt, so müssen mich die Häuser, und nicht die Menschen dieser Stadt vertrieben haben."

Von dieser Zeit an behielt Calvin den größten und entschiedensten Einfluß auf Genf's Kirchen- und Staatsregierung. Wie er in Bezug auf die letztere die gemäßigte Demokratie, d. h. diejenige, wo die Regierung in den Händen eines von den Bürgern zu wählenden Ausschusses ihrer vorzüglichsten Glieder ist, für die beste Verfassung hielt, so richtete er sie auch in der Kirche ein. Die gesammte Gemeinde

wählt Vorsteher oder Aelteste, welche ihre Angelegenheiten ordnen und leiten, daher diese von Calvin der reformirten Kirche gegebene Verfassung die Presbyterialverfassung genannt wird. Außerdem bestand in Genf ein aus zwölf weltlichen und sechs geistlichen Mitgliedern zusammengesetztes Consistorium, dessen Präsident Calvin, so lange er lebte, fast immer war. Diese Behörde war ein Sittengericht, denn Verbesserung der Sitten, nicht bloß der Geistlichen sondern des ganzen Volkes, war für Calvin eines der wesentlichsten Stücke der Reformation. Seine Grundsätze hierüber waren ungemein streng; sein moralisches Gefühl ward schon dadurch empört, daß Jemand Zinsen nahm, oder eine Sache theurer verkaufte, als er sie selbst gekauft hatte, wenn sie nicht von ihm verbessert worden war. Er entwarf kirchliche Gesetze, nach denen jede Unsittlichkeit, die vor dem Consistorium angezeigt wurde, mit einer verhältnißmäßigen öffentlichen Kirchenbuße belegt wurde; die höchste Strafe war der Bann, worunter die Ausschließung vom Abendmahl auf eine bestimmte Zeit verstanden wurde. Jährlich veranstalteten die Prediger förmliche Untersuchungen über die Lebensweise der Familien in ihren Häusern, ob sie mit ihren Nachbarn in Frieden lebten, nüchtern seyen, und nicht lässig im Kirchenbesuch. Es gab eine Partei in Genf, die der Libertinen genannt, welche in diesen Anstalten und Beschränkungen ein unerträgliches Joch sah, und Calvin auch darum entgegenarbeitete, weil er aus kirchlichen und religiösen Rücksichten Maßregeln empfahl und durchsetzte, welche sie für empfindliche Verletzungen ihrer politischen Rechte halten mußten. Dahin gehörte besonders die Aufnahme vieler flüchtigen Französischen Protestanten in das Bürgerrecht und den Rath von Genf *).

Was aber die Abneigung, die Calvin's Strenge ihm bei Vielen zuzog, auffallend milderte, war die ungemeine Gewissenhaftigkeit, Arbeitsamkeit und Uneigennützigkeit, die auch seine heftigsten Tadler an ihm bewundern mußten. Calvin war arm, und wollte es auch bleiben. Ein Anerbieten des Raths, ihm eine Zulage zu geben, wies er mit den Worten ab: „Ich arbeite nicht um des Gewinnstes willen, den ich von Anderen haben will, sondern den man von mir haben soll." Ja, als man das Anerbieten wiederholte, drohte er, keine Predigt mehr zu halten, wenn man ihm noch einmal solche Zumuthungen thun werde.

*) Weber, Geschichtliche Darstellung des Calvinismus in Genf und Frankreich, Heidelberg 1836, S. 19.

Und doch belief sich sein Gehalt nur auf funfzig Thaler, zwölf Maaß Getreide, zwei Tonnen Weins und freie Wohnung. Ja er gab sogar einmal bei einer Theurung zwanzig Thaler von dieser Einnahme ab, und unterstützte noch manchen Armen im Stillen. — Des Arbeitens war gleichfalls kein Ende. „Ich habe, schreibt er einmal, nicht so viel Zeit, des lieben Gottes Sonne außerhalb meiner Wohnung betrachten zu können, und wenn das so fortgeht, so vergesse ich am Ende noch, wie sie aussieht."

In seinem Eifer für Sittenreinheit galt ihm kein Ansehn der Person. Ami Perrin, Senator und Generalcapitain, ein Haupt der Libertinenpartei, stand in dem Rufe der Unsittlichkeit. Einst erschien er als Pathe bei einem Kinde, welches Calvin taufen sollte. Dieser weigerte sich, ihn dafür anzunehmen, und sagte laut, zu Pathen müßten nur gottesfürchtige und fromme Personen genommen werden, von denen man Hoffnung habe, daß sie für das wahre Wohl der Täuflinge würden sorgen wollen. Trotz des dadurch entstandenen Aufsehens setzte Calvin seinen Willen standhaft durch, und da sich Perrin bei dieser Gelegenheit persönlich gegen ihn vergangen hatte, so brachte er es dahin, daß derselbe auch von der Kirchengemeinschaft ausgeschlossen wurde, und seine Stelle im Rathe verlor.

Ein andermal war ein Gerichtsschreiber, Namens Bertelier, der gleichfalls zu den angesehensten Gliedern der Libertinenpartei gehörte, wegen Ausschweifungen angeklagt, und deswegen in den Bann gethan worden. Er appellirte an den Rath, und dieser bewilligte ihm nach einem halben Jahre wieder den Genuß des Abendmahls. Vergebens stellte Calvin vor, daß an dem Menschen noch keine Besserung zu spüren sey; der Rath wollte bei der Gelegenheit einmal durchgreifen, um sein Ansehn über den kirchlichen Vorstand zu behaupten. Aber Calvin ließ sich einen solchen Eingriff in die geistliche Gerichtsbarkeit keinesweges gefallen. An dem Sonntage, wo Bertelier das Abendmahl genießen wollte, hielt Calvin eine kraftvolle Predigt gegen die Verächter der Sacramente, und rief mit donnernder Stimme von der Kanzel herab: „Eher will ich das Leben verlieren, als daß diese meine Hand dem Unwürdigen das Abendmahl reichen soll!" Das machte Eindruck, man befürchtete einen Aufruhr in der Kirche, und Bertelier's Freunde riethen ihm selber, fortzugehen. Aber Calvin blieb nicht auf halbem Wege stehen, sondern nöthigte den Rath zu dem Versprechen, sich künftig nie wieder in Sachen zu mischen, die vor das geistliche Gericht gehörten.

So handelte Calvin seiner innigen Ueberzeugung gemäß, daß den Dienern des göttlichen Wortes keine irdische Rücksicht gelten dürfe, wo es darauf ankomme, das Gute zu fördern und dem Schlimmen zu wehren. „Wenn wir Alle, schreibt er einmal darüber, unsere Meinung verhehlen wollten, wer würde für die Lehre der Wahrheit sprechen? Wie würde die Sache Christi gewinnen? So schämt euch denn, ihr kleinen, furchtsamen Seelen, die ihr aus Furcht, das Irdische zu verlieren, die Ehre Gottes nicht verherrlichen wollt! Nicht Ehre, nicht Macht, nicht Güter, nicht Menschengunst darf uns scheiden von der Liebe Gottes. Immer schwebe uns das Beispiel unsers Herrn vor Augen. Nie wollen wir vergessen, daß Liebe zur Wahrheit und ihre Bekanntmachung ihn seinen Feinden Preis gab, ihn tausend Kränkungen unterzog, ihn an das Kreuz brachte. Ich Schwacher kann das nicht leisten, was Er that, aber ich kann doch — und will es auch — für die Wahrheit mein Blut verspritzen."

Michael Servetus (Servede), ein Spanier, ein sehr lebhafter Kopf, hatte sich schon früh mit demselben Eifer, wie Calvin, den Sprachen und Wissenschaften ergeben, die zur Aufklärung der auch ihm früh verdächtig gemachten herrschenden Dogmatik führen konnten. Die Bibel war immer sein Lieblingsbuch gewesen, die Schriften der Kirchenväter durchforschte er mit Fleiß, und neben dem Studium der Rechtsgelehrsamkeit und Arzneikunde behielten theologische Untersuchungen ein großes Interesse für ihn. Eine Stelle als Schreiber bei dem Beichtvater Kaiser Karl's V. gab ihm zugleich einen hellen Blick in die menschlichen Verhältnisse. Späterhin zog er nach Paris und hielt daselbst mathematische Vorlesungen, dann griff er einmal wieder die Mißbräuche der Französischen Aerzte mit scharfer Feder an; mit einem Wort, er war nicht nur ein Kopf, der viel umfaßte, sondern der auch nichts umfassen wollte, ohne es zu verbessern, und neue, eigene Ideen hinzuzuthun. In der Theologie hatte er sich ein System gebildet, worin er besonders die Lehre von der Gottheit Christi, so wie sie von der Kirche allgemein angenommen und auch von den Reformatoren nicht angefochten ward, bestritt, so daß er auch zu den Antitrinitariern gerechnet wird.

Seine Streitlust verwickelte ihn in mancherlei Händel, und brachte ihn endlich auch dahin, Paris zu verlassen. Er ging auf eine Zeitlang nach Charlieu, wo er die Arzneikunst ausübte, und dann nach Lyon. Hier trieb er seine theologischen Untersuchungen mit solchem Eifer, daß er mit den aufgeklärtesten Gelehrten seiner Zeit, und unter anderen

auch mit Calvin in Briefwechsel trat. Aber dieser konnte sich unmöglich mit einem Manne verständigen, der in einer der wichtigsten Grundlehren des Christenthums bei einer abweichenden Meinung verharrte, und so legte der Briefwechsel nur den Grund zu einer heftigen Erbitterung zwischen Beiden.

Servet, der unterdessen nach Vienne gezogen war, hatte keinen größern Wunsch, als dem Christenthum die Gestalt zu geben, die es nach seiner Meinung ursprünglich gehabt hatte. Seinen Angriff auf die Dreieinigkeit hatte er schon 1531 (in seinem zwei und zwanzigsten Jahre) unter dem Titel De trinitatis erroribus herausgegeben, und sich dadurch bei den Protestanten wie bei den Katholiken so verhaßt gemacht, daß er sich auf den Titeln späterer Bücher einen andern Namen gab. Später hatte er sich zur Ausführung jenes Planes lange und anhaltend mit der Ausarbeitung eines Buchs beschäftigt, von dem er sich große Wirkungen versprach, wenn es nur mit guter Art verbreitet werden könnte. Nach vielen vergeblichen Bemühungen fand er endlich einen Buchdrucker, der es 1553 unter dem Titel: „Wiederherstellung des Christenthums,“ heimlich druckte. Servet war darüber so voller Freuden, daß er mehrere Tage lang nichts essen noch trinken mochte. Das Buch machte allerdings Aufsehen, und ward von der Geistlichkeit überall verboten. Es wurde entdeckt, daß Servet der Verfasser sey, es erfolgte eine Untersuchung wider ihn, und er wurde in's Gefängniß geworfen. Calvin hielt es für seine Pflicht, die gemachte Entdeckung durch die Briefe Servet's, welche er in Händen hatte, zu bestätigen; ob auch die Anklage desselben, wie Einige behaupten, durch ihn angestiftet sey, ist zweifelhaft. Indeß entsprang Servet noch aus dem Gefängnisse, und irrte, indem er Neapel zu erreichen suchte, an verschiedenen Orten umher. So kam er auch durch Genf. Hier hielt er sich einige Wochen verborgen, bis er eine Gelegenheit zum weitern Fortkommen erhalten würde. Aber als er eben im Begriff war, wieder abzureisen, ließ ihn die Obrigkeit, auf Calvin's Antrieb, in's Gefängniß bringen. Was Calvin zu diesem Verfahren bewog, giebt er selbst an. „Ich gestehe frei, schreibt er, es für meine Pflicht gehalten zu haben, einem mehr als verstockten und unverbesserlichen Menschen nach meinen Kräften Einhalt zu thun, und seine fernere Schädlichkeit zu hindern. Täglich verbreitet sich die Bosheit weiter, überall quellen neue Irrthümer hervor, und Personen, denen Gott die Macht dazu gab, lassen es sich nicht angelegen seyn, seines Namens Ehre zu beför-

dern. Denn wenn die Papisten die Abweichungen von ihrem Aberglauben so heftig ahnden, so müssen sich christliche Obrigkeiten schämen, bei der Vertheidigung unerschütterlicher Wahrheiten so wenig Muth zu beweisen." — Calvin hatte die feste Ueberzeugung, daß von der Erkenntniß dieser Wahrheiten das Heil der Seele abhinge; er begab sich daher selbst mehrere Male in den Kerker zu dem Gefangenen, um ihn auf andere Gedanken zu bringen; als aber Alles vergeblich blieb, hielt er sich für berechtiget, anzunehmen, daß Servet ein verworfener Mensch, und bei ihm nimmermehr an Besserung zu denken sey. Gerade so urtheilte auch Theodor Beza — einer der größten reformirten Theologen und Calvin's Freund und Biograph — von Servet. Er nennt ihn ein Ungeheuer, ausgestopft mit Gotteslästerungen und Bosheiten, das den Himmel und die Erde durch seine Reden und Schriften verpestet habe.

Calvin war bei allen seinen Verhören gegenwärtig, um ihn von seinen Irrthümern zu überzeugen, was aber nur zu hitzigen und erbitterten Wortkämpfen führte. Nachdem vorher noch das Gutachten der übrigen reformirten Kirchen in der Schweiz über Servet's irrgläubige Lehren eingeholt worden war, verurtheilte ihn der Rath zu Genf wegen seiner Ketzereien, besonders wegen seiner Lästerungen gegen die Dreieinigkeit und die Kindertaufe, lebendig verbrannt zu werden. Calvin und seine Amtsgenossen bemühten sich vergebens, eine Milderung dieser grausamen Todesart zu bewirken. Servet wollte es zuerst gar nicht glauben, daß man in einer reformirten Stadt mit einem Andersdenkenden so verfahren könne, aber als man ihm die traurige Gewißheit bestätigte, verlor er vor Schrecken fast die Besinnung. Dann raffte er sich wieder auf, und berief sich auf die Gerechtigkeit seiner Sache, dann wieder flehte er um Gnade und Barmherzigkeit; umsonst. Calvin ging noch an seinem Todestage zu ihm in's Gefängniß, und suchte ihn zu bekehren. Servet betheuerte ihm dagegen mit Thränen, daß er sich durch seine Gründe nicht überzeugt fühlen könne, und bat ihn noch beim Abschiede für die etwanigen Kränkungen um Verzeihung, die er ihm unwissend zugefügt haben könnte. Zu Denen, die bis zuletzt bei ihm blieben, sagte er: „Ich fürchte mich nicht vor dem Tode, aber ihn als ein Verbrecher leiden zu sollen, das zerreißt mein Herz. Jesu, mein Heiland und Erlöser, tröste mich, wie du einst getröstet wurdest. Der Drache, den ich bekämpfen wollte, überwältigt mich."

Man führte ihn hierauf in zahlreicher Begleitung vor das Rathhaus, und las ihm dort noch einmal laut mit den gewöhnlichen Ge-

bräuchen sein Urtheil vor. Angstvoll fiel er auf seine Kniee, und bat, wie er es schon bei der Verkündigung des Urtheils gethan hatte, man möchte ihn doch nur mit dem Schwerte hinrichten. „Wenn ich geirrt habe, setzte er hinzu, so habe ich aus Unwissenheit geirrt. Meine Absicht ist nicht zu tadeln, ich glaubte die Ehre Gottes zu befördern, und meine Ueberzeugungen zum Vortheil der Wahrheit bekannt machen zu müssen. Habe ich aber geirrt, so erreicht ihr ja eure Absicht schon mit meinem Tode, sey auch die Art desselben, welche sie wolle.“ Alles war vergebens; er ward zum Scheiterhaufen abgeführt, zu welchem man unglücklicher Weise ganz frisches und feuchtes Holz genommen hatte. Sitzend auf einem niedrigen Block, und angeschlossen an einen hinter ihm stehenden Pfahl, sah er nun den Scheiterhaufen mit Mühe anzünden, und, fast gebraten an dem langsamen Feuer, das gar nicht recht auflodern wollte, quälte sich der Unglückliche über eine halbe Stunde, während er unaufhörlich schrie: „Jesu, du Sohn des ewigen Gottes, erbarme dich mein!“ bis zuletzt das umstehende Volk, von Mitleid ergriffen, ihm brennende Holzbündel auf den Leib warf, die ihn endlich nach unsäglichen Schmerzen erstickten (27. October 1553).

Calvin betrieb Servet's Hinrichtung ohne Zweifel aus reinen Absichten, aber der Vorwurf lastet auf ihm, daß er hier die reformirte Kirche nach dem traurigen Wahne handeln ließ, welcher Irrlehrer mit Feuer und Schwert bekämpfen will. Auch waren nicht wenige Reformirte mit diesem Verfahren unzufrieden, sie besorgten mit Recht, die Katholiken würden nun behaupten, daß sie bei ihren Verfolgungen der Protestanten nur ihre eigenen Grundsätze wider sie geltend machten. Luther hatte über diesen Punkt ganz anders gedacht, und geäußert, es sey genug, wenn falsche Lehrer von der Obrigkeit des Landes verwiesen würden. Gegen Servet war man indeß seiner Schmähungen gegen die Lehren der Reformatoren wegen so aufgebracht, daß selbst der sonst so milde Melanchthon an Calvin schrieb, er trete seinem Urtheile über Servet völlig bei, und die Obrigkeit zu Genf habe gerecht gehandelt, daß sie diesen Gotteslästerer hinrichten lassen. Zur Entschuldigung für Calvin läßt sich noch anführen, daß die Reformatoren neue Spaltungen durch neue Meinungen nicht minder fürchteten als Siege des Papstthums *).

*) „Seine ganze bisherige Thätigkeit war auf die Begründung des moralischen und religiösen Lebens in Genf gerichtet gewesen; mit Mühe hatte er früher die Wiedertäufer entfernt; das Volk hatte noch nicht Wahres vom Falschen unterscheiden gelernt und faßte

Calvin's Ruf hatte eine Menge Studirender nach Genf gelockt; viele Religionslehrer der reformirten Kirche waren schon von ihm gebildet worden. Im Jahre 1558 brachte er es dahin, daß ein Gymnasium errichtet wurde, aus dem bald eine Universität hervorging. Beza erhielt das Rectorat, er selbst blieb Professor der Theologie. Auch in der Folge lehrten hier Männer, die zu den Zierden der Gelehrsamkeit gehören. Am wichtigsten aber wurde diese Universität für die reformirte Kirche, denn von ihr gingen kühne und geistvolle Prediger aus, die sie in anderen Ländern verbreiteten, und wiederum kamen wißbegierige Jünglinge aus der Ferne nach Genf, um hier an der Quelle zu schöpfen. Auch hatte Calvin schon 1549 eine Uebereinkunft mit den Zürcher Theologen zu Stande gebracht, welcher zufolge seine und Zwingli's Anhänger sich so weit vereinigten, daß sie keine getrennte Kirchen bildeten. Daher verstand man in der Folge beide als zusammengehörig, unter dem Namen der Reformirten, die den Lutheranern gegenüber, den zweiten großen Haupttheil der Protestanten ausmachten. So groß war Calvin's Thätigkeit in Genf nach allen Richtungen. Aber er sorgte für eine Menge auswärtiger Gemeinden durch schriftliche Rathschläge nicht minder eifrig, als für die seinige, und sein Briefwechsel erstreckte sich durch halb Europa. In dieser immerwährenden Geschäftigkeit fand er sogar das erprobteste Mittel gegen seine immer zunehmende Kränklichkeit, und selbst als er nicht mehr die Feder halten konnte, dictirte er noch. Er starb am 27. Mai 1564 im fünf und funfzigsten Lebensjahre an der Auszehrung, in Gegenwart der vornehmsten Rathsherren und Prediger von Genf, und nicht minder von seinen Mitbürgern betrauert, als, achtzehn Jahre vorher, Luther von den seinigen.

---

mit Begierde jede Neuerung auf, die ihm als Wahrheit gepredigt wurde; es gab zu jener Zeit keine, auch noch so absurde Ansicht, die nicht ihre Anhänger, ihre Vertheidiger, ihre Märtyrer gefunden hätte; sollte nun Calvin, der stets mit Gegnern zu kämpfen hatte, ungehindert zugeben, daß der Same der Zwietracht unter seinem Volke ausgesäet werde und das Werk seines Lebens vernichte? Es war nicht die Person, die er verfolgte, es war die Lehre, ein öffentlicher Widerruf hätte ihm genügt." Weber, a. a. O. S. 30

2. Heinrich II.
(1547—1559.)

Wir gehen jetzt zur Geschichte des Französischen Reichs über, oder vielmehr zur Geschichte der Hof-Factionen, welche hervortraten, seitdem die Regierung in den Händen eines Mannes lag, der zwar der beste Reiter seines Königreichs war, die Regierung aber so wenig verstand und zu übernehmen Lust hatte, daß er nur froh war, als sich Leute fanden, die für ihn regieren wollten *). An solchen fehlte es natürlich nicht, und die Königin, Katharina von Medici, eine boshafte, ränkevolle Italienerin, war herrschsüchtig genug, um selbst nach der Lenkung der Staatsangelegenheiten zu streben. Aber sie konnte diese Begierde erst unter der Regierung ihrer Söhne befriedigen, denn das Vertrauen ihres Gemahls besaß ein anderes, nicht minder schlaues Weib, Heinrich's Geliebte, Diana von Poitiers, Herzogin von Valentinois, eine Schönheit seltener Art, die, fast zwanzig Jahre älter als der König, doch denselben bis an sein Ende wie in einer beständigen Bezauberung erhielt.

Heinrich II. veränderte bei seinem Regierungsantritte nicht nur viele von den Einrichtungen seines Vaters, setzte dessen erste Staatsdiener ab u. s. w., sondern befolgte auch keinen von den Rathschlägen, die ihm derselbe noch auf seinem Sterbebette gegeben hatte. Unter diesen war einer der besten der gewesen, die Guisen nicht zu mächtig werden zu lassen. Claudius, Herzog von Guise, der Stammvater dieses Hauses, war ein nachgeborner Sohn jenes Herzogs Renatus von Lothringen, gegen den Karl der Kühne gekämpft hatte. Zwei seiner Söhne haben auf Frankreich's Schicksal den entschiedensten Einfluß gehabt, der älteste, Franz, nach dem Tode des Vaters Herzog von Guise, und der zweite, Karl, Erzbischof von Rheims und Cardinal, gewöhnlich der Cardinal von Lothringen genannt. Franz I. hatte ganz recht gesehen, daß in diesen Brüdern ein Ehrgeiz lodere, dessen Flamme man nicht sorgfältig genug unterdrücken könne, wenn nicht das königliche Haus selbst darüber in Gefahr kommen sollte. Beide besaßen Talente zum Herrschen, der ältere als Feldherr, der jüngere als Staatsmann, und beide wußten sich der Königin und der Alles geltenden Buhlerin so nothwendig zu machen, daß sie die nächsten am Throne waren. Auch der Connetable

---

*) Non tam ut regeret, quam ut regeretur, natus videbatur, et pauca ex se, omnia fere ex intimorum familiarium sensu gerebat. Belcarius, Rer. Gallic. Commentar. XXV. p. 798.

von Montmorency, den Franz I. vom Hofe verbannt hatte, erhielt eine vorzügliche Stelle im Vertrauen des neuen Herrschers. — Die Verwaltung und besonders die der Finanzen war elend; man machte Anleihen zu hohen Zinsen, trieb den Aemterverkauf immer weiter, und war doch fortwährend in Geldnoth *).

Wie begierig sich Heinrich in die Händel mischte, welche zwischen Karl V. und Moritz von Sachsen ausbrachen, um dem Deutschen Reiche treffliche Städte zu entreißen; daß dieser Krieg während Karl's Regierung nur durch einen Waffenstillstand beendet wurde, und unter Philipp II. wieder ausbrach, ist in früheren Abschnitten (Th. VII. S. 320., u. 326. und oben S. 4.) erzählt. In diesem erneuerten Kampfe entriß der Herzog von Guise den Engländern, deren Königin Maria als Verbündete ihres Gemahls Philipp daran Theil nahm, Calais, nachdem sie es zwei hundert und zehn Jahre besessen hatten. Dem Frieden von Cateau Cambresis zufolge sollte England die Stadt nach acht Jahren wieder erhalten, was indeß nie geschehen ist. Mit diesem Frieden schlossen für eine geraume Zeit die durch Spanien's und Frankreich's Eifersucht angefachten Kriege, die viel unnützes Menschenblut und viel Geld, das gleichfalls besser hätte verwendet werden können, gekostet hatten. Bei der unüberlegten Verschwendung des Königs war der Mangel an dem letztern einmal (1552) so groß gewesen, daß der Hof, um die Zurüstungen zum Feldzuge gegen Karl V. bestreiten zu können, sein ganzes Silbergeschirr in die Münze schicken mußte, und die Bürger der „guten Stadt Paris" ermahnte, dasselbe zu thun.

Der Protestantismus fand indeß in Frankreich immer mehr Anhänger. Früher hatte es ihnen an Zusammenhang und völliger Uebereinstimmung in Lehre und Kirchenzucht gefehlt. Nun wurde das System ihres Landsmanns Calvin der Vereinigungspunkt für sie, seine Einrichtung der reformirten Kirche in Genf ihr Vorbild. Während Heinrich II. den Protestanten in Deutschland Hülfe sandte, verfolgte er, wie sein Vater, die Französischen mit der größten Grausamkeit. Zu den Urhebern dieser Verfolgungen gehörten vor Allen die Guisen, und Diana von Poitiers, die den Ketzern besonders abhold war. Im Jahre 1549 wurde zu Paris ein Schauspiel gegeben, das eines Nero wür-

*) „Die vorhandenen genauen Verzeichnisse erweisen, daß unter Heinrich und den nächsten Regierungen eine ganz unglaubliche und unermeßliche Zahl von unsinnigen und skandalösen Ausgaben und Geschenken stattfand." v. Raumer, Briefe aus Paris. Th. I. S. 274.

dig war. Nach einer prächtigen Procession in der Kathedrale begab sich der Hof auf den Greveplatz, und sah hier eine Art der Hinrichtung, die auch schon unter Franz I. vorgekommen war. Unter verschiedenen Gerüsten waren Feuer angezündet, über welchen man überführte Ketzer an Ketten, die in Rollen liefen, bald hinabließ, bald heraufzog, bald wieder hinunterließ, um ihre Qualen zu verlängern. Das Entsetzliche dieses Anblicks machte einen solchen Eindruck auf den König, daß er das Bild desselben lange nicht aus seinen Gedanken verbannen konnte.

Doch dies war nur eine vorübergehende Stimmung. Seiner Ueberzeugung nach war die barbarischeste Ausrottung aller Ketzer eine ganz gerechte Maßregel, und ihr Glaube das abscheulichste Verbrechen. Die Gesetze gegen sie wurden immer mehr geschärft; ein zu Chateaubriand 1551 erlassenes Edict machte es den weltlichen Richtern zur Pflicht, ihnen überall nachzuforschen, um sie zur Strafe zu ziehen. Hier fand auch der politische Haß neue Mittel der Befriedigung. Die Guisen, die den tapfern d'Andelot, Generalobersten des Fußvolks, der sich zur reformirten Kirche bekannte, da er ihnen im Wege stand, gern wegschaffen wollten, stellten dem Könige vor, daß derselbe als Calvinist durch sein Beispiel noch Viele im Heere verführen werde. Heinrich, von Natur leutselig und gegen diesen d'Andelot ganz besonders wohlwollend gesinnt, wünschte, daß er sich deshalb möchte rechtfertigen können, und ließ ihn sogar durch seinen Bruder ermahnen, wenn er an den Hof käme, des Königs Fragen so zu beantworten, daß man ihm nichts anhaben könne. Er erschien, und ward zur Tafel gezogen. Der König machte ihm Lobeserhebungen über seine Verdienste, fügte aber hinzu, man verbreite von ihm allerlei böse Gerüchte, in Ansehung der Religion, er möchte daher einmal öffentlich sagen, was er von der Messe halte. D'Andelot erwiederte mit edler Freimüthigkeit, er sey von der Gnade des Königs durchdrungen, und wolle mit Freuden tausendmal für ihn sein Blut verspritzen, auch könne Se. Majestät über seine Person und seine Güter nach Gefallen gebieten, nur in Sachen der Religion erkenne er keinen Herrn über sich als Gott, und sein Gewissen zwinge ihn zu der Erklärung, daß die Messe eine menschliche Erfindung sey, welche Verachtung verdiene. Ueber diese Antwort gerieth der sonst sanfte König so in Hitze, daß er aufsprang, einen Teller über die Tafel warf, und schwur, daß er den Gotteslästerer mit eigener Hand durchbohren würde, wenn er ihn nicht hätte erziehen helfen. D'Andelot wurde verhaftet und seiner Stelle beraubt. Seine Freiheit erhielt er erst wie-

der, als er zugestand, daß man in seinem Zimmer Messe las. Dies war Alles, wohin man ihn bringen konnte.

König Heinrich II. starb nach einer zwölfjährigen Regierung eines schmerzhaften Todes. Bei einem Turnier (seinem Lieblingsvergnügen), auf dem er schon zu allgemeiner Bewunderung viele Lanzen gebrochen hatte, forderte er zuletzt noch den jungen Grafen von Montgommery zu einem Gange auf. Die Lanze des Grafen zerbrach am Harnisch des Königs, worauf das Splitterende des Schafts ihm gerade in's rechte Auge fuhr und bis in's Gehirn drang. Erst elf Tage nach dieser schauderhaften Verwundung erfolgte der Tod (10. Juli 1559).

---

2. Franz II.
(1559—1560.)

Der Dauphin Franz war sechzehn Jahre alt, als sein Vater starb. An Leib und Geiste schwach, bedurfte er weit mehr fremder Leitung, als daß er Andere hätte regieren können. Man hatte ihm eine schöne Gemahlin gegeben, die Tochter Königs Jakob's V. von Schottland, die nachmals so berühmt gewordene Maria Stuart. Da diese eine Nichte der Guisen war, so wurde deren Einfluß dadurch noch weit bedeutender. Den Connetable von Montmorency entfernten sie auf höfliche Weise. Dagegen verbanden sie sich mit Katharina von Medici, der königlichen Wittwe, die selbst das größte Interesse dabei hatte, mit den beiden mächtigen Brüdern gut zu stehen, und opferten ihrem Hasse Diana von Poitiers, die ihnen unter der vorigen Regierung eifrig gedient und der sie dafür geschmeichelt hatten. Sie mußte sich jetzt vom Hofe entfernen. So wurde denn der Herzog Franz sogleich zum obersten Befehlshaber über die Heere, und der Cardinal von Lothringen zum ersten Staatsminister ernannt.

Aber je größer der Einfluß der Guisen zu werden schien, desto mehr wurde zum Widerstande gegen denselben eine andere Familie aufgeregt, welche wegen ihrer Verwandtschaft mit dem königlichen Hause auch nähere Rechte auf die Regierung zu haben glaubte. Dies war das Haus Bourbon, welches von einem nachgebornen Sohne Ludwig's des Heiligen abstammte, und jetzt das einzige, den Söhnen Heinrich's II. in männlicher Linie verwandte Geschlecht war. Von diesem Hause lebten damals drei Prinzen: Anton, durch seine Gemahlin

Johanna d'Albret, König von Navarra, Karl, Cardinal und Erzbischof von Rouen, und Ludwig, Prinz von Condé. Der erste und zweite dieser Brüder waren von einer solchen Gemüthsart, daß sie nicht viel Kühnes gegen den Hof unternommen haben würden, wenn ihr jüngster Bruder, Prinz Ludwig von Condé, nicht gewesen wäre. Die Guisen fürchteten ihn und hatten Ursache dazu, denn er war ein ehrgeiziger, unternehmender Kopf, ein feiner Hofmann und ein guter Soldat. Um sicherer zu gehen, suchte er noch andere tüchtige Männer an sich zu ziehen, die, wie er, Ursach hatten, mit dem Hofe unzufrieden zu seyn. Zu diesen gehörten besonders der geistvolle und tapfere Admiral Coligny, aus dem Hause Chatillon, dessen Bruder, der schon erwähnte d'Andelot, und der alte verdiente Connetable von Montmorency, der, wie wir bereits erwähnten, seit der neuen Herrschaft gleichfalls sehr kränkend zurückgesetzt worden war.

Die Häupter der Bourbonischen Partei hielten zu Verdun eine Zusammenkunft, und berathschlagten, was zu thun sey. Darin kamen Alle überein, daß der Platz, den die Guisen so unrechtmäßig einnahmen, ihnen entrissen werden müsse. Nur war man nicht einig, ob dies mit Gewalt und durch die Waffen oder durch Unterhandlungen mit dem Hofe geschehen solle. Coligny rieth zur Mäßigung, und meinte, man müsse die Königin Mutter zu gewinnen suchen. In dieser Absicht ward nun wirklich der König Anton von Navarra nach St. Germain en Laye abgeschickt, wo der Hof sich damals aufhielt. Er ward aber daselbst so kalt empfangen, daß man ihm nicht einmal eine Wohnung im Schlosse anbot, er mußte sich von dem Marschall von St. André einen Theil der seinigen abtreten lassen. Den zum Voraus gegen ihn eingenommenen König konnte er nicht anders als im Beiseyn der Guisen sprechen, und die Königin Mutter wußte ihm Furcht vor gewagteren Schritten einzuflößen. Diese neue Beleidigung erbitterte den Prinzen von Condé noch mehr. Coligny machte den Vorschlag, sich mit den Protestanten zu verbinden, und die Sache der Religion mit dem Staatsvortheil der Bourbons zu vereinigen. Dies fand Beifall. Die Reformirten waren ein unverächtlicher Beistand, denn trotz der Verbote und Hinrichtungen vermehrte sich ihre Zahl so sehr, daß sie im Jahre 1562 in Frankreich 2150 Kirchen bildeten. Um so heftiger entbrannte der Verfolgungseifer gegen sie. Man stellte dem schwachen Könige vor, er könne den letzten Willen seines Vaters gar nicht besser erfüllen, als wenn er diese Ketzer rein ausrotte.

So erschien denn (14. Nov. 1559) ein Edict, in welchem den Reformirten ihre gottesdienstlichen Versammlungen bei Lebensstrafe untersagt wurden. Die dazu benutzten Gebäude sollten niedergerissen und nie wieder aufgebaut werden. Bei jedem Parlament wurde eine besondere Kammer eingerichtet, die sich bloß mit der Aufsuchung und Bestrafung der Protestanten beschäftigte. Man nannte diese Kammern Feuerkammern (chambres ardentes), weil sie die jenem königlichen Befehl Ungehorsamen ohne Barmherzigkeit zum Scheiterhaufen verdammten. Ein gewisser Inquisitionsrath Mouchi warb ganze Banden von Kundschaftern, die nach ihm Mouchards genannt wurden. Diese durchsuchten die abgelegensten Oerter, und sagten, um den Haß des Volkes zu entflammen, die schändlichsten Dinge von den Reformirten aus*), die dann einen schmählichen Tod leiden mußten. Unter den Schlachtopfern dieser Zeit verdient der Parlamentsrath Annas du Bourg genannt zu werden, einer der redlichsten Männer, der seines Glaubens wegen, den er muthig bekannte, am 23. December auf dem Blutgerüste enden mußte.

Seitdem stieg die Erbitterung ungemein. Es wurden Schriften ausgestreut, in welchen die Guisen als die Urheber aller Religionsbedrückungen angeklagt, und alle Reformirten aufgefordert wurden, gegen diese unrechtmäßigen Handhaber der höchsten Gewalt in Masse aufzutreten, und Alle für Einen zu stehen. Zunächst trat ein Edelmann aus Perigord, La Renaudie, ein sehr entschlossener Mann, an die Spitze einer Verschwörung, die nichts Geringeres zur Absicht hatte, als den ganzen Hof in Blois, seinem Sommeraufenthalte, zu überfallen, die Guisen entweder zu tödten oder in feste Verwahrung zu nehmen, die Königin Mutter ganz von den Regierungsgeschäften zu entfernen, und den König zu nöthigen, künftig den Rathschlägen der Bourbons zu folgen. Die Anstalten dazu waren trefflich gemacht, aber ein in das Geheimniß gezogener Parlamentsadvocat verrieth es der Königin Mutter und dem Herzoge von Guise, und eben als La Renaudie von Nantes aus nach Blois ziehen wollte, hörte er, daß der Hof diesen Ort schnell verlassen und sich nach Amboise begeben habe. Hier traf der Herzog von Guise schnell die nöthigen Maßregeln zur Abwehrung eines Ueberfalls, benutzte aber zugleich die Gelegenheit, sich

*) Non solum nocturnos conventus haberi, sed etiam in iis promiscuos concubitus exstinctis lucernis exerceri aiebant. Tuanus, XXIII. p. 462. A. Ed. 1625.

mit einer großen Macht bekleiden zu lassen. Er stellte dem bestürzten Könige absichtlich die Verschwörung bedeutender vor, als sie war, und brachte ihn so dahin, daß er ihn zum Generalstatthalter des Reichs ernannte. Die Königin Mutter, welche dieses nicht wünschte, gab es doch zu, da sie gegen das Unternehmen der Verschwornen keine andere Rettung sah.

Diese, die nicht ahnten, daß ihr Vorhaben entdeckt war, rückten auf Amboise los. Ihr Plan hatte darin bestanden, daß eine Anzahl von ihnen unbewaffnet zu dem König gehen und um Religionsfreiheit bitten sollte. Nachdem sie, wie vorauszusehen war, eine abschlägige Antwort erhalten haben würden, sollten sie sich zurückziehen, und dann die Bewaffneten, welche aus allen Provinzen heranrückten, heimlich und versteckt aus ihrem Hinterhalte hervorbrechen. Allein dieser Plan war nun vereitelt. Jene Unbewaffneten wurden ergriffen, gefoltert und hingerichtet, dann überfielen die königlichen Truppen die einzelnen Haufen, schlugen und zerstreuten sie. Der kühne La Renaudie fiel in einem solchen Gefechte (18. März 1560). Die meisten Gefangenen wurden gerädert, ersäuft oder gehängt.

Der Hof wußte recht gut, welchen Antheil die Bourbonische Partei an dieser so vollkommen gescheiterten Unternehmung der Hugenotten *) gehabt hatte. Aber gleich jetzt Gewalt gegen sie zu brauchen, schien nicht zweckmäßig, auch waren, mit Ausnahme des Prinzen von Condé, alle übrige bedeutende Glieder dieser Partei entfernt. Um sich von den wider ihn vorgebrachten Anklagen zu reinigen, erbot sich der Prinz zu einem Zweikampfe, und als dieses keine Folge hatte, ging er auf seine Güter. Indeß wurde eine Versammlung der ausgezeichnetesten Männer des Reiches (Notabeln) nach Fontainebleau ausgeschrieben. Es hieß, der Hof wolle ihre Meinung über die Heilung der mancherlei Gebrechen, an denen der Staat leide, vernehmen. Daß die Guisen sich dieser Versammlung bedienen wollten, alle ihre Feinde in einer Schlinge zu fangen, ist sehr unwahrscheinlich, und vielmehr

*) Der Ursprung dieses Namens, mit dem man von dieser Zeit an in Frankreich die Reformirten bezeichnete, ist dunkel und wird verschieden angegeben. Nach Thuanus, XXIV. p. 494 C., war er zuerst in Tours aufgekommen. Hier hatte man ein Mährchen, der König Hugo spuke des Nachts umher, und da nun die am Tage scharf beobachteten Reformirten ihre Zusammenkünfte des Nachts anstellten, so nannte man sie spottweise in Beziehung auf jene Sage Huguenots, Nachtgespenster. Andere sagen, die Benennung rühre von den Orten ihrer ersten Versammlungen zu Nantes her; noch Andere, sie sey eine Verstümmelung des deutschen Wortes Eidgenossen.

glaublich, daß sie ihre Verwaltung von derselben gebilligt und gutgeheißen sehen wollten *). Aber der Prinz von Condé fürchtete schlimmere Absichten, und kam nicht. Auch war der König von Navarra nicht zugegen; der Admiral Coligny, der erschienen war, übergab eine Bittschrift der Hugenotten, und setzte hinzu, daß mehr als funfzig tausend Menschen bereit wären, dieselbe zu unterschreiben. Aber er erreichte dadurch weder seine Absicht, bei dem Herzog von Guise Besorgnisse zu erregen, noch bewirkte er mildere Gesinnungen für die Reformirten. Es wurde der Beschluß gefaßt, der übrigen Staatsangelegenheiten wegen zu Orleans die Reichsstände zu versammeln. Hier wollte man den Hauptstreich gegen die Bourbons ausführen, nachdem man Briefe aufgefangen hatte, durch welche sowol die Pläne dieser Partei gegen die Guisen, als ein Entwurf Condé's, sich Lyons zu bemächtigen, verrathen worden waren. Die Bourbons trugen zwar anfangs Bedenken, nach Orleans zu kommen, aber der Hof, dessen Absichten durch dieses Ausbleiben vereitelt worden wären, wandte Alles an, sie dazu zu bewegen. Auf einer Versammlung der Stände, hieß es, könnten die nächsten Prinzen des königlichen Hauses unmöglich fehlen, ohne sich ihre Rechte zu vergeben. Dazu kamen die Versicherungen des gutmüthigen und leichtgläubigen Cardinals von Bourbon von den wohlwollenden Gesinnungen des Königs und der Königin Mutter, durch welche sich zuerst der König von Navarra überreden ließ, dann auch der Prinz von Condé, der den Rest seines Mißtrauens durch die Voraussetzung beschwichtigte, daß man im äußersten Fall das königliche Blut schonen würde. So begaben sich denn die Prinzen nach Orleans; auch Coligny, der bei seinen Unternehmungen so zu Werke gegangen war, daß man ihm nichts anhaben konnte, kam später hin. Bei ihrer Ankunft (29. October 1560) waren die Prinzen aber nicht wenig überrascht, als sie die Stadt voll von kriegerischen Zurüstungen fanden, und gleich bei der ersten Zusammenkunft mit dem Könige wurde der Prinz von Condé gefangen genommen. Der König von Navarra wurde nur sorgfältig bewacht. Katharina von Medici wollte schuldlos erscheinen, und schob Alles auf die Guisen, deren Herrschsucht und Willkür ihr in der That nicht minder bedenklich erscheinen mußte, als das Streben der Bourbons und der Reformirten wider den Hof.

*) Sismondi, Histoire des Français, T. XVIII. p. 160.

Das Rechtsverfahren gegen Condé wurde indeß so eingeleitet, daß eine besondere Commission bestellt ward, ihn zu richten, obgleich der Prinz nachdrücklich widersprach und behauptete, er könne nur von den Pairs mit Zuziehung des Parlaments von Paris gerichtet werden. Dennoch sprach die Commission als über einen Majestätsverbrecher, das Todesurtheil über ihn aus. Die Guisen, welche diese Entscheidung herbeigeführt, und versichert hatten, daß man mit diesem Einen Streiche den Ketzern und Rebellen das Haupt abschlagen werde, wollten nun noch gern den König von Navarra, dem man aber doch nichts so Strafwürdiges Schuld geben konnte, und den Admiral in dasselbe Schicksal verwickeln, als der Tod des erst achtzehnjährigen Königs (5. Dec. 1560) der ganzen Lage der Dinge eine andere Wendung gab. Die Königin Mutter und die Guisen waren so bestürzt, daß sie nicht einmal für ein ordentliches Leichenbegängniß sorgten. Nur zwei Hofleute und der blinde Bischof von Senlis begleiteten den Leichnam nach St. Denis, dem Begräbnißort der Könige, und so wenig man auch den Verstorbenen geachtet hatte, so übel deutete man doch den Guisen diese unanständige Vernachlässigung.

Franz II. hinterließ keine Kinder; sein nächster Bruder Karl, der Thronfolger, war ein zehnjähriger Knabe. An eine Beendigung der herrschenden Spannungen war also nicht zu denken, vielmehr erfüllen sie die ganze Zeit, wo Karl den Namen eines Königs geführt hat, und reichen noch weit darüber hinaus.

---

4. Karl IX.

(Reg. 1560—1574.)

Die Guisen hatten zwar bei der Königin Mutter darauf gedrungen, in der Verwirrung, die des vorigen Königs Krankheit herbeiführte, den Prinzen Condé hinrichten zu lassen; aber Katharina hielt es für rathsamer, die ohnehin schon so große Macht der Guisen nicht noch höher steigen zu lassen, damit sie ihr am Ende nicht selbst unterliege; sie suchte daher dem Prinzen das Leben zu erhalten, um sich seiner als ein Gegengewicht bedienen zu können, und so, in der Mitte zwischen zwei kämpfenden Parteien, die Zügel der Regierung selbst zu führen. Nur war es eine schwere Aufgabe, die Bourbonische so erbitterte Partei zu gewinnen, ohne den Guisen verdächtig zu werden, deren Freunds-

schaft sie doch nicht aufgeben durfte. Indeß gelang es ihr, nachdem der Cardinal von Lothringen sich am meisten dagegen gesträubt hatte, eine Aussöhnung zu Stande zu bringen. Der König von Navarra verlangte zwar Entfernung der Guisen und Gestattung der Religionsfreiheit für die Hugenotten, aber Katharina brachte es dahin, daß er sich mit der Versicherung begnügte, sie wolle heimlich und nach und nach Beides erfüllen, obschon es ihr damit keinesweges Ernst war, weil sie alsdann ihren eignen Zwecken entgegengewirkt, und die Bourbons zu mächtig gemacht haben würde.

In der Versammlung der am 13. December eröffneten Reichsstände sprach der treffliche Kanzler l'Hospital *) im gemäßigten, versöhnlichen Sinne, konnte aber damit die Leidenschaftlichen auf beiden Seiten nicht befriedigen. Ein Hauptübel, dessen Abhülfe man von den Ständen erwartete, war der klägliche Zustand der Finanzen. Man verlangte, daß sie die Schulden abtrügen, die sich auf 43 Millionen Livres beliefen, worauf sie erklärten, sie seyen hierüber nicht mit Vollmachten versehen.

Da unter den Bedingungen der Aussöhnung mit dem Könige von Navarra auch die Lossprechung des Prinzen von Condé war, so geschah diese, indem das Urtheil vom Parlamente feierlich für nichtig erklärt wurde. Der König von Navarra ward zum Generalstatthalter des Reichs ernannt, der Cardinal von Lothringen behielt die Aufsicht über die Finanzen, den Namen der Regentin führte Katharina, die zugleich den Connetable von Montmorency, der auf den Wunsch des Königs von Navarra an den Hof zurückgeholt ward, durch ihre schlauen Künste ganz für sich gewann; er versprach zwischen beiden Parteien neutral zu bleiben, und nur dem jungen Könige zu dienen.

Wer konnte aber wol von einer solchen Vereinigung Ruhe erwarten? Die Guisen fanden sich beeinträchtigt, der Prinz von Condé suchte Rache, das reichte schon hin, neue Zerrüttungen hervorzubringen. Beide Parteien bemühten sich um den Connetable von Montmorency. Die Bourbonische rechnete auf die Verwandtschaft, die andere auf seine feste Anhänglichkeit an den katholischen Glauben.

Die Königin Mutter befand sich in einer nicht geringen Verlegenheit, da der König von Navarra immer mehr auf die Erfüllung der beiden geheimen Artikel drang. Die Guisen fingen schon an, miß-

*) „Gelehrsamkeit, Klugheit, Würde standen bei ihm im seltnen Bunde; mit festem, ungebeugtem Gemüthe, mit heldenmüthiger Ausdauer kämpfte er gegen die Frevel und Leidenschaften aller Parteien." v. Raumer Geschichte Europa's, Bd. II. S. 202.

trauisch gegen sie zu werden; sie versteckten aber ihre Leidenschaften hinter dem Eifer für den katholischen Glauben, und nahmen den Schein an, bloß für diesen zu kämpfen. Dadurch lockten sie auch den Connetable von Montmorency auf ihre Seite, und es entstand ein Bündniß zwischen diesem, dem Herzog Franz von Guise, und dem reichen und tapfern Marschall von St. André, welches man das Triumvirat nannte. Desto lauter glaubte sich jetzt die Gegenpartei erklären zu müssen, und der König Anton überreichte auf Anstiften des Admirals von Coligny eine Bittschrift der Protestanten, welche dem Staatsrath vorgelegt wurde. Dieser Schritt hatte ein Edict zur Folge (Jul. 1561), worin zwar die Strafe für das Verbrechen der Ketzerei auf Landesverweisung gemildert, aber auch den Reformirten die religiösen Zusammenkünfte untersagt wurden. Doch sollten keine Nachforschungen über das, was im Innern der Häuser vorging, Statt finden. Um den Admiral, der mit diesem Befehle sehr unzufrieden war, zu besänftigen, schlug Katharina ein Religionsgespräch vor. Es kam wirklich zu Stande, und wurde im September 1561 in Gegenwart des Hofes und einer glänzenden Versammlung von Großen, weltlichen und geistlichen Standes, zu Poissi gehalten. Hauptredner von Seiten der Reformirten war der berühmte Beza, Calvin's Amtsgenosse. Durch seine Aeußerung: „daß Christi Leib vom Brot und Wein im Abendmahl so weit entfernt wäre, als der höchste Himmel von der Erde," brachte er die Gegner in den äußersten Zorn. Im Laufe des Gesprächs kam ein päpstlicher Legat, und in seiner Begleitung der Jesuitengeneral Lainez nach Poissi. Der letztere nannte die Protestanten Schlangen, Affen, Füchse und Wölfe, und meinte, es sey genug, sie an das Tridentinische Concilium zu verweisen. Er erklärte, daß es Verwegenheit gegen Gott sey, den Ketzern freie Religionsübung zu verstatten, und höchst unvorsichtig, solche Gespräche in Gegenwart von Personen halten zu lassen, die leicht verführt werden könnten. Auf diesen Wink ließ Katharina den jungen König nicht wieder bei der Disputation erscheinen. Nach mehreren Sitzungen wurde die Versammlung aufgehoben, und, wie alle ähnlichen Versuche, blieb auch dieses Religionsgespräch ohne Erfolg und führte keine Versöhnung herbei.

Indeß neigte sich Katharina jetzt mehr auf die Seite der Protestanten, und l'Hospital machte in einer Versammlung des Staatsraths, zu der auch Parlamentsräthe gezogen wurden, die Grundsätze der Mäßigung von Neuem nachdrücklich geltend. „Wenn der König, sagte

er, sich ganz auf die eine oder die andre Seite stellt, so ist der Bürgerkrieg unausbleiblich. Es kommt hier nicht darauf an, zu entscheiden, welche Religion die beste, sondern ob Gefahr vorhanden ist, wenn sich die Reformirten versammeln. Nicht von der Anordnung der Religion, sondern von der Erhaltung des Staats ist die Rede." Obschon nun die eifrigen Katholiken heftig widersprachen, kam doch ein am 17. Januar 1562 erlassenes Edict zu Stande, in welchem zwar den Hugenotten befohlen ward, den Katholiken die Kirchen und Kirchengüter, deren sie sich bemächtigt hatten, zurückzugeben, und verboten, Mannschaft zu werben, zugleich aber erlaubt, außerhalb der Mauern der Städte freien Gottesdienst zu halten.

Indeß hatten die Guisen daran gearbeitet, die Verbindung zwischen Katharina und dem Könige von Navarra aufzulösen, und mit Hülfe des Spanischen Gesandten, der ihr Vertrauter war, da Philipp II. ihre Ansichten und Wünsche theilte, und des schlauen päpstlichen Legaten, des Cardinals von Ferrara, war ihnen dieß in der That gelungen. Die beiden Letztern hatten den schwachen Fürsten durch die Aussicht gelockt, daß, wenn er die Reformirten nicht mehr begünstigen wolle, Philipp ihm für seine Ansprüche auf Navarra Sardinien abtreten würde. So trat er zum Triumvirat über, und nach der Erscheinung des Edicts vom Januar erklärte er sich offen und unzweideutig für die Katholiken. Dadurch wurde Katharina veranlaßt, sich näher an Condé und Coligny anzuschließen. Der Guisischen Partei aber war daran gelegen, die Spannung zwischen Katholiken und Reformirten zu erhöhen, und je eher je lieber den Haß, der Beide befeuerte, zum Ausbruch kommen zu lassen, ehe sich die Hitze abkühlte. Dazu gab eine Reise, welche der Herzog Franz von Guise nach Paris machen wollte, um daselbst mit dem Könige von Navarra gemeinschaftlich zur Vertreibung des Prinzen von Condé aus dieser Stadt zu wirken, Gelegenheit. Auf dem Wege kam er an einem Sonntage (1. März 1562) mit einem zahlreichen Gefolge durch Vassi, eine kleine Stadt in Champagne, als eben die Hugenotten in einer Scheune ihren Gottesdienst hielten. Einige von seinen Leuten, die in die Versammlung gegangen waren, fingen mit den Hugenotten Händel an und wurden hinausgeworfen; darauf kamen die Uebrigen, fanden die Thüren verrammelt, stießen sie ein und fielen nun mit ihren Waffen über die Versammelten her, die sich mit Steinwürfen zu wehren suchten. Dem Herzog, der auch herbeigeeilt war, flog ein Stein in's Gesicht, und

dies erbitterte seine Leute so, daß sie an sechzig Menschen, Männer, Weiber und Kinder tödteten, und noch weit mehrere verwundeten, unter denen auch der Prediger war; in der Scheune ward Alles umgekehrt, die Kanzel, die Bänke zerbrochen, die Bibel zerrissen. Als darauf der Herzog den Richter des Orts vor sich kommen ließ, und ihm einen scharfen Verweis gab, daß er diese Zusammenkünfte erlaubt habe, und der Richter sich auf das Edict vom Januar berief, legte Guise zornig die Hand an den Degen, und sagte: „Dieser soll das verfluchte Edict zerhauen!"

Die heftigen Katholiken jauchzten über diese That, und priesen den Herzog als den wahren Helden ihres Glaubens. Durch diese Huldigungen noch mehr aufgeregt und zuversichtlicher gemacht, wollte sich nun Guise mit Einem Streiche von seinen Nebenbuhlern befreien, und die Königin Mutter vom Könige trennen. Diese sah die Gefahr, und floh mit dem jungen Könige nach Fontainebleau; Condé verließ Paris, um Truppen zusammen zu ziehen. Aber noch ehe er mit seiner Rüstung zu Stande kam, eilte Guise mit seinen Verbündeten und einer Schaar bewaffneter Reiter dem Hofe nach; auf seinen Betrieb sagte der König von Navarra Katharinen, er wolle den König nach Paris führen, ihr stelle er frei, ob sie mit gehen wolle oder nicht. Zugleich wurde Befehl zur Abreise nach Melun gegeben; Katharina folgte. Der junge König weinte vor Angst über die ungewohnte Behandlung so heftig, als ob er in's Gefängniß gesperrt werden sollte. Man kam von Melun nach Vincennes, und dann nach Paris. Die Triumvirn machten bekannt, daß Alles geschehen sey für das allgemeine Beste, und bedienten sich zu allen ihren Unternehmungen des königlichen Namens. Katharina entschuldigte sich heimlich gegen Condé, und forderte ihn auf, den Muth nicht sinken zu lassen. So wenig sie auch den Protestanten geneigt war, so konnte sie doch nicht wünschen, daß sie erliegen möchten, denn nur wenn beide Parteien einander zu fürchten Ursache hatten, war ihr ein überwiegender Einfluß gesichert.

Der Connetable von Montmorency ließ jetzt in Paris seinem Hasse gegen die Reformirten freien Lauf. An der Spitze von Soldaten brach er in ihre Versammlungshäuser ein, jagte die Prediger fort, und ließ die Predigtstühle, Altäre und Bänke verbrennen, eine Heldenthat, die ihm den Spottnamen Hauptmann Bankbrenner zuzog.

5. Die drei ersten Bürger- und Religionskriege. (1562—1570.)

Die glänzenden Vortheile, in deren Besitz sich die Guisen jetzt befanden, hatten sie nur durch ihre Schnelligkeit dem Prinzen von Condé aus den Händen gewunden. Mit dreitausend Reitern war dieser schon bis nach Fontainebleau gekommen, als er mit Verdruß hörte, was geschehen war. Er berathschlagte darauf mit dem Admiral, was zu thun sey, nachdem die Sachen so weit gediehen. Endlich rief er aus: „Es ist einmal geschehen! Wir sind schon so tief im Wasser, daß wir entweder durchschwimmen, oder ertrinken müssen.“ Er flog nach Orleans, welche Stadt er sich schon vorher zum Waffenplatze ausersehen hatte, und lud alle seine Anhänger dahin ein. In öffentlichen Rechtfertigungsschriften erklärte er, seine Absicht sey bloß, den gefangenen König und dessen Mutter aus den Händen der Triumvirn zu reißen, und die Verordnungen des Königs, besonders die vom Januar zur Vollziehung zu bringen. Die Guisen ließen dagegen den König dieses Edict von Neuem bestätigen, und die Erklärung geben, er sey nicht gefangen, sondern frei.

Während dieses Schriftwechsels wurde eifrig gerüstet. Beide Parteien warben Truppen, und suchten die Städte des Reichs auf ihre Seite zu bringen. Viele derselben kamen in die Hände der Reformirten, für sie erklärte sich fast die ganze Normandie und der beste Theil des Französischen Adels. An allen Orten brach der Kampf aus, und die Parteien griffen einander mit aller der unmenschlichen Wuth an, welche Religions- und Bürgerkriege so furchtbar macht, und uns in ihnen kaum noch die Menschheit erkennen läßt. Die Protestanten beraubten und schändeten die katholischen Kirchen und die Klöster, zerstörten die Bilder darin, vertrieben und tödteten Priester und Mönche. Die Katholiken hauseten noch weit schlimmer. Die Jahrbücher einzelner Französischer Städte sind voll von den unmenschlichsten Grausamkeiten, die in dieser Periode verübt worden sind. Ganze Besatzungen, die sich ergeben hatten, wurden dennoch niedergehauen, Anführer und Reiche grausam gefoltert, Weiber und Mädchen mit viehischer Wuth geschändet, Kinder zerfleischt, Greise langsam zu Tode gemartert. Zu Tours wurde der Präsident an einen Baum geknüpft, und ihm die Eingeweide aus dem Leibe gerissen. Schwangere Weiber zog man nackt aus, schlitzte ihnen den Leib auf und schmetterte die

Kinder auf die Erde, oder warf sie den Hunden zu fressen vor. Zu Castres schund ein Henkersknecht fünf Männer lebendig, und fraß ihre Lebern. Zu Agen wurden Fünfhundert aufgehängt, zu Cahors verbrannte man beinah eben so viele. Zu Troyes ließ ein Procurator seinen eigenen Sohn aufhängen; ein Bruder ließ seine Schwester verbrennen und ihr zuvor noch brennenden Speck auf die Haut träufeln. In der ganzen Provence hörte man nichts, als die abscheulichsten Mordgeschichten und Grausamkeiten. Ueber funfzehnhundert Menschen wurden zu Tode gemartert, geblendet, bei den Händen oder Füßen aufgehängt, an Pferdeschweifen geschleift, gesteinigt, ja in Kalköfen geworfen, oder lebendig begraben. Die losgelassene thierische Wuth freute sich ihrer Triumphe, da außer der Befriedigung rachsüchtiger Wuth noch die Ueberzeugung mitwirkte, daß Alles zur Ehre Gottes geschehe. Ja das Pariser Parlament erklärte alle Reformirten für vogelfrei, und ermahnte die Katholiken sich zu bewaffnen und über sie herzufallen. Diesen Beschluß lasen die Pfarrer jeden Sonntag in der Kirche ab. Eine königliche Verordnung sprach allen denen, welche zu Orleans die Waffen ergriffen hatten, als Rebellen das Leben ab; nur den Prinzen von Condé nahm man aus, unter dem Vorgeben, er wäre ein Gefangener in den Händen der Aufrührer.

Von beiden Seiten bemühte man sich um fremde Hülfe. Die Guisen ließen in Deutschland und den katholischen Cantonen der Schweiz werben; Philipp II., die Herzoge von Savoyen, Ferrara und Mantua schickten ihnen Soldaten. Dagegen erhielt Condé von Deutschen protestantischen Fürsten Hülfstruppen, und mit Elisabeth von England schloß er am 20. September einen Vertrag, wonach diese ihn mit Geld und sechstausend Mann unterstützte. Dafür wurde ihr Havre de Grace eingeräumt, welches sie künftig gegen die verheißene aber nicht erfolgte Abtretung von Calais wieder herauszugeben versprach.

Indeß hatten die Feindseligkeiten zwischen den Heeren der beiden Parteien begonnen. Nachdem ein Plan Condé's, die Königlichen zu überfallen, mißglückt war, rückten diese, durch Schweizerisches Fußvolk und durch Deutsche Reiterei verstärkt, dem Scheine nach auf Orleans los, wandten sich aber dann sogleich auf Blois und Tours, und bemächtigten sich beider Städte. Eben so nahm der Marschall St. André Poitiers, ohne vielen Widerstand zu finden. Auch Bourges ward von den Königlichen eingenommen, wodurch sie Orleans von aller Hülfe abgeschnitten hatten. Nun sollte diese Stadt belagert werden; doch

die Königin Katharina, die sich selbst im Lager befand, und der König von Navarra waren der Meinung, daß man sich zuerst gegen Rouen wenden müsse, in welche Stadt die Engländer eine Verstärkung geworfen hatten. Die Belagerung wurde auch im September wirklich begonnen, und während derselben der König Anton von Navarra so verwundet, daß er nach einigen Wochen (17. November) starb, ungefähr eben so wie er gelebt hatte, denn in seinen Fieberträumen sprach er nur von den Citronenwäldern Sardinien's, die ihm nun bald zufallen sollten. Am 26. October war Rouen mit Sturm genommen, und acht Tage lang entsetzlich geplündert worden. Dann wurden viele protestantische Bürger und die Prediger hingerichtet. Zur Vergeltung ließ man in Orleans einen geistlichen Parlamentsrath und einen Abt aufhängen.

Condé, durch einen Heerhaufen Deutscher Truppen verstärkt, die ihm d'Andelot zugeführt hatte, wollte nun Paris überfallen; allein weil er sich auf dem Wege aufgehalten hatte, waren ihm die Königlichen zuvorgekommen und hatten sich schon in die Stadt geworfen. Der Admiral rieth jetzt, lieber nach der fruchtbaren und reichen Normandie zu ziehen, und, durch Englische Hülfe verstärkt, dann etwas gegen die Königlichen zu wagen. Es geschah, aber bei Dreux wurde das Heer des Prinzen, von dem durch Spanische Truppen verstärkten katholischen eingeholt, und es kam gleich zur Schlacht (19. Dec.). Der Admiral hatte durch seine Geschicklichkeit die feindliche Reiterei schon in die Flucht geschlagen, aber das Schweizerische und Spanische Fußvolk in dem Heere der Katholiken focht so tapfer, daß Condé nicht nur die Schlacht noch verlor, sondern auch selbst gefangen ward. Als man ihn vor den Herzog von Guise brachte, nahm ihn dieser nicht nur mit aller seinem Stande gebührenden Achtung auf, sondern speisete auch mit ihm an einer Tafel, und da sich in der Verwirrung nach dem Treffen nicht mehr als ein Bett in des Herzogs Quartier befand, so schliefen sie sogar beisammen. Der Marschall St. André war in der Schlacht getödtet worden, und der Connetable von Montmorency den Hugenotten in die Hände gefallen.

Guise wandte sich nun nach Orleans, dem Hauptort der Hugenotten, der von d'Andelot tapfer vertheidigt ward. Die Belagerung ward mit Eifer betrieben, und schon waren die Vorstädte mit vielem Blutvergießen erobert, als ein unerwarteter Vorfall alle Hoffnungen der Guise'schen Partei niederschlug. Ein junger Calvinischer Edelmann

aus Angoumois, Johann Poltrot von Merey, war von einem so falschen Religionseifer ergriffen, daß er es für verdienstlich hielt, das Haupt der Katholiken, auf welche Art es sey, aus dem Wege zu räumen. Er nahm also die Gelegenheit wahr, da der Herzog am 18. Februar 1563 Abends unter schwacher Begleitung nach seinem Quartier zurück ritt, und schoß ihm drei vergiftete Kugeln durch die Schulter, worauf sechs Tage nachher der Tod erfolgte. Das Parlament verurtheilte diesen Schwärmer, der bald nachher auf der Flucht ertappt ward, mit glühenden Zangen gezwickt und von Pferden zerrissen zu werden; allein durch diese Strafe, die den barbarischen Geist der Zeit bezeichnet, konnte der Schmerz über den Fall eines solchen Anführers nicht gemildert werden. Die katholische Partei fühlte die ganze Stärke ihres Verlustes, und ließ sich daher auf Friedensunterhandlungen ein, um so mehr, da ein bürgerlicher Krieg, wie dieser, nicht nur einen großen Kostenaufwand forderte, sondern zugleich die Einkünfte verminderte. Auch wünschte die Königin nichts so sehr, als die Engländer wieder vertrieben zu sehen. Am 12. März ward daher zu Orleans ein Vergleich geschlossen, und am 19. zu Amboise in der Form eines Edicts bekannt gemacht, nach welchem allen hohen Lehnbesitzern auf ihren Gütern die freie Uebung des reformirten Gottesdienstes für sich und ihre Unterthanen gestattet ward, den übrigen Edelleuten nur in ihren Häusern, den Bürgern nur in einer von der Regierung zu bezeichnenden Stadt in jedem Landgerichtsbezirk, und in allen den Städten, wo er beim Ausbruche der Unruhen bereits Statt gefunden. Paris und sein Gebiet wurden von dieser Freiheit ganz ausgenommen. Condé erhielt auch von Katharinen das Versprechen, an seines Bruders Stelle in den Staatsrath aufgenommen zu werden, hierin hielt sie ihm jedoch nachher nicht Wort, als sie ihn nicht mehr brauchte. Coligny, der diese Wortbrüchigkeit voraussah, hatte von dem ganzen Vergleiche nichts wissen wollen, sondern vielmehr behauptet, man müsse nach dem Tode des Herzogs von Guise die für die Hugenotten günstige Lage der Dinge mit den Waffen in der Hand benutzen; aber seine Meinung war nicht durchgedrungen. Der Königin Elisabeth wurde jetzt gegen die Räumung von Havre, die Erstattung der von ihr dem Prinzen Condé vorgeschossenen Summe angeboten; als sie den Vorschlag zurückwies, griff Montmorency die Stadt an, und eroberte sie. In einem, im folgenden Jahre zu Troyes geschlossenen Frieden wurde Calais gar nicht erwähnt.

Der Herzog Franz von Guise hatte drei Söhne hinterlassen, von welchen jedoch auch der älteste noch zu jung war, als daß man ihn hätte fürchten dürfen. Aber der Bruder des Ermordeten, der Cardinal von Lothringen, und Montmorency standen als Häupter der eifrig katholischen Partei noch da. Der Letztere billigte sogar eine geheime Verschwörung, der zufolge dreihundert Protestanten in Paris in ihren Wohnungen plötzlich ermordet werden sollten. Zum Glück bekam Katharina davon Nachricht; sie eilte noch zu rechter Zeit mit dem jungen Könige nach Paris, ließ die vornehmsten Verschwornen des Nachts im Stillen verhaften und vor ihren Häusern aufknüpfen, und so unterblieb für diesmal noch der Mordplan. Aus Verdruß verließ der Connetable den Hof. Außer der Königin, dem Kanzler l'Hospital und Condé hatte der Friede auf beiden Seiten wenig aufrichtige Freunde, und von allen Seiten liefen Nachrichten ein, welche deutlich zeigten, daß er nicht von langer Dauer seyn werde. Katharina hatte übrigens jetzt die Hände nach Wunsche frei, da Franz von Guise nicht mehr war, und sie, um alle Ansprüche der Prinzen vom Geblüte abzuweisen, den König, als er in sein vierzehntes Jahr trat, von den Parlamenten hatte für mündig erklären lassen. Dieser zeigte Verstand, Urtheil und Gewandtheit in Reden, zugleich aber schlimme Eigenschaften, die von seiner Selbstregierung kein Glück für Frankreich hoffen ließen. Er war übereilt, zornig, heftig, der Jagd so leidenschaftlich ergeben, daß er Tag und Nacht in den Wäldern umherirrte, und fand ein so blutdürstiges Wohlgefallen daran, Thiere zu tödten, daß er Eseln, denen er begegnete, den Kopf herunterschlug, und in Gegenwart der Hofleute Schweine schlachtete, um wie ein Fleischerknecht in den Eingeweiden zu wühlen *). Später lernte er Meineid, Treubruch und Verstellungskünste üben.

In den beiden nächsten Jahren (1564 und 1565) machte Katharina mit ihm eine Reise durch das Reich, um ihn, wie sie sagte, seinen Unterthanen zu zeigen, und Vertrauen zu ihm zu erwecken; die Protestanten sagten, damit sie ihre Stärke und ihre Einrichtungen auskundschafte. In Bayonne fand sie des Königs Schwester, die junge Königin Elisabeth von Spanien, die in Alba's und vieler Granden Begleitung dahin gekommen war. Alba, dieser berüchtigte Ketzerfeind, rieth Katharinen, keines Hugenotten zu schonen, und als sie

*) v. Raumer Briefe aus Paris, Th. I. S. 283 fg.

wenigstens die Häupter davon ausgenommen wissen wollte, sagte er: „Behüte! Gerade die am wenigsten. Zehntausend Frösche sind nicht so viel werth, als ein einziger Lachskopf (Coligny's Wappen).“ Katharina merkte sich diese Lehre, und handelte in der Folge danach.

Da die Guisische Partei fortwährend behauptete, daß der Admiral Mitwisser und Theilnehmer der Ermordung des Herzogs Franz sey, so betheuerte er auf einer zu Moulins im Februar 1566 gehaltenen Versammlung unter Anrufung Gottes seine Unschuld, worauf der Cardinal von Lothringen sich mit ihm aussöhnte. Indeß war diese Versöhnung keine dauernde, und im Reiche ward die Spannung täglich größer. Die Reformirten klagten über Druck und Beeinträchtigung verwahrten sich wie in Feindes Lande, versorgten sich mit Waffen und Vorräthen, und machten sich täglich auf einen Ueberfall gefaßt. Dagegen behaupteten die Katholiken, daß Jene über die ihnen gemachten Bewilligungen hinaus, nach völliger Gleichstellung mit ihnen strebten. Nur die Königin suchte, so viel als möglich, gewaltsame Ausbrüche zu vermeiden und das Gleichgewicht zu erhalten, um die Kräfte und Freiheiten der Hugenotten unbemerkt und heimlich zu untergraben, da hingegen der König strenge Maßregeln gebraucht wissen wollte, trotz der Ermahnungen l'Hospital's. Der Hof warb wieder Truppen in der Schweiz, und verstärkte die Ordonnanzcompagnien; den Vorwand dazu gaben die damals in den Niederlanden ausgebrochenen Unruhen. Aber die wahre Absicht blieb dem Prinzen von Condé nicht verborgen; er erfuhr einen geheimen Anschlag, wie man ihn in immerwährender Gefangenschaft halten, den Admiral ermorden, in die festesten Städte Schweizerbesatzungen legen, und den Reformirten alle ihre Freiheiten wieder entziehen wolle. Hierauf ließ er durch seine Anhänger in der Stille Mannschaft zusammen ziehen, und alles war in Bereitschaft, ehe der Hof, der sich diesen Sommer (1567) zu Monceaux aufhielt, es erfuhr. Ja, als sich endlich doch ein Gerücht davon erhob, und der König einen Kundschafter zum Admiral Coligny sandte, fand man diesen auf seinem Weinberge im Hauskleide mitten unter dem Gesinde mit der Weinlese beschäftigt. Das war am 26. September, und am 28. stand schon der größte Theil des Königreichs in vollen Kriegesflammen. Funfzig Plätze waren wie mit einem Griffe weggenommen, und der Prinz stand mit dem Admiral und den übrigen Hugenottenhäuptern an der Spitze einer zahlreichen Reiterei zu Rozoy, vier Meilen von Meaux

Jetzt bemächtigte sich der Schrecken aller Gemüther. Der Hof, welcher erfuhr, daß die Hugenotten sich nach dem Rathe des Admirals durch einen plötzlichen Ueberfall des Königs und der Königin Mutter bemächtigen wollten, zog schnell die sechstausend gemietheten Schweizer an sich, und eilte unter ihrer Bedeckung nach Paris. In einiger Entfernung begleitete das Condé'sche Heer sie stets zur Seite, ohne einen förmlichen Angriff zu wagen. Kaum waren sie in der Stadt, so besetzte von außen Condé die Thore, bemächtigte sich der Brücken und Schlösser an den Heerstraßen, verbrannte die Mühlen, und legte es darauf an, die Hauptstadt auszuhungern. Zugleich nahmen die Hugenotten Orleans und andere feste Städte, und aus den nahe gelegenen Provinzen zog dem Heere des Prinzen Verstärkung zu. Die Lebensmittel fingen an in Paris zu fehlen, doch hatte sich auch das Heer der Katholiken so ansehnlich verstärkt, daß es den Hugenotten weit überlegen war; und Condé mußte aus Geldmangel einen großen Theil seiner Truppen auseinander gehen sehn, und sich hierauf nach St. Denis zurückziehn. Jetzt rückte ihm der Connetable mit einer weit überlegenen Macht entgegen; es kam zur Schlacht (10. Nov.), auf beiden Seiten fielen tapfere Krieger, und selbst der vier und siebzigjährige Montmorency ward tödtlich verwundet. Die Hugenotten mußten weichen, aber sie hatten herrliche Tapferkeit, und ihre Anführer großes Feldherrntalent gezeigt.

Der Connetable, ein Mann, der bei aller Klugheit und Erfahrung im Kriege nie Glück gehabt hatte *), starb nach einigen Tagen mit großer Fassung **). Der Königin kam sein Tod sehr gelegen ***), und um sich nicht wieder auf ähnliche Art als durch ihn oft geschehen war, beschränken zu lassen, besetzte sie seine Stelle nicht wieder, sondern

*) Fu huomo di esquisita solertia, e di matura prudenza accompagnato da una lunghissima esperienza degli accidenti del mondo .... mà ne commandi militari fù accompagnato sempre da così cattiva fortuna che in tutte le guerre, delle quali hebbe il governo, restò sempre ò perdente ò gravemente ferito o prigione, le quali disgratie furono anco cagioze che molte volte fusse revocata in dubbio la candidezza della sua fede. Davila, Delle guerre civili di Francia, IV. p. 124. Ed. 1646.

**) Als ein Geistlicher sich seinem Lager nahete, ihn zu trösten, wies er ihn zurück, und sagte: es wäre doch schlimm, wenn er, der gegen achtzig Jahre zu leben gewußt hätte, nicht wissen sollte, eine Viertelstunde zu sterben.

***) Sie sagte bei der Nachricht von der Schlacht: Ich bin dem Himmel zwei große Verpflichtungen schuldig: daß der Connetable den König an seinen Feinden gerächt, und daß die Feinde des Königs ihn von dem Connetable befreit haben.

machte dafür ihren Lieblingssohn, Heinrich, Herzog von Anjou, der erst sechzehn Jahre alt war, zum Generalstatthalter des Reichs. Die Hugenotten zogen sich, nicht ohne große Mühseligkeiten, nach Lothringen, und erwarteten daselbst sehnlich die Ankunft des Pfälzischen Prinzen Johann Kasimir, der mit zehntausend Reitern und vier Feldstücken zu ihnen zu stoßen versprochen hatte. Er kam wirklich an, aber nun verlangten die Reiter hundert tausend Thaler, und in Condé's Kriegskasse befanden sich kaum zweitausend. Doch so uneigennützig zeigten sich Officiere und Gemeine, daß sie Alles hergaben, was sie bei sich hatten, und so brachte man denn gegen achtzigtausend Livres zusammen, womit die Deutschen vor der Hand zufrieden gestellt wurden. Dagegen schickte der Papst durch den Herzog von Gonzaga der königlichen Partei Hülfe, die um so nöthiger war, da der Krieg nicht bloß von dem Prinzen von Condé geführt ward, sondern fast in allen Provinzen entbrannt war. Condé zwang die Katholiken, die Belagerung der Stadt Orleans aufzuheben, und rückte selbst auf Chartres los. Die Einschließung dieses nur achtzehn Stunden von Paris entfernten Ortes setzte den Hof in große Verlegenheit. Die Königin nahm daher zu den alten Künsten ihre Zuflucht, sie fing Unterhandlungen an, und im März 1568 wurde zu Longjumeau ein neuer Vertrag unterzeichnet. Die Reformirten versprachen, die genommenen Plätze wieder zu räumen; dagegen wurde das Edict von Amboise zu ihren Gunsten bestätigt.

Man nannte diesen Frieden nachher den kleinen, wegen seiner kurzen Dauer. Coligny war sehr unzufrieden mit seinem Abschluß, weil er in den Worten des Hofes keine Sicherheit sah, und der Erfolg bestätigte seine Meinung. Da der Friede das gegenseitige Mißtrauen nicht aufgehoben hatte, so wurde er auch von keiner Partei mit Pünktlichkeit erfüllt, indem keine alle Vortheile aus den Händen geben wollte. Die Hugenotten entließen zwar die Deutschen Truppen, da der rückständige Sold, den sie zu bezahlen außer Stande waren, vom Hofe hergeschossen worden war; dieser aber behielt die Italienischen Truppen unter dem Vorwande, daß von den Reformirten nicht alle festen Plätze zurückgegeben wären. Auch war man weit entfernt, den Hugenotten die Ruhe zu gewähren, die ihnen der Vertrag versprochen hatte; vielmehr wurden mitten im Frieden empörende Gräuel an ihnen verübt, und viele ermordet *). Zu Ligny in Barrois riß der Pöbel

*) Die Protestanten geben die Zahl der in drei Monaten Ermordeten sogar auf 10,000 an, ohne Zweifel sehr übertrieben. Thuanus XLIV. p. 895. A.

einen Hugenotten, der nicht zur Erde fallen wollte, als die Frohnleichnamsprocession vor seiner Thür vorüberzog, auf der Stelle fort auf den Markt, schleppte Holz zusammen, und verbrannte ihn lebendig.

Außer diesen Gewaltthätigkeiten wurden die Häupter der Reformirten noch persönlich durch eine besondere Treulosigkeit des Hofes gereizt. Man erfuhr aus einem aufgefangenen Briefe, daß alle Anstalten gemacht seyen, den Prinzen und den Admiral aufzuheben, als der letztere den erstern eben zu Noyers in der Bourgogne besuchte. Sogleich eilten beide nach La Rochelle, und riefen auch die verwittwete Königin Johanna von Navarra dahin, die, wie aus jenem Briefe erhellte, gleichfalls mit ihren Kindern hatte aufgehoben werden sollen.

Bei solchen Entwürfen wurden die Grundsätze und Ermahnungen l'Hospital's der Königin immer widerwärtiger. Sie schloß ihn von ihrem Rathe aus, und als er sich darauf vom Hofe entfernte, nahm man ihm unter dem Vorwande, daß sein Alter der Ruhe bedürfe, das Reichssiegel ab *). An seine Stelle trat der Bischof von Orleans, der ein Freund der Guisen und daher für die Zukunft mit größerer Sicherheit zu gebrauchen war. Von da an hielt man alle Mäßigung und Verstellung für überflüssig. Ein königliches Edict vom 28. September widerrief die bisher den Reformirten bewilligte Freiheit des Gottesdienstes, und verbot bei Todesstrafe jeden andern als den katholischen. Diesem Edicte sollte mit den Waffen Nachdruck gegeben werden, und die Reformirten waren nicht minder entschlossen, sich ihm mit den Waffen zu widersetzen. Es ward von beiden Seiten geworben; hie und da brachen die Feindseligkeiten schon aus. Die Reformirten strömten schaarenweise nach La Rochelle und anderen Sammelplätzen. Wo sie stark genug waren, verübten sie an den Katholiken auch ihrerseits Grausamkeiten, besonders an den Geistlichen, deren viele getödtet wurden. Ein Anführer der Hugenotten machte sich ein Halsband von abgeschnittenen Mönchsohren.

Der Krieg begann mit vortheilhaften Aussichten für die Protestanten. Ihr Heer war zahlreich, der Adel voll Eifer, ein großer Theil des Königreichs, fast der ganze Süden; war in ihrer Gewalt. Aber ein unglückliches Treffen veränderte Alles. Die Königlichen, von dem Herzog Heinrich von Anjou, oder eigentlich von dem tapfern Tavannes

---

*) „So verließ der letzte tugendhafte Mann den ausgearteten Hof, und wunderte sich später selbst, wie er es so lange mit so verächtlichen, nichtswürdigen Menschen habe aushalten können." v. Raumer Geschichte Europa's, Bd. II. S. 244.

angeführt, überraschten die Reformirten am 13. März 1569 bei dem Städtchen Jarnac an der Charente, auf der Gränze von Limousin und Angoumois, als eben die Soldaten auf den Dörfern umher zerstreut waren. Condé und Coligny rafften die nächsten zusammen, konnten sie aber doch nicht alle sogleich herbeibringen; diese Verwirrung benutzte Tavannes, griff den Prinzen an, der zum Unglück kurz vorher von einem Pferde heftig an den Schenkel geschlagen worden war, und die Reformirten wichen. Condé, der sie zusammenhalten wollte, stürzte vom Pferde; sein Schmerz am Schenkel hinderte ihn am raschen Aufstehen, und in dem Augenblick sprangen die Feinde auf ihn zu. Noch knieend vertheidigte er sich, aber zuletzt mußte er sich dem Herrn von Argence ergeben. Man wollte ihn in das Hauptquartier führen, als ganz unerwartet der Hauptmann der Schweizergarde des Herzogs von Anjou, der Baron von Montesquiou, herzutrat, und ihm eine Kugel durch den Kopf schoß. So starb einer der tapfersten, geistvollsten und liebenswürdigsten Männer seiner Zeit, in der Blüthe seines Lebens (er war noch nicht neun und dreißig Jahre alt), der Herzog von Anjou war weit entfernt, den nichtswürdigen Meuchelmörder zu bestrafen, und bezeigte die unanständigste Freude über den Tod des gefürchteten Gegners.

So groß der Verlust an diesem Tage für die Hugenotten gewesen war, so waren sie doch noch nicht ganz verlassen. Noch lebte der treffliche Coligny, der mit bewundernswürdiger Geistesgegenwart die Reste seiner zerstreuten Truppen zusammenzog, in allen festen Städten die Besatzungen verstärkte und die Häupter der Partei in Tonnay-Charente versammelte. Hier fand sich auch die edle und kluge Königin von Navarra ein, und stellte der Versammlung ihren ältesten Sohn, Heinrich von Bearn, einen lebhaften, hoffnungsvollen Jüngling von sechzehn Jahren, vor. Nachdem die Mutter mit der ihr eigenen Würde allen Anwesenden Muth eingesprochen hatte, rief auch der Sohn in edler Begeisterung aus: „Ich schwöre, die Religion zu vertheidigen und bei der gemeinschaftlichen Sache zu beharren, bis entweder Sieg oder Tod uns die gewünschte Freiheit verschaffen wird." Die Reformirten erkannten den Prinzen als ihr Haupt an, und der Admiral, der Befehlshaber blieb, gab doch seine Befehle nur in dessen Namen. Coligny zeigte sich fortwährend thätig, klug und tapfer, aber das Glück war seiner Partei nicht günstig. Sein tapfrer Bruder d'Andelot starb an einem pestartigen Fieber, und gleich darauf auch der Herzog Wolfgang von Zweibrücken, der ihm fünftausend Deutsche Landsknechte und sechs-

tausend Reiter zugeführt hatte. Wie Philipp II. in Wilhelm von Oranien, so sah der Französische Hof jetzt so entschieden in Coligny die Seele der Reformirten, daß am 13. September ein Urtheilsspruch des Pariser Parlaments gegen ihn erging, welcher ihn als Hochverräther zum Tode verurtheilte, sein Bild an den Galgen zu hängen befahl, und Demjenigen, der ihn todt oder lebendig einliefern würde, funfzigtausend Thaler versprach.

Indeß wurde der Krieg im Westen lebhaft fortgeführt. Coligny rückte auf das Lager der Königlichen bei La Roche-Abeille im Limousinschen los, und schlug sie hinaus. Aber der Sieg hatte keine Folgen; und die Belagerung von Poitiers, welche die Reformirten unternahmen, mußte nach einem empfindlichen Verluste wieder aufgehoben werden. Der Herzog von Anjou zog bedeutende Verstärkungen an sich, und da er dem Admiral nun bedeutend überlegen war, wünschte er eine Schlacht eben so sehr, als dieser sie zu vermeiden suchte. Aber er wurde von den Edelleuten in seinem Heere und besonders von den Deutschen, die entweder zu schlagen oder entlassen zu werden begehrten, dazu genöthigt. Am 3. October wurde sie bei Moncontour in Poitou geliefert, und zum großen Nachtheil der Reformirten, die darin mehr als fünftausend Mann verloren. Vorzüglich waren die Deutschen Landsknechte von den im königlichen Heere dienenden Schweizern fast aufgerieben worden.

Jetzt, ohne Geld, ohne Vorräthe, in einen Winkel des Reichs gedrängt, verlor Coligny doch den Muth nicht. Vielmehr zeigte er sich durch die Unerschöpflichkeit der Hülfsmittel, die ihm sein Geist und der Eifer der Reformirten darboten, den Katholiken bald wieder furchtbar. Diese hatten die günstige Gelegenheit, ihn zu vernichten, wenig benutzt, weil sie unter sich selbst uneins geworden waren. Der Herzog von Anjou wurde krank. An seine Stelle trat der Marschall von Cossé, aber dieser that den Hugenotten so wenig Schaden, daß man sogar glaubte, er begünstige sie heimlich. Da der Hof überdies so erschöpft war, daß er den Krieg nicht weiter fortführen konnte, und der König ihn beendet wünschte, damit sein Bruder als Führer der Heere nicht zu einem immer höhern Ansehn gelange, wurden Vergleichsvorschläge gemacht. Coligny wollte sich diesmal aber nicht mit bloßen Versprechungen begnügen, er verlangte Gewähr für ihre Erfüllung. Auch hierin wurde nachgegeben, wie sehr der Spanische Gesandte es auch zu hintertreiben suchte, und so kam der dritte Religionsfriede zu St. Germain en Laye (8. Aug. 1570) zu Stande, worin den Reformirten Zu-

rücknahme der gegen sie ergangenen Rechtssprüche und freie Religionsübung auf der Grundlage des Edicts von Amboise zugestanden wurde, so wie zu ihrer Sicherheit die Besetzung von vier Plätzen, La Rochelle, La Charité, Montauban und Cognac auf zwei Jahre.

---

6. Die Bartholomäusnacht.

(1572.)

Nach dem Abschlusse dieses Friedens äußerte der Hof so günstige Gesinnungen für die Protestanten, daß die Wohlgesinnten sich der Hoffnung überlassen zu dürfen glaubten, Eintracht und Duldung würden nunmehr in das ihrer so bedürftige Frankreich einkehren. Der von seinen Umgebungen leicht gelenkte, aber sich stets nach Selbständigkeit sehnende König wünschte vor Allem der lästigen Vormundschaft seiner Mutter erledigt zu werden, und scheint deswegen Versöhnung der Parteien aufrichtig gewünscht zu haben; Katharina hingegen wollte die Häupter der Protestanten einschläfern, um sie, wenn sie ihr wieder lästig werden sollten, desto leichter in's Verderben stürzen zu können. Während der junge König mit einer Oesterreichischen Prinzessin, Kaiser Maximilian's II. Tochter, Elisabeth, vermählt ward (26. Nov. 1570), bot Katharina dem jungen Heinrich von Bearn ihre eigene, damit unzufriedene Tochter, Margarete von Valois, an, wahrscheinlich in der Absicht, den jungen Fürsten an sich zu ziehen, und, wenn sein muthiger Sinn durch das Hofleben und steten Sinnengenuß gebrochen seyn würde, nach Gefallen zu lenken. Heinrich's Mutter, die kluge Königin von Navarra, zauderte anfangs, gab aber doch zuletzt ihre Einwilligung, und reis'te selbst im Sommer 1571 an den Hof, der sie zu Blois mit der ausgesuchtesten Höflichkeit empfing. Auch der Admiral wurde dringend zu einer Zusammenkunft mit dem Könige eingeladen. Er traute anfangs nicht, als ihm aber gesagt wurde, daß der König auf einen Krieg gegen Spanien sinne, zur Unterstützung der im Aufstande begriffenen Niederländer, und dies einer seiner Lieblingsgedanken war, ging er dennoch. Der König umarmte ihn freundlich, und sagte ihm: er schätze diesen Tag für den glücklichsten seines Lebens. Bei diesen Höflichkeitsbezeigungen blieb es nicht; der Admiral erhielt zugleich seine Stelle im Staatsrathe wieder, und zur Entschädigung dessen, was er verloren, machte ihm der König ein Geschenk von hunderttausend Livres,

und überließ ihm ein Jahr lang die ansehnlichen Einkünfte seines kürzlich verstorbenen Bruders, des Cardinals von Chatillon. Es gehörte seitdem zum Hofton, dem Admiral mit Ehrfurcht zu begegnen; er selbst, der gar keinen Argwohn mehr zu haben schien, fühlte sich so geschmeichelt, daß er alles vom Hofe erlittene Unrecht auf einmal vergaß, und sogar glauben mochte, durch seine Klugheit wirklich jeden andern Gegner verdrängen zu können, denn er kannte die Eifersucht des Königs gegen seinen von der Mutter mehr begünstigten Bruder, Heinrich von Anjou, und sein Streben, selbst zu herrschen, und bauete nun darauf einen Plan, künftig auf den König großen Einfluß zu gewinnen.

Mitten unter den Zubereitungen zur Vermählung des jungen Heinrich von Bearn starb zu Paris seine Mutter, die treffliche Königin Johanna von Navarra (9. Jun. 1572). Es lief ein Gerücht umher, daß sie durch ein Paar Handschuh, welches ihr von einem als Bösewicht bekannten Mailänder verkauft worden war, auf Anstiften Katharinen's von Medici, vergiftet sey, und obschon die Leichenöffnung, die keine Spur von Gift zeigte, die Sage hinlänglich widerlegte, so fand sie doch, bei der großen Spannung der Gemüther, vielen Glauben. Indeß kamen im Juli die Bourbonschen Prinzen nach Paris, mit einem zahlreichen Gefolge, unter dem sich viele der ausgezeichnetsten protestantischen Edelleute befanden. Auch der Admiral kam, obschon er von seinen Freunden mit Bitten bestürmt worden war, nicht nach Paris zu gehen; aber ein festes Gemüth, wie das seine, ist in seiner einmal gefaßten Meinung nicht so leicht zu erschüttern. Er kannte Katharinen's und des Herzogs von Anjou Treulosigkeit, aber er traute auf seine Klugheit und Geschicklichkeit, auch auf des Königs Wort. Der Spanische Krieg nahm jetzt seine ganze Seele ein, indem er hoffte, in demselben als Befehlshaber des Französischen Heeres aufzutreten, und durch Unterstützung seiner Glaubensgenossen in den Niederlanden sich und seiner Partei in Frankreich für die Folge mächtige Freunde zu erwerben. In der That schien der König durch Coligny's Vorstellungen, daß es Zeit für ihn sey, die Zügel der Regierung selbst zu ergreifen, ganz für ihn eingenommen, und ihm volles Zutrauen zu schenken. Als dies Katharina und Heinrich gewahrten, erschraken sie und fürchteten, der Admiral möchte ihnen allen ihren Einfluß rauben. Blutgedanken, die sie längst beschäftigt hatten, erwachten da mit neuer Stärke in ihren Seelen und sie beschlossen des Verhaßten Verderben. Es ward ein

Meuchelmörder gedungen, dem Admiral in einem Hause aufzulauern, vor welchem er täglich vorüberging, wenn er vom Louvre kam. Der Schuß geschah wirklich (22. Aug.), die Kugel nahm dem Getroffenen den Zeigefinger der rechten Hand weg, und verwundete dann den linken Arm. Betroffen, doch nicht außer Fassung, sah sich Coligny um, und zeigte seinen Begleitern den Fenstervorhang, hinter welchem der Schuß hervorgekommen war; da der Mörder aber die Vorsicht getroffen hatte, die Hausthür zu verschließen, so gewann er Zeit genug, durch eine Hinterpforte glücklich zu entwischen.

Der Vorfall machte das größte Aufsehen, die beiden Bourbonischen Prinzen eilten bestürzt zum Könige. Dieser beruhigte sie, und versicherte mit Schwüren, daß ihn das Vorgefallene mehr als sie selbst schmerze. Gleiche Schwüre that er auch dem Admiral, den er selbst besuchte. Das Vertrauen auf diese Versicherungen des Königs machte, daß in dem gehaltenen Rath der Häupter der Protestanten Diejenigen überstimmt wurden, welche zu einer schnellen Flucht riethen, um dem Verderben zu entgehen, welches über sie Alle hereinzubrechen drohe. Auch die bemerkten Bewegungen unter dem Pöbel wurden bloß den Aufhetzungen der Guisen zugeschrieben, deren Haß gegen Coligny bekannt sey. Dieser, der bei seiner Verwundung sich nicht auf den Weg hätte machen können, war gleichfalls der Meinung, daß kein Grund zur Flucht vorhanden sey. Aber um dieselbe Zeit, wo die Mehrzahl der Reformirten die vernehmlichsten Warnungsstimmen verachtete, und sich selbst in sorglosen Schlummer einwiegte, ward ihre Vernichtung von Katharinen und Heinrich beschlossen. Karl hatte seiner Mutter auf die Frage, was der Admiral mit ihm verhandelt, geantwortet: er habe ihn ermahnt, selbst zu regieren, und die Geschäfte nach eigener Ueberzeugung zu leiten. Hiernach glaubten sie, es sey keine Zeit zu verlieren. Auch fürchteten sie die Rache der Protestanten, mit der Einige derselben unverhohlen und in starken Ausdrücken gedroht hatten. Also begaben sie sich nebst dem Herzoge von Nevers, dem Grafen von Angoulême, dem Siegelbewahrer Birague, und den Marschällen Tavannes und Retz zum Könige. Da nun Alles auf diesen eindrang und seine Seele mit gräßlichen Bildern von den geheimen Plänen der Hugenotten erfüllte, gab er, in seiner Heftigkeit leicht beweglich, seine Einwilligung zu der verruchten That *). Er betheuerte mit einem heftigen

*) Mehrere Geschichtschreiber haben behauptet, daß die Bartholomäusnacht das Ergebniß eines längst überdachten und umständlich ersonnenen Anschlages gewesen, daß der

Fluche, daß er nicht nur den Mord des Admirals wolle, sondern aller Hugenotten in Frankreich, und daß auch nicht ein Einziger übrig bleiben solle, der ihm darüber Vorwürfe machen könne. Sofort wurden alle Vorkehrungen zu dem furchtbaren Frevel getroffen. Man hatte die Wohnung des Admirals schon, unter dem Vorwande, daß es zu seinem Schutze geschähe, mit einer Compagnie der Leibwache umgeben, und um die vornehmsten Schlachtopfer beisammen zu haben, die Freunde des Admirals aufgefordert, in seiner Nähe Wohnungen zu beziehen. Der Plan war nämlich der, die Häupter der Hugenotten alle in der nächsten Nacht vom 23. auf den 24. (dem Bartholomäustage) zu überfallen und zu ermorden, nebst so vielen Geringeren von dieser Partei, als man nur herausfinden und bezwingen könne. Dem Marschall von Tavannes ward der Auftrag gegeben, die katholischen Bürger zu unterrichten, und dem jungen Herzog von Guise, für Coligny's Ermordung zu sorgen. Anfangs war man unschlüssig, ob man den jungen König von Navarra und den Prinzen von Condé, so wie die beiden Marschälle Montmorency und Damville, auch mit auf die Liste setzen solle, zuletzt wurden sie (die beiden ersten aus Scheu, königliches Blut zu vergießen) von dem Todesurtheil ausgeschlossen. Tavannes ließ hierauf die Vorsteher der Bürgercompagnien vor den König kommen, und befahl ihnen, im Namen desselben, die Compagnien selbst um Mitternacht vor dem Rathhause zu versammeln. Als man ihnen vorläufig den Zweck dieser Verfügung kund that, erschraken sie aufs heftigste, und entschuldigten sich mit ihrem Gewissen; aber Tavannes fuhr gleich dergestalt mit Drohungen auf sie ein, daß sie bald aus Furcht mehr versprachen, als man verlangt hatte. Hierauf wurde ihnen gesagt, daß mit der Glocke im Louvre das Zeichen gegeben werden sollte, worauf sogleich vor allen Fenstern Fackeln gesteckt, auf allen Plätzen und Kreuzwegen Wachen gestellt, und die Ketten vor die Straßen gezogen werden müßten. Zur Unterscheidung von den Reformirten sollten während des

---

König schon früh in's Geheimniß gezogen worden, und daß sein ganzes Benehmen seit dem letzten Frieden als ein zusammenhängendes System von Betrug und Heucheleien, um die Reformirten in's Netz zu locken, zu betrachten sey. Aber diese Meinung ermangelt genügender Beweise, und ist auch an und für sich sehr unwahrscheinlich. Man sehe besonders Wachler, die Pariser Bluthochzeit, 2te Ausg. S. 90 fg. Wohl aber ist sehr glaublich, daß Katharina, obschon auch bei ihr der Entschluß zur bestimmten That und ihrer raschen Ausführung ein plötzlicher aus den nächsten Umständen hervorgegangener war, doch in der Tiefe ihrer Seele schon lange ähnliche Gedanken gehegt hatte. Siehe Ranke, historisch-politische Zeitschrift, Bd. II. S. 590 fg.

Gemeẓels die Katholiken ein weißes Tuch um den Arm und ein weißes Kreuz auf den Hüten tragen.

Die Vorkehrungen zu diesem grausenvollen Ueberfall wurden mit so bewunderungswürdiger Verschwiegenheit getroffen, daß kein Reformirter davon etwas erfuhr. Einer der Häupter dieser Partei, der Graf von La Rochefoucault, war noch bis spät gegen Abend bei dem Könige, der ihn wegen seines muntern Umganges liebte und ihn gern gerettet hätte, aber sich doch nicht getraute, ihm einen Wink zu geben, wodurch vielleicht zu viel verrathen worden wäre. Alles was er thun konnte, war, ihn zu bitten, diesen Abend bei ihm zu bleiben, da aber der Graf ein nöthiges Geschäft vorschützte, und sich mit Güte nicht halten lassen wollte, so mußte er ihn seinem Schicksal, wiewol mit innigem Bedauern, überlassen. Jetzt ward es dunkel, und unter bangem Herzklopfen erwartete Karl die bestimmte Stunde. Seine Mutter, die beständig um ihn blieb, sprach ihm Muth ein. Man mußte ihm aber doch den Befehl zum Läuten der Glocke abnöthigen. In der höchsten Unruhe eines Missethäters ging er hinauf aus seinem Cabinet in ein Vorzimmer des Louvre und sah zitternd zum Fenster hinaus. Seine Mutter und sein Bruder begleiteten ihn gleichfalls dahin, und auch diese zitterten vor ungewisser Erwartung des Ausgangs der Dinge. Endlich hörte man einen Pistolenschuß, aber nach diesem ward es wieder stille. In der Angst, sagt man, wünschten sie Alle den heillosen Befehl zurück, und schickten einen Offizier an den Herzog von Guise, mit dem Befehl, nichts gegen Coligny zu unternehmen. Zu spät. Das Blutbad hatte bereits seinen Anfang genommen. Der junge Guise und Angoulême hatten gleich nach gehörtem Zeichen das Haus des Admirals mit dreihundert Geharnischten besetzt, im Namen des Königs das Thor zu öffnen befohlen, und einige verwegene Bösewichter hinaufgeschickt. Diese stürmten wild die Treppen hinan, riefen: „Mord und Tod!" und drangen mit gezücktem Degen in des kranken Mannes Schlafzimmer. Er war gleich bei dem ersten Lärmen aufgestanden, und stand mit dem Rücken an die Wand gelehnt, als die Mörder hineinstürzten. Einer derselben — ein Deutscher, Namens Beme — rief ihm zu: „Bist du Coligny?" — „Ich bin es, antwortete dieser mit gefaßter Miene; junger Mensch, habe Ehrfurcht vor meinen grauen Haaren!" Aber dieser stieß ihm den Degen in den Leib, zog ihn rauchend wieder heraus, hieb ihm in's Gesicht, in den Hals, in die Brust, so lange bis der Unglückliche kein

Zeichen des Lebens mehr von sich gab, und rief dann zum Fenster hinaus: „Es ist geschehen!" Gleich darnach rief Guise hinauf: „Der Graf von Angoulême will es nicht eher glauben, als bis er den Feind zu seinen Füßen sieht." Man warf also den Leichnam zum Fenster hinab. Angoulême wischte ihm hierauf das Blut aus dem Gesichte, und da er sich überzeugt hatte, daß es der Rechte sey, gab er ihm noch einen Tritt mit dem Fuße.

Auf das fürchterliche Geschrei, welches sich gleich auf den Klang der Glocke erhoben hatte, waren die Reformirten aus dem Schlafe erwacht, und an die Fenster, ja vor die Thüren gestürzt, meist schlaftrunken, viele fast unbekleidet. Die auf Coligny's Wohnung zuliefen, wurden von Guisens Geharnischten, — die auf das Louvre, von des Königs Gardesoldaten mit Piken niedergestoßen. Jetzt kamen auch die bewaffneten Bürger mit ihren weißen Tüchern zum Vorschein, und fielen nicht bloß über die Fliehenden her, sondern drangen auch in die Häuser, und metzelten nieder, was sie erreichen konnten. Wirthe stachen ihre Miethsleute, Dienstboten ihre reformirten Herrschaften über den Haufen. Welch eine Nacht! Während viele Pariser wuthschnaubend durch die Straßen liefen, sanken andere röchelnd und winselnd nieder, oder saßen in Todesangst in Kammern, auf Böden und in Kellern, und wagten kaum zu athmen, bis das Bedürfniß oder die Neugier sie doch hervorlockte, wo sie dann gleichfalls niedergemacht wurden. Der Tag brach an über diesen Gräueln, und da sah man denn die Spuren dieser ungeheuren Menschenschlacht. Straßen und Häuser klebten von Blut; überall verstümmelte Leichname oder noch zuckende Sterbende. Man mußte einen großen Theil derselben an eisernen Haken in die Seine schleppen.

Selbst die im Louvre befindlichen reformirten Edelleute wurden nicht verschont. Einer derselben rannte leichenblaß und blutig in das Zimmer der jungen Königin Margarete von Navarra *), umklammerte vor Angst diese nicht minder erschrockene Frau, und bat sie um Gotteswillen, ihn zu schützen. Bald darauf, da sie bebend vor Furcht in das Zimmer ihrer Schwester gehen wollte, sah sie kaum drei Schritte

*) Die Vermählung zwischen Heinrich von Bearn (der nach dem Tode seiner Mutter den Titel eines Königs von Navarra angenommen hatte) und der Schwester des Königs war nämlich kurz zuvor, am 18. Aug. vor sich gegangen, und eben weil die Bartholomäusnacht so schnell auf jene Hochzeit folgte, so nannte man sie in einem grausamen Scherze die Pariser Bluthochzeit.

vor sich einen Edelmann mit einer Hellebarde niederstoßen. Sie fiel in Ohnmacht bei dem Anblick, und mußte fortgetragen werden. Als sie sich erholt hatte, fragte sie nach ihrem Gemahl; man sagte ihr, er sey in Sicherheit. Der König hatte ihn und den jungen Condé vor sich kommen lassen, sie mit wilder Miene empfangen, und ihnen gesagt, daß man so eben die Anführer der Hugenottenpartei auf seinen Befehl getödtet, ihrer aber bloß in Betracht ihrer Jugend, und weil sie von Anderen dazu verführt worden wären, diesmal noch geschont habe. Doch sey die erste Bedingung zu ihrer gänzlichen Begnadigung — Abschwörung ihrer ketzerischen Religion. Navarra versprach Alles im ersten Schrecken, nur Condé erinnerte den König an sein den Protestanten gegebenes Wort, und versicherte, er werde niemals seiner Religion abtrünnig werden. Der König gab ihm drei Tage Bedenkzeit.

Karl, so heftig er vor dem Anfange des Blutbades selbst gezittert hatte, gerieth nachher selbst in Wuth. Er rief mehrmals zum Fenster hinaus: tue! tue! ja, man sagt, er habe selber mit einer Flinte unter die Flüchtlinge geschossen, die sich über den Fluß zu retten versuchten. Guise rief indessen laut durch die Straßen, es sey des Königs Wille, daß die ganze Natternbrut vertilgt werde, und Tavannes rief unzählige Male mit teuflischem Scherze: „Laßt Ader! laßt Ader! Die Aerzte sagen, das Aderlassen sey im August so heilsam als im Mai!" Das Alles munterte denn viele katholische Bürger so kräftig auf, daß sie Wunder der Unmenschlichkeit verrichteten. Ein Goldschmied, Namens Crucé, rühmte sich, mit seinem Arme vierhundert Ketzer hingestreckt zu haben. Es versteht sich, daß es nicht Religionshaß allein war, der an den unzähligen Mordthaten dieser Nacht Antheil hatte. Rachsucht aller Art, desgleichen Wollust und Habsucht waren nicht minder dabei beschäftigt. Schuldner stießen ihre Gläubiger, Diener ihre Herren über den Haufen, und mancher eifrige Katholik mußte bei der Gelegenheit für einen Ketzer gelten, weil er Reichthümer oder persönliche Feinde hatte. So wurde Petrus Ramus, ein berühmter Philosoph, für seine Angriffe auf des Aristoteles Ansehn, von seinem Todfeinde Charpentier, einem Anhänger des Aristoteles, ermordet.

Der einmal so furchtbar entfesselten thierischen Wuth machte es noch Freude, sich an der Betrachtung ihrer Werke zu weiden. Am folgenden Tage sah man die vornehmsten Herren und Damen des Hofes durch die mit Blut gefärbten Straßen gehen, und bei den vielen herausgeschleppten Leichnamen verweilen. Die Königin Mutter

und ihre Hofdamen (unter welchen Ausschweifungen und freche Sittenlosigkeit sehr gewöhnlich waren) blieben bei dem Leichnam eines Edelmanns stehen, und entblödeten sich nicht, unter lautem Gelächter zuchtlose Bemerkungen zu machen. Auch der König ging in Begleitung seines Hofes durch die Hauptstraßen, und sodann nach dem Dorfe Montfaucon, nahe bei der Stadt, wo die Galgen standen, an deren einen das wüthende Volk des Admirals Leichnam bei den Beinen aufgehängt hatte, nachdem derselbe durch alle möglichen Mißhandlungen entstellt worden war; denn außer unzähligen Hieben, Stößen und Verstümmelungen, hatten sie ihn in die Seine geworfen, wieder herausgezogen, dann in's Feuer geworfen und nun halb gebraten aufgehängt. Nachdem er hier einige Tage zum Schauspiel gedient, ließ ihn Montmorency heimlich abnehmen und begraben.

Das Morden währte übrigens noch drei Tage fort, und nicht nur in der Hauptstadt, sondern in den meisten Provinzen des Reichs, wo man entweder dem gegebenen Beispiele von freien Stücken folgte, oder königliche, deshalb erlassene Befehle vollzog, wurden Protestanten niedergemetzelt. Zu Orleans wurden an 3000 Menschen ermordet, zu Lyon 900, zu Rouen 500, zu Bordeaux 274, zu Toulouse 200, eben so viel zu Meaux, der kleineren Städte und des platten Landes nicht zu gedenken. Im Ganzen rechnet man die Zahl der Ermordeten, nach der mäßigsten Angabe, auf 30,000; Andere geben weit mehr, sogar 100,000 an. Die Chroniken der Französischen Städte sind voll von Schandthaten, die bei dieser Gelegenheit verübt wurden. Dagegen haben sie uns auch den Namen manches edlen Mannes aufbehalten, der durch die standhafteste Widersetzlichkeit den königlichen Befehl nicht zur Ausführung kommen ließ. Der Graf von Tende, ein Stadthauptmann in der Provence, vernichtete den Brief auf der Stelle, und der Vicomte von Orthe, Befehlshaber von Bayonne, schrieb an den König: „Sire, ich habe Ew. Maj. Befehl Ihren getreuen Einwohnern und den Kriegsleuten von der Besatzung kund gemacht, und da lauter gute Bürger und mannhafte Soldaten, aber nicht einen einzigen Henker gefunden. Sie und ich bitten Ew. Maj. unterthänigst, Sie wollen unsere Arme und unser Leben nur zu *möglichen* Unternehmungen, seyen sie auch so verwegen, als sie wollen, anzuwenden geruhen." Beide Edelleute starben hierauf so schnell, daß man vermuthete, ihr Ungehorsam sey ihnen mit Gift vergolten worden.

Wenn gleich den übereifrigen und fanatischen Katholiken im Reiche

durch dieses Blutbad ein wahres Genüge geleistet war, so wußte doch der König zu gut, daß es an rechtschaffenen und achtungswürdigen Männern nicht fehlte, denen die nichtswürdige Art, wie man mit den Hugenotten verfahren war, abscheulich vorkommen mußte. Daher schrieb er am ersten Tage den Statthaltern in den Provinzen, er habe keinen Theil an diesen Unordnungen, sie seyen bloß eine Frucht des Hasses zwischen den Guisen und den Chatillons (Coligny's Familie), es möchte daher ein Jeder für die Beachtung der Friedensedicte möglichst sorgen. Aber sogleich stellte ihm seine Mutter vor, daß es höchst unvorsichtig gehandelt sey, sich die Guisen zu Feinden zu machen, da die protestantische Partei sich nun von Rache entflammt, abermals erheben könnte; daß es dem königlichen Ansehn schaden würde, wenn es hieße, er sey von Anderen gezwungen worden, vor seinen Augen und wider seinen Willen dergleichen geschehen zu lassen; daß es weniger gefährlich sey, das Gehässige einer solchen That auf sich zu nehmen, als Schwäche und Kraftlosigkeit zu gestehen. Dieses letztere war vorzüglich auf Karl's Charakter berechnet, und so ergingen nach einigen Tagen die schon erwähnten, ganz entgegengesetzten Befehle an die Statthalter. Ja der König erhob sich selbst am 26. August in's Parlament, wo er in einer feierlichen Sitzung erklärte, daß Coligny, nach einer ununterbrochenen Reihe von Empörungen und Vergehungen gegen seinen Oberherrn, und nach so vielen Begnadigungen, einen Entwurf auszuführen gesucht habe, den König, die Königin, die Herzoge von Anjou und Alençon, ja selbst den König von Navarra, aus dem Wege zu räumen, den Prinzen von Condé auf den Thron zu setzen, dann diesen gleichfalls umzubringen, um so zuletzt nach Ausrottung des ganzen königlichen Stammes das Reich selber zu beherrschen. Er sey also gezwungen worden, einem Uebel durch das andere zu begegnen. Zugleich ward befohlen, nachdem die Schuld schon bestraft war, die Wirklichkeit derselben gerichtlich zu untersuchen. In Coligny's Papieren fand man zwar nur Beweise seiner Treue gegen den König, das Parlament aber, aus Haß oder Feigheit oder beiden Ursachen zugleich, gab sich dazu her, den schändlich Ermordeten für einen Hochverräther zu erklären. Eine Strohpuppe, die ihn vorstellen sollte, wurde zum Richtplatze geführt und aufgehängt, und Alles, was ersonnen werden kann, das Andenken eines Mannes zu beschimpfen, geschah. Zugleich erfolgte die wirkliche Hinrichtung zweier würdiger Reformirten, als Theilnehmer der angeblichen Verschwörung.

Der König Heinrich von Navarra und der Prinz von Condé wurden nun durch Geistliche im katholischen Glauben unterrichtet, weigerten sich aber, den ihrigen abzuschwören. Karl gerieth hierüber in solchen Zorn, daß er am 9. September befahl, ihm seine Waffen zu bringen, die Leibwache um ihn her zu stellen und die beiden Prinzen vorzuführen. Nur ein Fußfall seiner eigenen Gemahlin Elisabeth konnte ihn zur Zurücknahme des schrecklichen Befehls bewegen. Dennoch war die Anrede an die Prinzen, als sie vor ihn kamen, noch fürchterlich genug. „Tod, Messe oder Bastille!" rief er ihnen drohend entgegen. Der Prinz von Condé, der sich als der kühnere und standhaftere zeigte, berief sich zwar auf die feierlichen Zusagen, die den Protestanten gegeben waren, und stellte vor, daß die Religion eine Gewissenssache sey, über die sich nichts befehlen lasse; er wurde aber durch des Königs heftigere Drohungen bald zum Schweigen gebracht, und so kam denn endlich das erzwungene Bekehrungswerk zu Stande, zu dem man sich eines protestantischen abtrünnig gewordenen Predigers bediente, dessen Beispiel und Ueberredung auf die Prinzen wirkte. Der Papst sandte die Lossprechung, und Heinrich von Navarra hob sogar in seinem Lande die reformirte Gottesverehrung wieder auf.

Die Nachricht von den furchtbaren Mordscenen machte in den verschiedenen Ländern Europa's einen sehr verschiedenen Eindruck. Philipp II. triumphirte darüber, der Papst Gregor XIII. hielt eine Danksagungsfeier, ließ Kanonen lösen, Freudenfeuer abbrennen und eine eigene Münze auf die Pariser Bluthochzeit schlagen. Aber die Engländer und Deutschen äußerten lebhaft ihren gerechten Abscheu über diese That. „Wollte Gott, schrieb der treffliche Kaiser Maximilian II., mein Tochtermann hätte mich um Rath gefragt; wollte ihm treulich als ein Vater gerathen haben, daß er dieses gewißlich nimmermehr gethan hätte."

---

7. Die letzten Zeiten Karl's IX.

(1573—1574.)

Durch das ganze Königreich sah man jetzt die Landstraßen bedeckt mit Schaaren flüchtiger Reformirten, die kaum das Nothwendigste in der Eil gerettet hatten, und nun wie Bettler das Land durchstreiften. Sie

flohen theils zu ihren Glaubensbrüdern in der Fremde, nach der Schweiz, der Pfalz, England, theils nach ihren Sicherheitsplätzen La Rochelle und Montauban, auch nach Nismes. Der Hof war also darauf bedacht, sie auch aus diesen zu vertreiben, und sandte zu dem Ende den Herzog Heinrich von Anjou mit einer starken Macht ab, den schon begonnenen Angriff auf La Rochelle weiter zu führen. Der König von Navarra und der Prinz von Condé mußten mit bei dem belagernden Heere seyn, um den Hugenotten und ihrer Partei auch diese Namen entgegen zu halten; und um den Herzog von Anjou zu unterstützen, hatte man ihm die berühmtesten und erfahrensten Hauptleute zugesellt. So sehr, schien es, hatte man auf Widerstand gerechnet, und man fand ihn auch. Die Einwohner von La Rochelle, welche Zeit gehabt hatten, sich zu rüsten, vertheidigten sich mit unerschöpflichem Muthe. Neunmal schlugen sie die stürmenden Feinde zurück; auf die Wälle und Mauern ihrer Stadt wurden mehr als dreißigtausend Kanonenkugeln abgeschossen. Der Mühseligkeiten einer solchen Belagerung überdrüssig, wurden die Königlichen zu einem Vertrage geneigt, und den Herzog von Anjou und einen Theil seiner Begleiter trieb noch ein besonderer Umstand zu dem Wunsche, den Krieg so bald als möglich geendigt zu sehen.

Dies war nämlich die Aussicht des Herzogs auf den Polnischen Thron. Katharina liebte diesen Sohn vorzüglich, und da sie von den Sterndeutern — denn der Astrologie vertraute sie, wie so viele Andere in ihrer Zeit, sehr — gehört hatte, daß sie vor ihrem Tode alle ihre Söhne auf dem Throne sehen würde, und doch nicht wünschte, daß diese Prophezeihung durch den Tod ihres ältern Sohnes in Erfüllung gehen möchte, so hatte sie sich nach allen Seiten nach einem Königreiche für ihn umgesehen, und wegen einer Heirath mit Elisabeth von England, sogar wegen der Nordküste von Afrika, zu der Sardinien und Corsika geschlagen werden sollten, unterhandelt, bis sich endlich in Polen, unter Umständen, die weiter unten noch erwähnt werden sollen, eine Aussicht zeigte, deren Erfüllung sich jetzt näherte. Man kam also nach fünfmonatlicher Belagerung am 6. Juli 1573 zu einer Unterhandlung mit La Rochelle und zu einem Frieden, welcher sämmtlichen Reformirten Gewissensfreiheit, aber nur den drei Städten La Rochelle, Montauban und Nismes öffentliche Uebung ihres Gottesdienstes gewährte.

Das gleichfalls belagerte Sancerre war nicht mit in den Vertrag

eingeschlossen worden, aber die von aller Hülfe verlassenen Einwohner verloren doch den Muth nicht, sondern widerstanden von da an noch länger als zwei Monate allen Drangsalen — nicht des Feindes, sondern der entsetzlichsten Hungersnoth. Nachdem alles Vieh verzehrt war, kamen Katzen und Hunde, ja Ratten und Mäuse an die Reihe. Als auch diese Nahrung auszugehen anfing, suchte man die Häute hervor, weichte sie ein, machte sie durch Essig mürbe, zerschnitt sie in kleine Stücke, und aß sie gekocht. Ja altes, beschriebenes und bedrucktes Pergament, Acten und Bücher, Riemen, Sattelzeug und lederne Beutel wurden auf ähnliche Weise zubereitet, auch wol mit Lichttalg fett gemacht, und dann begierig verschlungen. Weiber und Kinder sah man auf den Misthaufen umherkriechen, um alte Knochen und Thierhufe herauszusuchen, die man zerstampfte und kochte, um sie gleichfalls zu essen. Andere schätzten sich schon glücklich, Gras und Wurzeln ausraufen zu können. Ja endlich — es ist von einem gewissenhaften Erzähler aufgezeichnet — trieb der nagende Hunger die Unglücklichen dahin, auf den Straßen nach dem Koth der Thiere zu suchen, um ihn zu verzehren. Und daß sich zu dem Allerekelhaftesten das Entsetzliche geselle, ließen sich ein armer Winzer und seine Frau von einem alten Weibe bereden, von dem Leichnam ihres vor Hunger gestorbenen dreijährigen Kindes zu essen; eine That, für die sie von der Obrigkeit zum Feuertode verdammt wurden. Kurz, es fehlte in den Nöthen dieser kleinen Stadt nichts von dem, was die Geschichten hochberühmter Belagerungen als Beispiele unermeßlichen Elends aufgezeichnet haben. Endlich, nachdem die Einschließung schon acht Monate gedauert hatte, wurde den Einwohnern am 19. August ein Vertrag bewilligt, der ihnen freie Religionsübung zugestand; doch mußten sie die Plünderung ihrer Häuser durch eine beträchtliche Summe abkaufen.

Der neue König von Polen verließ im Grunde das Reich eben so ungern, als Katharina ihn so weit von sich entfernt sah, und Karl, der gern einen Nebenbuhler verlor, mußte die Zaudernden sogar mit Heftigkeit an die Beschleunigung der Abreise erinnern. Man setzte sie endlich ins Werk, und da Karl plötzlich krank ward, so begleiteten nur Katharina und ihr jüngster Sohn, der Herzog von Alençon, den abreisenden Heinrich bis nach Nancy, wo die Mutter nach einem langen heimlichen Gespräch, unter vielen Thränen den Sohn entließ, der seine Reise nach Polen durch Deutschland weiter fortsetzte. Als

er durch Heidelberg kam, stellte ihn Kurfürst Friedrich III. mit starken und ungeschminkten Worten über die an den Reformirten in Frankreich begangenen furchtbaren Gräuel zur Rede. Heinrich, fügte der Kurfürst mit Deutscher Gradheit hinzu, sey so verhaßt, daß es viele seiner Freunde ungern sähen, daß er nur so viel Gemeinschaft mit ihm habe.

In Katharinen wurde jetzt die Furcht rege, es möchte nun, nach ihres geliebten Heinrich Abreise, der ehrgeizige und unruhige Herzog von Alençon die Zurücksetzung, die er bis jetzt erfahren, rächen, und an die Protestanten, gegen die er bisher schon gemäßigtere Gesinnungen gezeigt hatte, sich anschließen. Schon herrschten unter diesen neue Bewegungen, und die Forderungen, die sie an den König machten, zeigten, daß sie nach dem Falle so vieler Tapferen aus ihrer Mitte nur eine noch kühnere Sprache führen zu dürfen glaubten. Sie verlangten, daß ihnen in den Städten, die sie inne hätten, Besatzungen auf königliche Kosten zu halten erlaubt würde, daß man ihnen noch zwei Städte in jeder Provinz überlasse, die freie Uebung ihrer Religion öffentlich und an allen Orten gestatte, und einige Richterstühle mit Reformirten besetze. Solche Forderungen, meinte Katharina, würde Ludwig von Condé an der Spitze eines zahlreichen Heeres nicht gemacht haben. Für die Sache der Protestanten aber war die dritte, sich jetzt im Reiche erhebende Partei sehr günstig, die der Politiker nämlich, so genannt, weil sie das Staatsinteresse dem religiösen voranstellten. An ihrer Spitze stand der Herzog von Alençon; die Familie Montmorency, der junge König von Navarra, Condé, nebst vielen anderen angesehenen Leuten, waren Glieder derselben.

Die abschlägige Antwort, welche, durch die Bemühungen Katharinen's, der Herzog von Alençon erhielt, als er um die Würde eines Generalstatthalters des Reichs, die sein Bruder, der König von Polen, bis jetzt besessen hatte, bat, brachte auch diese Partei zu einer förmlichen Unternehmung gegen den Hof, welche sie in Gemeinschaft mit den Reformirten ausführen wollte. Es war ihr Plan, nach dem Tode des Königs, den man mit Grunde für sehr nahe halten konnte, Katharinen vom Hofe zu entfernen, die Nachfolge des rechtmäßigen Thronerben, des jetzigen Königs von Polen, zu verhindern, und den Herzog Franz von Alençon, den indeß weder Kraft des Willens noch des Verstandes zur Herrschaft vorzüglich fähig machten, auf den Thron zu setzen. Zu dem Ende wollte man sich der Provinz Languedoc

heimlich versichern, die beiden Bourbonischen Prinzen sollten in der Stille den Hof verlassen, und sich nach den Sicherheitsplätzen der Hugenotten begeben. Diese Anschläge waren noch nicht reif, als die Reformirten, voll Begierde loszubrechen, plötzlich zweihundert Bewaffnete in die Nähe von St. Germain sandten, wo der Hof sich damals aufhielt *). Aber der Herzog von Alençon und der König von Navarra gingen nicht zu ihnen über, obgleich dies verabredet worden war, sey es nun, weil ihnen die Anzahl der Reformirten zu klein schien, oder weil sie im entscheidenden Augenblick unentschlossen wurden. Vielmehr folgten sie der mit dem Könige eilig nach Paris fliehenden Katharina, welche darauf die als Theilhaber der Verschwörung Angegebenen gefangen nehmen ließ; Condé hatte sich durch die Flucht gerettet. Von den Eingezogenen wurden Einige in die Bastille geworfen, Andere sogar enthauptet **). Auch Heinrich von Navarra und der Herzog von Alençon würden von der Königin Mutter zur Rede gestellt. Der Letztere schob die Schuld auf übelgesinnte Rathgeber, und erklärte, daß die Erscheinung der Reformirten bei St. Germain gegen seinen Willen geschehen sey. Heinrich hingegen gab seiner Vertheidigung die Wendung einer Anklage gegen das Mißtrauen, das am Hofe gegen ihn herrsche, und erklärte, daß dieses ihn zu dem Versuche bewogen habe, sich zu entfernen, ohne aber gegen den König und die Regierung feindselige Absichten gehabt zu haben.

Der König war, schon als sein Bruder Heinrich Frankreich verließ, von einer entnervenden Krankheit befallen worden, die mit jedem Tage an Stärke zunahm. Gewissensqualen mochten an diesem Zustande, den das Mißtrauen der Zeit einer Vergiftung zuschrieb, Antheil haben; seit der Bartholomäusnacht verscheuchten die Schreckensbilder der Ermordeten den Schlaf von seinem Lager. Sein Tod erfolgte am 30. Mai 1574. Er war nicht volle vier und zwanzig Jahre alt geworden. In seiner Sterbestunde dankte er Gott, daß er keinen Sohn hinterlasse, weil er es an sich selbst erfahren, wie beklagenswerth

---

*) Weil diese Unternehmung um die Fastnachtszeit gemacht ward, nannte man sie l'entreprise des jours gras.

**) Unter diesen waren zwei Edelleute, La Mole und Coconnas, die nach den damaligen verderbten Sitten des Hofes die geheimen Liebhaber der Königin Margarete von Navarra und der Herzogin von Nevers gewesen waren. Nach ihrer Hinrichtung baten sich die beiden Damen die Häupter derselben aus, um sie, einbalsamirt, unter den Denkmälern ihrer Liebe aufzubewahren.

in den Zeiten solcher Unruhen ein Kind auf dem Throne und das ihm unterworfene Volk seyen. Vor seinem Verscheiden beredete ihn seine Mutter noch zu einer Verordnung, kraft deren sie bis zur Ankunft seines Nachfolgers Regentin des Reichs seyn solle.

---

8. Heinrich III.

(1574—1589.)

Der König von Polen erfuhr durch die Eilboten seiner Mutter nicht so bald die Nachricht von dem Todesfalle, der ihn auf den Thron Frankreich's berief, als er sich ganz heimlich, in der Stille einer finstern Nacht, mit wenigen Begleitern von Krakau aufmachte, und den Polen förmlich entfloh, wie ein Verbrecher aus seinem Kerker entschlüpft. Und nur die Furcht, wider seinen Willen zurückgehalten zu werden, nicht die Begierde, so bald als möglich wieder in Frankreich zu seyn, war es, die ihn zu dieser stürmischen Eil bewog, denn kaum hatte er die Polnische Gränze überschritten, so ließ er sich in Wien, Venedig und an anderen Orten so viele Lustbarkeiten gefallen, daß sich seine Ankunft in Frankreich sehr verzögerte, während seine Mutter sich bemühte, den Haß und die Kampflust der Parteien von einem Ausbruche zurückzuhalten.

Heinrich III. war ein schöner, wohlgebildeter Mann. Er war ein Freund von königlichem Prunk, und zeigte bei feierlichen Gelegenheiten eine Würde, die einen ganz andern Mann in ihm vermuthen ließ, als er wirklich war. Auch wenn er die Reden fremder Gesandten aus dem Stegreife beantwortete, so geschah dies mit einem Anstande und einer natürlichen Wohlredenheit, welche die Fremden bewunderten. Ueberdies war er von munterer Laune und nicht ohne Witz. Allein die Verderbtheit des damaligen Französischen Hofes machte, daß die Jugend beider Geschlechter nur in Liederlichkeit und unnatürlichen Lüsten ihre Ehre suchte, und so gingen denn auch bei Heinrich III. in der Geisteserschlaffung, die frühe Ausschweifungen nothwendig zur Folge haben, alle edleren Triebe und Neigungen zu Grunde. Wie mußte es um die Gemüthsart eines Mannes stehen, der schon in seinem ein und zwanzigsten Jahre ein Haupturheber der Bartholomäusnacht war! Als König zeigte er sich, wie man es von dem Anstifter einer solchen Gräuelthat erwarten konnte, unedel, heuchlerisch, treulos

und feige, dabei ohne Kraft des Willens und des Charakters, ohne Rath und Entschluß, und ganz in Ausschweifungen versunken.

Ungeachtet die Schulden der Krone schon eine bedeutende Höhe erreicht hatten, so lebte doch der Hof so, als ob er über unerschöpfliche Schätze zu gebieten habe. Eine rasende Spiellust verschlang beträchtliche Summen. Der König war von einer Menge von Günstlingen, Dienern seiner Ausschweifungen, umgeben, die in seinem Namen mit den Staatseinkünften nach der freiesten Willkür schalteten, Steuern erhoben und Niemandem Rechenschaft ablegten. Diese Günstlinge, die sich durch ihre weibischen Sitten den verächtlichen Namen Mignons zuzogen, ließen den König einmal in Einem Monate zwei und zwanzig neue Steueredicte machen, und der Widerspruch des Parlaments blieb vergeblich. Das Wenigste davon floß in die Schatzkammer. Und während das Land fast ausgesogen ward, warf der gedankenlose König das Geld mit vollen Händen an die verdienstlosesten Menschen weg. Sein Cabinetssecretair Benoise hatte einmal seine Brieftasche in des Königs Zimmern verloren. Heinrich fand sie, durchsuchte sie, und fand ein Papierchen darin, worauf Benoise einmal, um eine Feder zu probiren, die Worte: „Schatzmeister meiner Wirthschaftsgelder" geschrieben hatte. Er war eben bei Laune, und schrieb hinzu: „bezahlet dem Secretair Benoise die Summe von 1000 Thalern. Heinrich." Die Schmeicheleien von Großmuth und Feinheit, die der überraschte Empfänger in seine Danksagung mischte, ergötzten den König so sehr, daß er sich den Zettel wiedergeben ließ, um noch eine Null hinzuzufügen.

Um die Zeit zu tödten, ward der Palast fast in ein Gasthaus verwandelt, in welchem täglich Gastmähler, Bälle, Maskeraden und Possenspiele gegeben wurden. Die Mignons sannen auf neue Spiele und Wollüste, und an einem Hofe, an welchem Zucht und Ehrbarkeit ausgestorben waren, ward auch das Allerunanständigste nicht verschmäht. Katharina selbst unterließ nichts, was ihrem Lieblingssohne Vergnügen machen konnte, und gab ihre Hofdamen dazu her, wenn der König einmal auf den Einfall kam, sich von halb nackten Dirnen mit fliegenden Haaren bei Tische bedienen zu lassen. Auf seinem Zimmer ergötzte sich Heinrich gern mit kleinen Hunden, von denen er eine ganze Menagerie unterhielt, die ihm jährlich bedeutende Summen kostete. In den letzten Jahren seines Lebens trug er häufig an einem reich gestickten Tragbande einen runden Korb, der mit diesen Thieren angefüllt war. Auch Affen und Papageien hielt er in beträchtlicher Zahl,

und konnte mit ihnen Stunden lang tändeln. Eines seines Lieblingsvergnügen bestand auch darin, sich mit seinen Mignons in Weiberkleidern sehen zu lassen, ja in den Fasten in allerhand seltsamen Vermummungen Tag und Nacht durch die Straßen von Paris zu laufen, in alle Häuser und Gesellschaften einzudringen, und Jedermann zu beschimpfen. Mit allen diesen unwürdigen Thorheiten wechselten Andachts- und Bußübungen, zu welchen ihn abergläubische Vorstellungen und Gewissensangst trieben, auf das seltsamste ab.

Da sich Heinrich's schlimme Neigungen erst im Laufe seiner Regierung recht entwickelten und offenbarten, da er erst auf dem Throne in eine Erschlaffung versank, die sein früheres Leben nicht vermuthen ließ, so waren Viele, die bei seiner Rückkehr aus Polen gute Hoffnungen von ihm hegten. Aber bald wurden sie inne, wie sehr sie sich getäuscht hatten. So wie der Einfluß der Lieblinge begann, legten mehrere treue Räthe und Staatsdiener ihre Würden nieder, welches Heinrichen ganz recht war, weil er dieselben nun mit seinen elenden Günstlingen besetzen konnte. Da die Mißhelligkeiten mit den Reformirten noch nicht beigelegt waren, so war jetzt die wichtigste Frage, wie man sich gegen sie verhalten solle. Einige Männer von Erfahrung und Weisheit, die noch um den König geblieben waren, riethen ihm zur Gelindigkeit; allein Katharina und der Cardinal von Lothringen bestanden darauf, daß die Hugenotten mit aller Gewalt unterdrückt werden müßten, und ihre Meinung behielt die Oberhand. Der Cardinal erlebte die schlimmen Folgen seines Raths nicht mehr; er starb am 26. December 1574.

Der Krieg entzündete sich nun wieder mit größerer Stärke. Der Prinz von Condé, der sich in Deutschland aufhielt, warb dort, in Vereinigung mit dem Pfalzgrafen Johann Casimir, ein Heer, und näherte sich den Französischen Gränzen, während der Herzog von Alençon vom Hofe entfloh (15. Sept. 1575), und sich zu den Reformirten begab, die ihn mit Freuden an ihrer Spitze sahen. Katharina mußte einen, für die königliche Regierung sehr schimpflichen Waffenstillstand eingehen. Bald darauf (20. Februar 1576) entfloh auch der junge König von Navarra, obgleich am Hofe streng bewacht, und stellte sich in Guienne an die Spitze der Reformirten. Diese hatten jetzt, da Condé und der Pfalzgraf mit ihren Truppen herbeigekommen waren, eine ansehnliche Macht zu ihrer Verfügung. Von Moulins aus, wo sich die Häupter der Mißvergnügten versammelt hatten, erging eine Bittschrift an den Hof, in welcher theils die sämmtlichen Beschwerden vorgebracht, theils

Friedensbedingungen vorgeschlagen wurden. In der Verlegenheit, in welcher sich der Hof befand, ward ihnen (Mai 1576) ein Vertrag bewilligt, vortheilhafter als alle bisherigen. Im ganzen Reiche, mit alleiniger Ausnahme von Paris, erhielten sie freie Religionsübung, in jedem Parlamente Kammern, die zur Hälfte mit ihren Glaubensgenossen besetzt waren, gleiche Ansprüche mit den Katholiken auf Aemter und Würden, und außer La Rochelle, Nismes und Montauban noch acht Sicherheitsplätze. Dem Herzoge von Alençon, jetzt von Anjou genannt, wurde die Statthalterschaft von Berry, Touraine und Anjou zugesichert. Katharina sorgte besonders dafür, diesen ihren Sohn zu befriedigen, da es ihr vor Allem darauf ankam, ihn von den Reformirten zu trennen.

So viele Zugeständnisse für die Protestanten waren den eifrigen Katholiken ein Gegenstand des Aergers und großen Mißvergnügens. Es fehlte diesen Gesinnungen auch nicht an einem Mittelpunkt. Die Guisen und ihr Ehrgeiz waren noch nicht ausgestorben. Herzog Heinrich, der Sohn des tapfern Franz, der vor Orleans erschossen worden war, und selbst schon bei seiner Partei als Held der Bartholomäusnacht berühmt, war jetzt sechs und zwanzig Jahre alt, und an äußeren und inneren Vorzügen, aber auch an Herrschsucht, Verfolgungsgeist, List und Verstellung das vollkommene Abbild seines Vaters. Auf ihn richteten jene unzufriednen Katholiken ihre Augen, denn von seinem Unternehmungsgeist und seinem Ehrgeiz erwarteten sie das Kühnste. Der Befehlshaber von Peronne, Jakob von Humieres, gründete 1576 in der Picardie einen Verein, dem fast alle Edelleute und höhere Beamten dieser Provinz beitraten, und der sich dann schnell über das Königreich verbreitete. In Paris fand man alle durch Liederlichkeit zu Grunde Gerichtete, alle die durch Unruhen zu steigen und sich zu bereichern hofften, zum Beitritt bereit *). Der Bund hieß, weil er für den katholischen Glauben geschlossen war, die heilige Ligue. Die Theilnehmer verpflichteten sich durch einen Eid, in der Ligue zu leben und zu sterben für die Ehre und Erhaltung des durch die Römische Kirche vorgeschriebenen Gottesdienstes. Jeder solle Güter und Leben daran setzen, den Feinden des Bundes zu widerstreben. Es werde ein Haupt

*) Huic foederi certatim plerique qui vita per infamiam in alea et lustris acta decoxerant, nomen dederunt, quibus omnibus aut ad ambitionem et inexplebilem avaritiam satiandam aut ad ruinas domesticas sarciendas bello civili opus erat. Thuanus LXIII. p. 172 D.

gewählt werden, dem Alle pünktlichen und unbedingten Gehorsam zu leisten hätten. Dieses Haupt war nicht genannt, aber Alle wußten, daß es der Herzog von Guise sey. Für den König war der Bund den Worten nach zwar ebenfalls geschlossen, in der That aber war er eine Auflehnung gegen sein Ansehn, und die geheimen, entfernteren Pläne waren völlig gegen ihn und sein Haus gerichtet. Diese gingen dahin, wenn die Hugenotten ausgerottet seyn würden, und Alles unter der Gewalt der Ligue sich beugen, den Herzog von Anjou als einen Begünstiger der Ketzer zu richten, den König in ein Kloster zu sperren, und dem Herzog von Guise, als dem wahren Nachkommen Karl's des Großen, die Krone aufzusetzen. Das Haus Lothringen hatte sich schon früher eine Genealogie schmieden lassen, die seinen Stamm von den Karolingern herleitete, jetzt wurden Flugschriften *) verbreitet, in welchen von dieser Abstammung gesprochen, und die Usurpation, durch welche die Capetinger die Karolinger einst verdrängt hätten, beklagt ward.

Die Protestanten hatten dem Könige die erste Nachricht von diesem Bunde gegeben, die Heinrich nicht glauben wollte, bis ihn sein Gesandter in Spanien überzeugte. Eine solche Vereinigung, die sich vornahm, an seiner Statt und ohne ihn zu fragen, zu regieren, konnte ihn unmöglich ruhig lassen; er ergriff eine Maßregel dagegen, die Guise nicht erwartet hatte, und die derselbe um so weniger vereiteln konnte, da er sie vor den übrigen Bundesbrüdern nicht mißbilligen durfte; er trat selber der Ligue bei, und ließ sich zum Haupte derselben erklären. Unterdessen waren die Stände zu Blois seit dem 6. December 1576 versammelt, und rathschlagten besonders über die Finanzen und die Religionsspaltungen. Die ersteren waren durch die Kriege und die sinnlose Verschwendung des Hofes so zerrüttet, daß man fast noch einmal so viel ausgab, als man einnahm. Aber die Anträge, neue Steuern aufzubringen, wurden von den Ständen zurückgewiesen, und so blieb es zuletzt bei ganz unbedeutenden Bewilligungen. In Betreff der Religion war der dritte Stand für Erhaltung des Friedens, während der Hof und die Geistlichkeit gewaltsame Unterwerfung der Reformirten wollten. Es wurde beschlossen, Abgeordnete an die Häupter derselben zu senden, die sie auffordern sollten, die Autorität der Versammlung anzuerkennen, und ihnen die Nothwendigkeit vorstellen, daß nur **eine** Religion im Reiche geduldet werde. Der König von Na-

*) Capefigue Histoire de la réforme, de la ligue etc. Ed. de Bruxelles. T. IV. p. 42.

varra, der, nachdem er den Hof verlassen, wieder zum reformirten Glauben übergetreten war, antwortete den Gesandten: „Sagt der Versammlung, daß ich jederzeit Gott gebeten habe, daß er mich die Wahrheit möge erkennen lehren. Bin ich auf dem rechten Wege, so erhalte mich Gott dabei; wo nicht, so öffne er mir die Augen, und dann werde ich nicht allein bereit seyn, den Irrthum ohne Menschenfurcht abzuschwören, sondern auch meine Güter und mein Leben zur Vertilgung der Ketzerei anzuwenden." Es brach daher wieder ein Krieg aus, der für die Reformirten unglücklich war, besonders weil ihre Verbündeten, die Politiker, sich von ihnen trennten, und auf die Seite des Hofes traten. Da aber der König den Guisen und der Ligue kein Uebergewicht geben wollte, so kam es wieder zu Unterhandlungen und zu einem Frieden. Der König bestätigte das Ergebniß desselben in einem am 5. October 1577 zu Poitiers erlassenen Edicte, welches den Protestanten ungefähr das bewilligte, was ihnen der Vertrag von 1570 eingeräumt hatte.

Acht Jahre vergingen nun in einem Zustande von Ruhe, die nur 1580 durch einen kurzen Krieg unterbrochen ward, aber auch die Ruhe war nur eine scheinbare, und das Feuer glimmte unter der Asche fort. Das Reich gerieth bei der durchaus nachdruckslosen Regierung immer mehr in Verfall, die Statthalter in den entfernteren Provinzen schalteten wie unumschränkte Herren. Die Ligue blieb in heimlicher Verbindung mit Philipp II., der sie begünstigte und unterstützte, während Gregor XIII. sie nicht bestätigen wollte; doch zeigte sie keine Thätigkeit, allein mit dem Jahre 1584 bekam sie neues Leben. Am 10. Juni dieses Jahres starb nämlich des Königs letzter Bruder, der Herzog Franz von Anjou (dreißig Jahre alt), und da Heinrich selbst noch keine Leibeserben hatte, auch ungeachtet seiner Jugend schon sehr entnervt war, so hatte es allen Anschein, als ob das Geschlecht der Valois mit ihm aussterben würde. Dann waren die Bourbon's die nächsten am Throne; aber Heinrich von Navarra war ja ein Ketzer, und die Ligue, obschon in verschiedenen Meinungen über den künftigen König gespalten, war doch darin einig, daß sie den „Bearner" verabscheute. Sie erklärte sich vorläufig für dessen Oheim, den ein und sechzigjährigen, schwachen und willenlosen Cardinal Karl von Bourbon. Dieser ließ sich überreden, selbst für die Ausschließung seines Neffen zu wirken, und sich an die Spitze der Ligue zu stellen, obschon ihr wahres Haupt fortwährend Guise blieb.

Die Ligue entwickelte nun wieder große Thätigkeit, und Philipp II. schloß am 31. December 1584 einen förmlichen Vertrag mit ihr, in welchem er den Cardinal von Bourbon als den rechtmäßigen Thronerben Frankreich's anerkannte. Hierauf erfolgten weitere Schritte gegen den König. Der Cardinal machte ein förmliches Manifest bekannt, welches erklärte, daß wegen der üblen Lage des Reiches, ein Bund geschlossen sey, zur Aufrechthaltung der katholischen Religion, zum Schutze der Rechte des Adels und der Parlamente und zur Erleichterung der Lasten des Volkes. Zugleich ergriff die Ligue die Waffen, und bemächtigte sich einer Reihe wichtiger Städte. Der König gerieth darüber in nicht geringe Bestürzung, und nach einigem Schwanken beauftragte er seine Mutter, Unterhandlungen mit Guise und den Ligisten zu beginnen. Sie forderten, daß der König jeden andern Gottesdienst als den katholischen verbiete, und den Protestanten alle Aemter und ihre Sicherheitsplätze nehme. Indem Heinrich in seiner Rathlosigkeit ihnen diese Forderungen, so wie eine Anzahl von Sicherheitsplätzen in einem am 7. Juli 1585 zu Nemours geschlossenen Vertrage gewährte, und alle zum Besten der Reformirten erlassenen Edicte widerrief, hatte er diesen den Krieg erklärt, und mußte ihn ausfechten. Er war mitten im Gewirre und mußte folgen, wohin die Ligue ihn haben wollte. Vier Heere wurden katholischer Seits zu diesem achten Religionskriege ausgerüstet, den man nach dem Namen der beiden Könige und des Herzogs von Guise den Krieg der drei Heinriche nennt. Die Ligue veranlaßte den König am 7. October noch ein Edict zu unterschreiben, kraft dessen alle Reformirten im Reiche innerhalb vierzehn Tagen katholisch werden sollten, statt der ihnen früher zugestandenen Frist von sechs Monaten. Im Weigerungsfalle sollten ihre Güter eingezogen und verkauft werden. Heinrich von Navarra gab hierauf ein ähnliches Edict gegen die Katholiken in seinem Lande. Dadurch wurden auf beiden Seiten viele Familien arm gemacht. Im Felde geschah nichts Entscheidendes noch Bedeutendes. Der König war 1586 in Lyon, und vertrieb sich hier mit Hunden, Affen und Papageien die Zeit, während die Ligue den Krieg nach Belieben führte, ohne sich um ihn zu bekümmern.

Paris wurde immer mehr der Mittelpunkt eines fanatischen Eifers und Volkshasses gegen die Protestanten, und auch der König wurde immer verhaßter, weil er zu lau und unkräftig für die Vernichtung der Ketzer schien. Die Guisen unterließen nicht, diesen Eifer zu nähren und zu erhöhen. Es wurde ein neuer Bund gestiftet, der Bund der

Sechzehn genannt, weil für jedes der sechzehn Stadtviertel von Paris einer der Führer der Verbindung bestimmt war, in seinem Bezirke ihre Zwecke zu fördern und so viele neue Glieder zu werben als möglich. Schon ging ein Gerücht, man wolle den König aufheben, wenn er den Jahrmarkt von St. Germain besuchen werde. Das erfuhr er aber, und ging nicht hin.

Der bürgerliche Krieg dauerte unterdeß fort. Im Jahre 1587 war Poitou der Hauptschauplatz desselben. Der treffliche Heinrich von Navarra eroberte hier nicht nur viele Plätze, sondern gewann auch am 20. October einen herrlichen Sieg über die ligistischen Truppen bei Coutras, an der Gränze von Perigord und Guienne. Hier war es, wo er den Grund zu seinem nachmaligen kriegerischen Ruhme legte. Mit Augen, die von Muth und Siegeslust funkelten, rief der junge Held beim Anfange der Schlacht den Prinzen von Condé und Soissons, seinen Vettern, zu: „Erinnert euch, daß ihr von Bourbonischem Geblüte seyd! Ich meines Orts will, so wahr Gott lebt, zeigen, daß ich der älteste von euch bin!“ Er hielt Wort, und seine Freunde warnten ihn vergebens, sein Leben mehr zu schonen. Auch Condé zeigte sich im Treffen seines väterlichen Ruhmes würdig. Die Niederlage der Feinde war vollkommen; auch der Anführer, der Herzog von Joyeuse, war unter den Todten. Heinrich von Navarra, der nur Soldat und Held aus Nothwendigkeit war, überließ sich nach dem Siege den wehmüthigsten Empfindungen über den traurigen Anblick des mit Tausenden von Todten bedeckten Schlachtfeldes, trug eine fast brüderliche Sorgfalt für die Verwundeten und entließ die gefangenen Katholiken meist ohne Lösegeld.

Die Vortheile dieses glänzenden Sieges waren unbedeutend; man eroberte nur einige feste Plätze. Ueber das weitere Verhalten war man uneinig. Condé rieth, über die Loire zu setzen und sich mit den Deutschen Soldtruppen zu verbinden; Andere waren der Meinung, das Heer der Ruhe genießen zu lassen, wenigstens einen Theil desselben. Heinrich von Navarra ging nach Bearn, und legte dort einer Gräfin von Grammont, mit welcher er in einem Liebesverhältniß stand, die in der Schlacht von Coutras eroberten Fahnen zu Füßen. Viele glaubten auch, die schöne Gräfin sey die eigentliche Ursache gewesen, warum Heinrich seinen Sieg nicht besser benutzt habe; gewiß ist es, daß eine nicht genug bekämpfte Sinnlichkeit seinen edleren Bestrebungen oft Eintrag that. Die Hülfstruppen, welche die Deutschen Protestanten den

Hugenotten gesandt hatten, wurden noch in demselben Jahre vom Herzoge von Guise entscheidend geschlagen. Nur Wenige derselben sahen ihre Heimath wieder.

Die Hugenottische Partei erlitt bald nachher einen andern Verlust, durch den Tod des Prinzen von Condé (5. März 1588). Die Aerzte, die seinen Leichnam untersuchten, erklärten, daß Gift seinem Leben ein so frühes Ende gemacht habe; er zählte erst fünf und dreißig Jahre als er starb. Er war ein Mann, bei dem man, nach dem Ausspruche eines großen Geschichtschreibers, nichts vermißte als das Glück *).

Die Sechzehn in Paris riefen indeß Heinrich von Guise in ihre Stadt. Der König, davon unterrichtet, suchte es zwar zu verhindern; nichts desto weniger aber kam Guise (9. Mai), zwar nur mit wenigen Begleitern, aber gleich bei seinem Eintritt von Tausenden umringt, um deren Gunst er buhlte **), und die ihn vergötterten, und besuchte den König, eben da dieser mit seinen Lieblingen rathschlagte, ob er ihn tödten lassen solle. Dies widerriethen jedoch Einige dringend, und stellten vor, die Aufregung sey so groß, daß der König selbst Gefahr laufen könne. Als Guise den Hof des Louvre durchschritt, die vielen Bewaffneten sah, und wie ihr Anführer Crillon seinen Gruß kaum erwiederte, erblaßte er. Das Gespräch mit dem Könige war natürlich nicht das freundlichste; Guise, welcher bemerkte, wie dieser zwischen verschiednen Entschlüssen schwankte, entfernte sich schnell, unter dem Vorwande, von der Reise ermüdet zu seyn, und umgab sich in seiner Wohnung mit Bewaffneten. Auch der König war in banger Unruhe, und ließ die Wachen im Louvre verdoppeln. Am folgenden Tage fand eine zweite Unterredung Statt, in welcher sich der König sehr schwach, und der Herzog, der von vierhundert Edelleuten begleitet erschienen war, sehr stolz benahm. Die Spannung ward nur noch größer. Heinrich ließ sogar zu seiner Sicherheit viertausend Schweizer nach Paris kommen. Dies erhöhte das Mißtrauen der Sechzehn, und Guise selbst verbreitete geflissentlich ein Gerücht, der König wolle die Ligisten überfallen und hundert und zwanzig der Vornehmsten hinrichten lassen, zu welchem

*) In quo nihil merito desiderares nisi fortunam, quam importune adversam a prima infantia ad ultimum vitae brevis spiritum expertus est. Thuanus, XC p. 183. D.

**) Egli all' incontro, con viso popolare e con faccia ridente, altri accarezava con le parole, altri risalutava con i gesti, altri rallegrava con l'occhio, e traversando le caterve del popolo con la testa scoperta, non pretermetteva cosa alcuna, che fosse a proposito per finire di conciliarsi la benevolenza e l'applauso popolare. Davila IX. p. 351.

Ende schon zwanzig Galgen und mehrere Blutgerüste errichtet wären. Diese Nachricht und die Vertheilung der Schweizer in den Straßen brachte viele Bürger in Aufruhr, sie stürzten aus den Häusern, versperrten die Straßen durch vorgezogene Ketten, verrammelten ihre Thüren mit Fässern, Balken, Brettern und Wagen, und traten mit geladenen Gewehren an die Fenster (12. Mai). Dagegen standen nun zwar die Schweizer in mehreren Straßen, aber der König ließ ihnen befehlen, nicht zu schießen. Das machte, daß die Bürger sie verspotteten und auf alle Weise beschimpften. Darüber riß einem Schweizer die Geduld, und er schoß los. Aber das ward mit einem Hagel von Steinen und mit Schüssen erwiedert, wodurch gegen dreißig Schweizer getödtet wurden. Diese armen Menschen, die sich theils nicht wehren durften, theils der Menge nicht gewachsen waren, schmiegten sich ängstlich an die Wände der Häuser an, und flehten mit aufgehobenen Rosenkränzen um Barmherzigkeit. Man zwang sie endlich, mit in den Ausruf: „Es lebe Guise!" einzustimmen, und das Gewehr abzulegen. Guise zeigte sich hierauf selbst zu Pferde, ward mit lauten Jubelgrüßen empfangen und stellte die Ordnung wieder her, indem er zugleich den Schweizern die Waffen wiedergeben ließ, und ihnen, so wie allen königlichen Truppen, freien Abzug aus der Stadt zusicherte.

Hierauf begab sich die Königin Mutter selbst zu ihm, und stellte ihn zur Rede. Er versicherte, er habe diese Unruhen nicht erregt, sondern der König sey allein Schuld daran, weil er fremde Truppen in die Stadt gerufen habe. Als sie darauf Vergleichsvorschläge that, spannte er seine Forderungen so hoch, daß ihre Bewilligung ihm die ganze Macht im Staate würde verschafft haben. Am folgenden Morgen wiederholte sie ihren Besuch; auf dem Wege flüsterte ihr ein Bürger zu, es seyen an funfzehntausend Menschen bereit, das Louvre von der hintern Seite her zu stürmen. Sogleich ließ sie dies dem Könige melden, der ohne Verzug mit wenigen Begleitern davon ritt, und wie ein Flüchtling seine Hauptstadt verließ. Zornig, daß er ihm entgangen sey, nahm Guise in Paris nun ganz das Ansehn eines Herrschers an. Die Ketten wurden wieder weggezogen, die Verrammelungen (barricades) bei Seite geschafft, die Läden geöffnet, und die Sitzungen des Parlaments nahmen wieder ihren Anfang. Guise bemächtigte sich hierauf noch der Bastille und änderte die Obrigkeiten in Paris nach seinem Gutdünken. Wenige rechtschaffene Männer hatten die Standhaftigkeit ihm zu widerstehen. Zu diesen gehörte der Präsident des

Parlaments, Achilles von Harlay. Als Guise denselben besuchen wollte, fand er ihn in seinem Garten auf- und niedergehend. Er redete ihn verbindlich an, aber der Präsident, ohne sich in seinem Spaziergange aufhalten zu lassen, sagte trocken: „Das ist ein Jammer, wenn der Diener den Herrn verjagt. Uebrigens gehört meine Seele Gott, mein Herz dem Könige, und mein Leib jedem Bösewicht; man mache damit, was man will.“ Zu Guisens Freude waren die übrigen Glieder des Parlaments weniger beharrlich.

Katharina von Medici, die in Paris geblieben war, unterhandelte indeß mit dem Herzoge fortwährend, und der schon so tief erniedrigte König bewilligte zuletzt fast alle Forderungen desselben, um nur noch einen Schein von Freiheit und Herrschaft zu retten. Diese Beschlüsse des Königs waren enthalten in einem von den Parlamenten im Juli registrirten Edicte, das Unionsedict genannt. Er forderte darin alle seine treuen Unterthanen auf, sich durch einen Eidschwur gegen die Ketzer zu verbinden, wie er selbst schwur, die Ketzerei mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln in seinem Reiche auszurotten. Die geheimen Artikel betrafen Sicherheitsplätze und andere Vortheile für die Ligue. Durch einen bald darauf erlassenen Befehl wurde Guise zum Generalstatthalter des Königreichs ernannt, und war nun, wie ein Zeitgenosse *) bemerkt, mit der Machtfülle bekleidet, welche die Majordomen unter den Merovingern geübt hatten.

Am 16. October wurde zu Blois ein Reichstag eröffnet, dessen Beschlüsse ganz von Guise, welcher die Mehrheit in seiner Hand hatte, geleitet wurden. Den König ließ er die erniedrigendste Rolle spielen. Doch war es sein öffentliches Benehmen nicht allein, was diesen endlich zu einem verzweiflungsvollen Entschluß brachte. Er hörte von verrätherischen Verbindungen der Guisen mit auswärtigen Mächten; man hinterbrachte ihm die übermüthigsten Reden, die dem Herzog und seinen Anhängern entfallen waren, und neue Entwürfe, die auf seine Beschränkung und Demüthigung abzweckten. In dieser Lage glaubte er, um seine Krone, seine Freiheit, und sein Leben zu schützen, kein anderes Mittel zu sehen, als Meuchelmord. Unter den fünf und vierzig Gliedern seiner adlichen Leibwache wurden Acht erwählt, denselben zu vollziehen. Heinrich theilte selbst die Dolche unter sie aus, und sagte dabei: „Es ist eine Handlung der Gerechtigkeit an dem größten

*) Davila IX. p. 369.

Verbrecher meines Reiches, die ich euch auftrage, und deren Ausübung mir die göttlichen und menschlichen Rechte zulassen; und weil ich es leider auf dem geraden Wege Rechtens nicht zu thun vermag, so gebe ich euch hiermit, Kraft meiner königlichen Befugniß, volle Gewalt, ihn auf diese Art zu bestrafen." Der Tag der Ausführung ward auf den 23. December festgesetzt, wenn der Herzog sich zur Rathsversammlung einfinden würde. Er ward gewarnt; aber er achtete nicht darauf. Noch den Tag vorher fand er an der Tafel unter seinem Teller einen Zettel mit den Worten: „Man will Sie umbringen." Er aber schrieb hinzu: „Das wird man sich nicht unterstehen," und warf den Zettel unter den Tisch.

Am bestimmten Tage, da die acht Edelleute sich im Vorzimmer des Königs in Ordnung gestellt hatten, während die Rathsversammlung schon beisammen war, erhielt Guise in derselben den Befehl, schnell zum Könige zu kommen. Er kam, ging durch das Vorzimmer, aber eben, da er die Hand nach der Thür des königlichen Cabinets ausstrecken wollte, stürzten die Verschwornen von hinten auf ihn zu. Ein Herr von Montseris faßte ihn beim Arm und gab ihm einen Dolchstich in den Leib, mit den Worten: „Ha Verräther, du mußt sterben!" Des Effranats faßte ihn bei den Füßen, Saint Malines versetzte ihm einen heftigen Dolchstoß in die Brust, und Loignac einen andern in den Leib. Das Alles war das Werk eines Augenblicks. Der Herzog rief nach seinen Freunden, gleich darauf, da ihm Sarriac von hinten den Degen tief in den Leib stieß, schrie er laut: „Ach! Barmherzigkeit!" arbeitete noch mit den letzten Kräften, sich loszumachen, und schleppte seine Mörder, vermöge seiner gewaltigen Stärke, bis in einen Winkel an das Bett des Königs mit sich fort, wo er endlich erschöpft niedersank. So starb er im noch nicht vollendeten neun und dreißigsten Jahre seines Lebens. Mehrere seiner Freunde wurden hierauf gefangen genommen, und sein Bruder, der Cardinal Ludwig von Guise, im Gefängnisse gleichfalls ermordet. Um dem Pöbel einen Anlaß zu Ausschweifungen zu nehmen, wurden die Leichname beider Brüder in eine Kalkgrube geworfen, dann die Gebeine verbrannt, und die Asche in den Fluß gestreut. Der dritte Bruder, der Herzog von Mayenne, der sich zu Lyon befand, entfloh, als er hörte, daß der König Anstalten mache, auch ihn in seine Gewalt zu bekommen.

Voller Freuden über den glücklich gelungenen Anschlag war Heinrich III. sogleich mit der Nachricht zu seiner Mutter geeilt, die damals

auf ihrem Zimmer zu Blois krank lag. Sie, die um den Plan nicht gewußt, erschrak, und ermahnte ihren Sohn, behutsam zu seyn. Zwei Dinge, sagte sie, sind jetzt Noth, Schnelligkeit und Entschlossenheit. Von diesem Augenblick verschlimmerte sich ihr Zustand, und bald darauf starb sie, am 5. Januar 1589.

So war nun der schwache König ganz verlassen. Nur zu bald zeigte sich, mit welchem Rechte seine Mutter befürchtet hatte, er würde die Früchte seiner blutigen That nicht zu erndten wissen. Wäre er entschlossen genug gewesen, sogleich mit der Miene des Siegers und Königs nach Paris abzugehen, und mit fortgesetztem Nachdruck die Ligue zu verfolgen, so möchte es ihm wol gelungen seyn, sie in Furcht zu setzen und zu zerstreuen. Aber da die Pariser sahen, daß er sich selber fürchtete, so begingen sie die größten Ausschweifungen, bemächtigten sich der wichtigsten Posten in der Stadt, zerschlugen allenthalben die Wappen und Bildnisse des Königs, und klebten an allen Ecken Spott- und Schandschriften gegen ihn an, in welchen sie ihn bloß Heinrich von Valois nannten. Dem getödteten Herzog und Cardinal wurden prächtige Leichenbegängnisse gehalten; viele Kupferstiche erschienen, welche ihren Tod so schrecklich als möglich darstellten, und wurden unter das Volk vertheilt *); besonders aber thaten die Geistlichen Alles, es in ihren Predigten gegen den König zu erhitzen. Einer derselben rief seine Zuhörer laut zur Rache auf, und fuhr dann im höchsten Eifer fort: „Ja, schwört mir's Alle, schwört! und hebt zum Zeichen eures Eides die Hände in die Höhe! Herr Präsident (so rief er dem redlichen Harlay zu, der auch zugegen war), hebt auch die Hand auf, hebt sie hoch in die Höhe, auf daß Jedermann es sehe!" Ein Anderer fragte seine Zuhörer von der Kanzel, ob denn kein Einziger unter ihnen ein so eifriger Katholik sey, daß er es wage, den Tod eines solchen Helden an der Person des Tyrannen zu rächen. Ja die Sechzehn legten der Sorbonne förmlich die Frage vor, ob das Französische Volk von seinem, Heinrich III. geleisteten, Eide der Treue entbunden werden, und ob es sich vereinigen und bewaffnen könne gegen die mit aller Bosheit erfüllten Rathschläge und Bestrebungen dieses Königs, und ein und siebzig Doctoren dieses geistlichen Richterstuhls beantworteten diese Frage bejahend. Hierauf ließen die Sechzehn die Parla-

*) Einer dieser Kupferstiche hatte die Unterschrift: Comme Henry, le perfide, le détestable Valois fait mettre en pièces les corps sanglans des deux princes martyrs. Capefigue l. c. T. V. p. 478.

mentsräthe, die es mit dem Könige hielten, unter ihnen auch den Präsidenten Harlay, in die Bastille bringen. Der Aufruhr brach sogleich in vielen anderen Städten aus, ganze Provinzen fielen vom Könige ab. Die neue Ordnung, welche die Ligue stiften wollte, zeigte sich als die schrecklichste Unordnung. Unsicherheit und Gesetzlosigkeit nahmen im ganzen Reiche überhand; überall sah man Verhaftungen und Gütereinziehungen; in den Behörden, im Innern der Familien, herrschten Haß und Zwietracht.

Der Herzog von Mayenne kam nach Paris, ward mit Jubelgeschrei empfangen, und zum Generalstatthalter des Königreichs ernannt. Der König hatte das Aeußerste zu fürchten, und nichts blieb ihm in seiner Verzweiflung übrig, als sich den Reformirten in die Arme zu werfen. Nachdem er ihnen in einem Vertrage freie Religionsübung versprochen hatte, kam Heinrich von Navarra nach Plessis les Tours, wo sich beide Könige besprachen. Bald nachher führten sie ihr vereinigtes, durch Schweizer verstärktes, zahlreiches Heer gegen die Hauptstadt, und belagerten sie, ohne daß die Ligisten es verhindern konnten. Alle Welt war gespannt, welchen Ausgang dies seltsam verwickelte Trauerspiel nehmen werde, als plötzlich der Knoten zerhauen ward. Ein junger Dominicanermönch, Jakob Clement, war von den Predigten, deren oben erwähnt ist, so fanatisirt worden, daß er sich entschloß, den Ruhm und Lohn im Himmel zu verdienen, die, wie man gesagt hatte, mit der Ermordung eines, von der Kirche abgefallenen Königs zu gewinnen seyen. Man glaubte auch, daß sein Vorsatz durch die Herzogin von Montpensier, Schwester der Guisen, die ihn durch ein schändliches Mittel (was jedoch nur eine Verläumdung ihrer Feinde scheint *)) an sich gezogen habe, völlig bestimmt worden sey. Zu größerer Sicherheit fragte er seinen Prior, und als ihm dieser versicherte, daß, wenn die That nicht aus persönlichen Gründen, sondern aus wahrem Eifer für das Beste der Religion und des Staats unternommen würde, man sich dadurch ein wahres Verdienst bei Gott erwerbe; so traf er alle Vorbereitungen, und machte sich auf den Weg nach St. Cloud, wo Heinrich III. sein Hauptquartier hatte.

Nahe vor diesem Orte traf er den Generalprocurator des Königs, La Guesle, und sagte demselben, er habe dem Könige wichtige Dinge

*) Verum de stupro haud facile crediderim, nisi si ardens ultione animus generosam feminam, ut ad alia scelera coecam, sic etiam ut impotentem iram expleret ad hoc foeditatis plenum flagitium impulit. Thuanus XCVI. p. 300. D.

zu entdecken. Jener nahm ihn mit in seine Wohnung. Mit unbeschreiblicher Ruhe ging der junge Mensch der schaudervollen That entgegen, nachdem er sich überzeugt zu haben glaubte, daß sie gut und rühmlich sey. Er aß ganz fröhlich zu Abend mit den Leuten des Generalprocurators, verrieth sich nicht durch die kleinste Miene, und schlief die Nacht ganz ruhig. Am andern Morgen (1. Aug. 1589) führte ihn La Guesle in das Schlafgemach des Königs. Der Mönch überreichte diesem zwei Schreiben, die er sich zu verschaffen gewußt hatte. Weil aber einige Herren ihm dabei zu nahe standen, so konnte er seinen Streich nicht ausführen. Er wartete daher, bis der König ihn fragte, ob er ihm sonst noch etwas zu melden habe. Das bejahete er, fügte aber hinzu, daß er es ihm nur ganz heimlich sagen dürfe. Die Herren entfernten sich darauf einige Schritte, aber kaum hatten sie sich abgewendet, als sie den König schreien hörten: „Ach mein Gott! ach Bösewicht, du hast mich getödtet! Ach Bösewicht, was habe ich dir gethan, daß du mich so ermordest?" Sie wandten sich um, und sahen den König sich selbst ein Messer aus dem Leibe ziehen, und dem Mörder, der ganz ruhig vor ihm stand, einige Stöße damit in's Gesicht versetzen. La Guesle zog hierauf den Degen, und stieß ihm das Gefäß so heftig in's Gesicht und auf den Leib, daß er ihn zwischen zwei Betten, die in dem Zimmer standen, zu Boden warf. Der Mönch wollte sich wieder aufraffen, als mehrere Edelleute aus dem Vorzimmer hereindrangen, ihn tödteten, und den Leichnam zum Fenster hinabstürzten.

Sobald der König von Navarra von diesem Unglücksfalle Nachricht bekam, eilte er an das Bett des Verwundeten, und fiel vor demselben auf ein Knie nieder. Der König hieß ihn aufstehen, küßte ihn, und erklärte ihn laut für seinen Nachfolger, befahl auch allen anwesenden Herren, ihn dafür zu erkennen. Am folgenden Tage starb er, noch nicht acht und dreißig Jahre alt. Mit ihm erlosch das Haus Valois, und an dessen Stelle trat die Seitenlinie der Bourbons ein. Aber ob der reformirte Heinrich von Navarra sein Recht durchsetzen werde, war noch sehr zweifelhaft. Alle eifrigen Katholiken verabscheuten ihn als einen Ketzer, Paris war in den Händen der Ligue, und von Philipp II. war zu erwarten, daß er der katholischen Partei mit Waffengewalt beispringen werde. Wollte also Heinrich die Krone von Frankreich besitzen, so mußte er sie erst als Held erkämpfen.

9. Heinrich IV.

(1589—1610.)

Wir haben diesen Fürsten schon in seinem sechzehnten Jahre als Haupt des Bourbonischen Hauses gesehen, und schon damals erwarb er sich eines Coligny Achtung. Aber noch in einem weit zartern Alter verrieth sich der hohe Geist, der in dem Knaben wohnte. Er war zugegen, als Katharina von Medici und ihr Sohn, Karl IX., die oben erwähnte Zusammenkunft mit der Königin von Spanien und dem Herzog von Alba in Bayonne hatten, und zog bei dieser Gelegenheit durch seine jugendliche Munterkeit, und durch seine treffenden Antworten die Aufmerksamkeit so auf sich, daß ein vornehmer Spanier sagte: „Wahrlich, er scheint mir ein Fürst oder Kaiser zu seyn, oder doch Einer, der es werden wird."

Johanna von Navarra, seine Mutter, eine der trefflichsten Frauen ihrer Zeit, hatte sich der Erziehung ihres Sohnes mit außerordentlichem Eifer angenommen, besonders seitdem ihr Gemahl, der schwache König Anton von Navarra, gestorben war (1562). Außerdem war das Leben selbst seine Schule; er ward früh mit in das Kriegsgetümmel genommen, wie er denn von sich selber oft zu sagen pflegte, daß er im Lager und unter den Waffen groß geworden sey. Im Reiten that es ihm Niemand gleich, und in allen kriegerischen Uebungen war er Meister. Von früher Jugend auf zeigte er ein feuriges Ehrgefühl. Dies machte ihn tapfer, wo es Tapferkeit galt, und großmüthig, wo die Großmuth seine Würde erhöhen konnte. So muthig und kriegerisch er aber auch war, so waren doch seine Gefühle mehr zur Sanftmuth und Theilnahme gestimmt; und da zu seiner Gemüthsart eine starke Sinnlichkeit kam, so wurde die Neigung zu unaufhörlichen Verhältnissen mit Weibern bei ihm zu einer Leidenschaft, die sein tadelnswürdigster Fehler ist. Indeß lehrten ihn die bedenklichen Umstände, unter denen er den Schauplatz betrat, Ernst und Strenge, und so ward er zum Glück noch vor der Erschlaffung und Verweichlichung verwahrt, in die ein träges Leben ihn vielleicht gestürzt haben würde.

Eine herrliche Gesundheit und eine bewundernswürdige Nervenkraft machten ihm alle Beschwerden leicht, und erhielten ihn bei immer froher Laune. Ein klares Auge, eine Adlernase, eine frische, bräunliche Gesichtsfarbe und ein schön gelockter Bart machten seine Züge, die schon Geist und Leben ausdrückten noch anziehender. Dabei war er

immer thätig, sah Alles selbst nach, und in der Schlacht, wo er zu Pferde saß, verglichen ihn seine Feinde selbst mit dem Adler. Früh um vier Uhr stand er auf, und man sagte von ihm, daß er nicht so viel Zeit zum Schlafen brauche, als der Herzog von Mayenne, sein Gegner, zum Essen. Auch antwortete er selbst einmal Jemanden, der diesen einen einsichtsvollen Feldherrn nannte: „Das ist wahr, aber ich gewinne ihm alle Tage fünf volle Stunden ab."

Aber er mußte ihm noch mehr abgewinnen, denn als sein Vorgänger starb, war seine Lage noch sehr mißlich. Er selbst sagte darüber scherzhaft: „Ich bin ein König ohne Krone, ein Feldherr ohne Geld und ein Ehemann ohne Frau *)." Wirklich dauerte auch der Krieg, den er zu führen hatte, ehe ihm Paris die Thore öffnete, beinahe fünf Jahre. Die Ligisten hielten noch eng zusammen; ihr Oberhaupt, der Herzog von Mayenne, war ein Mann von Tapferkeit, Festigkeit und Einsicht **), und es standen ihm viele Hülfsmittel zu Gebote. Ein Theil des Adels verließ nach Heinrich's III. Tode mißvergnügt das königliche Heer, und begab sich auf seine Güter; ein anderer blieb bei Heinrich, nachdem dieser geschworen hatte, die katholische Religion aufrecht zu erhalten, sich selbst darin unterrichten zu lassen, sich dem Ausspruch eines Nationalconciliums zu unterwerfen und den Tod des vorigen Königs zu rächen.

Er versuchte jetzt mit dem Herzoge von Mayenne den Weg der Unterhandlungen, aber fruchtlos. Mayenne ließ den alten Cardinal von Bourbon, der übrigens in seines Neffen Gewalt war, unter dem Namen Karl's X. als König ausrufen, und sich selbst zum Generalstatthalter des Reiches ernennen. Bald brach er mit fünf und zwanzig tausend Mann von Paris auf, um, wie er öffentlich bekannt machte, „den Bearner zu fangen." Schon mietheten die Pariser Damen Fenster in der Antonsstraße, um den schönen Triumphzug mit anzusehen, allein der Bearner wollte sich nicht fangen lassen. Er hatte sich in die Normandie gezogen, um Hülfstruppen aus England zu erwarten, und stand mit sieben tausend Mann bei Dieppe trefflich verschanzt. Vergebens bestürmte ihn hier der viermal stärkere Mayenne;

*) Dies letztere bezieht sich auf seine Gemahlin Margarete von Valois, von welcher Heinrich seit mehreren Jahren getrennt und in offner Zwietracht lebte.

**) Fidei et constantiae laudem ad virtutis militaris decus adjunxit, adeo ut princeps fidei tenacissimus et expugnator urbium, quasi Ulysses alter, vulgari diverbio appellaretur. Thuanus, XCIII. p. 248. C.

er fand die Verschanzungen unüberwindlich, und mußte sich auf Amiens zurückziehen. Verstärkt durch frische Truppen aus der Picardie und der Champagne und durch Engländer, ging Heinrich nun auf Paris los, und versuchte, es zu überrumpeln. Er bekam auch die Vorstädte in seine Gewalt, aber nun eilte Mayenne herbei. Heinrich ging ihm entgegen und forderte ihn zu einer Schlacht auf; jener umging ihn, und warf sich in die Stadt. Heinrich konnte seine Truppen in der Nähe von Paris nicht halten und ging nach Tours. Seine Lage blieb äußerst schwierig, nicht nur weil es ihm an Kriegsmitteln und Gelde fehlte, sondern auch, weil die Katholiken von seiner Partei, auf jenes Versprechen, sich in ihrer Religion unterrichten zu lassen, bauend, seinen Uebertritt eben so sehr hofften, als die Reformirten ihn fürchteten.

Für die Ligue war es eine Hauptfrage, wer König von Frankreich werden solle, wenn Karl X. gestorben seyn würde. Mayenne, obschon gemäßigt, und nicht von heftigen Leidenschaften gestachelt, hegte doch Hoffnungen und Wünsche. Dagegen gab es Abkömmlinge der Valois in weiblichen Linien, und besonders ließ Philipp II. die Absicht blicken, da seine dritte Gemahlin Elisabeth die Schwester Heinrich's III. gewesen war, den Thron von Frankreich seiner mit ihr erzeugten Tochter zu verschaffen. An ihn hatte sich die Ligue schon gewandt, um Unterstützung in ihrem Kampfe zu erlangen. Auch kam ein päpstlicher Legat nach Paris, der wider die ausdrückliche Anweisung Sixtus V., leidenschaftlich für die Ligue und die Spanier Partei nahm, und das Volk noch immer mehr gegen den Ketzer Heinrich erhitzte. Wie heftig der Religionshaß wirkte, kann man daraus sehen, daß die Sorbonne alle Diejenigen in den Bann that, die Heinrich als König anerkennen würden. Ja der Legat verbot sogar den Bischöfen, nach Tours zu gehen, und für die Bekehrung Heinrich's zu wirken. Dagegen erließ dieser eine Verordnung, worin er drohte, Jeden als einen Majestätsverbrecher zu behandeln, der sich mit dem Legaten einlassen würde.

So wurde eine friedliche Vergleichung immer weiter hinausgeschoben, und der Waffenkampf dauerte fort. Heinrich war mit der Belagerung von Dreux beschäftigt, als sich Mayenne ihm mit einem weit stärkern Heere, in welchem sich Spanische Hülfstruppen und Deutsche Söldner befanden, näherte. Dennoch beschloß er die Schlacht in der Nähe von Ivry anzunehmen. Während seine Soldaten die Nacht vorher, in zwei Dörfer vertheilt, ruhig schliefen, war er beständig wachsam und thätig, und erkundete die Gegend. Als man ihm sagte,

er habe bei seinem Schlachtentwurf auf einen möglichen Abzug nicht genug Bedacht genommen, erwiederte er: „Keinen andern Abzug als über das Schlachtfeld hin.“ Früh am Morgen ordnete er seine Schaaren, warf sich dann auf die Knie nieder und bat Gott, ihm statt des Sieges den Tod zu schenken, wenn er vorher wisse, daß er ein schlechter König werden würde. Die Soldaten waren tief ergriffen, und fühlten sich durch einen solchen Anführer zwiefach zur Tapferkeit begeistert. Aus allen Kehlen erschallte laut: Es lebe der König! dann sprengte Heinrich durch die Reihen, und hielt eine muthige Anrede an die Truppen, die mit den Worten schloß: „Und wenn ihr eure Standarten verlieren solltet, so seht nach meinem weißen Federbusch; ihr werdet ihn immer auf dem Wege der Ehre und des Sieges finden.“ Und wahr ist es, daß er immer im gefährlichsten Getümmel zugegen war, oft wie ein gemeiner Reiter focht, und seinen Degen ganz voll Scharten und Blut aus dem Treffen zurückbrachte. Es war ein herrlicher Sieg, den er hier erkämpfte (14. März 1590), noch herrlicher durch die Mäßigung, die er nach demselben zeigte. Denen, die den Fliehenden nachsetzten, rief er nach: „Schont der Franzosen, macht nur die Ausländer nieder!“ Die Gefangenen fesselte er durch Herablassung und Verbindlichkeiten an sich, seinen eigenen Officieren dankte er auf die schmeichelhafteste Weise für ihren Beistand, und so gewann er Aller Herzen.

Erst nach vierzehn Tagen erschien Heinrich in der Nähe von Paris, ohne noch einen unmittelbaren Angriff auf die Stadt zu machen, während Mayenne nach den Niederlanden gereis't war, um mit dem Herzog Alexander von Parma neue Maßregeln zu verabreden. Unterdeß starb der alte Cardinal von Bourbon (9. Mai 1590), ein Ereigniß, welches zunächst ohne Folgen blieb, da die Ligue ganz mit der Vertheidigung der Hauptstadt beschäftigt war, welche jetzt von Heinrich ernster bedrängt ward. Er sperrte alle Zugänge, fing die Zufuhren auf, und versetzte die Einwohner dadurch bald in drückende Hungersnoth. Dennoch konnte er sie zu keiner Uebergabe bewegen. Die Geistlichen suchten das Volk durch Processionen zu beschäftigen, und obschon die Noth immer höher stieg, die Tagelöhner nicht mehr so viel verdienten, um die Suppen von Kleie und Hafer kaufen zu können, wovon die Armen allein noch lebten; so rissen doch die Predigten der von glühendem Eifer für die Sache erfüllten Geistlichen die Menge so hin, daß sie ihre Leiden standhaft ertrug. Fast dreizehn tausend Men-

schen starben vor Hunger. Auf einen so hartnäckigen Widerstand hatte Heinrich nicht gerechnet. Bei einer Zusammenkunft mit Abgeordneten der Ligisten beschwor er sie, als Franzosen zu denken, und sich doch nicht länger von der Spanischen Habsucht zum Spielwerke gebrauchen zu lassen; er vergoß Thränen über das Elend des verblendeten Volks; Alles vergeblich. Als die Abgeordneten wieder in die Stadt kamen, ließen die Sechzehn aussprengen, der König verlange eine unbedingte Uebergabe. Dies verhärtete das Volk noch mehr, welches ohnehin auf einen baldigen Entsatz rechnen durfte, da Mayenne schon auf dem Wege war und der Herzog von Parma, nach dem ausdrücklichen Befehle Philipp's, ihm mit einem Spanischen Heere auf dem Fuße folgte. Heinrich ward dadurch nicht wenig bedrängt. Er war nicht stark genug, dem Feinde die Spitze zu bieten und zugleich die Stadt eingeschlossen zu halten; auch war sein eigenes Heer schon lange nicht mehr besoldet worden, und bezeigte sich folglich nicht am willigsten. Er wagte jetzt einen Sturm, ward aber zurückgeschlagen, und mußte endlich die Belagerung ganz aufheben. Während dieser Anarchie riß auch in den Provinzen die größte Verwirrung ein. Die Statthalter regierten nicht bloß willkürlich und despotisch, sondern mehrere derselben, welche glaubten, daß das Ende aller dieser Unruhen zuletzt eine gänzliche Zerstückelung von Frankreich seyn werde, waren sogar darauf bedacht, auf diesen Fall ihre Statthalterschaft als bleibendes Eigenthum an sich zu reißen, wie es unter andern der Herzog von Mercoeur in der Bretagne versuchte.

Die größte Verlegenheit Heinrich's entstand daraus, daß er einsah, die Liguisten würden ihn leichter anerkennen, wenn er zur katholischen Religion überträte, die Reformirten aber ihm diesen Schritt sehr übel nehmen. Wenn er auch sein Gewissen darüber beruhigen konnte; durfte er es wol wagen, seine bisherigen Freunde so zu beleidigen, ehe er des Erfolges bei den Feinden gewiß war? Unterdeß that er wenigstens alles Mögliche, sich im Felde zu erhalten. Im nächsten Jahre (1591) wurde er durch Deutsche und Englische Hülfstruppen unterstützt, während seine Gegner unter sich zerfielen. Ein Sohn des ermordeten Herzog Heinrich von Guise, Karl, entkam aus seinem Gefängnisse, und bildete eine Partei, die sich von Mayenne abwandte. In Paris, wo die Sechzehn vier tausend Mann Spanischer Truppen aufgenommen hatten, übte Philipp II. den größten Einfluß, und während Mayenne in's Feld gerückt war, herrschte eine arge revolutionäre Tyrannei. Die Gemäßigten wurden mit dem Namen Politiker belegt.

und ihres Vermögens beraubt. Zehn der heftigsten Eifrer, an deren Spitze ein wilder Frevler, Namens Bussy stand, erhielten unumschränkte Macht, und schüchterten Diejenigen, welche ihre despotische Willkür verabscheuten, so ein, daß sie keinen Widerstand wagten. Der Parlamentspräsident Brisson und zwei Räthe wurden als Ketzer und Verräther ohne alle Rechtsform aufgehängt (16. Nov.). Endlich kam Mayenne zurück, ließ vier der ärgsten Frevler auf dieselbe Weise hinrichten, und stellte die Ordnung wieder her.

Heinrich benutzte die Entfernung Mayenne's, um Rouen zu belagern, vorzüglich auf Elisabeth's Betrieb, welche die Ligue aus der Normandie verdrängt wünschte. Doch ein abermaliges Erscheinen des Herzogs von Parma nöthigte ihn, die Belagerung wieder aufzuheben (20. April 1592). Indeß blieb unter den Katholiken die Entzweiung zwischen den Heftigen und den Gemäßigten, und Jene behaupteten, Heinrich könne sogar, wenn er katholisch würde, nicht König werden. Der immer verderblicher werdenden Ungewißheit ein Ende zu machen, wurden die Reichsstände berufen, und am 26. Januar 1593 eröffnet. Diese sollten einen neuen, rechtgläubigen König erwählen, allein es kam zu keinem Beschluß, so viele Mühe sich die Spanier auch gaben, die Abschaffung des Salischen Gesetzes zu erlangen, und die Wahl auf die Infantin zu lenken. Indeß entschloß sich Heinrich, dem immer stärkeren Dringen seiner katholischen Anhänger, welches sogar von mehreren seiner reformirten Freunde lebhaft unterstützt ward, nachzugeben; er schwur in der Kirche zu St. Denis, am 25. Juli 1593, unter vielen Förmlichkeiten, öffentlich vor dem Erzbischof von Bourges die reformirte Religion ab, und schickte eine Gesandtschaft nach Rom, den Papst Clemens VIII. um seine Bestätigung der Lossprechung zu bitten. Der päpstliche Gesandte in Paris, im Einverständnisse mit den Spaniern, gab sich indeß alle Mühe, um die Bürger zu überzeugen, daß der Uebertritt Heinrich's nur erheuchelt sey. Mayenne hingegen, ohne Geld und Truppen, und von den Schweizern bei weitem nicht so unterstützt, wie er gehofft hatte, schloß mit dem Könige einen Waffenstillstand. Während desselben kamen mehrere Anhänger Heinrich's nach der Hauptstadt, und bereiteten eine Versöhnung vor, das Volk strömte nach St. Denis, um den König zu sehen, Edelleute von Heinrich's Heer kamen mit Bekannten von der andern Partei häufig zusammen. und rühmten Heinrich's Eigenschaften. Dies wirkte so sehr, daß allen eifrigen Ligisten bange ward, und einige Priester sogar einen Schwär-

ner Namens Barriere, von dem Charakter des Jakob Clement, abschickten, den König zu ermorden; aber zum Glück verrieth ein Florentinischer Dominicaner, dem sich Barriere entdeckt hatte, den schändlichen Anschlag. Er wurde ergriffen, zum Tode verurtheilt und gerädert.

Philipp II. hatte bereits so große Summen an den Entwurf, Frankreich an sein Haus zu bringen, gewandt, daß er ganz erschöpft war, ohne doch dem Ziele näher gekommen zu seyn. Er wurde verdrossen und kalt, und dadurch verlor auch seine Partei in Paris den Muth. Heinrich benutzte diese Stimmung und die allgemeine Sehnsucht nach Frieden; er forderte in einem gnädigen und väterlichen Tone das Französische Volk zur Unterwerfung auf, und versprach allgemeine Verzeihung. Hierauf ergaben sich einzelne Städte und ganze Provinzen. Er dankte ihnen durch Wohlthaten, Geschenke und Vorrechte, und brachte dadurch immer mehrere dahin, sich zu unterwerfen. Am 27. Februar 1594 ließ er sich feierlich krönen, und zwar zu Chartres, weil Rheims noch in den Händen der Ligue war. Hierauf kehrte er wieder nach St. Denis zurück. Der Waffenstillstand hörte auf, aber der Krieg ward auch nur lässig geführt. Mayenne, der noch immer auf Unterstützung vom Papst und von Spanien hoffte, reisete am 6. März 1594 von Paris ab an die Gränze von Champagne, um die Truppen, die ihm Graf Ernst von Mansfeld zuführen sollte, in Empfang zu nehmen. Das entschied endlich die Sache. Denn der Graf von Brissac, dem Mayenne während seiner Abwesenheit den Oberbefehl in der Stadt anvertraut hatte, weil er früher einer der eifrigsten Ligisten war, wünschte jetzt seinen Frieden mit dem Könige zu machen, und fand diesen geneigt, die Forderungen, die er für die Pariser und für sich selbst machte, zu bewilligen. Heinrich versprach ihm die Bestätigung der Marschallswürde, 200,000 Thaler und ein Jahrgeld, einigen seiner Freunde andere Würden, und für Paris wurde eine allgemeine Amnestie und Ausschließung des reformirten Gottesdienstes bedungen. Dafür wollte ihm Brissac die Stadt überliefern. Muth und Klugheit gehörte aber dazu noch immer, denn die wüthenden Sechzehner sprachen laut davon, daß sie die Stadt lieber an allen Ecken anzünden wollten, als sie dem Bearner in die Hände fallen lassen. Brissac versäumte indessen keine Vorsicht, und besetzte die wichtigsten Posten mit zuverlässigen Leuten. Da Alles bereit war, versammelte er am Abend, den 21. März, die Obersten und Hauptleute der Stadtviertel, durch die er schon vorher die Sechzehner verdrängt hatte, und verabredete das Nä-

here mit ihnen. Um vier Uhr des andern Morgens zeigten sich Heinrich's Truppen an den Thoren von Paris. Brissac ließ sie ihnen öffnen, und so zogen sie in bester Ordnung ein, stellten sich in den Straßen in Schlachtordnung und besetzten die wichtigsten Posten. Die überraschten Ligisten wagten keinen Widerstand; nur ein Haufe Deutscher Landsknechte wollte die Waffen nicht niederlegen, wurde aber von den Schweizern angegriffen, und dazu genöthigt. Sobald man sich der Stadt ganz versichert hatte, erschien auch Heinrich mitten unter einer großen Anzahl seines Adels, nicht ohne Besorgniß, denn er sah sich schüchtern nach allen Seiten um, und fragte oft, ob man sich auch der Thore völlig versichert habe. Zum Glück lief Alles unerwartet ruhig ab, und da das Volk zuletzt anfing, laut zu rufen: „Es lebe der König!" so gewann er selbst seine gewöhnliche Heiterkeit bald wieder, und überließ sich angenehmen Betrachtungen. „Man sieht es recht, sagte er unter andern zu seinen Begleitern, daß dies arme Volk lange in der Tyrannei gehalten worden ist." Und als man bei seinem Eintritt in die Kathedralkirche, wohin sein Zug zunächst ging, das gewaltsam drängende Volk abhalten wollte, sagte er freundlich: „Laßt sie doch! Ich will lieber mehr Mühe haben, hineinzukommen, wenn sie mich nur recht mit Bequemlichkeit sehen können; denn sie scheinen mir recht hungrig zu seyn, einen König zu sehen." Nachdem er in der Kirche die Messe und den Ambrosianischen Lobgesang (Te deum etc.) gehört, begab er sich in's Louvre und speisete daselbst an offener Tafel. Nachmittags waren alle Läden offen, in allen Werkstätten ward wieder gearbeitet, und es schien gar nicht, als ob etwas vorgefallen wäre.

Heinrich's Ehrgeiz gefiel sich jetzt darin, und sein wohlwollendes Gemüth stimmte mit demselben überein, durch Wohlthun, Belohnen und Verzeihen zu glänzen. Seine Todfeindinnen aus dem Hause der Guisen, die Herzoginnen von Nemours und von Montpensier, welche Freiheit und Vermögen schon für verloren achteten, erhielten eine Schutzwache, ja der höfliche König besuchte sie noch am nämlichen Tage selbst. Als die Spanische Besatzung auszog, sagte er zu den Officieren derselben: „Empfehlen Sie mich Ihrem Könige, reisen Sie glücklich, aber kommen Sie nie wieder." Als man ihm Einige nannte, die seine Rache vorzüglich verdient hatten, sagte er: „Nein, nein, ich will Alles vergessen, und da mir Gott vergiebt, ob ich es gleich nicht verdiene, so will ich auch meinen Unterthanen vergeben." Ja vielleicht übertrieb er die Milde gegen seine Feinde auf Kosten Derer, die ihm treu an-

hingen. Wenigstens klagte mancher darüber, daß man ihm erst recht viel Böses gethan haben müsse, wenn man von ihm beschenkt seyn wolle. Er selbst drückte sich darüber öfters ziemlich witzig aus: „er vergolde die Bösen alle Tage, damit das Blei ihrer Bosheit nicht sichtbar werde."

Mit der Besitznahme von Paris hatte sich Heinrich's Lage außerordentlich gebessert, doch blieb auch noch viel zu thun übrig. Mayenne sammelte fortwährend Truppen, strenge Katholiken trauten dem Abtrünnigen noch nicht recht, auch unter den Reformirten gab es seit Heinrich's Rücktritt viele Mißvergnügte, und der Papst zauderte mit seiner Bestätigung sehr lange. Der Krieg mußte also noch weiter fortgeführt werden. Heinrich eroberte Laon; viele andere Städte aber und ganze Landschaften wurden von ihren Befehlshabern, zum Theil gegen reiche Belohnungen, friedlich übergeben; auch der Herzog von Guise verließ seinen Oheim Mayenne, unterwarf sich dem Könige, und lieferte ihm die Städte, die er inne hatte, aus. Indem Heinrich so von Sieg zu Sieg fortschritt, wagte der Fanatismus noch einen Versuch, ihn zu vernichten. Ein Jesuitenschüler, Johann Chatel, der Sohn eines Pariser Tuchhändlers, erst neunzehn Jahre alt, fühlte sich zu demselben Vorsatz begeistert, den Jakob Clement an Heinrich III. ausgeführt hatte. Es gelang ihm, sich unter das Gefolge des Königs zu mischen, und eben als dieser einen ihm vorgestellten Edelmann umarmen wollte, fuhr jener plötzlich mit einem Messer auf ihn zu. Der Stich, der auf die Gurgel berechnet gewesen war, traf — weil sich der König eben bückte — die Lippe, und stieß ihm ein Paar Zähne ein (27. Dec. 1594). Der sogleich ergriffene Mörder gestand, daß ihn nichts als die Liebe zur katholischen Religion, und demnächst die Lehre der Jesuiten, daß es eine edle Handlung sey, einen ketzerischen König zu ermorden, zu dieser That verleitet habe. Er beharrte auch ruhig auf dieser Ueberzeugung, und litt die fürchterlichsten Folterqualen mit der Standhaftigkeit eines Märtyrers. Seine Aussagen bewogen das Parlament zu einem Beschluß, welcher die Jesuiten als Verführer der Jugend, als Störer der öffentlichen Ruhe, als Feinde des Königs und des Reichs, aus Frankreich verbannte. Als man bei dieser Gelegenheit die Papiere des Ordens untersuchte, fand man in den Schriften des Pater Guignard eine Stelle, in welcher die Absetzung, oder wenn diese nicht zu bewerkstelligen sey, die Ermordung des Königs angerathen ward. Guignard ward eingezogen, und in Folge eines Richterspruchs gehenkt. Die

Parlamente von Bordeaux und Toulouse traten dem Beschlusse des Pariser nicht bei, daher blieben auch die Jesuiten in den Bezirken derselben.

Der Mordversuch versenkte den König auf einige Zeit in tiefe Schwermuth, aber der Einfall eines neuen Spanischen Heeres in Frankreich (Heinrich hatte Philipp II. am 17. Jan. 1595 den Krieg erklärt), weckte ihn wieder zu seiner alten Thätigkeit. Er ging den Feinden entgegen und schlug sie bei Fontaine Françoise mit funfzehn hundert Mann, die aber wie die Löwen fochten, weil er an ihrer Spitze sein eignes Leben so wenig schonte, als suche er den Tod. Mayenne verlangte darauf einen Waffenstillstand, und bat ihn, er möchte ihn doch nur nicht nöthigen, ihn früher als König anzuerkennen, als bis die päpstliche Lossprechung angekommen sey. Heinrich bewilligte ihm diese Gnade, und erlaubte ihm, sich bis dahin in Chalons aufzuhalten. Das Versöhnungsgeschäft ward unterdessen in Rom eifrig betrieben. Philipp's II. Bemühungen und Ränke hatten den Abschluß bis jetzt noch verhindert, endlich ward Clemens VIII. inne, daß dieses Zögern wol den Spaniern, nicht aber dem päpstlichen Stuhle Vortheil bringe. So geschah denn am 17. September 1595 die längst ersehnte Feierlichkeit. Der Papst setzte sich auf einen prächtigen, vor der Peterskirche errichteten Thron, umgeben von den Cardinälen. Vor ihm erschienen die beiden Französischen Bevollmächtigten, die Heinrich's Stelle vertraten, in Bußkleidern, lasen die Bitte des Königs ab, und schwuren, daß dieser bei der katholischen Religion bleiben, und den Vertrag treulich erfüllen würde. Hierauf wurden sie näher an den Thron geführt, wo sie abermals auf die Knie fielen, und unter Absingung des ein und funfzigsten Psalms bei jedem Verse vom Papste mit einer Ruthe berührt wurden. Alsdann stand der Papst auf, betete mit entblößtem Haupte, bedeckte sich, setzte sich wieder auf seinen Thron, und sprach im Namen Gottes und der Apostel Petrus und Paulus, wie auch kraft seiner päpstlichen Gewalt, Heinrich den Vierten vom Banne los. Hierauf wurden die Thüren der Peterskirche geöffnet, die Abgeordneten hineingeführt, und der Ambrosianische Lobgesang angestimmt. Die Hauptbedingungen, die Heinrich einging, waren: Wiederherstellung des katholischen Gottesdienstes in Bearn, Errichtung einer Anzahl von Klöstern, Ausschließung der Reformirten von allen Aemtern. Dazu kam eine Reihe persönlicher Verpflichtungen, daß der König alle Tage den Rosenkranz und Mittwochs die Litanei beten, die Jungfrau Maria zur Fürsprecherin im Himmel annehmen, täglich eine Messe hören, die Fasttage

und andere Kirchenverordnungen beobachten, alle Jahre wenigstens viermal beichten und das Abendmahl nehmen sollte. Man sagt auch, eine geheime Bedingung seiner Lossprechung sey die Zurückberufung der Jesuiten gewesen, die nachher auch erfolgte. Nun endlich erkannte Mayenne Heinrich als König an, doch nicht ohne große Forderungen zu machen, welche dieser zugestand. Zugleich erfolgte mit Ausnahme des Herzogs von Mercoeur in der Bretagne, die Unterwerfung der übrigen, noch im Aufstande begriffenen Großen durch ansehnliche Opfer, welche Heinrich der Ruhe Frankreich's brachte, und der Bürgerkrieg war fast erloschen.

Dagegen dauerte der Krieg mit den Spaniern noch fort. Sie fielen 1596 wieder in die Picardie ein, eroberten Calais und mehrere andere Städte. Heinrich wurde durch außerordentlichen Geldmangel gedrückt, sodaß es ihm im Felde an dem Allernothwendigsten fehlte und die Notabeln, die er gegen das Ende des Jahres nach Rouen berief, wußten keine sehr zweckmäßigen Mittel dagegen anzugeben. Im folgenden Frühjahr eroberten die Spanier Amiens, eine Festung, welche damals für uneinnehmbar gehalten wurde (11. März 1598). Es kostete viele Mühe, sie da wieder herauszutreiben, indeß endigte doch der Spanische Krieg im folgenden Jahre (2. Mai 1597) durch einen Frieden, der zu Vervins, einem Städtchen in der Picardie, geschlossen wurde. Philipp II., von Alter, Krankheit und Sorgen gedrückt, wollte seinem unfähigen Nachfolger keinen Krieg hinterlassen; Clemens VIII. trat als Vermittler auf. Die Bedingungen waren einfach, indem Alles auf den Stand des Friedens von Chateau-Cambresis zurückgeführt ward. Eingeschlossen in den Frieden wurde der Herzog von Savoyen, der während der bürgerlichen Unruhen in Frankreich die Provence und die Dauphiné hatte an sich reißen wollen. Kurz vorher hatte Heinrich den Herzog von Mercoeur in der Bretagne zum Gehorsam zurück gebracht, und nun erst konnte er sagen, daß er das Reich von inneren und äußeren Feinden völlig befreit habe.

Jetzt begann er eine neue innere Schöpfung. Um die kirchliche und staatsbürgerliche Stellung seiner früheren Glaubensgenossen zu sichern, gab er (am 13. April 1598) das berühmte Edict von Nantes. Den Reformirten wird darin völlige Gewissensfreiheit zugesichert, öffentlicher Gottesdienst ungefähr mit den Beschränkungen, wie sie ihnen die früheren günstigen, aber nicht gehaltenen Edicte eingeräumt hatten. Der Zutritt zu allen Würden und Stellen des Reichs wird ihnen eröffnet,

und Verfügungen werden getroffen zu ihrer Sicherheit vor den Gerichten. Eine besondere Bestimmung berechtigte sie, eine Anzahl von Plätzen noch einige Zeit besetzt zu halten. Dennoch genügte dieses Gesetz den eifrigen Reformirten nicht, und noch weniger gefiel es den unduldsamen Katholiken. Das Parlament zauderte fast ein Jahr lang mit der Registrirung und that mehrmals nachdrückliche Vorstellungen dagegen, aber endlich brachte es Heinrich dahin, daß es sich bequemte. Ferner dankte er viele Soldaten ab, und nöthigte sie, den Acker zu bauen. Heruntergekommenen Landleuten erließ er die noch rückständigen Steuern, den Fabrikanten ließ er Unterstützungen reichen, und so brachte er das durch so viele Bürgerkriege fast verwilderte Land allmählig wieder in Flor. Als der Herzog Karl Emanuel von Savoyen ihn einmal fragte, wie viel ihm Frankreich wol einbringe, antwortete er: „So viel ich will. Denn da ich das Herz meiner Unterthanen habe, so kann ich von ihnen fordern, so viel mir beliebt. Aber ich denke doch, wenn mir Gott noch einige Zeit das Leben fristet, so will ich es so machen, daß kein Bauer in meinem Königreiche seyn soll, der nicht alle Sonntage wenigstens ein Huhn im Topfe haben könnte." Er schwieg hierauf einen Augenblick, und setzte dann noch weiter hinzu: „Dessen ungeachtet will ich noch so viel haben, daß ich eine hinlängliche Anzahl von Truppen unterhalten kann, um alle die zur Rechenschaft zu fordern, die sich an mir als König vergreifen." Der Herzog von Savoyen hatte, wie wir wissen, selbst zu diesen gehört. Er fing zwar, da noch einige Streitpunkte übrig geblieben waren, die Feindseligkeiten wieder an, wurde aber bald zum Frieden gebracht

Die wirksamste Maßregel, die Heinrich zum Glücke seines Volkes ergreifen konnte, war die Ernennung des Marquis von Rosny, nachherigen Herzogs von Sully, zum Oberaufseher (Surintendant) der Finanzen. Es ist eine alte Bemerkung, daß große Männer auch treffliche Diener haben. Der Grund liegt zum Theil darin, daß verwandte Geister sich leicht erkennen und gern vereinigen, und wenn ein Fürst Heinrich's Leutseligkeit und Gemüthlichkeit besitzt, so wird der Diener in einen Freund verwandelt und der Verein so untrennbar, wie zwischen diesen Beiden. Seit seinem zwölften Lebensjahre war Sully in Heinrich's Diensten, und hatte sich fast in allen Schlachten ausgezeichnet. Jetzt wurde aus dem tüchtigen Krieger ein großer Staatsmann. Es ist schwer zu sagen, ob Sully's Rechtschaffenheit oder seine Klugheit größer war; genug, er war Heinrichen Alles, und ohne ihn be=

schloß dieser nichts *). Er durfte sogar oft dem König ein tadelndes Wort sagen, und erhielt fast allemal noch Dank dafür. Die Art, wie Heinrich mit ihm umging, wird man aus folgendem Briefchen kennen lernen: „Ich höre, mein lieber Sully, daß Sie auf Ihrem Gute einen Park anlegen lassen. Als Freund der Baulustigen und als Ihr guter Herr, schicke ich Ihnen hier sechstausend Thaler, um Ihnen zu helfen, daß es etwas Hübsches wird." Sully brachte den Staatshaushalt aus heilloser Zerrüttung in die schönste Ordnung; und so große Schulden abzutragen waren, konnte doch durch die Ersparnisse und weisen Steuervertheilungen dieses Ministers jährlich etwas Beträchtliches in den Schatz gelegt werden, womit Heinrich künftige Entwürfe auszuführen gedachte. Nur eines unter den Mitteln, welche zur Vermehrung der königlichen Einkünfte hervorgesucht wurden, war schlecht berechnet. Es war eine jährliche Abgabe, Paulette genannt, die in dem sechzigsten Theile der Besoldung eines Justiz- oder Finanzbeamten bestand, wodurch derselbe sein Amt in seiner Familie erblich machen konnte. Schon war es vorher schlimm genug gewesen, daß diese Aemter verkauft wurden, nun wurde durch ihre Erblichkeit das Uebel noch vermehrt.

Im Jahre 1599 kam endlich die Scheidung zwischen Heinrich und Margarete von Valois, von der er schon so lange getrennt gelebt hatte, zu Stande. Seine neue Gemahlin, Maria von Medici, Tochter des Großherzogs Franz von Toscana, vermochte auch nicht ihn zu fesseln, vielmehr schenkte er seine Gunst fortwährend anderen Frauen, ein schlimmes Beispiel für seine Unterthanen. Außer diesem Hange überließ er sich mit einer ähnlichen Leidenschaftlichkeit, die er oft selbst bereuete, aber zu unterdrücken nicht die Kraft hatte, dem Spiele; und seitdem riß die Spielsucht in Frankreich außerordentlich ein.

Aber bei allen Zerstreuungen, die Heinrich liebte, ging doch sein Geist mit großen Plänen um. Das Habsburgische Regentenhaus in der Spanischen und Oesterreichischen Linie zu schwächen, und ganz Europa in eine bestimmte Anzahl gleich mächtiger Staaten zu zerthei-

*) „Jeder Aufgabe, die ihm zu Theil ward, zeigte sich Sully gewachsen, und zwar eben so sehr durch die Größe, den Ernst und die Kraft seines Charakters, als durch die Ueberlegenheit seines Verstandes. Ueberall wo Heinrich zu weich und gegen gewisse Schwächen zu nachgiebig erschien, stellte sich ihm sein treuer Diener, sein edler Freund, warnend und stützend zur Seite; und überall, wo dessen strengere Natur rauh zu werden drohte, trat Jener mildernd dazwischen.
v. Raumer, Geschichte Europa's, Bd. II. S. 377.

len, so daß unter allen ein möglichst vollkommenes Gleichgewicht entstehen sollte, von welchem ein ewiger Friede die Folge seyn müßte: das war sein Lieblingsgedanke. Es war ein sonderbarer, im Grunde ganz revolutionärer Plan, bei dessen Ausführung die Vergrößerung Frankreich's, und besonders auf Kosten Deutschland's, nicht vergessen worden seyn würde. Den Anfang wollte Heinrich mit einer Einmischung in die Händel machen, welche in Deutschland, wie weiter unten erzählt werden wird, zwischen Protestanten und Katholiken über die Erbfolge in den Clevischen Ländern ausgebrochen waren. Zu diesem Zwecke wollte er zur Unterstützung der Protestanten 1610 selbst mit einem Heere nach Deutschland gehen, und schon war er mit den Zurüstungen fertig, als eine Unthat, die man nicht ohne Schmerz und Entsetzen lesen kann, die ganze Gestalt der Dinge änderte.

Voller Ungeduld, die Hauptstadt zu verlassen, wurde Heinrich durch das Verlangen seiner Gemahlin aufgehalten, sie auf den Fall, daß er nicht aus dem Feldzuge zurückkehrte, vorher noch krönen zu lassen. Er weigerte sich lange, und schützte den damit verknüpften Geldaufwand vor. Ahnungen des ihm bevorstehenden Schicksals oder Winke, die dahin deuteten, erfüllten seine sonst so starke Seele mit bangen Besorgnissen. Als er endlich, von allen Seiten bestürmt, nachgegeben und das Begehren der Königin bewilligt hatte, sagte er zu seinem treuen Sully: „Ach, mein Freund, wie sehr mißfällt mir diese Krönung! Ich weiß nicht, was das heißt, aber mein Herz prophezeiht mir Unglück. Bei Gott! ich werde in dieser Stadt sterben, ich werde nie hinauskommen! Sie werden mich umbringen, denn ich sehe wol, daß sie kein anderes Mittel haben, als meinen Tod." Sully erschrak über diese räthselhaften Worte, und rieth selbst, diese Feierlichkeiten einzustellen; da sich aber die Königin dadurch höchst beleidigt zeigte, so gab Heinrich nochmals nach.

Die Krönung der Königin ward am 13. Mai zu St. Denis von dem Cardinal Joyeuse vollzogen. Drei Tage nachher sollte der feierliche Einzug der Neugekrönten in Paris geschehen, wozu die Bürger allerlei festliche Anstalten in den Straßen machten, ihre Häuser ausschmückten, Ehrenpforten erbauten, u. dergl. Man bemerkte in diesen Tagen an dem Könige eine ungewöhnliche Unruhe, er aß wenig, und sprach nur abgebrochen. Am 14., gegen vier Uhr Nachmittags, befahl er anzuspannen, und setzte sich dann mit sieben Edelleuten in den Wagen, um ein wenig spazieren zu fahren. Die Wagen waren damals lang und

schwerfällig, mit Leder überdeckt und verhängt. Um die Triumphbogen, an denen in den Straßen gearbeitet wurde, besser sehen zu können, ließ Heinrich die Leder an den Seiten aufziehen. Als der Kutscher fragte, wo er hinfahren solle, antwortete er verdrießlich: „Bringe mich nur von hier weg! Als die Kutsche in die enge Eisenhändlergasse (rue de la ferronnerie) kam, war der Weg durch einige Wagen so verstopft, daß still gehalten werden mußte. Während dieser Stockung sprangen die Bedienten alle hinunter, einige gingen über einen nahen Kirchhof, einer lief voraus, um Platz zu machen, so daß der königliche Wagen ganz ohne Bedeckung gelassen war. Die rückwärts sitzenden Begleiter des Königs sahen sich nach den Pferden um, Heinrich unterhielt sich mit seinem Nachbar, dem Herzog von Epernon, über den bevorstehenden Krieg, und sagte ihm etwas in's Ohr. Diesen Augenblick benutzte Franz Ravaillac aus Angoulême, früher Laienbruder im Mönchsorden der Feuillants, der dem Wagen immer von weitem gefolgt war, um seinen längst entworfenen Plan auszuführen. Er stieg auf das hintere Kutschenrad auf der Seite, wo der König saß, bog sich in den Wagen hinein, und versetzte dem Könige zwei Stiche hinter einander, mit solcher Geschwindigkeit, daß keiner der im Wagen Sitzenden die That eher gewahr ward, als bis sie geschehen war. Auf des Königs Geschrei: „Mein Gott! ich bin verwundet!" wandten sie sich alle um, und sahen den Mörder noch einen dritten Stich thun, der aber fehl ging, worauf er vom Wagen sprang, mit dem blutigen Messer in der Hand starr wie eine Bildsäule stehen blieb, und sich freiwillig greifen ließ. Man sagt, es haben sich in diesem Augenblick mehrere Leute mit bloßen Degen sehen lassen, und gerufen, man müsse ihn tödten, da sie aber daran verhindert worden wären, hätten sie sich schnell im Gedränge verloren. Der König war übrigens in den ersten Augenblicken verschieden, denn der eine der beiden Stiche hatte ihm gerade die Hohlader unter dem Herzen zerschnitten. Bei der Leichenöffnung fand man alle edle Theile in so vortrefflichem Zustande, daß die Aerzte erklärten, er würde ohne diesen Zufall noch dreißig Jahre haben leben können. Und so mußte er im sieben und funfzigsten Jahre seines Alters die Welt verlassen, zu einer Zeit, wo Frankreich seines längeren Lebens so sehr bedurft hätte.

Die Nachricht von diesem entsetzlichen Vorfall traf ganz Frankreich wie ein Donnerschlag. Wenige Könige sind wol so tief betrauert und noch so lange nach ihrem Tode mit Rührung und Dankbarkeit von

ihren Unterthanen zurückgewünscht worden. Aber während der biedere Theil der Nation in ihm seinen Wohlthäter und Vater beweinte, triumphirten die wenigen Schurken, die durch seinen Tod einen größern Spielraum für ihre ehrgeizigen und eigennützigen Bestrebungen gewonnen hatten. Der Proceß des Mörders ward nachlässig betrieben. Man ließ ihn so schlecht bewachen, daß er hätte entwischen können, wenn er gewollt hätte, und ein Priester, der ihn besuchte, ermahnte ihn, keinen Andern mit sich in's Unglück zu ziehen. So beharrte er denn selbst auf der Folter dabei, daß er keinen Mitschuldigen gehabt, sondern die That einzig aus Liebe zu Gott und aus Haß gegen den Ketzerkönig begangen habe. Dies scheint auch in der That sehr glaublich, wenn man weiß, daß dieser Mensch von jeher ein schwärmerischer Kopf gewesen war, und immer mehrere Zettel mit biblischen Sprüchen mystischen Inhalts als Amulete bei sich führte. Ein solcher Mensch konnte allein durch die fanatischen Predigten jener Zeit leicht zu dem furchtbaren Verbrechen aufgeregt worden seyn. Es ist zwar nicht zu läugnen, daß es in und außer Frankreich, so wie am Hofe selbst, Leute genug gab, denen Heinrich's Tod ein sehr erwünschtes Ereigniß war; daß die Jesuiten, die trotz Sully's und des Parlaments Widerstreben 1603 wieder in's Reich aufgenommen waren, einen König hassen mußten, der das Edict von Nantes gegeben hatte; daß die Königin, eine herrschsüchtige und leidenschaftliche Italienerin, im hohen Grade wider einen Gemahl aufgebracht war, der von einer Geliebten zur andern eilte und sie ganz zurücksetzte. Alles dieses aber kann die Vermuthung, es habe eine Verschwörung zu Heinrich's Verderben bestanden, und Ravaillac sey bloß der Vollstrecker der Unthat gewesen, ohne bestimmtere Zeugnisse, nicht zur Wahrscheinlichkeit erheben. Indeß wird der Vorwurf stets auf den Jesuiten haften, daß sie durch ihre ohne Scheu vorgetragene entsetzliche Lehre von dem unter gewissen Umständen zu billigenden Morde eines ketzerischen und tyrannischen Königs*), wenigstens

---

*) Der Spanische Jesuit Mariana, der vorzüglich als Geschichtschreiber berühmt ist, sagt in seinem 1598 erschienenen Buche de Rege et Regis institutione: „Als durch Heinrich's III. willkürliche und grausame Regierung beinahe Alles verloren war, stellte die Kühnheit eines jungen Mannes, des Dominicaners Jakob Clement, die öffentlichen Angelegenheiten wenigstens auf eine kurze Zeit wieder her, indem er den König ermordete, nachdem er von den Theologen, die er befragte, erfahren hatte, daß der Tyrann mit Recht umgebracht werden könne." Von den in den Papieren des Jesuiten Guignard gefundenen Aeußerungen ist schon oben die Rede gewesen.

einen großen mittelbaren Antheil an Ravaillac's That hatten. Dieser litt die fürchterlichste Strafe *) mit großer Standhaftigkeit. Die Acten seines Processes sind nie vollständig bekannt worden.

VIII. England vom Tode Heinrich's VII. bis zum Ausgange des Hauses Tudor.

1. Heinrich VIII.

(1509—1547.)

Wir haben die Geschichte England's im vorigen Bande beim Tode Heinrich's VII. abgebrochen. Die Regierung seines Sohnes hängt mit den folgenden eng zusammen, wegen der unter ihm beginnenden, nach ihm sich entwickelnden Einwirkung der Reformation auf England.

Heinrich VIII., bei seinem Regierungsantritte ein Jüngling von siebzehn Jahren, war von einer ganz andern Gemüthsart als sein Vater. Mit einem vollkräftigen Körper verband er ein bis zur Wildheit leidenschaftliches Gemüth, einen unbeugsamen Starrsinn, der durchaus keinen Widerspruch ertragen konnte, eine Launenhaftigkeit, die ihn bald mit der heftigsten Liebe einer Person zuwandte, welche sich ihm von einer günstigen Seite gezeigt hatte, und ihn bald wieder bei einem unbedeutenden Anlaß mit Haß und Abscheu gegen dieselbe erfüllte. Dazu kam eine hohe Einbildung von seiner eigenen Einsicht und Gelehrsamkeit. In der letztern hatte er in der That etwas gethan, denn sein Vater, der seine Aufmerksamkeit von den Staatsgeschäften ablenken wollte, hatte ihm eine wissenschaftliche Erziehung geben lassen, und nicht ohne Erfolg. Für den Prinzen waren die spitzfindigen Probleme der scholastischen Theologie besonders anziehend, und der berühmte Thomas von Aquino sein Lieblingsschriftsteller.

*) Er wurde am ganzen Leibe mit glühenden Zangen gezwickt, in die dadurch verursachten Wunden ward geschmolzenes Blei und Schwefel gegossen, dann band man vier schwache Pferde an seine Arme und Beine, um ihn zu zerreißen, aber diese zogen wol eine Stunde, ehe sie damit zu Stande kommen konnten. Das erbitterte Volk freute sich an dem Anblick dieser furchtbaren Unmenschlichkeit, und übte noch an dem zerstückelten Leichnam seine Wuth aus.

In den ersten Jahren seiner Regierung kümmerte er sich wenig um die Geschäfte, und überließ sie seinen Ministern. Statt dessen gab er sich seiner Neigung zu prunkvollen Vergnügungen hin. Hoffeste, Turniere und Prachtgelage folgten einander im raschen Wechsel. Der Hof schien ganz verwandelt; die lang verschlossenen, von dem geizigen Vater wohlbewahrten Schätze öffnete der lebenslustige Sohn, und streute davon mit vollen Händen aus. Die Stunden, die ihm von den Festlichkeiten noch übrig blieben, füllte er lieber mit Musik und Litteratur, als mit Regierungssorgen aus. Unter denen, welche sich diesen Neigungen des Königs anschmiegten, und dadurch seine Gunst erlangten, stand der Graf von Surrey oben an. Ein anderer Minister, der Bischof Fox von Winchester, eifersüchtig auf das größere Vertrauen, in welchem Jener stand, glaubte ein sicheres Mittel gefunden zu haben, ihn zu verdrängen, indem er einen jungen Geistlichen bei dem Könige einführte, Namens Wolsey, der mit einer einnehmenden Bildung, hoher Klugheit und mannichfaltigen Kenntnissen die Kunst, sich beliebt zu machen, in einem solchen Grade verband, daß man ihn unwiderstehlich nennen konnte. Schon der vorige König hatte ihn wegen dieser Eigenschaften sehr hervorgezogen*), aber Heinrich den Achten fesselten sie so an ihn, daß Fox nun wol einsah, er habe durch seinen Empfohlnen nicht bloß den Nebenbuhler, sondern sich selbst entbehrlich gemacht. Wolsey, der Sohn eines reichen Bürgers, der wahrscheinlich ein Fleischer war, zu Ipswich, ward aus einem muntern Tischgenossen bald der Vertraute aller königlichen Geheimnisse, der einzige Rathgeber, der Leiter und Lenker des Monarchen. Vergebens warnte Fox diesen, er möchte zusehen, daß der Diener nicht größer würde, als der Herr. Wolsey stieg von einer hohen Würde im Staate wie in der Kirche zur andern; zu dem erzbischöflichen Stuhle von York wurden ihm noch mehrere andere erledigte Bisthümer verliehen; auch der Papst glaubte sich einen so vielgeltenden Mann verbinden zu müssen, und erhob ihn zum Cardinal, endlich auch zu seinem

---

*) Er schickte ihn einmal in eiligen Geschäften nach Brüssel hinüber. Am vierten Tage war er schon wieder da. „Mein Gott, ihr seyd noch nicht fort?" rief ihm Heinrich entgegen. — Verzeihung, ich komme schon wieder zurück. — „Mir auch nicht recht. Ich hatte noch etwas Wichtiges vergessen, und habe euch darum einen zweiten Botschafter nachgesendet." — Der ist mir auf dem Rückwege begegnet. — „Also doch zu spät." — Nein, gnädigster Herr, ich konnte wol errathen, was mir an meinem Auftrage noch fehlte, und da habe ich's selbst hinzugesetzt. — Eine solche Verbindung von Raschheit und Klugheit erhielt das entschiedenste Lob des Königs

Legaten in England. Eitelkeit und Prunksucht verleiteten den zu einer so schwindelnden Höhe Emporgestiegenen, sich mit einer wahrhaft königlichen Pracht zu umgeben. Den Palast von Hamptoncourt erbaute er mit außerordentlichen Kosten und schenkte ihn nachher dem Könige. Er war der erste Geistliche in England, der seidene und goldene Stoffe trug, und nicht bloß seine Kleider, auch die Decken seiner Pferde schimmerten in dieser Pracht. Oft erschien er mit einem Gefolge von achthundert Personen, unter denen viele Edelleute waren. Vor ihm gingen zwei schön gewachsene und reich gekleidete Priester; einer trug ihm das Cardinalkreuz vor, der andere hielt das Kreuz des Erzbisthums York. Wenn er an Festtagen in der Paulskirche Messe las, so bedienten ihn Bischöfe und Aebte, und bei dem Sprengen des Weihwassers mußten ihm Personen vom höchsten Adel Wasser und Handtuch reichen; ganz nach der Weise des Papstes, zu dessen Würde er bald emporzusteigen hoffte. Wie sehr Karl V. und Franz I. dem Ehrgeize Wolsey's schmeichelten und um seine Gunst buhlten, wie theuer der Erstere sie erkaufte, ist schon an einem andern Orte (Th. VII. S. 225.) erzählt.

Wir haben im vorigen Bande öfter Gelegenheit gehabt, der Einmischungen Heinrich's in auswärtige Händel zu erwähnen. Weil er aber unbeständig war, und nie mit der gehörigen Kraft wirkte, so spielte er dabei auch nie eine glänzende Rolle, so entscheidend auch ein König von England, seiner Stellung nach, hätte auftreten können. Zuerst wollte er aus Anhänglichkeit an die Kirche den Papst an Frankreich rächen, und verschwendete unnütz sein Geld in Bündnissen gegen Ludwig XII.; dann, als der große Kampf zwischen Franz I. und Karl V. ausbrach, trat er auf des Letztern Seite, bis der Erstere bei Pavia gefangen ward. Von der Zeit an gelang es den Franzosen, ihn wieder für sich zu gewinnen, bis er in den letzten Jahren des Streits doch noch einmal zu Karl V. überging. Außer den großen Geldsummen, mit denen er während dieser Kriege seine Verbündeten unterstützte, that er auch mehrere Landungen in Frankreich, doch ohne etwas auszurichten. Menschen und Geld wurden ganz unnütz aufgeopfert, und der Schatz seines Vaters ausgeleert. Auch mit Schottland führte er mehrere Kriege, gleichfalls ohne Nachdruck und ohne Erfolg.

In der Erweiterung der königlichen Macht im Innern seines Reiches und der Schmälerung der Volksrechte ging Heinrich noch weiter als sein Vater, und übte in mancher Hinsicht eine unumschränkte

Gewalt. Da er zu seinen Kriegen und bei seiner Verschwendungssucht viel Geld brauchte, und die vom Parlamente bewilligten Summen nicht zureichten, so nahm er zu Zwangsanleihen und Ausschreibungen, welche freiwillige Gaben genannt wurden, seine Zuflucht, doch nicht ohne lautes Murren und sogar Widersetzlichkeit zu erregen, wobei denn der eifrige Diener seines Despotismus, Wolsey, immer verhaßter ward. Auch die Geistlichkeit wurde bei diesen Erpressungen nicht verschont, obschon sonst ihr Ansehn noch unerschüttert dastand, so wie das ihres Oberhaupts, des Papstes, welcher England den schönsten Edelstein in seiner Krone nannte, weil aus keinem Lande so große Einkünfte nach Rom flossen. Die Stimmen der Kirchenreformatoren seiner Zeit vermochten auch Heinrich nicht, eine Aenderung dieses Verhältnisses herbeizuführen. Vielmehr schrieb er, wie schon früher erzählt ist (Th. VII. S. 199.), selbst gegen Luther, und verdiente sich dadurch beim Papste großen Dank und einen neuen Titel.

Aber das, wozu keine Beweise eines Kirchenlehrers ihn hatten bringen können, vermochten häusliche Verhältnisse, die sein gutes Vernehmen mit dem Papste störten. Heinrich hatte einen älteren Bruder, Namens Arthur gehabt, der vor dem Vater starb, und eine Wittwe hinterließ, Katharina, Tochter Ferdinand's des Katholischen. Dieser wünschte aus politischen Rücksichten, daß der jüngere Bruder sie heirathen möge, auch Heinrich VII. war nicht abgeneigt, aber der Prinz war bei Arthur's Tode erst elf Jahre alt, daher die Vollziehung der Ehe noch ausgesetzt bleiben mußte. Sie geschah gleich nach Heinrich's Thronbesteigung; Katharina gebar ihm eine Tochter, Maria, aber keine männliche Erben, die er sehnlich wünschte. Zu dieser Ursache der Unzufriedenheit kam, daß Katharina älter als der König und mit körperlichen Uebeln behaftet war. Nun ist die Ehe mit der Schwägerin nach dem Kirchenrechte in der Regel eine verbotene, der Papst hatte zwar schon bei Arthur's Tode Dispensation ertheilt, dennoch waren Zweifel dagegen erhoben worden, und Heinrich's wachsende Abneigung konnte sich leicht hinter Gewissenszweifeln verstecken, wenn er sie anders nicht wirklich fühlte. In dieser Gemüthsstimmung lernte er ein Hoffräulein seiner Gemahlin, Namens Anna Boleyn, kennen, deren Schönheit ihn ganz bezauberte. Da sie allen seinen Anträgen fest widerstand, und ihm durch diesen Widerstand nur noch reizender erschien, so beschloß er in seiner Leidenschaftlichkeit, um sie zu der seinen zu machen, sie auf den Thron zu erheben. Eine Trennung der

ersten Ehe konnte vom Papste ausgesprochen werden, aber dies war so leicht nicht zu bewerkstelligen. Clemens VII. stand, wie wir wissen, eine Zeitlang in bedenklichen Verhältnissen zum Kaiser Karl V., dessen Mutterschwester Katharina war, und mußte fürchten, seinen Zorn zu erregen. Die Bitte des Königs kam zu Rom an, als der Papst aus seiner Gefangenschaft in der Engelsburg eben befreit, und mit dem Kaiser ausgesöhnt war, und dieser hatte ausdrücklich von ihm verlangt, daß er ohne sein Vorwissen in nichts willigen solle, was als Vorbereitung zu dieser Scheidung dienen könne. Nichts desto weniger bevollmächtigte Clemens, der es mit keinem der beiden Monarchen ganz verderben wollte, Wolsey mit der Untersuchung, und gesellte ihm später den Cardinal Campeggio zu, der im October 1528 nach England kam, aber die geheime Weisung hatte, die Sache in die Länge zu ziehen. Zuerst suchten die Cardinäle die Königin zu bewegen, gutwillig in ein Kloster zu gehen; da sie sich aber weigerte, kam es zu einem förmlichen Rechtsverfahren. Sie wurde vorgeladen, erschien, fiel ihrem Gemahl zu Füßen, und erinnerte ihn mit rührender Beredtsamkeit daran, wie sie nun zwanzig Jahre lang sein treues Weib gewesen sey. Hierauf verließ sie den Saal. Da Heinrich bemerkte, welchen Eindruck ihre Rede auf die Anwesenden gemacht, sagte er: sie sey allerdings stets seine gehorsame Gattin gewesen, sein gegenwärtiges Verfahren rühre nicht von Mißfallen, sondern von der Zartheit seines Gewissens her (21. Jun. 1529). Uebrigens verwarf die Königin das Gericht, und appellirte an den Papst, worauf dieser die den Legaten ertheilte Vollmacht zurücknahm und die Entscheidung nach Rom zog.

Heinrich's Groll über diesen Ausgang wandte sich zuerst gegen Wolsey. Anna Boleyn und ihre Verwandten haßten diesen, und ließen den König merken, er sey vielleicht eine Haupttriebfeder dieser Verzögerung, und es mache ihm Vergnügen, über seines Herrn Schicksal verfügen zu können. Dieser Argwohn, durch die Geliebte entzündet, faßte schnell und schrecklich Wurzel in des leidenschaftlichen Heinrich's Herzen. Vergessen waren auf einmal alle treuen Dienste seines Ministers, die lange und geschickte Verwaltung aller Geschäfte, die vielen angenehmen Stunden, die er seiner Unterhaltung verdankte. Beschlossen ward seine gänzliche Entfernung, und eine Anklage gegen ihn wegen einiger Vergehungen erhoben, die man hervorsuchte, um den Sturz des allbeneideten und mithin allgehaßten Günstlings zu beschönigen. Man nahm ihm (18. October) die Siegel ab, verbot ihm

den Hof, zog seine Güter ein, und würde noch weiter gegangen seyn, wenn nicht Heinrich in einer Anwandlung von Scham und Mitleid den Befehl gegeben hätte, mit der weitern Verfolgung seines ehemaligen Freundes inne zu halten. So behielt er denn noch die Bisthümer York und Winchester, aber das konnte ihn über die Erniedrigung nicht trösten, die er hatte dulden müssen. So hoch gestanden zu haben, und so schnell von solcher Höhe herabgestürzt zu seyn; dies Schicksal kann auch den festesten Sinn zermalmen. Wolsey lebte indeß in seinem Erzbisthum ganz den Pflichten seines Berufes, als ihn ein neuer Schlag traf. Er ward auf Befehl des Königs wegen Hochverrath verhaftet, und sollte nach London gebracht werden. Dies raubte ihm die letzten Kräfte; auf dem Wege erkrankte er so, daß er im Kloster von Leicester liegen bleiben mußte. „Hätte ich Gott, sagte er auf dem Sterbebette, so fleißig gedient, wie dem Könige, er würde mich nicht verlassen haben bei meinen grauen Haaren." Drei Tage, nachdem er das Kloster betreten, starb er (29. Nov. 1530) im sechzigsten Jahre seines Alters.

Indem die neuen Günstlinge des Königs, deren mächtigste Anna's Verwandte waren, darauf sannen, wie man von dem Papste die Trennung der Ehe erlangen könne, hatte der Doctor Cranmer (der bald darauf Erzbischof von Canterbury wurde) den Gedanken, man solle ein Gutachten von den berühmtesten Universitäten über die Rechtmäßigkeit derselben einholen, und wenn dies, wie zu erwarten sey, günstig ausfalle, es dem Papste zur Bestätigung vorlegen. Dies geschah; die befragten Universitäten und Rechtslehrer stimmten meistens für die Scheidung, aber der Papst, weit entfernt, darauf Rücksicht zu nehmen, lud Heinrich vor, sich persönlich oder durch einen Bevollmächtigten in Rom zu stellen, worauf der König ihm erklären ließ, er könne, ohne den Rechten seiner Krone etwas zu vergeben, die Appellation nach Rom nicht anerkennen. Er war entschlossen, sich um das Haupt der Kirche gar nicht mehr zu kümmern. Zufrieden mit dem Ausspruche der Universitäten und der Erzbischöfe des Königreichs, vollzog er am 14. November 1532 seine Vermählung mit Anna Boleyn und ließ erst nachher durch Cranmer den Scheidungsproceß gegen die noch immer standhafte Katharina einleiten. Da sie diesmal auf die ergangene Vorladung nicht erschien, wurde ihre Ehe mit Heinrich am 23. Mai 1533 für null und nichtig erklärt, weil sie dem göttlichen Verbot zuwider geschlossen worden sey.

Schon zwei Jahre vorher hatte sich Heinrich für das Oberhaupt der Kirche und der Geistlichkeit von England erklären lassen, und das Parlament kam ihm bei dieser Auflehnung gegen den päpstlichen Stuhl willig entgegen. Denn nicht weniger als in anderen Ländern hatten die Reformationsideen in England Beifall und Verbreitung gefunden, und auch hier erschollen laute Klagen über die Sittenlosigkeit der Geistlichen und schreiende kirchliche Mißbräuche. Parlamentsnoten sprachen jetzt dem Papste die Annaten ab, hoben die Appellationen Englischer Unterthanen nach Rom auf, und verboten alle Bezahlungen an die Apostolische Kammer, so wie jedes Einholen von Bullen und Dispensationen. Um das Volk mit den Gründen dieser Neuerung bekannt zu machen, lehrte ein Bischof in seinen Predigten in der Paulskirche, daß der Papst auch nur ein Bischof wie alle Bischöfe sey, und keine weitere Gewalt habe, als innerhalb seines Kirchsprengels. Vergebens drohte Clemens mit den härtesten Kirchenstrafen; vergebens nannte sich auch Katharina noch immer die einzige rechtmäßige Königin dieses Landes; das königliche Ansehn war zu fest gegründet, und wo der Widerstand von Folgen hätte seyn können, setzte der König ihm schonungslose Gewalt entgegen. Der treffliche Thomas Moore, früher Kanzler, und der eben so rechtschaffene sieben und siebzigjährige Bischof von Rochester, Johann Fisher, die sich in ihrem Gewissen verbunden hielten, zwei neue Eidschwüre so unbedingt wie sie gefordert wurden zu versagen: daß nämlich der König rechtmäßiges Oberhaupt der Kirche (Suprematseid), und seine erste Ehe nichtig sey; wurden zum Tode verurtheilt, und legten mit standhafter Ergebung ihre Häupter auf den Block (1535).

Bei den gegenpäpstlichen Gesinnungen des Königs, hätte man erwarten sollen, er würde nicht bloß bei diesen Veränderungen in der Kirchen*verfassung* stehen bleiben, sondern auch in der *Lehre* sich den Deutschen und Schweizerischen Reformatoren anschließen. Auch waren der Erzbischof Cranmer, der Staatssecretär Thomas Cromwell, jetzt ein vorzüglicher Günstling des Königs, und selbst die Königin Anna der evangelischen Glaubenslehre geneigt, aber sie mußten bei des Königs tyrannischen Gesinnungen sehr leise auftreten. Heinrich, dem alten Lehrbegriffe im Ganzen geneigt, voll von Stolz auf seine eigene theologische Gelehrsamkeit, und überdies durch Luther's heftiges Benehmen gegen ihn (Bd. VII. S. 199) persönlich erbittert, schlug einen eigenen, ganz launenhaften und willkürlichen Mittelweg zwischen bei-

den Kirchen ein. Seine Reformation war mehr gegen das Papstthum als gegen die katholische Kirche gerichtet, deren Dogmen er meist beibehielt. Da nun die entschiedenen Protestanten sich bei einem solchen System nicht beruhigen konnten, so wurden sie nicht minder blutig verfolgt wie die Anhänger des Papstes.

Im Jahre 1536 zog Heinrich, mehr im Zerstören als im Verbessern fortschreitend, alle kleineren Klöster in seinem Lande ein, und um dies mit einem Schein des Rechts thun zu können, wurden Commissarien umhergesandt, um den Zustand der Klöster zu untersuchen. Sie schilderten dieselben als Sitze solcher Mißbräuche, einer solchen Verderbniß und so unnatürlicher Laster, daß ihre Aufhebung vollkommen gerechtfertigt erschien. Ohne Zweifel waren manche dieser Beschuldigungen sehr gegründet, andrer Seits aber ist es doch nur allzu wahrscheinlich, daß die Untersucher absichtlich so berichtet haben werden, wie sie wußten, daß es der König hören wollte*). Die Berichte wurden sodann öffentlich bekannt gemacht, und hierauf ging die Einziehung vor sich. Vor der Hand traf die Reihe 376 der kleineren Klöster, deren Einkünfte jährlich etwa 32,000 Pfund Sterling, der Werth an liegenden Gründen, Gebäuden und beweglichen Gütern aber noch außerdem 100,000 Pfund betrugen. Die meisten Mönche und Nonnen erhielten keine Entschädigung, wenige ein kümmerliches Jahrgeld. Viele Mönche, die bettelnd umherzogen, erregten bei dem Volke Mitleid und Zorn, so daß es in verschiedenen Provinzen zu Aufständen kam, die aber bald gedämpft wurden. Von den Empörern büßten Viele mit dem Leben.

Aufgemuntert durch den guten Erfolg, beschloß Heinrich 1537 auch die Einziehung der größeren Klöster, und innerhalb dreier Jahre war er in Besitz aller geistlichen Güter des ganzen Königreichs. Zusammen wurden 645 Klöster, 90 Collegien, 2374 Stifter und Kapellen und 110 Hospitäler aufgehoben, deren Einkünfte im Ganzen 161,100 Pfund betrugen. Man ging bei der Aufhebung mit eben so großer Barbarei als Zerstörungslust zu Werke**). Von den großen Reichthümern, die dem Könige hier zufielen, blieb sehr wenig übrig, denn

*) Hume, Vol. V. p. 235. Ed. Basil.

**) „Eine große Zahl der schönsten Kirchen, Gebäude und Kunstwerke wurden aus Haß, Geiz und Dummheit zerstört, Kirchenschmuck, Bücher und Handschriften zerschlagen, oder verschleudert, oder verbrannt. Fand sich in einem Buche das Zeichen des Kreuzes, so verwarf man es als päpstlich; Linien und Figuren galten als gottlose Zaubermittel; für vierzig Schillinge kaufte jemand zwei Bibliotheken." v. Raumer Geschichte Europa's, Bd. II. S. 40.

das Meiste verschenkte er entweder an seine Lieblinge, oder verschleuderte es mit Tyrannenlaune. Hätte er mit diesen neu erworbenen Gütern besser hausgehalten, so würde er einer der reichsten Könige geworden seyn. Aber durch seine unbesonnene Verschwendung brachte er sich sogar um die Vortheile, die er vorher von den geistlichen Gütern durch die Besteuerung derselben genossen hatte, und Karl V. hatte also nicht Unrecht, wenn er scherzhaft sagte, der König von England habe mit eigener Hand die Henne todtgeschlagen, die ihm die goldenen Eier gelegt. So viele Beleidigungen des päpstlichen Stuhles brachten endlich die Erfüllung seiner Drohungen wider den König zur Reife. Paul III. sprach 1538 in einer Bulle, weil Heinrich, wie es darin hieß, immer neue Verbrechen beginge, und sich in ein wildes Thier verwandelt habe, den Bann über ihn aus, erklärte ihn, als einen Ketzer, Schismatiker, Ehebrecher und Mörder vieler unschuldigen Personen, des Englischen Thrones verlustig, und forderte den König von Schottland auf, das erledigte Reich einzunehmen. Heinrich ließ dieser Bulle durch seine Bischöfe die Lehre entgegensetzen, daß Christus seinen Aposteln und deren Nachfolgern ausdrücklich verboten habe, sich Macht in weltlichen Dingen anzumaßen.

Den leidenschaftlichen König machte sein ungehindertes Fortschreiten immer übermüthiger. Er bildete sich ein, die einzige wahre Richtschnur des Glaubens zu besitzen, und berechtigt zu seyn, jeden Andersdenkenden zu bestrafen. Ein Schulmeister in London, Namens Lambert, läugnete die leibliche Gegenwart Christi im Abendmahl, und als er bei Cranmer angeklagt, und von diesem aufgefordert wurde, zu widerrufen, wagte er es, an den König zu appelliren. Heinrich ergriff mit Freuden eine Gelegenheit, seine kirchliche Oberhoheit auszuüben, und zugleich seine theologische Gelehrsamkeit zu zeigen. Es ward eine feierliche Versammlung anberaumt; der König saß auf dem Throne; um ihn her standen die Bischöfe, die angesehensten Rechtsgelehrten und die weltlichen Pairs. Heinrich selbst, und nach ihm zehn Bischöfe, sprachen fünf Stunden zur Widerlegung Lambert's, bis dieser, ermüdet und erschreckt, zum Schweigen gebracht war. Heinrich fragte ihn darauf, ob er leben oder sterben wolle. Jener erwiederte: er überlasse sich ganz der Gnade Sr. Majestät. „Ich mag kein Beschützer von Ketzern seyn!" fuhr ihn der König an, und nun wurde Lambert zum Tode, und zwar zu einem langsamen Feuer verurtheilt. Der Unglückliche lebte noch, als ihm die Beine

schon großentheils verbrannt waren, bis sich zuletzt einige Soldaten über ihn erbarmten und ihn ganz in's Feuer stießen. Er litt diese Kannibalenmarter mit der Ruhe und Würde eines Märtyrers, und Christus war sein letztes Wort und Gedanke.

Um der Welt zu zeigen, daß er, troß seines Abfalls vom Papste, mit den wesentlichsten Lehren der alten Kirche einverstanden sey, versammelte Heinrich im nächsten Jahre (1539) ein Parlament, damit es die von ihm vorzulegenden religiösen Vorschriften bekräftige, und fand in diesem großen, die ganze Nation darstellenden Reichsrathe ein gefügiges Werkzeug für seine Willkür. Es wurde ein Gesetz gegeben, welches das der sechs Artikel hieß, und von den Protestanten mit Recht das blutige Gesetz genannt wurde. Es setzte folgende sechs Glaubenslehren fest: die Gegenwart Christi im Abendmahl; das Abendmahl ohne Kelch für die Laien; die ewige Verpflichtung einmal abgelegter Keuschheitsgelübde; die Nützlichkeit der Privatmessen; die Ohrenbeichten; das Cölibat der Geistlichen. Wer den ersten dieser Artikel läugnen würde, sollte sogleich verbrannt werden; auf die Bestreitung der anderen stand selbst, im Falle des Widerrufs, Gefängniß und Verlust des Vermögens; hartnäckiges Beharren bei dem Irrthum und Rückfall führten die Todesstrafe herbei. Den Uebertretern ward emsig nachgespürt, und in Kurzem waren über fünfhundert derselben in den Gefängnissen, wurden jedoch wieder freigelassen. Dasselbe Parlament, welches auf diese Weise die Religionsfreiheit vernichtet hatte, erklärte auch, daß Verordnungen des Königs aus seinem geheimen Rath künftig ganz die Wirkungen der Parlamentsacten haben sollten, doch durften sie keine Erbschaften, Aemter, Vorrechte und Güter betreffen, auch keine älteren Rechte verletzen.

Um Anna Boleyn zu besitzen, war Heinrich ein Reformator, und um diese kirchliche Reformation zu behaupten, ein grausamer Verfolger Andersdenkender geworden. Aber so heftig er liebte, so lange seiner Leidenschaft noch Hindernisse im Wege standen, so schnell verrauchte das Feuer, da er im ungehinderten Besitz des ersehnten Gegenstandes war. Kaum bemerkten Anna's Feinde diese Veränderung in seinen Gesinnungen, als sie eilten, Argwohn und Eifersucht in seiner Brust zu erregen. Anna war in Frankreich erzogen, und hatte dort einen freiern Ton angenommen, als damals in England üblich war. Doch vergaß sie selbst im Scherzen ihre Würde nicht, und gab dem Könige nie gegründeten Anlaß, an ihrer Treue zu zweifeln. Aber

Heinrich öffnete sein Ohr willig der Stimme der Verläumdung, die nichts unterließ, das Feuer zu schüren. Besonders that sich die Gräfin von Rocheford, Gemahlin des Bruders der Königin, aber ihre heftige Feindin, in der Zutragung der boshaftesten Nachrichten von den unbedeutendsten Gesprächen derselben hervor. Heinrich hatte damals unter den Kammerdamen der Königin Johanna Seymour, ein Fräulein von seltener Schönheit, kennen gelernt; nach ihrem Besitze entbrannt, freute sich der Tyrann, Anklagen gegen seine Gemahlin zu vernehmen, die ihn von ihr befreien könnten. Bei einem sehr geringfügigen Anlaß ward die beklagenswerthe Anna in den Tower geschleppt und ein Ausschuß von Pairs ernannt, um über sie zu richten. Vergebens schrieb sie dem Könige die rührendsten Briefe; es erfolgte keine Antwort. Vergebens stellte sie ihren Richtern vor, daß ihr Verbrechen höchstens in einigen leichtsinnigen Aeußerungen bestehen könne, zu denen sie sich sogar selbst bekannte. Sie ward ohne allen hinreichenden Beweis dennoch für schuldig erklärt, und das Urtheil lautete auf den Tod durch's Feuer oder durch das Schwert. Der König schien also noch gnädig, wenn er sich für das letztere entschied, und so ward sie denn am 14. Mai 1536 wirklich enthauptet. Sie bestieg das Blutgerüst mit Würde und Heiterkeit, betheuerte vor Gott ihre Unschuld, und vergab dem Könige laut sein Unrecht. Die beste Vertheidigung der Unglücklichen geschah durch den König selbst, als er schon am Tage nach ihrer Hinrichtung sich mit Johanna Seymour vermählte. In einer bald darauf gehaltenen Parlamentsversammlung hielt er eine Rede, worin er es sich als ein Verdienst um sein Volk anrechnete, daß er, ungeachtet der Unglücksfälle in seinen beiden ersten Ehen, doch eine dritte wagte. Der Sprecher des Parlaments beantwortete diese Aeußerung mit einer Lobpreisung der wundervollen Gaben des Königs und verglich ihn in der Gerechtigkeit und Weisheit mit Salomo, in der Stärke mit Simson, und in der Schönheit mit Absalon. Heinrich antwortete durch den Mund seines Kanzlers: wenn er diese Gaben wirklich besitze, so seyen es einzig Geschenke der göttlichen Gnade.

Am 12. October 1537 ward dem Könige endlich sein heißester Wunsch gewährt; seine junge Gemahlin gebar ihm einen Sohn*),

*) Von Anna Boleyn hatte er nur eine Tochter, die nachher so berühmt gewordene Elisabeth.

den er Eduard nannte; aber leider starb sie selbst im Kindbett. Der König wünschte nun eine neue Gemahlin, und bewarb sich auf den Rath seines Ministers Cromwell um Anna, Schwester des Herzogs Wilhelm von Cleve, von welcher ihm ein von dem berühmten Holbein gemaltes, aber viel zu schmeichelhaftes Brustbild zu Gesicht gekommen war. Im Vertrauen auf die Wahrheit des Gemäldes ward die Heirath abgeschlossen, und Heinrich war so ungeduldig, seine neue Gemahlin zu sehen, daß er ihr in einer Verkleidung bis Rochester entgegenging. Aber wie fand er sich betrogen! Er sah eine so unschöne Plumpheit, daß er sich mit Widerwillen abwandte, und ausrief, das sey eine große Flandrische Mähre, die er nimmermehr lieben könne. Nur die Erwägung der politischen Verhältnisse bewog ihn, sie nicht sogleich wieder zurückzuschicken, und in Hoffnung, daß eine nähere Bekanntschaft etwa neue Reize entdecken werde, vollzog er die Vermählung (6. Jan. 1540). Aber schon den Tag darauf erklärte er, daß es ihm unmöglich sey, länger mit dieser Person umzugehen, die ihm durch ihre Unkunde der Englischen und Französischen Sprache und durch ihre große Geistesarmuth noch unleidlicher werden mußte. Aus dem Unwillen des Königs über die Heirath ging bald der Sturz Cromwell's hervor. Dieser hatte ohnehin sehr viele Feinde, besonders unter dem Adel, der ihn als einen von niederer Geburt zu den höchsten Würden Emporgestiegenen haßte. Als sie Heinrich's Groll gegen den Günstling merkten, unterließen sie nicht, das Feuer zu schüren. Am 10. Juni ward Cromwell, als des Hochverraths bezüchtigt, verhaftet, ohne vorhergegangenes gerichtliches Verfahren ging die Bill, die ihn für schuldig erklärte, in beiden Häusern des Parlaments durch, und der Mann, den Heinrich nebst Wolsey'n am meisten geliebt hatte, beschloß am 28. Juli sein Leben auf dem Blutgerüste. Um dieselbe Zeit ward durch den Ausspruch der versammelten Geistlichkeit, unter Angabe der nichtigsten Gründe, der König von seiner verhaßten Gemahlin getrennt. Sie ließ sich ohne Widerrede die Scheidung der kurzen Ehe gefallen, und machte einer reizenden Engländerin, der Lady Katharina Howard, Nichte des Herzogs von Norfolk, Platz, mit welcher der König nach seiner raschen Weise die Heirath wenige Wochen nach der Scheidung von jener vollzog, und sich anfangs bei dem Tausche sehr glücklich fühlte.

Aber schon im folgenden Jahre entdeckte sich's, daß das Verbrechen, welches man der unglücklichen Anna Boleyn aus bloßem Hasse

zur Last gelegt hatte, von der gegenwärtigen Königin, wenigstens vor ihrer Vermählung, wirklich begangen sey. Der König brach in einen Thränenstrom aus, als ihm die süße Täuschung von der Unschuld seines geliebten Weibes entrissen ward. Sie ward mit mehreren anderen in ihre Schuld verwickelten Personen zum Tode verurtheilt. Unter den Letzteren war auch die Gräfin von Rochefords, deren Zeugnisse einst gegen die unschuldige Anna Boleyn so viel gegolten hatten, und die jetzt des strafbarsten Einverständnisses mit Katharina Howard überwiesen worden war. Diese bekannte vor ihrer Enthauptung (12. Febr. 1542) die Unsittlichkeit ihres früheren Wandels, betheuerte aber, daß die Anklage des Treubruchs gegen den König, ihren Gemahl, falsch sey.

Da nun Heinrich einmal nicht lange ohne Gemahlin seyn konnte, versuchte er es 1543 zum sechsten Male mit der Lady Katharina Parr, Wittwe des Lords Latimer, die es nur ihrer großen Klugheit verdankte, daß sie nicht das Schicksal ihrer unglücklichen Vorgängerinnen hatte. Der König wurde mit jedem Jahre körperlich schwerfälliger und geistig empfindlicher und übellauniger. Zur Verfolgung der Protestanten war er um so geneigter, weil zwei eifrige Feinde derselben, der Bischof Gardiner und der Kanzler Wriothesley, jetzt vorzüglich sein Vertrauen besaßen. Katharina hingegen war heimlich den Lehren der Evangelischen geneigt. Da sie nun von sehr vielen Dingen unterrichtet, zugleich beredt und artig, mithin eine sehr unterhaltende Frau war, so war sie ihrem Gemahl während einer Krankheit, die ihn 1546 befiel, eine sehr angenehme Gesellschafterin. Seiner Gewohnheit gemäß, führte er mit ihr viele Gespräche über Glaubensangelegenheiten, und zuletzt meinte sie einen solchen Einfluß auf ihn gewonnen zu haben, daß sie es wagte, etwas von ihren wahren Gesinnungen blicken zu lassen. Heinrich theilte seine Unzufriedenheit darüber dem Bischof Gardiner mit, und dieser ergriff die Gelegenheit, des Königs Eifer für die Erhaltung der wahren Religion zu rühmen, und ihm vorzustellen, daß nichts kräftiger auf den großen Haufen wirken könne, als wenn sein verachteter Wille an den glänzendsten Häuptern am strengsten gerächt werde. Der Kanzler stimmte dieser Ansicht bei, und Heinrich ertheilte diesen beiden Feinden der Königin den Befehl, Anklageartikel gegen sie aufzusetzen. Schon hatte er sie unterzeichnet, als der Kanzler das Papier verlor, welches zum Glück von einem Freunde der Königin gefunden ward, der es ihr zeigte. So heftig sie beim Anblick der königlichen Unterschrift erschrak, so faßte sie sich doch, und

machte ihrem Gemahl unbefangen ihren gewöhnlichen Besuch. Er fing seine orthodoxen Gespräche von Neuem an, allein sie lenkte lächelnd mit der Bemerkung aus, so tiefe Untersuchungen überstiegen die Kräfte des weiblichen Geschlechts. Dies sey nur geschaffen, um den Männern zu gehorchen; dem Gatten gezieme es, über den Grund seiner Handlungen und seines Glaubens zu grübeln, der Gattin, ihm blindlings zu folgen. Dies werde ihr um so leichter, da sie einen Gemahl habe, der die richtigsten Grundsätze nicht blos für seine Familie, sondern für ganze Völker zu entwerfen im Stande sey. „Nein, nein, bei St. Maria, Käthe, rief der König aus, Du bist ein wahrer Doctor, und taugst besser, Lehren zu geben, als anzunehmen!“ Bescheiden erwiederte sie: dies Lob verdiene sie nicht, und möge es auch nicht verdienen. Sie habe zuweilen wol versucht, sich den Schein des Widerspruchs zu geben, aber nur, um dem Gespräch, das ohne allen Gegensatz der Meinungen bald ermatte, einige Lebhaftigkeit, und dem Scharfsinn ihres Gegners eine kleine augenblickliche Beschäftigung zu geben, und sey dadurch nur noch fester in seinem Glauben bestärkt worden. „Wie, süßes Herz, ist es wirklich so? rief der entzückte Heinrich; nun, dann sind wir wieder vollkommne Freunde!“ Als am folgenden Tage der Kanzler erschien, um sie in den Tower zu führen, fand er sie im Garten im freundschaftlichsten Gespräche mit dem Könige, der ihn unter Vorwürfen fortschickte.

Zunächst fiel der Vernichtung bringende Haß des mißtrauischen Tyrannen auf den Herzog von Norfolk, den angesehensten Pair des Reiches und Oheim Anna Boleyn's und Katharina Howard's, einen Mann von großen Verdiensten, und auf dessen ausgezeichneten Sohn, den Grafen von Surrey. Heinrich konnte zu dem Hasse gegen diese Männer keinen Grund haben, als die Furcht, daß sie unter der Regierung seines Nachfolgers zu mächtig werden möchten. Die Vorwände waren, wie so oft, ganz nichtig, dennoch wurden sie verurtheilt, und Surrey's Haupt fiel. Den Herzog rettete es, daß in der Nacht vor dem zu seiner Hinrichtung bestimmten Tage der in der letzten Zeit immer kränker gewordene König selbst starb (28. Jan. 1547), im sechs und funfzigsten Jahre seines Alters, und im acht und dreißigsten seiner Regierung.

---

2. Eduard VI.
(1547—1553.)

Es erfolgte nun eine vormundschaftliche Regierung, denn Heinrich's VIII. einziger Sohn, Eduard, war noch nicht zehn Jahr alt. Zum Stellvertreter desselben bis zu seiner Mündigkeit hatte der Vater einen Rath von sechzehn Personen bestellt, dessen Mehrzahl aber, um der größern Einheit willen, für gut fand, aus ihrer eigenen Mitte einen Protector zu ernennen. Die Wahl traf einen Oheim des jungen Königs, den Grafen von Hertfort (bald nachher Herzog von Somerset), der sich in kurzer Zeit so in Ansehn setzte, daß er fast mit königlicher Unumschränktheit regierte. Er war den Protestanten günstig, daher kam es allmählig zu Bestimmungen über den Lehrbegriff und Gottesdienst, die im Wesentlichen mit dem System der Deutschen und Schweizerischen Reformatoren übereinstimmten. Der weise Erzbischof Cranmer leitete die Umwandlung planmäßig und vorsichtig, machte sich aber eben dadurch außer den Katholiken auch die heftigen Protestanten zu Feinden. Der größere Theil der Engländer war damals noch katholisch.

In Schottland, dessen Vereinigung mit ihrer Monarchie den Engländern sehr am Herzen lag, war damals, nach dem Tode Jakob's. V. (1542) im Namen seiner minderjährigen Tochter Maria, gleichfalls eine vormundschaftliche Verwaltung. Heinrich VIII. hatte schon gewünscht, eine Vermählung seines Sohnes mit der jungen Königin zu Stande zu bringen, und einen Vertrag, der die künftige Ehe zusicherte, bewirkt. Nachher aber hatten die in Parteien zerfallenen Schotten ihn wieder zurückgenommen, und es war darüber zum Kriege gekommen. Somerset erneuerte den Plan des verstorbenen Königs; er glaubte durch den Schrecken am besten auf die Schotten zu wirken, und zog daher mit einem ansehnlichen Heere gegen Edinburg. Am 10. September 1547 gewann er bei Pinkey einen glänzenden Sieg, verfolgte ihn aber nicht weiter, und im nächsten Jahre ward die junge Königin, durch den Einfluß und die Bemühungen ihrer Mutter Maria, einer Schwester der Guisen, nach Frankreich, dem alten Bundeslande der Schotten, gebracht, wo sie erzogen, und in der Folge die Gemahlin des Königs Franz II. wurde.

Es waren geheime, gegen den Protector am Hofe angesponnene Ränke, die ihn so schnell nach England zurückriefen. Sein eigener

Bruder, der Admiral Lord Thomas Seymour, ein Mann von nicht gewöhnlichen Gaben, aber schrankenlos ehrgeizig, suchte ihn zu verdrängen. Unmittelbar nach dem Tode Heinrich's VIII. hatte Lord Seymour dessen Wittwe geheirathet; als diese im Wochenbette starb, bemühte er sich sogar um die Hand der Prinzessin Elisabeth, suchte dabei den jungen König auf alle Weise für sich einzunehmen, und sich unter Adel und Volk einen großen Anhang zu verschaffen. Vergebens versuchte der Protector ihn durch Bitten und Drohungen von den ehrgeizigen Plänen, auf welche alle diese Schritte hinwiesen, zurückzubringen, endlich entschloß er sich, ihn anzuklagen. Das Parlament verurtheilte ihn zum Tode, und er ward (20. März 1549) hingerichtet, der Protector aber entging dem Tadel nicht, daß er seinen Bruder wegen eines Strebens, das mehr gegen seinen Einfluß als wider König und Staat gerichtet war, auf das Blutgerüst gebracht habe. Und bald trat auch wider ihn ein Schlauerer und Kühnerer, der Graf von Warwic, auf. Dieser wußte sich bei dem jungen Könige so einzuschmeicheln, und mit Hülfe einer ansehnlichen Partei, die er für sich gewonnen, Alles so einzuleiten, daß Somerset gestürzt und angeklagt ward, doch kam er für diesmal noch mit dem Verluste seiner Aemter davon. Warwic machte sich zum Herzog von Northumberland und beherrschte den Rath und den jungen König mit fast unumschränkter Gewalt. Somerset kam zwar wieder in den Staatsrath, als er aber nach einiger Zeit in neue Mißhelligkeiten mit dem mächtigen Northumberland gerieth, ward er wiederum angeklagt, zum Tode verurtheilt, und am 22. Januar 1552 hingerichtet.

So gute Eigenschaften der junge König entfaltete, so verkündigte doch sein schwächlicher Körper nur ein kurzes Leben, und diese Aussicht machte den herrschsüchtigen Northumberland so kühn, daß er einen Plan entwarf, die Herrschaft an seine Familie zu bringen. Eduard, ein eifriger Freund der protestantischen Lehre, haßte ohnehin seine älteste Schwester Maria, wegen ihrer hartnäckigen Anhänglichkeit an den Katholicismus, den sie von ihrer Spanischen Mutter in seiner ganzen Strenge eingesogen hatte. Weit lieber als ihr hätte er seiner zweiten Schwester Elisabeth die Nachfolge gegönnt, aber Northumberland stellte ihm vor, daß, wenn man die eine Schwester übergehen wolle, man sie nothwendig Beide übergehen müsse. Beide seyen aus Ehen entsprossen, die vom Parlament für ungültig erklärt worden, und obschon Heinrich's Testament sie für die nächsten gesetzlichen Erben

erklärt habe, würde das Volk doch nie Bastarde auf dem Throne leiden. Dann habe zwar Maria Stuart von Schottland als Enkelin der ältesten Schwester Heinrich's VIII. Ansprüche, aber bei dem Einflusse, unter welchem diese stehe, sey die Vernichtung der evangelischen Lehre von ihr zu fürchten. Diese Gefahr drohe nicht bei einer andern Verwandten, welche die vortrefflichsten Eigenschaften einer Regentin in sich vereinige. Dies war die schöne und tugendhafte Lady Johanna Gray, Enkelin der jüngeren Schwester Heinrich's VIII., eine junge Frau von der seltensten Bildung. Sie redete nicht bloß mehrere neuere Sprachen, sondern las auch die Griechen und Römer in der Ursprache, und war von den theologischen Streitigkeiten ihrer Zeit sehr gründlich unterrichtet. Northumberland hatte sie mit leichter Mühe für seinen vierten Sohn Guilford Dudley zur Gemahlin erhalten. Eduard unterzeichnete die Urkunde, welche Johanna für seine Nachfolgerin erklärte, und obschon im geheimen Rathe eingewandt wurde, daß er ohne Einwilligung des Parlaments die Erbfolgeordnung nicht ändern dürfe, so schüchterte doch Northumberland's Einfluß die Glieder desselben, und die zugezogenen Richter, bis auf Einen, so ein, daß sie ihre Zustimmung gaben. Kurz nachher nahm Eduard's Krankheit an Heftigkeit zu, und machte am 6. Juli 1553 seinem Leben ein Ende.

---

3. Maria.
(1553—1559.)

Noch wußten Wenige von Eduard's Testament, und man glaubte nicht anders, als daß seine Schwester Maria seine Nachfolgerin sey. Northumberland suchte daher des Königs Tod vor dieser so lange geheim zu halten, bis er mit seiner Schwiegertochter, die sich auf ihrer Aeltern Landsitze aufhielt, seinen Einzug halten könnte. Aber einer der Mitwissenden verrieth Marien Alles, und sie besaß Entschlossenheit genug, sogleich nach Suffolk zu entfliehen, und von dort aus durch Briefe den ganzen Englischen Adel zur Vertheidigung seiner rechtmäßigen Königin aufzufordern. Die Einwohner von Suffolk, entschiedene Anhänger der Reformation, hegten wegen Marien's Eifer für die katholische Religion anfangs Besorgnisse. Kaum aber hatten sie von ihr die Versicherung erhalten, daß sie an den Gesetzen Eduard's nichts

ändern wolle, so ergriffen sie ihre Partei, der Adel strömte ihr zu und sie sah sich in Kurzem an der Spitze einer Macht, die der Verwegenheit jedes Anmaßers Trotz bieten konnte.

Johanna Gray war höchst überrascht, als sie erfahren hatte, daß sie zur Königin bestimmt sey. Sie hatte sich anfangs gesträubt, dann bloß dem Zureden ihrer Verwandten nachgegeben, und war dem Herzog nach London gefolgt. Das Volk, das diesen haßte, erblickte auch sie in seiner Nähe mit Widerwillen, und die Anhänglichkeit an Heinrich's Kinder war so groß, daß bei der Ausrufung Johanna's zur Königin kein Laut des Beifalls gehört ward. Northumberland brachte in der Eil etwa sechstausend Mann zusammen, mit denen er Marien entgegenzog. Kaum aber war er aus der Stadt, als die sämmtlichen Räthe des vorigen Königs sich rasch entschlossen, ihn zu verlassen, und sich für Maria zu erklären. Als das Volk diesen Namen verkünden hörte, rief es lauten Beifall, und die bescheidene Johanna Gray ging, mehr froh als betrübt über die Kürze ihres Glücks, zu ihren Aeltern zurück. Ihr Beschützer sah sich bald von allen seinen Freunden verlassen, und mußte sich der triumphirenden Maria ergeben. Er konnte sich bei einem so plötzlichen Sturze von solcher Höhe nicht gleich fassen; man sah ihn zu den Füßen des Grafen von Arundel, der ihn gefangen zu nehmen kam, knieend um sein Leben bitten, ihn, vor dem noch vor wenigen Tagen die höchsten Häupter in England gezittert hatten. Doch half ihm jetzt keine Reue mehr; er starb nebst mehreren seiner vertrauteren Gehülfen den Tod der Hochverräther auf dem Blutgerüste (22. Aug. 1553). Auch gegen die unschuldige Johanna Gray und ihren jungen Gemahl (Beide waren erst siebzehn Jahre alt) ward das nämliche Urtheil ausgesprochen, aber nicht vollzogen

Trotz der in Suffolk gegebenen Zusicherung, war Maria entschlossen, die Schöpfung ihres Bruders wieder zu zerstören. Erzogen in den strengsten Grundsätzen des katholischen Glaubens, dessen Unterdrückung in England sie als das größte Unglück betrachtet hatte lange zurückgesetzt von ihrem eigenen Vater, und von dessen spätern Frauen, und fast von Niemandem geliebt; eine lange Reihe von Jahren in der Einsamkeit brütend und in unerfüllten Wünschen sich selbst verzehrend, endlich nun auf den Thron gehoben, wo sie ihren Glauben und sich selbst rächen konnte: brach ihr frei gewordener Wille in eine Reihe von Verkehrtheiten und Gräueln aus

Zuerst schien sie dem Katholicismus nur wiedergeben zu wollen, was man ihm genommen hatte. Die katholischen Bischöfe, die von der vorigen Regierung her in den Gefängnissen saßen, wurden in ihre Stellen wieder eingesetzt. Bald aber begannen Verfolgungen gegen Andersglaubende. Ein Einwohner von Suffolk, welcher die Königin an ihr Wort, die protestantische Lehre zu erhalten, erinnerte, wurde für diese Verwegenheit öffentlich gezüchtigt. Protestantische Bischöfe wurden eingekerkert, und mehrere tausend verheirathete Geistliche mit Weibern und Kindern fortgejagt. Die erste Parlamentsversammlung wurde mit einer Lateinischen Messe eröffnet, und ein Bischof, der dabei nicht niederfallen wollte, gewaltthätig zum Hause hinausgestoßen. Bald hob dieses Parlament fast alle Gesetze Eduard's VI. über Religion und Kirche wieder auf. An ihrer Schwester Elisabeth rächte Maria jetzt die Kränkungen, die einst ihre Mutter durch Anna Boleyn erlitten hatte. Sie wies ihr als einer Unebenbürtigen den Rang unter den Gräfinnen an.

Die Härte, mit der man gegen die Reformirten verfuhr, und der gleich zu erzählende Spanische Heirathsvertrag brachte das Volk zu großer Unzufriedenheit. Es brach eine Empörung aus, die indeß von den königlichen Truppen bald wieder gedämpft ward. Ein schreckliches Gericht wurde nun gehalten. Viele mußten das verunglückte Unternehmen mit dem Leben büßen, unter ihnen der Herzog von Suffolk, der Theil daran gehabt. In sein Schicksal wurde nun seine Tochter, die edle Johanna Gray, und deren Gemahl verwickelt. Maria gab den Befehl, sie hinzurichten. In ihr Gefängniß sandte man katholische Geistliche, sie zu bekehren. Aber die heldenmüthige Johanna vertheidigte standhaft ihren Glauben. Am Tage ihrer Hinrichtung schickte ihr Gemahl, der getrennt von ihr war, zu ihr, und bat sie um einen nochmaligen Abschied. Sie ließ ihm sagen, sie getraue sich nicht, diesen erschütternden Auftritt mit der Fassung zu ertragen, die ihr letzter Gang erfordre; auch bedürfe es ja des Abschieds nicht, denn in wenigen Augenblicken würden sie ja Beide auf ewig vereinigt seyn, und in einem Lande, wo kein Schmerz und keine Bosheit ihre Liebe stören würden. Ihr Gatte sollte zuerst sterben. Sie stand am Fenster, als er fortgeführt ward, und warf ihm zärtliche Zeichen der Erinnerung zu; sie sah seinen kopflosen Rumpf zurückbringen, hörte aber auch, wie standhaft er gestorben sey. Dies freute sie, und mit erneuter Heiterkeit bestieg sie selbst das Blutgerüst, welches nicht, wie das ihres Gemahls,

an einem öffentlichen Orte, sondern im Innern des Towers errichtet war, damit sie keine Theilnahme erwecke. Sie hielt eine Rede an die Umstehenden, in der sie sich als schuldig erkannte, aber nicht, weil sie die Hand nach der Krone ausgestreckt, sondern weil sie denen, die sie zum Werkzeug ihres Ehrgeizes machen wollen, nicht beharrlich genug widerstanden habe. Dann ließ sie sich ruhig von ihren Frauen entkleiden, und legte mit Gelassenheit und Würde ihr Haupt auf den Block.

Auch Elisabeth, welche sich durch ihre glänzenden Talente und Eigenschaften schon bei Vielen große Liebe und Zuneigung erworben hatte, wurde beschuldigt, um die Verschwörung gewußt zu haben, und in den Tower gebracht. Sie hielt sich für verloren, und es scheint, daß Maria geneigt war, auch ihr Haupt fallen zu lassen, aber man konnte so wenig genügende Beweise für ihre Schuld aufbringen, daß sie aus der Haft entlassen ward. Doch mußte sie auf einem Landsitze leben, wo sie von Spähern umringt und von Wachen eingeschlossen war.

Maria hatte indessen schon alle Anstalten zur Erfüllung ihres Lieblingswunsches gemacht, der ihr lange versagt gewesen war, sich nämlich zu vermählen. Unter mehreren Vorgeschlagenen gefiel ihr der junge Philipp von Spanien am meisten, und da dessen Vater, der Kaiser Karl, diesen Plan sehr eifrig betrieb, so kam er zu Stande. Um die große Unzufriedenheit, welche diese Vermählung in England erregte zu beschwichtigen, ward festgesetzt: daß Philipp zwar den königlichen Titel zugleich mit der Königin bei allen feierlichen Gelegenheiten führen, ihr aber die Regierung von England ganz überlassen sollte; daß kein Spanier zu Hof- und Staatsämtern gelangen, und keine Neuerung in den Gesetzen und Vorrechten der Engländer gemacht werden dürfte. Wenn aber auch Philipp diese Bedingungen streng beobachtet hätte, wie sollte sich der Einfluß des Fremdlings auf seine Gemahlin und die daraus hervorgehende Abhängigkeit der Englischen Politik von der Spanischen verhüten lassen? Zum Glück für England lebte Maria nicht lange, und die Ehe blieb kinderlos.

Während Philipp bei dieser Verbindung bloß ein politisches Interesse hatte, sah die jungfräuliche Maria in ihm einen lange ersehnten Gatten, und erwartete ihn mit dem Feuer der Leidenschaft. Sie war schon heftig in ihn verliebt, ehe sie ihn noch gesehen hatte, und konnte es ihm kaum vergeben, daß er noch nicht ein einziges Mal an sie geschrieben hatte, und nichts Bestimmtes von seiner Ankunft meldete.

Sie ward krank vor Sehnsucht, und so heftig sie ihn bei sich zu haben wünschte, so scheute sie sich doch auch wieder, ihm in abgehärmter Gestalt, und mit blassem Gesichte entgegen zu treten. Zum Unglück war er auch volle elf Jahre jünger als sie. Endlich, am 19. Juli 1554, kam er in Southampton an; wenige Tage darauf ward die Vermählung in Westminster vollzogen, und dann hielten Beide einen prächtigen Einzug in London. Die Erbitterung gegen diese Spanische Verbindung war so groß, daß, als Maria kurz vorher gewünscht, dem Ankommenden ein Geschwader von Englischen Schiffen entgegenzuschicken, der Admiral geantwortet hatte, er stehe nicht dafür, ob Philipp unter den Händen des Englischen Schiffsvolks sicher seyn werde. Seine Gegenwart widerlegte das üble Vorurtheil nicht, denn er benahm sich förmlich und vornehm, sprach wenig, und nahm von den Bemühungen der Englischen Großen, sich ihm verbindlich zu zeigen, wenig Kenntniß. Die Königin freute sich darüber, denn sie war so eifersüchtig auf seinen Besitz, daß sie schon über jeden Blick unruhig wurde, den er einem andern Frauenzimmer zuwandte.

Nunmehr nahm Maria auch keinen Anstand mehr, die völlige Wiedervereinigung England's mit dem Römischen Stuhle, womit sie aus Scheu bisher noch zurückgehalten hatte, zu bewerkstelligen. Noch im Laufe des Jahres 1554 erschien als Legat des Papstes Julius III. der Cardinal Pole, ein vornehmer, mit der königlichen Familie verwandter Engländer, der aus Anhänglichkeit an das Papstthum unter Heinrich VIII. sein Vaterland verlassen, und sich nach Italien begeben hatte. Maria versammelte ein Parlament, welches sich, theils katholisch gesinnt, theils von Furcht erfüllt, ganz so zeigte, wie die Gebieterin es wünschte. Auf Pole's Ermahnung, unter den Gehorsam des heiligen Stuhles zurückzukehren, übergaben beide Häuser der Königin und ihrem Gemahle eine sehr demüthige Bittschrift, in der sie sagten, sie gedächten ihres Abfalls vom Papste mit Reue, und hofften, durch Vermittelung ihrer Majestäten Lossprechung und Wiederaufnahme in den Schooß der Kirche zu erlangen. Diese Bitte ward denn natürlich mit Freuden gewährt. Nun folgte, obschon Pole selbst widersprach, die blutdürstigste Verfolgung der Reformirten. Man rechnete in den nächsten drei Jahren gegen dreihundert Protestanten, die auf dem Scheiterhaufen starben, und darunter waren fünf und funfzig Weiber und vier Kinder. Kundschafter wurden allenthalben umhergeschickt, ganz nach Art der Inquisition; wer nicht bekennen würde, sollte auf die Folter gespannt

werden. Ein Befehl ward gegeben, daß Jeder, der ein ketzerisches Buch besitze, und es nicht gleich verbrenne, oder es gar einem Andern mittheile, als ein Aufrührer betrachtet und hingerichtet werden solle. Aber vergebens stemmt sich die rohe Gewalt der Macht der Ueberzeugung und des Glaubenseifers entgegen. Kein Märtyrer ward verbrannt, der nicht Viele zu seinem Glauben bekehrte, und so erlangte man durch die thörichte Grausamkeit gerade das Gegentheil von dem, was man damit bezweckt hatte.

Rogers, Stiftsherr an der Paulskirche, ein rechtschaffener und gelehrter Mann, hatte eine Frau und zehn Kinder, die er zärtlich liebte. Durch einen Widerruf konnte er sein Leben retten, aber er wollte seinen Glauben nicht verläugnen. Als er zum Scheiterhaufen abgeholt werden sollte, fanden ihn die Wächter im tiefen Schlaf. Er bat um die Erlaubniß, seine Frau noch einmal sprechen zu dürfen, aber der Bischof Gardiner, das Haupt der katholischen Eiferer, ließ ihm sagen, er sey ein Priester, und könne also gar keine Frau haben. — Hooper, Bischof von Glocester, sollte zu desto größerer Warnung in seinem eigenen Sprengel verbrannt werden. Aber das erhöhte nur seine Freude, denn nun konnte er seinen Pfarrkindern an seinem eigenen Beispiel die herrliche Kraft des Glaubens zeigen, den er ihnen bisher so warm empfohlen hatte. Als er schon an den Brandpfahl gebunden stand, und Tausende um ihn her in Thränen zerflossen, ward ein Blatt von der Königin vor ihn hingelegt, das ihm Verzeihung versprach, wenn er noch widerrufen wollte. Aber auch er schlug es aus, um einen solchen Preis sein Leben zu erkaufen. Der Scheiterhaufen ward angezündet, doch da ein heftiger Wind die Flamme seitwärts trieb, berührte sie nur seine unteren Theile und marterte ihn drei Viertelstunden lang, während welcher er mit der Begeisterung eines Stephanus seinen Zuhörern Beharrlichkeit in ihrem Glauben und Nachahmung seines Beispiels einschärfte. — Ein Anderer, Namens Sanders, ward zu Coventry verbrannt. Auch dieser verwarf die vorgehaltene Verzeihung, umarmte seinen Brandpfahl und rief voll Entzücken aus: „Willkommen, Kreuz Christi; willkommen, ewiges Leben!“ Andere starben Psalmen singend, und Alle dankten Gott, für die Ehre seines heiligen Wortes sterben zu können und darin Christo ähnlich zu seyn.

Mit der Standhaftigkeit der Märtyrer stieg die Wuth ihrer Verfolger. Bonner, Bischof von London, Gardiner's thätigster Gehülfe, verdammte nicht bloß die Ketzer, sondern machte sich sogar ein Vergnü-

gen daraus, sie eigenhändig zu geißeln, und verließ nicht eher das Gefängniß, als bis er vor Müdigkeit die Peitsche nicht mehr halten konnte. Einem Weber, der nicht abschwören wollte, riß er den Bart aus, und um ihm doch einen Vorschmack vom Verbrennen zu geben, hielt er dessen Hand mit Gewalt so lange über ein brennendes Licht, bis ihm die Haut schwoll und die Adern zerplatzten. Ein junger Mensch von neunzehn Jahren, Namens Hunter, hatte einmal unvorsichtiger Weise im Streit mit einem Priester die wirkliche Gegenwart Christi im Abendmahl geläugnet. Er ahnte schnell die Gefahr, die ihm daraus erwachsen könnte, und entfloh noch zu rechter Zeit. Da ließ Bischof Bonner dessen Vater ergreifen, und drohte ihm mit den fürchterlichsten Strafen, wenn er den Aufenthalt seines Sohnes nicht anzeigte. Das erfuhr der Jüngling nicht sobald, als er sich wieder einstellte und sich selbst angab; aber Bonner ward von dieser kindlichen Liebe so wenig gerührt, daß er auf der Stelle sein gewöhnliches Urtheil: Tod durch's Feuer! über ihn aussprach. Die schrecklichste von diesen Barbareien ist wol folgende: Eine protestantische Frau in Guernsey ward nahe an der Zeit, da sie gebären sollte, auf den Scheiterhaufen gebracht. Der Schmerz der Unglücklichen, als die Flammen sie zuerst berührten, machte, daß ihr Leib barst, und das Kind in einem Sturze hervorbrach. Ein mitleidiger Soldat von der Wache ergriff es schnell, um es zu retten, aber eine Magistratsperson, die dabei stand, befahl ihm sogleich, es zurück zu werfen, damit die ganze Ketzerbrut verderbe.

Ridley, sonst Bischof von London, und der frühere Bischof von Winchester, der achtzigjährige Latimer, wurden gemeinschaftlich zu Oxford verbrannt. „Getrost, Bruder! rief Latimer seinem Freunde zu, wir werden heute eine Fackel in England anzünden, die, wie ich zu Gott hoffe, niemals wieder auslöschen soll.“ Die Standhaftigkeit des schon seit drei Jahren gefangnen Cranmer, des Hauptbeförderers der Reformation unter der vorigen Regierung, wußte man durch die trügliche Hoffnung zu erschüttern, daß er durch Widerruf sein Leben retten werde. Sechs verschiedne Abschwörungsformeln unterschrieb der sieben und sechzigjährige Greis; als man aber die Absicht erreicht zu haben glaubte, ihn in den Augen seiner Glaubensgenossen zu erniedrigen, hieß es, ein solcher Erzketzer, der ganz England angesteckt habe, dürfe dem Feuertode nicht entgehen. Jetzt aber sahen sich die katholischen Eifrer getäuscht. Cranmer sollte vor seiner Hinrichtung eine Schrift ablesen,

worin er seine Abschwörung bekannt machte; statt dessen klagte er sich an, daß er in einem Augenblick von Schwäche aus Liebe zum Leben die Wahrheit verläugnet habe. Als er zum Scheiterhaufen geführt und das Feuer angezündet war, streckte er seine rechte Hand hinein, rief: „diese hat gesündigt," und starb mit großer Standhaftigkeit (21. März 1556).

Während Maria auf eine so blutige und grausame Weise die reformirte Lehre ausrotten zu können wähnte, war sie zugleich bedacht, der katholischen durch die Wiederherstellung mehrerer Klöster neue Stützen zu verschaffen. Als ihr im Staatsrathe vorgestellt ward, daß die Gewalt und der Einfluß der Krone durch die Entziehung so ansehnlicher Einkünfte sehr leiden würden, erwiederte sie: das Heil ihrer Seele sey ihr mehr werth als zehn solche Königreiche, wie England.

Philipp war schon den nächsten Herbst nach seiner Vermählung (1555) wieder nach Brüssel zurückgeschifft, weil ihm der Aufenthalt in England zuwider war. An die Königin schrieb er selten zu einem andern Zwecke als um Geld von ihr zu erhalten, und sie, deren Liebe zu ihm nicht erkaltete, nahm, um seine Wünsche befriedigen zu können, zu gewaltsamen Erpressungen ihre Zuflucht. So unbarmherzig war sie in ihren Forderungen, daß viele Edelleute ihre Diener entlassen mußten, um das Geld, das ihre Erhaltung bisher gekostet hatte, in den Schatz liefern zu können; und als diese darauf, aus Mangel an Nahrung, als Räuber im Lande umherschwärmten, erging ein Befehl, daß jeder Edelmann gezwungen seyn sollte, seine entlassenen Bedienten wieder anzunehmen.

Als Philipp seinem Vater in der Regierung von Spanien und den Niederlanden gefolgt war, und in den oben (S. 4.) erzählten Krieg mit Heinrich II. gerieth, besuchte er Marien wieder (1557), um das Land mit in seinen Kampf zu ziehen. Er erklärte seiner Gemahlin, wenn man diesem Verlangen nicht willfahre, würde er nie wieder nach England kommen. Nun bot Maria Alles auf, um seinen Zweck durchzusetzen, und besiegte endlich das Widerstreben ihres Staatsraths. Von Neuem ward mit Zwang und Gewalt Geld eingetrieben, den Einwohnern von Norfolk und Suffolk wurden alle ihre Kornvorräthe ohne Bezahlung weggenommen, und um dem Ausbruche von Unruhen zuvorzukommen, wurden viele der angesehnsten Edelleute des Nachts im Stillen aufgehoben und in den Tower geschleppt. So mußte England seine Kräfte anstrengen für einen fremden Herrscher, den es haßte,

der nicht einmal dafür dankte, und noch lange nicht zufrieden war. Und der Erfolg dieses Krieges für England war, wie oben schon erzählt ist, der Verlust von Calais (1558), eine Kränkung der Nationalehre, welche alle Engländer mit Trauer und Unzufriedenheit erfüllte. Gram aller Art nagte an Marien's ohnehin schwächlicher Gesundheit: der Haß ihres Volkes, die Gleichgültigkeit ihres Gemahls, die Besorgniß für die Aufrechthaltung des Katholicismus nach ihrem Tode, der unglückliche Erfolg des Krieges. Sie starb noch in demselben Jahre (17. Nov. 1558), sich und dem Lande zum Glücke.

---

4. Elisabeth's Anfang.

Um die Zeit, wo Maria starb, war das Parlament versammelt. Als der Kanzler die eben erhaltene Nachricht bekannt machte, riefen beide Häuser: „Gott erhalte die Königin Elisabeth! Lange und glücklich möge sie regieren!" Von Hatfield, ihrem damaligen Aufenthalt, kam sie sogleich nach London, wo ein rauschender Jubel des Volks sie empfing, stieg zuerst im Tower ab, fiel dort im Angesichte Aller auf die Knie, und dankte Gott für ihre wunderbare Erhaltung aus den Verfolgungen, die sie erlitten.

Elisabeth war beinahe durch dieselbe Schule gegangen, welcher ihre ältere Schwester ihre widerwärtige Gemüthsart verdankte, aber ihre ungleich edlere und bessere Natur hatte sie glücklicher Weise vor einer Wirkung wie bei jener bewahrt. Ihre Mutter, Anna Boleyn, war unter dem Beile des Henkers gestorben, spätere Stiefmütter hatten sie unter dem Drucke gehalten, und zuletzt hatte ihre eigene Schwester fünf harte Jahre lang die Tyrannin gegen sie gespielt. In ihrer Einsamkeit hatte sie sich mit Wissenschaften, weiblichen Arbeiten und Musik beschäftigt, und die alten Sprachen mit solchem Erfolge gelernt, daß sie das Lateinische geläufig und richtig sprach und schrieb, und sich über die Griechischen wie über die Römischen Schriftsteller ein sehr feines Urtheil gebildet hatte. Auch Französisch, Italienisch und Deutsch sprach sie. Jetzt war sie fünf und zwanzig Jahre alt, und, trotz ihrem Grame, von trefflicher Gesundheit. Sie hatte etwas Edles und Freies in ihren Zügen; ihr Wuchs war schlank; zu Pferde hatte sie ein wahrhaft kriegerisches Ansehn. Die natürliche Stärke ihres außerordentlichen Geistes war im Unglück noch mehr gestählt worden. Sie war zum Regieren

geboren, und die Kraft, mit der sie sich selbst zu beherrschen wußte, verschaffte ihr ein großes Uebergewicht über Andere. Sie gelangte unter den allerbedenklichsten Umständen auf den Thron, aber mit männlicher Weisheit und mit männlichem Muthe steuerte sie das Staatsschiff glücklich durch die gefährlichsten Klippen.

Philipp von Spanien hatte kaum vom Tode seiner Gemahlin Maria Kunde erhalten, als er um Elisabeth's Hand anhielt, um auf diese Weise den früheren Entwurf, zum Besitz von England zu gelangen, noch mit Erfolg gekrönt zu sehen. Aber Elisabeth, die ohnehin von einer Vermählung Beschränkung ihrer Freiheit fürchtete, mochte am wenigsten ihre Hand einem Monarchen reichen, der ihren Unterthanen höchlich verhaßt war. Außer ihm meldeten sich in der Folge Königssöhne aus Norden und Süden, ja mancher Englische Pair von ihrem Hofe schmeichelte sich, ihre Hand davon zu tragen, allein sie blieb ihrem Entschlusse treu, und wich allen Einladungen dieser Art mit Feinheit aus. Sie erwiederte dem Parlamente, das um der ruhigern Thronfolge willen einen Erben von ihr zu sehen wünschte: England sey ihr Gemahl, und jeder Unterthan ihr Sohn; das Wohl so vieler Tausende erfordere ihre ganze Sorge und Neigung. Sie wünsche sehnlich, daß man einst auf ihrem Grabstein lese: „Hier ruht Elisabeth, die als jungfräuliche Königin (maiden queen) lebte und starb." Doch gab sie darum nicht allen ihren Bewerbern geradezu abschlägige Antworten, aber mehr aus Staatsklugheit, als weil sie in ihrem Innern schwankte. Das Bestreben ihres Geschlechts, durch Schönheit und Annuth zu gefallen, war ihr keinesweges fremd, auch von Eitelkeit war sie nichts weniger als frei, und hörte es, selbst bei vorgerückten Jahren, sehr gern, wenn sich in die Huldigungen, die man ihren glänzenden Eigenschaften darbrachte, zartere Schmeicheleien mischten.

Nichts zog Elisabeth's Aufmerksamkeit gleich nach ihrer Thronbesteigung in so hohem Grade auf sich, als der verwirrte Religionszustand des Landes. Sie nahm ihn in die ernsteste Erwägung, und da sie selbst in den Grundsätzen des protestantischen Glaubens erzogen war, so wurde sie leicht vermocht, den Vorstellungen eines ihrer vertrautesten Rathgeber, des Sir William Cecil, nachmaligen Lord Burleigh, — eines trefflichen, unermüdet thätigen, mit außerordentlichem Scharfblick begabten Staatsmannes — Gehör zu geben, welcher mit großer Einsicht alle Gründe für die Losreißung vom Papste und die

Wiederherstellung des protestantischen Lehrbegriffs auseinandersetzte. Doch beschloß sie nur langsam und nach reiflicher Ueberlegung vorzuschreiten *).

Das erste von ihr zusammengerufene Parlament zeigte eine entschiedene protestantische Gesinnung. Es bestätigte alle Gesetze, die unter Eduard VI. in Bezug auf die Religion gegeben waren, und bestimmte Strafen für diejenigen, welche die Suprematie der Krone über die Kirche nicht anerkennen würden. Auch wurde der Gottesdienst, wie er durch die Anordnungen jenes Königs eingeführt war, wieder hergestellt, und die Ausübung jedes andern verboten. Dieses Verbot und jene Strafe betrafen die Katholiken, welche dadurch sehr erbittert wurden, und die Königin als ihre Verfolgerin betrachteten. Nachher wurde das gleichfalls unter Eduard VI. entworfne Glaubensbekenntniß der Englischen Kirche nochmals durchgesehen, und eine neue Redaction desselben in neun und dreißig Artikeln abgefaßt. Diese bilden noch gegenwärtig das Glaubensgesetz der Englischen Kirche, welche wegen der Beibehaltung des Kirchenregiments durch Bischöfe auch den Namen der bischöflichen oder Episkopalkirche führt. Nur von der äußern Pracht und den Ceremonien des katholischen Gottesdienstes suchte Elisabeth so viel zu retten, als sich mit den protestantischen Grundsätzen nur irgend vertragen wollte. Beides aber die bischöfliche Verfassung und die an den katholischen Gottesdienst erinnernden Gebräuche, war denen ein Anstoß, die vor Maria's Verfolgungen nach Deutschland und der Schweiz geflüchtet waren, und nun, in ihr Vaterland zurückgekehrt, der ganzen Strenge der dort angenommenen Calvinischen Grundsätze gemäß leben wollten. Obschon ihnen ihre gottesdienstlichen Versammlungen bei Gefängnißstrafe und Verlust des Bürgerrechts verboten wurden, bildeten sie sich doch zu einer von der herrschenden Kirche abweichenden Gemeinschaft, und wurden daher Dissenters oder Nonconformisten genannt. In so fern sie auf die Reinheit der Kirche von allen päpstlich scheinenden Gebräuchen dringen, heißen sie auch Puritaner, und weil sie das Kirchenregiment durch Aelteste geführt wissen

---

*) Als sie die Gefangenen, die während der Regierung ihrer Schwester des Glaubens wegen eingezogen worden waren, in Freiheit setzte, sagte einer derselben zu ihr, mit Anspielung auf das Verbot der Bibel in der Muttersprache: er wolle noch vier anderen Gefangenen, Namens Matthäus, Marcus, Lucas und Johannes, bei ihr das Wort reden. „Gut, antwortete die Königin, aber ich muß erst die Gefangenen selbst erforschen, ob sie auch die Freiheit wünschen."

wollen, Presbyterianer. Auf diese Weise stand nun die von Elisabeth von Neuem und dauernd begründete Englische Kirche zwischen zwei äußersten Endpunkten in einer Mitte, die jedem derselben verhaßt war.

---

5. Elisabeth und Maria Stuart.

Die Englischen Katholiken bildeten eine sehr zahlreiche und ansehnliche Partei, welche der Königin auch politisch sehr gefährlich werden konnte, weil sie die Ehe zwischen Heinrich VIII. und Anna Boleyn nicht für eine wahre und folglich auch Elisabeth nicht als rechtmäßige Thronfolgerin erkennen konnten. War sie dies aber nicht, so hatte die oben schon erwähnte Maria Stuart, Erbin von Schottland und Gemahlin des Königs Franz II. von Frankreich, den nächsten Anspruch auf den Englischen Thron. Ihre Oheime, der Herzog Franz von Guise und der Cardinal von Lothringen, deren Herrschsucht und Protestantenhaß wir schon kennen, bestimmten die beiden jungen Fürsten, den Titel eines Königs und einer Königin von England anzunehmen. Grund genug für Elisabeth, gegen eine so verwegene Nebenbuhlerin Eifersucht und Haß zu empfinden, welche, wie man sagt, durch den Ruf von Marien's ausgezeichneter Schönheit und Anmuth noch verstärkt wurden. Mögen solche Regungen weiblicher Eitelkeit auch Statt gefunden haben; gewiß wirkten sie nicht so entscheidend, als diejenigen meinen, welche in der Geschichte am liebsten gemeine und geringe Triebfedern erblicken.

In Schottland führte seit 1554 Marien's Mutter, Maria von Guise, die Regierung. In diesem Lande war damals noch nichts befestigt und beruhigt; die Kämpfe zwischen dem Adel und dem Königthume, welche durch die Geschichte fast aller Staaten während des Mittelalters hindurchgehen, waren hier besonders blutig und wild. Der Religionszustand, zu Anfange des sechzehnten Jahrhunderts in ganz Europa verderbt, war es in Schottland in einem vorzüglich hohen Grade. Die Rohheit und Unwissenheit des Volks begünstigte einen finstern Aberglauben, und war der Macht des Klerus so vortheilhaft, daß diesem die volle Hälfte des Nationaleigenthums gehörte. Der Ehrgeiz und die Habsucht der Geistlichen hatten ihre Besitzungen so angeschwellt; ihre Sittenlosigkeit und ihre Unwissenheit waren nicht minder groß. Aber nicht lange war die Stimme der Reformatoren in Deutschland erschollen, als sie auch nach Schottland drang, und, aller Mühe

der katholischen Geistlichkeit, sie zu unterdrücken, allen Scheiterhaufen, zu welchen sie die Bekenner der neuen Lehre verdammte, zum Trotz, sich immer weiter ausbreitete. Um das Jahr 1542, wo König Jakob V. starb, hatte die reformirte Religion nicht nur eine sehr große Anzahl von Anhängern unter den niedrigeren Classen des Volks, sondern auch unter den höheren Ständen schon Eingang gefunden. Die Gesinnungen der Regentschaft gegen den Protestantismus wechselten, wodurch zwar Unruhen erzeugt, aber die Fortschritte desselben nicht gehemmt wurden. Der vorzüglichste Verkündiger und Beförderer des protestantischen Glaubens in Schottland war ein Geistlicher, Johann Knox (geb. 1505), ein Mann mit seltenen Geistesgaben ausgerüstet, kühn und kräftig, redlich und uneigennützig, und wie alle großen Reformatoren, von der unerschütterlichen Ueberzeugung durchdrungen, daß für die Glaubenslehre, in der Form, wie sie seinem strebenden und forschenden Geiste erschienen war, Alles gewagt werden und jede andere Rücksicht ihr weichen müsse. Er predigte mit hinreißender Kraft und außerordentlicher Wirksamkeit. Aber sein Feuereifer führte ihn oft über die Gränzen der Mäßigung hinaus. Wenn es darauf ankam, den katholischen Götzendienst, wie er es nannte, in seinen Anhängern zu bekämpfen, dann sprudelte er über von Heftigkeit und Ungestüm, und gab dadurch bei dem leicht gereizten Volke zu Bewegungen Anlaß, deren Ausbruch er nicht billigte, aber doch mittelbar veranlaßt hatte. Andersdenkende behandelte er mit einer finstern und rauhen Strenge, die sie eben nicht zu Gunsten der Reformation stimmen konnte. Eine Alles versöhnende Duldung kann freilich nur die spätere Frucht ruhiger Zeiten seyn, und ist da nicht zu erwarten, wo Heldenmuth und Feuereifer erfordert werden, um festgewurzelte Vorurtheile mit Glück zu bekämpfen. Aber in Schottland wurde das rechte Maaß auch auf der protestantischen Seite nur zu sehr überschritten, und es ist traurig, daß mit der Reformation in diesem Lande auch jene finstere Gesinnung sich einfand, welche sich von der heiteren Seite des Lebens abwendet, und die schönen Künste verdrängt, ja wol gar für etwas Verdammliches erklärt.

Die Verfolgungen, welche über die Reformirten ergingen, vertrieben den Knox auf einige Zeit aus seinem Vaterlande. Als er, von den Häuptern seiner Partei gerufen, im Jahre 1559 wieder zurückkehrte, fand er Alles in voller Gährung. Sollte der Plan der Lothringischen Prinzen gelingen, von dem Französischen Hofe die Ansprüche der jun-

gen Königin von Schottland auf den Thron von England unterstützen zu lassen, so mußte der Französische Anhang in Schottland gestärkt und vermehrt, und zugleich die reformirte Partei in diesem Lande gestürzt werden. Die Königin-Regentin bot dazu, wiewol ungern, die Hand. Sie hatte sich um die Freundschaft der Protestanten beworben, besonders weil ihr dies in den inneren Händeln des Landes Vortheil gewährte; jetzt fügte sie sich dem Einflusse aus Frankreich. Sie erließ eine Verordnung, vermöge welcher sich Niemand unterfangen sollte, ohne Erlaubniß der Bischöfe zu predigen oder die Sacramente auszutheilen, Jeder aber sich bereit halten, das bevorstehende Osterfest nach der Weise der Katholiken zu feiern. Zugleich wurden alle protestantischen Prediger vor einen Gerichtshof zu Stirling geladen. Alle Vorstellungen, daß die Königin hiermit ihre feierlichsten Verheißungen breche, blieben fruchtlos. Die Reformirten wurden dadurch auf das äußerste erbittert. An dem nämlichen Tage, wo die Nachricht von diesem Befehle nach Perth kam, hatte Knox daselbst eine starke Predigt über das Abgöttische der Messe und des Bilderdienstes gehalten. Nach dem Schlusse der Predigt will ein Priester Messe lesen; da fliegt ein Stein auf den Altar und zerschmettert ein Bild, und kaum erblickt dies der Haufe, so wendet er seinen Grimm gegen alle übrigen Bilder und Verzierungen der Kirche, dann gegen die Klöster der Stadt, die von Grund aus zerstört werden, trotz aller Abmahnungen der Prediger *), die jetzt freilich zu spät kamen. Dieses Beispiel ward an vielen anderen Orten mit barbarischer Zerstörungslust nachgeahmt. Mißverstandener Glaubenseifer und rohe Gefühllosigkeit schonten der ältesten Denkmale und schätzbarsten Kunstwerke nicht. Die Regentin ließ sogleich Truppen ausrücken, während ihrerseits auch die Congregation (diesen Namen führte die Verbindung der Schottischen Protestanten) sich waffnete. Aber eine ansehnliche Verstärkung von Französischen Hülfstruppen, welche die Regentin erhielt, verschaffte ihr das Uebergewicht, und die Reformirten wandten sich um Hülfe an England. Diese zu gewähren ward in Elisabeth's Rathe nach langen Zweifeln und Ueberlegungen beschlossen. Im Januar 1560 erschien eine Englische Flotte an den Schottischen Küsten, worauf die Französischen Truppen sich nach Leith zogen. Hier wurden sie von einem Englischen, zu Lande in Schottland eingerückten Heere eingeschlossen, und endlich

*) Knox Leben von M'Crie, Deutsch von Plank. S. 226.

kam es zu einem Vertrage, der am 6. Juli zwischen den Englischen und Französischen Bevollmächtigten und den Schottischen Ständen (die Regentin war kurz vorher gestorben) zu Edinburgh abgeschlossen wurde. Franz und Maria sollten das Englische Wappen und den angemaßten Titel ablegen, die Französischen Truppen Schottland verlassen; bis zur Ankunft Maria's sollte ein Ausschuß die Regierung führen. — Dies war die erste auswärtige Unternehmung Elisabeth's, deren besonnene Anordnung und rasche, nachdrucksvolle Ausführung gleich die kräftige Herrscherin ankündigte und ihr bei Einheimischen und Fremden Achtung verschaffte.

Maria Stuart, von den Guisen aufgeregt, zauderte indeß, den Vertrag zu bestätigen, kraft dessen sie gehalten war, Titel und Wappen von England abzulegen. Noch in demselben Jahre starb ihr Gemahl, der schwache Franz II., und Maria war nun genöthigt, ihr geliebtes Frankreich mit dem rauhen Schottland zu vertauschen. Jetzt fühlte sie auch die Nothwendigkeit, mit ihrer künftigen Nachbarin auf einem guten Fuße zu leben, und wandte sich daher zuerst mit der Bitte an sie, ihr die Durchreise durch England zu erlauben. Elisabeth aber, der die unbedingte Gewährung dieses Gesuchs wegen der zahlreichen Englischen Katholiken sehr bedenklich schien, erwiederte ihr, daß nur, wenn Maria den Vertrag von Edinburgh bestätigen wolle, ihr der Weg durch England offen stehen könne. Maria antwortete dem Gesandten Elisabeth's mit gereiztem Unwillen, und schiffte sich ein, um unmittelbar zur See nach Schottland zu gelangen. Die Englische Regierung rüstete ein Geschwader aus, angeblich gegen Seeräuber; man behauptete aber, daß es keinen andern Zweck habe, als die Seereise der Königin von Schottland zu hindern. Indeß landete Maria unangefochten an der Schottischen Küste (19. Aug. 1561). Traurig hatte sie auf der ganzen Fahrt das Gesicht nach der Gegend hingewendet, wo ihr geliebtes Jugendland lag, das sie nun verlassen hatte.

Neunzehn Jahr alt, in der Blüthe ihrer Jugend und Schönheit, betrat sie das Land, das sie regieren sollte. Das Jubelgeschrei der Edinburger, unter welchem sie eingezogen war, verstummte bald, als man ihre Anhänglichkeit an die mitgebrachten Franzosen und den großen Widerspruch gewahrte, in welchem ihre Gesinnungen und Neigungen mit dem standen, was in Schottland für recht und heilig galt. An die Sitten eines Hofes gewöhnt, der für den üppigsten und verdorbensten in Europa gehalten wurde, fand ihr Hang zu Sinnengenüs-

sen bei ihren Unterthanen in demselben Maße Anstoß, als ihr der finstere Ernst der Schotten zuwider war. Noch weit mehr Anlaß zu gegenseitiger Unzufriedenheit und zum Mißtrauen gab die Religion. Maria hing fest an der Römisch-katholischen Lehre und es war sehr wahrscheinlich, daß eine Schülerin der Guisen auch Verlangen empfinden werde, ihre Unterthanen zu ihrer Ueberzeugung zurückzubekehren. Noch ehe die Königin nach Schottland gekommen war, hatte die Reformation dort den vollständigsten Sieg davon getragen. Ein am 1. August 1560 zusammengetretenes Parlament bestätigte das ihm vorgelegte Glaubensbekenntniß der Protestanten, welches sich fast gänzlich an die Lehre Calvin's hielt, und erklärte, daß der Papst in Schottland künftig gar keine Macht und Gerichtsbarkeit haben solle; ja es belegte — so weit ging auch auf dieser Seite die Unduldsamkeit — das Anhören der Messe für das erste Mal mit Einziehung der Güter, für das dritte Mal mit Todesstrafe. Alles dieses that das Parlament nicht nur ohne Rücksicht auf die Religion seiner Königin, sondern auch ohne auf deren, ihr nach der Verfassung zustehende Verweigerung dieser Schlüsse zu hören. So gespannt waren die Gemüther, als Maria in ihrer Hauptstadt ankam und sogleich Vorbereitungen machen ließ, um am nächsten Sonntag in ihrem Schlosse Messe lesen zu lassen. Welch ein Entsetzen für die eifrigen Reformirten, die den Götzendienst, wie sie es nannten, zurückkehren sahen! Knox äußerte in einer Predigt, er fürchte sich weit mehr zu hören, daß eine Messe im Königreich gehalten, als daß zehntausend gewaffnete Feinde darin gelandet seyen, um ihre Religion zu unterdrücken. Schon rührte sich der Haufe, den Gottesdienst der Königin gewaltsam zu hindern; nur durch den Einfluß der Gemäßigten ward dies hintertrieben. Der katholische Gottesdienst im Schlosse blieb ungestört, und so seltsam es der Königin auch erscheinen mochte, dies von ihren Unterthanen als eine bloße Nachsicht gegen eine sonst todeswürdige Schuld betrachtet zu sehen, so war es doch auch keinem Schottischen Protestanten zu verargen, wenn er in dem Wiederschein der flammenden Scheiterhaufen Frankreich's und Spanien's die Gefahren erblickte, welche der blutige Verfolgungsgeist des Katholicismus seinem Vaterlande bereiten würde, wenn er in der königlichen Burg nur erst wieder einen Anknüpfungspunkt gefunden habe. Maria that manchen Schritt zu Gunsten der Protestanten, aber sie konnte dadurch die Zweifel an der Aufrichtigkeit ihrer Gesinnung nicht vertilgen. Man sah in ihren Bewilligungen nur List, um

die Herzen zu gewinnen, und kluges Zögern, um mit ihren wahren Absichten erst dann hervorzutreten, wenn sie von dem schon erkalteten Eifer keinen kräftigen Widerstand mehr zu fürchten habe.

Indeß ward Maria von ihren Unterthanen gedrängt, sich zu vermählen, und unter mehreren Vorgeschlagenen blieb sie zuletzt bei dem Lord Darnley stehn, einem schönen Jüngling von zwanzig Jahren, der ihr auf den ersten Anblick sehr wohl gefiel. Er war der Sohn des Grafen Lenox, der aus einer Nebenlinie des Hauses Stuart stammte, und überdieß mütterlicher Seits mit Marien nahe verwandt, denn seine Mutter Margarete war eine Tochter derselben Schwester Heinrich's VIII., deren Enkelin Maria war. Bei dem lebhaften Verlangen, welches Maria gezeigt hatte, ihre Ansprüche auf den Englischen Thron geltend zu machen, konnten ihre Heirathspläne für Elisabeth nichts weniger als gleichgültig seyn. Sie hätte sie am liebsten ganz unvermählt gesehen, am meisten glaubte sie aber für ihre eigene und England's Ruhe die Verbindung der Königin von Schottland mit einem auswärtigen Fürsten hintertreiben zu müssen. In so fern war es ihr nicht unlieb, in Darnley Marien's Erwählten zu sehen, wodurch der Gedanke an fremde Fürsten beseitigt wurde, und da die dem Grafen Lenox gehörigen Güter in England lagen, wo er sich seit vielen Jahren aufhielt, so glaubte sie den ganzen Plan noch immer verhindern zu können. Maria sah in dem Betragen Elisabeth's gegen sie nur absichtliche Zweideutigkeit und Falschheit, und wurde darin durch die Berichte ihres Gesandten Melvil bestärkt, der Elisabeth aus weiblicher Eitelkeit voll von Eifersucht und Haß gegen seine Gebieterin glaubte, und dieser den Rath gab, vor einer solchen Nebenbuhlerin möglichst auf ihrer Hut zu seyn, und allen ihren Verführungen zu mißtrauen. Auch ist Elisabeth gegen die Anklage, daß sie in dieser Angelegenheit versteckt und hinterlistig verfuhr, schwerlich zu rechtfertigen, wenn auch zu entschuldigen, daß sie in ihrem schwierigen Verhältniß zu Marien — die noch immer den Anspruch eines näheren Rechts auf den Englischen Thron nicht unumwunden aufgab — solcher Hülfsmittel nicht entbehren zu können glaubte.

Trotz der laut ausgesprochenen Unzufriedenheit der bessergesinnten Schotten über eine Verbindung Marien's mit Darnley *), wurde sie

*) „Nach dem allgemeinen Urtheile über diese Heirath ist dieselbe eine Beschimpfung des Volkes, eine Schande für die Königin und der Untergang des Landes.“ Bericht des Gesandten Randolph bei v. Raumer, Beiträge zur neueren Geschichte, Th. I. S. 61.

doch von ihrer Leidenschaft dazu getrieben, und theilte ihren Entschluß der Königin von England mit. Diese versammelte ihren Staatsrath, die Sache in Erwägung zu ziehen. Das Gutachten desselben fiel dahin aus, daß diese Heirath für die Religion und den Staat für gleich nachtheilig zu achten wäre, da Darnley ein Katholik sey, und Marien's Ansprüche auf England durch die Vermählung mit ihrem Vetter dem Einige sogar ein noch näheres Recht auf den Englischen Thron zuschrieben, nur neue Stärke gewönnen. Elisabeth konnte indeß jetzt nichts thun, als den Grafen Lenox und seinen Sohn, denen sie früher die Erlaubniß zur Reise nach Schottland gegeben hatte, wieder zurückrufen, und als sie nicht kamen, die Güter des Erstern einziehen Maria vollzog indeß ihre Vermählung (29. Juli 1565). Aber bald ward sie inne, wie sehr sie fehlgegriffen habe. Nur Darnley's Aeußeres hatte ihre Wahl bestimmt, aber jetzt, da er ihr Gemahl war, lernte sie einen ganz Andern in ihm kennen. Er war gemein in seinen Vergnügungen wie in seinen Sitten, beschränkt, und doch sehr von sich eingenommen, hochmüthig, herrschsüchtig und undankbar gegen seine Gemahlin. Bald trat ein Mißverhältniß zwischen den Gatten ein, welches um so stärker wurde, da auch Darnley Ursach hatte, sich über Maria zu beklagen. Ein Italiener, Namens Rizio, hatte durch seine schöne Stimme und Gesangskunst die Aufmerksamkeit der Königin auf sich gezogen, und war bald in ihrer Gunst so emporgestiegen, daß sie ihn zu einem ihrer Geheimschreiber machte, und nichts ohne seinen Rath unternahm. Jeder, der bei Hofe etwas suchte, bewarb sich durch Geschenke und Schmeicheleien um seine Fürsprache. Man vermuthete sogar, er werde nächstens Kanzler werden. Prahlerisch überhob er sich seines Einflusses und seiner Vertraulichkeit mit der Königin, und erschien in einem Aufzuge und mit einem Gefolge, wie die Vornehmsten. Diese Begünstigung eines Mannes von niedrer Herkunft, und noch dazu eines Fremden und Katholiken, erregte die ganze Eifersucht des Schottischen Adels; auch betrachtete man ihn nicht ohne Grund als einen gefährlichen Feind des protestantischen Glaubens, da man wußte, daß er in geheimem Briefwechsel mit dem Papste stand. Da nun überdies das Gerücht ging, er stünde auch in einem sträflichen Verhältniß zur Königin, so fühlte sich Darnley doppelt verletzt, und stellte sich selbst an die Spitze einer gegen ihn gerichteten Verschwörung. Eines Abends (9. März 1566) speisete Maria in ihrem Zimmer mit ihrer natürlichen Schwester, mit

Rizio und einigen ihrer Frauen, als plötzlich durch eine Seitenthür ihr Gemahl, begleitet von mehreren Edelleuten in Waffen, hereintrat, und sich hinter ihren Stuhl stellte. Erschrocken fragte sie nach der Ursache dieses seltsamen Besuchs. Man sagte ihr, sie habe nichts für ihre Person zu fürchten, nur der Elende, der dort sitze, solle zu seiner verdienten Bestrafung gezogen werden. Angstvoll sprang Rizio auf, und flüchte zu den Füßen der Königin, deren Kleid er ergriff. Sie drohte, da weinte: umsonst. Einer der Verschwornen stieß mit dem Degen nach Rizio, darauf packten ihn die Anderen, rissen ihn gewaltsam von der Königin los, warfen Alles, was im Wege stand, über den Haufen, schleppten ihn in das Vorzimmer und ermordeten ihn daselbst mit sechs und funfzig Stichen und Hieben. Maria kam von Thränen zur Wuth, und schwur, diese schändliche That an den Mördern zu rächen. Anfangs wurde sie von den Verschwornen in ihrem Palaste wie eine Gefangne bewacht, dann aber gelang es ihr, ihren Gemahl und andere mächtige Schotten für sich zu gewinnen, worauf sie Rizio's Mörder so nachdrücklich verfolgte, daß sie nach England entfliehen mußten. Einige wurden ergriffen und mit dem Tode bestraft. Darnley, der seine Verbündeten so feige und niedrig verlassen hatte, wurde jetzt von allen Parteien verachtet, und auch die Königin vergaß ihm den schweren Schimpf, den er ihr angethan, nicht, vielmehr verwandelte sich ihre Abneigung gegen ihn in Haß. Wenige Monate nach Rizio's Ermordung ward sie von einem Sohne entbunden (19. Juni), der in der Folge unter dem Namen Jakob VI. ihr Nachfolger ward. Elisabeth erhielt die Nachricht davon auf einem Balle, und hörte sie nicht ohne Neid und Verdruß. In der That wurden jetzt Marien's Anhänger in England mit einem neuen Eifer beseelt, und es schien, als ob die Bestätigung ihres Anspruchs auf die Nachfolge in England nach Elisabeth's Tode nicht lange mehr fehlen könne, als eine unerwartete Begebenheit plötzlich Alles änderte.

An Rizio's Stelle war in Marien's Gunst der Graf von Bothwell getreten, einer der mächtigsten Edelleute des Königreichs, kühn und unternehmend, aber ausschweifend, lasterhaft, ohne Achtung für Sitte, Recht und Religion, und ohne irgend ein ausgezeichnetes Verdienst. In dem Maße wie Maria ihren Gemahl vernachlässigte, überhäufte sie Bothwell mit Würden und Gütern. Darnley wurde Anfangs 1567 zu Glasgow so plötzlich krank, daß man auf Gift muthmaßte, doch endlich erholte er sich langsam, und Maria reis'te nach

Glasgow, ihn zu besuchen, ja sie bewog ihn, ihr nach Edinburg zu folgen, wo sie ihm, unter dem Vorwande, daß das Geräusch der Hauptstadt seine Genesung hindere, ein kleines Landhaus als Wohnung bereitete. Hier blieb sie acht Tage und mehrere Nächte bei ihm, und pflegte ihn mit aller Sorgfalt. Am 9. Februar sagte sie ihm, sie wünsche die Nacht im Palast zuzubringen, um der Hochzeit einer ihrer Hoffräulein beizuwohnen, und in dieser nämlichen Nacht ward das Landhaus durch eine Pulvermine in die Luft gesprengt, und Darnley's Leichnam nicht weit davon auf dem Felde gefunden.

Der offne Unfriede, in welchem Maria mit ihrem Gemahle gelebt, erregte in Vielen den Verdacht, daß sie an dieser schwarzen That einen Antheil gehabt; allgemein aber war die Ueberzeugung, daß Bothwell sie vollführt habe. Zwar schwieg man öffentlich davon, aber des Nachts ließen sich in den Straßen der Hauptstadt fürchterliche Stimmen hören, die ihn Königsmörder nannten. Auch in nächtlich angeschlagenen Zetteln thaten die furchtsamen Freunde des Rechts ihren Abscheu kund. Der Graf von Lenox aber klagte Bothwell förmlich an; dennoch ließ ihn Maria in Besitz seiner Würden, ja sie vermehrte seine Macht noch. Er war immer von vielen Bewaffneten umgeben, daher scheute sich Lenox in der Gerichtssitzung zu erscheinen, die übrigens so übereilt angesetzt war, daß er die nöthigen Beweise nicht herbeischaffen konnte. Da nun kein Kläger kam, sprachen die Geschwornen den Angeschuldigten frei. Und einige Tage nachher unterschrieben die meisten Pairs, durch Bothwell's Versprechungen oder Drohungen dazu vermocht, eine Urkunde, in der sie die Königin baten, ihn zu heirathen. Gleich darauf reis'te Maria von Edinburg nach Stirling, da erschien Bothwell an der Spitze von tausend Reitern, bemächtigte sich der Königin, und führte sie nach seinem Schlosse Dunbar, wobei Maria so wenig Ueberraschung, Schreck und Unwillen zeigte, daß kein Unbefangner zweifeln konnte, Alles sey Verabredung. Auch verzieh sie nicht nur dem Räuber, sondern beschloß, die Bitte, die er jenen Pairs zu entlocken gewußt hatte, wirklich zu erfüllen, ohne Rücksicht auf Elisabeth's und des Französischen Hofes Warnungen und Abmahnungen. Alle Umstände, welche diese Vermählung begleiteten, machten sie in den Augen rechtlicher Männer noch hassenswürdiger. Bothwell mußte um deßwillen von einer Gemahlin geschieden werden, die er erst sechs Monate vorher geheirathet hatte. Die Gründe der Scheidung waren erbärmlich, und der ganze Proceß dauerte vier Tage. Am 15. Mai

1567 wurde die Vermählung vollzogen. Zu einer solchen Kette von Freveln und Nichtswürdigkeiten ließ sich Maria durch ihre Leidenschaft fortreißen.

Aber schwerer hat wol selten ein Weib die rücksichtslose Hingebung an ihre Leidenschaften gebüßt, als Maria. Während sie von Bothwell tyrannisirt wurde, stieg der Unwille gegen sie und ihre Thaten immer höher. Die angesehensten Männer verbanden sich, die Mörder des Königs zur Strafe zu ziehen. Bewaffnete eilten nach dem Schlosse Borthwic, in der Absicht, Maria und den Grafen daselbst zu überfallen. Diesmal entflohen die Verfolgten zwar noch, und Bothwell zog Truppen zusammen, um Gewalt mit Gewalt zu vertreiben; allein bald ward er inne, daß auf die Treue derselben nicht zu rechnen war. In dieser Noth warf sich Maria freiwillig den Verbündeten in die Arme, und ihr Gemahl entfloh nach den Orkneysinseln, wo er eine Zeitlang Seeräuberei trieb, dann, von den Schiffen der Verbündeten verfolgt, die seinen einbüßte und auf einem Boote nach Dänemark entkam. Aber auch hier ereilte ihn das Schicksal, dem er dort hatte entfliehen wollen; er ward gefangen, schmachtete zehn Jahr lang im Kerker, verlor den Verstand und starb eines jämmerlichen Todes, wie seine Verbrechen ihn verdienten.

Marien's Schicksal war gleichfalls traurig. Im Triumph von ihren Feinden nach Edinburg geführt, mußte sie die Schmähreden und Spöttereien des Pöbels auf öffentlicher Straße anhören, mußte sehen, wie man eine Fahne vor ihr hertrug, auf welcher Darnley's Tod abgebildet war, und sich endlich in das Schloß Lochlevin einsperren lassen, wo sie mit rücksichtsloser Strenge behandelt wurde. Endlich brachte man ihr drei Urkunden, die sie unterschreiben sollte und (24. Juli) wirklich unterschrieb, da man ihr mit noch Schlimmerem als einer Haft drohte *). Sie entsagte dadurch der Regierung, ernannte den Grafen Murray, ihren natürlichen Bruder, zum Regenten, und setzte bis zu dessen Ankunft (er war eben in Frankreich) einen

*) „Die Königin Maria wird in Schottland niemals wieder einige Macht gewinnen; vielmehr denken die Lords und deren Freunde daran, sie öffentlich für die Verbrechen zu bestrafen, deren sie dieselbe anklagen. Die meisten Räthe wollen sie vor Gericht stellen und zu immerwährendem Gefängniß verurtheilen; die stärkste Partei hingegen stimmt für ihren Tod, weil dies für Alle das Sicherste sey und sie aus dem Gefängnisse entkommen könne." Bericht des Gesandten Throkmorton bei v. Raumer, Beiträge, Th. I. S. 158

Regierungsausschuß ein. So war sie also förmlich entthront, und ihr einjähriger Sohn ward unter dem Namen Jakob VI. zum König gekrönt.

Muthig wie sie war, wollte sie noch einmal ihr Glück versuchen. Sie entkam (2. Mai 1568) aus dem Verhafte, rief ihre Freunde zu ihrem Beistande auf, und versammelte dadurch wirklich einen Theil des Adels um sich, da Vielen durch die Entfernung Bothwell's der größte Anstoß gehoben schien. Aber Murray, ein Mann von Tapferkeit und Fähigkeiten, gewann ein Treffen gegen ihr Heer, wodurch es völlig zerstreut ward. Bei der Unmöglichkeit, nach Frankreich zu entkommen, gab es für die Königin keinen andern Zufluchtsort mehr, als England. Elisabeth hatte während ihrer Gefangenschaft zu Lochlevin ihre freundschaftliche Vermittelung angeboten; auf diese baute Maria ihre Hoffnungen. Von Carlisle aus, wohin sie auf einem Fischerkahn geflohen war (16. Mai 1568), schrieb sie der Königin von England einen rührenden Brief. Aber in Elisabeth's Rathe wollte oder konnte man die Stimme der Großmuth nicht hören; was England's Staatsvortheil ersprießlich oder nachtheilig schien, ward mit sorgfältiger Klugheit erwogen. Die protestantischen Räthe der Königin von England sahen in Marien nicht die unglückliche, Hülfe flehende Königin, sondern nur die katholische Fürstin, die ihre Ansprüche auf den Englischen Thron nicht hatte aufgeben wollen. Cecil suchte zu zeigen, daß es gleich gefährlich sey, Marien durch die Macht England's wieder auf den Schottischen Thron zu setzen, oder ihr zu erlauben, in Frankreich Hülfe zu suchen, oder ihr einen freien Aufenthalt in England zu verstatten. Es gäbe demnach keinen andern Ausweg, als Marien in England gefangen zu halten, bis ihr Streit mit ihren Unterthanen geschlichtet seyn würde. Zur Schiedsrichterin dieses Streits, zur Untersuchung der Anklagen des Schottischen Volkes gegen seine Königin, erbot sich Elisabeth, und versprach Marien, ihr, wenn sie sich von der Beschuldigung, an dem Morde ihres Gemahls Antheil zu haben, reinigen könne, ihr zu ihrer Wiedereinsetzung behülflich zu seyn; wodurch Maria sich überreden ließ, Bevollmächtigte zu ernennen, welche ihre Sache vor einem Englischen Gericht vertheidigen sollten. Sie ward von Carlisle auf das Schloß Bolton in Yorkshire gebracht, damit man sich ihrer mehr versichern könnte, und die Untersuchungen, zu denen eine Commission von Englischen Lords niedergesetzt war, nahmen ihren Anfang. Murray erschien in eigner Person, klagte die Königin

der Mitwissenschaft und Theilnahme an Darnley's Morde an, und legte eine Reihe von Briefen und anderen Papieren vor, um seine Anklage zu erhärten. Und jetzt, wo Alles erwartete, daß Marien's Bevollmächtigte die Unschuld ihrer Königin erweisen würden, machten sie plötzlich Winkelzüge und wollten die Untersuchung in eine Unterhandlung verwandelt wissen. Vergeblich stellten ihnen die Englischen Commissarien vor, daß dadurch auf Marien's Ehre das nachtheiligste Licht fiele; sie beharrten auf ihrer Weigerung, sich in eine Erwiederung einzulassen. Hierauf wurden die Verhandlungen abgebrochen, und Elisabeth erklärte in einer feierlichen Sitzung ihres Staatsraths, daß sie jetzt um so mehr bei ihrem schon früher gefaßten Entschlusse bleiben müsse, die Königin von Schottland nicht eher zu sehen und zu sprechen, bis sie sich von der schweren, wider sie vorgebrachten Anklage gereinigt haben werde. Wirklich haben sich die beiden Nebenbuhlerinnen nie von Angesicht gesehen, so sehr auch Maria dies wünschte. Der unbefangnen Nachwelt erscheinen jene von den Anklägern vorgebrachten Beweise nur zu hinreichend, um die Ueberzeugung von Marien's Schuld zu gewähren.

Elisabeth befahl jetzt, die Königin von Schottland von Bolton, einem Orte, in dessen Nähe sich viele Katholiken befanden, nach Tutbury in Staffordshire zu bringen. Schon während der gerichtlichen Verhandlungen war ein Plan entworfen worden, Marien mit dem Haupte der Englischen Commission, dem Herzog von Norfolk, zu vermählen, dem vornehmsten Edelmanne im Reiche, hochgeachtet wegen seines tadellosen Wandels. Jetzt wurden darüber von Neuem Unterhandlungen gepflogen; es war Norfolk's Absicht, die Häupter des Englischen Adels zu gewinnen, um dadurch Elisabeth ihre Zustimmung abzunöthigen. Aber er ging so unvorsichtig zu Werke, und nahm so halbe Maßregeln, daß die Königin seinen Plan mit leichter Mühe vereiteln konnte; er ward in den Tower geworfen, und Maria nach Coventry gebracht und noch strenger bewacht. Zwar erhoben die Grafen Northumberland und Westmoreland im Norden England's Empörung, sie wollten Maria befreien, und riefen alle Katholiken auf, sich für die Wiederherstellung ihrer väterlichen Religion zu bewaffnen, aber auch dieser Aufruhr wurde bald gedämpft.

Feindseliger wurde Elisabeth's Stellung gegen die Katholiken, als der leidenschaftlich heftige Pius V. durch eine Bulle vom 25. Februar 1570 sie für entsetzt erklärte und ihre Unterthanen vom Eide

der Treue entband. Dieses hatte zur Folge, daß ein im nächsten Jahre zusammenberufnes Parlament strengere Gesetze gegen die Katholiken gab.

In dem unglücklichen Schottland ruhten indeß die Kämpfe der Parteien nicht; Murray ward ermordet, und die Anhänger der Königin befehdeten die Gegner derselben, welche nur den jungen Jakob als rechtmäßigen König von Schottland anerkennen wollten. Elisabeth machte zu verschiedenen Malen Vorschläge zur Beendigung des Zwistes und legte Bedingungen vor, unter welchen Maria befreit werden könne. Die darüber 1571 gepflogenen Unterhandlungen führten aber zu keinem Ergebniß, weswegen der Widerwille vieler Schotten gegen Marien wenigstens eben so sehr anzuklagen ist, als der Mangel an Aufrichtigkeit bei Elisabeth, welche von Vielen beschuldigt wird, daß es ihr damit kein Ernst gewesen sey, und daß sie nur Zeit habe gewinnen wollen. Marien's Befreiung war das Losungswort aller katholischen Mißvergnügten, und konnte der Anlaß immer neuer Empörungen werden. Elisabeth mußte also aufrichtig wünschen, sie aus England zu entfernen, unter Verhältnissen freilich, wo sie ihr künftig nicht gefährlich oder schädlich werden konnte. Auch wurde schon 1571 eine abermalige Verschwörung, Marien zu befreien, entdeckt, bei welcher der, gleich nach der Unterdrückung jenes Aufstandes aus seiner Haft entlassene Herzog von Norfolk wenigstens so weit betheiligt war, daß er den Heirathsplan von Neuem aufnahm. Diesmal mußte er es mit dem Leben büßen (2. Juni 1572). Im Unterhause war der Haß gegen Maria schon so groß, daß es bei der Königin darauf antrug, ein peinliches Verfahren gegen sie einzuleiten, was diese damals entschieden ablehnte, obschon, als in demselben Jahre die schreckliche Kunde von der Pariser Bluthochzeit nach England kam, ihre Besorgnisse, durch dieses Beispiel nicht nur von der Wuth des zelotischen Katholicismus, sondern auch von der Macht der Guisen, ungemein vergrößert werden mußten. Die härtere Behandlung der Englischen Katholiken verminderte indeß ihre Zahl und ihren Eifer nicht, und den letzteren zu erhöhen sorgten Elisabeth's auswärtige Feinde. Philipp II. und der Cardinal von Lothringen gründeten, jener zu Douay, dieser zu Rheims, Seminarien für junge katholische Engländer, die ihr Vaterland verlassen hatten. Dort wurden sie unter der Leitung von Jesuiten zu Priestern gebildet, und jährlich eine Anzahl derselben nach England zurückgesandt, wo sie nicht nur die Anhänger der alten

Kirche in ihrem Glauben zu stärken suchten, sondern auch deren Herzen mit Haß und Abscheu gegen die Ketzerkönigin erfüllten. Dieses hatte zur Folge, daß 1577 ein Priester Namens Mayne gehängt wurde, und damit auch von Seiten der protestantischen Regierung der Anfang blutiger Verfolgungen gemacht. Mit dem Jahre 1580 sehen wir die Bemühungen jener Sendlinge sich verdoppeln, und daher auch wiederum von einem Parlamente die Strafgesetze gegen die Katholiken schärfen (1581).

Damals war Maria schon dreizehn Jahre in England gefangen. Die Aussichten für sie wurden immer trüber. Am 8. November 1582 schrieb sie einen Brief voll bittrer und heftiger Klagen an Elisabeth, welche diese mündlich mit nicht minderem Nachdrucke beantworten ließ. Maria schlug vor, sie wolle ihrem Sohne die Regierung überlassen, und selbst unter einer Art von Aufsicht in England leben, sie bat nur um Milderung ihres gegenwärtigen harten Gefängnisses. Aber die Furcht, daß die in Freiheit gesetzte oder minder streng bewachte Maria solche Vorsätze, wenn sie je von ihr aufrichtig gemeint gewesen, schnell vergessen, Ränke anspinnen und neue Feuerbrände in das Land schleudern könnte, machte, daß Elisabeth für die Stimme des Mitleids taub blieb. Doch wurden dem jungen Könige Jakob von Schottland neue Vorschläge über ihre Befreiung gemacht, diesem war sie aber selbst nicht genehm, und er setzte ihr große Hindernisse entgegen *). Zugleich wurde Elisabeth's Leben durch Verschwörungen fanatischer Katholiken bedroht, deren mehrere entdeckt und bestraft wurden, und die mit Marien's Befreiung im engsten Zusammenhange standen. Der Verdacht, daß die Gefangne sie betrieben hatte oder damit einverstanden sey, war dringend. Elisabeth erklärte dem Französischen Gesandten, sie habe Beweise, daß Maria mit ihren Feinden in England, Paris, Rom und Madrid in geheimen Verbindungen stehe, und Anschläge schmiede, sie des Reiches und des Lebens zu berauben **). Desto mehr fühlten Elisabeth's protestantische, für sie begeisterte Unterthanen die Nothwendigkeit, das Leben ihrer Königin zu schützen, und 1585 ging im Parlamente ein Gesetz durch, welches Marien's Namen zwar nicht enthielt, aber deutlich genug wider sie gerichtet war, indem es Untersuchungen verhängte gegen die, welche Empörungen erregen für

*) v. Raumer, Beiträge, Th. I. S. 317. 323. 338.
**) Derselbe, Briefe aus Paris, Th. II. S. 133.

Jemanden, der Ansprüche auf die Thronfolge macht, und gegen diese Person selbst.

Im nächsten Jahre ereignete sich ein Vorfall, welcher das Loos der unglücklichen Maria entschied. Ein junger Edelmann, Babington, zu Paris fanatisirt, Ballard, ein Priester aus dem Seminar zu Rheims, und mehrere andere katholische Engländer, verschworen sich, Elisabeth zu ermorden und Marien zu befreien. Auch diese Verschwörung ward durch die Wachsamkeit und List des Englischen Ministers Walsingham entdeckt, die Theilnehmer wurden eingezogen, sie gestanden theils, theils wurden sie überführt und mit dem Tode bestraft. Man war zugleich in den Besitz von Briefen Maria's an die Verschwornen gekommen, aus welchen hervorging, daß sie um das frevelhafte Vorhaben gewußt. Zwei Schreiber Marien's, Nau und Curl, wurden verhaftet, und in ihren Papieren Beweise von Verbindungen mit Elisabeth's Feinden gefunden. Sie bekannten, daß sie Babington's Briefe empfangen und auf Marien's Befehl beantwortet hätten.

Diese Entdeckungen verstärkten die Besorgnisse aller protestantischen Engländer. Im Staatsrathe der Königin waren die meisten Stimmen dafür, daß Maria zu einer gerichtlichen Untersuchung gezogen werden müsse. Elisabeth's Räthe konnten nicht ohne große und gerechte Besorgniß an den Tod ihrer Gebieterin denken, wenn Maria aus ihrem Gefängnisse auf den Thron stieg, wenn Elisabeth's Glaube und Staatskunst und alle Früchte derselben zerstört worden wären. Die Scheiterhaufen der katholischen Maria von England waren noch in zu lebendigem Andenken. Welche Zukunft mußte da des Landes, welche Zukunft mußte derer harren, die Elisabeth mit ihrem Rathe gedient und in ihrem Sinne gewirkt hatten!

Demnach ward das Rechtsverfahren gegen die Königin von Schottland eingeleitet. Man brachte sie nach dem Schlosse Fotheringhay in der Grafschaft Northhampton, und es wurde eine Commission von vierzig der angesehensten Pairs und fünf Oberrichtern ernannt, um sie zu verhören und Recht über sie zu sprechen. Als die Richter nach Fotheringhay kamen, erklärte sie anfangs, daß sie, als eine unabhängige Fürstin, sich einem Verhöre von Unterthanen nicht unterwerfen könne. Wäre sie bei dieser Weigerung geblieben, so hätte sie das ganze Verfahren weit schwieriger gemacht; aber auf die Vorstellung, daß sie ihrem Rufe auf diese Weise am meisten schade, ergab sie sich, und

stand den Richtern Rede. Ihre Verbindung mit fremden Mächten läugnete sie nicht, wol aber ihre Mitwissenschaft und Theilnahme an der Babingtonschen Verschwörung. Sie erklärte das Zeugniß Nau's und Curl's für falsch, und wollte diesen gegenübergestellt seyn, welches verweigert wurde, nicht, weil man glaubte, daß sie ihr Zeugniß in Gegenwart ihrer Gebieterin zurücknehmen würden, sondern weil es in dem Rechtsverfahren jener Zeit nicht gewöhnlich war *). Nach dem Schlusse der Untersuchung sprachen die Richter zu London das Todesurtheil über die Königin von Schottland aus; ein furchtbarer Spruch, ein gekröntes Haupt wegen der nicht einmal in aller Form erwiesenen Theilnahme an einem verbrecherischen Anschlage dem Loose gemeiner Missethäter zu unterwerfen. Aber die Nachwelt, die nur den Gefühlen der Menschlichkeit und des Mitleids folgend jene Richter verdammt, hat nicht genug erwogen, daß sie dem unabweislichen Gebote der Selbsterhaltung gehorchen zu müssen glaubten, indem sie den von Marien's Haupte abgewandten Todesstreich in Gedanken schon auf Elisabeth fallen sahen.

Vier Tage, nachdem das Urtheil gefällt war, versammelte sich das Parlament (29. Oct.). Es billigte den gethanen Ausspruch vollkommen, und bat die Königin in einer Adresse um dessen öffentliche Bekanntmachung. Elisabeth forderte dagegen die Versammlung auf, eine so wichtige Angelegenheit nochmals sorgfältig in Betrachtung zu ziehen, und ein Mittel in Vorschlag zu bringen, wodurch für ihre Sicherheit gesorgt würde, ohne der Königin von Schottland das Leben zu rauben. Es gäbe keinen solchen Ausweg, lautete die einstimmige Antwort beider Häuser; es sey schon ungerecht, die Vollziehung des Rechts einem einzigen darum bittenden Unterthan zu verweigern, wie viel mehr noch dem ganzen Englischen Volke. Die Königin beantwortete dies in einer Rede, in der sie das Schwierige ihrer Lage darstellte, und die mit folgenden Worten schloß: „Was euer Gesuch betrifft, so bitte und beschwöre ich euch, mit einer Antwort ohne Antwort zufrieden zu seyn. Ich billige euer Urtheil, eure Gründe sind mir einleuchtend, aber entschuldigt die sorgenvollen Zweifel, die mich erfüllen. Wenn ich sagen wollte, daß ich das, was ihr bittet, nicht thun werde, so würde ich vielleicht mehr sagen, als ich denke; wenn

*) The not confronting of the witnesses was not the result of design, but the practice of the age. Hume, Vol VII. p. 193. Ed. Basil.

ich es zu thun verhieße, so könnte ich mich in's Verderben stürzen, was ihr nach eurer Klugheit gewiß nicht wünscht, wenn ihr Zeit, Ort und die Leidenschaften der Menschen erwägt." — Indessen wurde der Urtheilsspruch bald darauf bekannt gemacht, und auf die Vorstellungen der Könige von Frankreich und Schottland nicht geachtet. Viele Schriftsteller haben daher Elisabeth der Verstellung beschuldigt, und behauptet, Marien's Tod sey längst bei ihr beschlossen gewesen, und ihre vorgeblichen Zweifel nichts als eine täuschende Larve, um eine grausame That, gegen die sie sich lange gesträubt, so darzustellen, als sey sie ihr von Anderen bloß abgenöthigt worden. Aber die unparteiische Geschichtschreibung darf von einer solchen unerwiesenen Vermuthung keineswegs als von einer Thatsache berichten. Die menschliche Natur müßte an dem Vorabend großer Entschlüsse nicht von widersprechenden Stimmen bestürmt, und bald nach einer, bald nach der andern Seite hingeleitet werden, wenn nicht in Elisabeth's Seele in der That und Wahrheit qualvolle Zweifel geherrscht haben könnten, indem sie bald an die Rücksichten dachte, welche Milde gegen ein Weib und eine Königin erheischten, und an die mögliche Rache, die von Marien's Freunden geübt werden könne, bald an die nicht geringen Gefahren, welche ihr, England, dem Lichte des Glaubens in ihrem Lande, vielleicht dem Protestantismus überhaupt, drohten, so lange die Hoffnungen einer weitverbreiteten Partei, den Katholicismus auf dem Brittischen Throne wieder herrschen zu sehen, sich an die Person Marien's knüpfen konnten. Stellten ihr doch ihre Vertrauten sogar das Verdammungsurtheil der Nachwelt vor Augen, daß sie aus Sorglosigkeit die dringendsten Uebel nicht abgewandt, so lange es noch Zeit gewesen *). Ihre Räthe, durch Philipp's II. drohende Rüstungen geschreckt, drangen in sie, die Ausführung nicht zu verschieben. Aber eben dadurch mögen in der Seele der Königin, selbst wenn sie schon entschieden war, den Streich geschehen zu lassen, neue Zweifel erwacht seyn, wie denn in dem menschlichen Gemüthe zwischen dem Entschluß zur That und der Ausführung oft noch eine große Kluft befestigt ist.

---

*) Historici succedenti aetati sunt prodituri, serenissimos Angliae sub Elizabethae dies in foedissimum et tenebricosum vesperem, imo in aeternam noctem desiisse. Posteri prudentiam nostram desiderabunt, qui (quod miseriam accumulet) mala prospicere et non praevertere potuimus, et miseriarum molem non tam adversariorum malitiae, quam supinae horum temporum incuriae imputabunt. Camden, Rer. Angl. Annales, Ed. 1639. p. 487.

In dieser Stimmung fiel sie auf den freilich nicht eben großartigen Ausweg, wenigstens das Aufsehen einer öffentlichen Hinrichtung zu vermeiden. Der Hüter des Gefängnisses, Sir Amias Paulet, erhielt einen versteckten Wink, daß man der Vollstreckung des Urtheils durch Gift zuvorkommen möchte, aber er wollte sich nicht dazu verstehen. Endlich ließ Elisabeth den Staatssecretair Davison kommen, und befahl ihm, auf alle Fälle einen Befehl zur Vollstreckung des Urtheils aufzusetzen, damit es bereit sey, wenn sich in dieser ängstlichen Zeit eine Gefahr zeigte. Er that's, und nachdem die Königin die Schrift unterzeichnet hatte, ward Davison damit zum Kanzler geschickt, das Siegel darunter drücken zu lassen. Am andern Tage schickte sie zu ihm, und ließ ihm sagen, er möchte mit der Ausführung ihrer Befehle noch warten. Bestürzt erwiederte er: das Siegel sey schon darunter. Sie schien darüber bewegt, und tadelte ihn wegen seiner Eilfertigkeit. Davison fragte die Staatsräthe, was er zu thun habe, und diese riethen ihm, den Befehl den Vollstreckern, den Grafen von Shrewsbury, Kent, Derby und Cumberland, zukommen zu lassen; sie versprachen ihm dafür, den ganzen Zorn der Monarchin auf sich zu nehmen, und Davison folgte dem schlimmen Rathe *).

Die Grafen von Shrewsbury und Kent machten sich hierauf nach Fotheringhay auf den Weg. Als sie daselbst angekommen waren (7. Febr. 1587), kündigten sie der unglücklichen Gefangenen an, sich auf den nächsten Morgen um acht Uhr gefaßt zu machen. Sie hörte das schreckliche Wort mehr mit Erstaunen, als mit Entsetzen oder Unruhe an, aß ganz heiter zu Abend, und ließ dann ihre sämmtliche Dienerschaft hereintreten. Weinend erschienen die Treuen, sie knieeten nieder und baten sie herzlich um Vergebung, wenn etwa einer von ihnen sie unwissend beleidigt habe. Sie gab ihnen die Bitte zurück, versicherte ihnen, daß sie Allen wohlgewollt habe, gab ihnen Empfehlungsschreiben an ihre Verwandten in Frankreich mit, theilte den kleinen Ueberrest ihrer Güter unter sie aus, und nahm den zärtlichsten Abschied von ihnen. Dann schlief sie einige Stunden, und brachte den Rest der Nacht im Gebete zu. Der Beistand eines katholischen Geistlichen, um den sie gebeten hatte, war ihr versagt worden; dafür

---

*) Der unparteiische Thuanus sagt, die der Maria feindseligen Räthe hätten der Königin keine weitere Anzeige von dem Vorgange gemacht, weil sie Elisabeth's ihnen bekannte Scheu, Blut zu vergießen, gefürchtet — perspecto ejus sanguine fundendo ingenio alieno LXXXVI. p. 109. E

wollte man ihr einen protestantischen Geistlichen aufdringen. Am Morgen des traurigen Tages genoß sie eine Hostie, vom Papste Pius V. geweiht, die sie längst für den entscheidenden Augenblick aufgespart hatte. Dann legte sie eine reiche Kleidung an, um recht als Königin zu sterben. Als sie damit fertig war, trat der Sheriff der Grafschaft in ihr Zimmer, und sagte ihr, es sey Zeit. Sie folgte ihm mit einem ruhigen Gesichte, gestützt auf die Schultern zweier Diener, denn sie litt an einer großen Schwäche in den Beinen. Vor ihrer Thür fand sie die Grafen, die den Befehl von London gebracht hatten, auch ihren Haushofmeister, Andreas Melvil. Dieser warf sich ihr zu Füßen, und rang trostlos die Hände bei dem jammervollen Anblick. Sie entließ den redlichen Diener mit dem sanftesten und frömmsten Zuspruch, küßte ihn, wollte ihn trösten, und weinte selbst. Beim Eintritt in die schwarz ausgeschlagene Halle, in welcher die Blutbühne errichtet war, hießen die Grafen Marien's Diener zurückbleiben. Auf ihr eindringliches Verlangen erhielt sie jedoch für einige die Erlaubniß, Zeugen ihres Todes seyn zu dürfen. Bitterer als alles Uebrige war ihr jetzt die Zudringlichkeit des Dechanten, den man aus der nahen Stadt Peterborough geholt hatte, um sie wo möglich noch vor ihrem Tode zum protestantischen Glauben überzuführen. Er rühmte die große Gnade, die ihr Elisabeth dadurch erweise, daß sie noch für ihre Bekehrung sorge; denn jetzt, meinte er, hange es noch von ihr ab, ob sie zu den Seligen eingehen wolle oder zu den Verdammten. Maria bat ihn, sich und sie nicht zu belästigen, da sie entschlossen sey, im katholischen Glauben zu sterben. Sie betete hierauf für das Wohl ihrer Seele, für ihren Sohn, und zuletzt auch für Elisabeth, der sie Alles verzieh. Dann ließ sie sich von ihren Frauen entkleiden; als einer der Scharfrichter helfen wollte, sagte sie lächelnd, solcher Diener sey sie nicht gewohnt. Ein Kammerfräulein band ihr schluchzend ein Tuch vor die Augen, worauf sie niederknieete und selber ihr Haupt auf den Block legte. Mit dem zweiten Hiebe war es vom Körper getrennt.

So starb Maria Stuart im sechs und vierzigsten Jahre ihres Alters und im neunzehnten ihrer Gefangenschaft, nachdem sie ihre Vergehungen durch das jammervollste Geschick, durch lange traurige Gefangenschaft und einen schmachvollen Tod abgebüßt hatte *). Als

*) Dies ist der Grund des großen Antheils, den diese Fürstin als tragische Heldin erregt, wie Robertson schön sagt: while we survey Mary's sufferings and distresses,

man der Elisabeth die Nachricht brachte, zeigte sie eine große Bestürzung; sie verwünschte den unseligen Diensteifer ihrer Räthe, die ohne bestimmten Befehl die ungeheure That, wider ihr Wissen und Wollen, vollführt hätten. Man sah sie oft und lange starr wie eine Bildsäule stehen, dann wieder Thränen vergießen, kraftlos niedersinken und die Ungewißheit menschlicher Größe beklagen. Allen ihren Räthen drohte sie mit einer scharfen Untersuchung, ließ auch Davison in's Gefängniß werfen und ein Urtheil über ihn sprechen. Und jetzt erkannten eben diejenigen, deren Rath er befolgt hatte, seine schwere Strafbarkeit an. Er mußte eine Geldbuße von zehntausend Pfund Sterling erlegen, die ihn an den Bettelstab brachte. An den König Jakob

---

we are apt altogether to forget her frailties, we think of her faults with less indignation, and approve of our tears, as if they were shed for a person who had attained much nearer to pure virtue. Das Urtheil, welches Marien's Schuld, vornehmlich ihre Theilnahme an der Ermordung ihres Gemahls, anerkennt, wird in der unparteiischen Geschichte wol stehen bleiben, so viel Mühe sich auch mehrere neuere Schottische Schriftsteller gegeben haben, sie im reinsten Lichte der Tugend darzustellen. Hierin stimmt mit Hume und Robertson, Männern von anerkannter Besonnenheit und historischem Scharfblick, ein wohlunterrichteter, sorgfältig prüfender Zeitgenosse überein, Thuanus. Im sechs und achtzigsten Buche seines großen Geschichtswerkes findet sich bei Marien's Tode eine merkwürdige Stelle, die in allen früheren Drucken fehlt und erst in der nach Handschriften berichtigten und vermehrten großen Londoner Ausgabe mitgetheilt ward. Sie mag hier mit den Worten der nach der letzteren gemachten Französischen Uebersetzung stehen: De prétendre avec quelques-uns que Marie était innocente de l'assassinat de son époux, d'oser avancer que ses ennemis lui firent violence, pour la forcer de contracter un mariage infame avec Bothwell; de vouloir enfin justifier tous ses autres crimes, en les couvrant du manteau de la piété, c'est, à mon avis, pousser l'impudence un peu loin. Ce que peut dire un historien, qui fait profession de n'écrire que la vérité, c'est que cette princesse à un grand coeur, à une naissance auguste, à beaucoup de charmes de l'esprit et du corps, joignit tant qu'elle vécut de grandes vertus, qui furent obscurcies par des vices encore plus considérables, et qu'arrivée au moment fatal, elle sçut par un illustre exemple de constance et d'intrépidité, terminer par une mort glorieuse une vie qui ne l'avoit pas beaucoup été. — v. Raumer giebt im zweiten Bande seiner Geschichte von Europa scharfsinnige Untersuchungen, im ersten Theile seiner Beiträge neue aus handschriftlichen Quellen geschöpfte Aufklärungen über die Geschichte Marien's, die ihre Schuld, auch in Bezug auf ihre Theilnahme an den Plänen Babington's noch einleuchtender machen. Doch sagt dieser Geschichtschreiber in Bezug auf ihr tragisches Ende in dem erstern Werke S. 581.: „Wie sich auch der Buchstabe des Rechts aussprach, oder die Gefahr drängte, das Herz empört sich gegen den Gedanken, eine Königin werde von der andern dem Henker überantwortet. Darin liegt ja aber das Tiefste und Ergreifendste dieser Gefühle, daß Maria trotz aller Buße dem Richterschwerte nicht entgeht; daß Elisabeth unbemerkt immer mehr außer Stande kommt, das Mißverhältniß zu ihrer Nebenbuhlerin milde zu lösen; daß das Loos ihren Händen entschlüpft, der Schlag ohne ihr Wissen fällt; und sie selbst den argen Flecken nicht verwischen kann, die Nachwelt nicht verwischen will, der hiedurch auf ihre sonst so glanzreiche Regierung fällt."

schrieb Elisabeth einen Brief, in welchem sie den Wunsch äußerte, daß er den Schmerz kennen, aber nicht fühlen möge, den sie über das ohne ihre Absicht eingetretene unglückliche Ereigniß empfinde. Ihre Handlungen werde sie nie verläugnen, daher auch nie auf Andere wälzen, was von ihr selbst ausgegangen sey. Auch dieses Benehmen ist von Vielen als bloße Verstellung angesehen worden, aber ohne einen Grund, als weil Elisabeth von Herzen froh seyn mußte, den Gegenstand so schwerer und vieljähriger Besorgnisse aus dem Weg geräumt zu sehen. Dieses reicht jedoch auf keine Weise hin, ein so heuchlerisches Spiel vorauszusetzen. Wenn aber die Hinrichtung auch für den Augenblick nicht in Elisabeth's Absichten lag, so ist sie darum über die Ausführung doch nicht gerechtfertigt; denn sie herrschte zu selbständig, als daß ihre Räthe eine solche That gewagt hätten, wenn sie nicht von ihrer Zustimmung überzeugt gewesen wären *).

---

6. Elisabeth's spätere Regierungszeit.

Maria's Haupt fiel zu einer, für den Protestantismus in Europa bedenklichen Zeit. In Frankreich war die fanatische Ligue gewaltig, in den Niederlanden stieg Philipp's Macht durch die Siege Alexander's von Parma. Wir haben in der Geschichte der Französischen und Niederländischen Unruhen gesehen, daß Elisabeth sich in diese Händel zwar nur mit großer Mäßigung und Vorsicht gemischt, aber doch die Sache ihrer Glaubensgenossen nicht ohne Unterstützung gelassen hatte. Daraus war bis jetzt noch kein eigentlicher unmittelbarer Krieg mit Spanien hervorgegangen, aber eine wachsende Spannung, die auf dem Meere und in fernen Weltgegenden in Feindseligkeiten überging. Die Richtung auf Seewesen und Schifffahrt nahm unter Elisabeth's Regierung in England einen neuen und großen Schwung. Die Reichthümer, welche für die Portugiesen und Spanier in Indien und America bereit lagen, und der Ruhm ihrer Seehelden und Eroberer reizten auch in England ehrgeizige Gemüther, den Wegen nachzuspüren, wo jene Helden ihre Schätze gesammelt und ihre Lorbeern gepflückt hatten; ein Rittergeist von jener romantischen Art, wie wir ihn in der Portugiesischen Geschichte kennen gelernt haben, befeuerte viele junge Engländer, ihr Heil auf dem Weltmeere zu versuchen, und ein glücklicher

*) v. Raumer, Gesch. v. Europa. Bd. II. S. 574.

Erfolg lockte Nachahmer herbei. Unter vielen Anderen sind die Namen Drake und Cavendish berühmt. Jener, der erste Englische Weltumsegler, und unter Allen der Erste, der selber von dieser Reise glücklich zurückkam (denn Magelhan war bekanntlich auf dem Wege umgekommen), brachte unermeßliche Beute mit, und seine Ankunft war für ganz England ein Freudenfest. Als er in der Themse Anker geworfen hatte, gab er ein großes Gastmahl auf seinem Admiralschiffe, dem die Königin selbst beiwohnte (1580), und stach bald darauf von Neuem in die See, um die Spanischen Besitzungen an den Americanischen Küsten zu überfallen. Durch einen dieser Züge (1586), glaubt man, sey der Gebrauch des Tabaks in Europa bekannt geworden, der sich von England aus mit großer Schnelligkeit durch alle Länder unsers Welttheils verbreitet hat. Cavendish, nicht minder unternehmend und glücklich, suchte 1587 die Spanischen Besitzungen an den Küsten von Africa bis zum Vorgebirge der guten Hoffnung heim, und sein Einzug in die Themse war gleichfalls ein Triumphzug. Seine Segel waren von Damast und seine Schiffsleute in Seide gekleidet. In demselben Jahre zerstörte Drake eine große Zahl von Schiffen in der Bai von Cadix.

Lange hatte Philipp diesen Angriffen nur Unterstützung der Feinde Elisabeth's entgegengesetzt, aber die Sendung Leicester's nach den Niederlanden und die Hinrichtung der Königin Maria waren zwei Beleidigungen, die er auf das Vollständigste vergelten zu müssen glaubte; daher beschloß er jetzt, seine lang gehegten Entwürfe der Rache zu vollführen, und das Land, welches ihm bei allen seinen Unternehmungen in den Weg trat, auf einen Schlag zu vernichten. Er ließ 1588 seine unüberwindliche Flotte, von der oben (S. 31.) geredet ist, auslaufen, mit welcher ein so großer Theil seines Ruhms und seiner Schätze zu Grunde ging. Die Gefahr für England war groß und die Besorgniß lebhaft; aber Elisabeth's Geist und Heldenmuth zeigten sich auch diesen bedenklichen Umständen vollkommen gewachsen. Außerdem, daß sie nichts unterließ, um ihre Küsten wohl zu verwahren, befeuerte sie auf alle Weise ihr Volk zur Tapferkeit. Sie erinnerte es an das Fürchterliche der Spanischen Tyrannei und Glaubenswuth, an die Schrecken der Inquisition, und an die traurigen Zeiten, da dieser Philipp und Maria England beherrschten. Sie selber begab sich zu Pferde in das Lager bei Tilbury, wo zur Deckung der Themse Truppen zusammengezogen waren, und sprach eindringliche, begei-

sternde Worte. Die ganze Nation beeiferte sich, ihr Beweise zu geben, wie sehr sie ihr Vaterland und ihre Königin liebe. Um die Wette wurden Schiffe und Truppen ausgerüstet, die Stadt London stellte noch einmal so viel, als von ihr begehrt worden waren. So kam eine Flotte von fast zweihundert Schiffen zu Stande, die, weil sie von weit geschickterer Bauart waren, sich mit der Spanischen unüberwindlichen Armada hinreichend messen konnten.

Als die Gefahr vorüber war, trug der angeregte Unternehmungsgeist seine Früchte. Englische Kaufleute segelten nach Rußland hin, Andere handelten nach der Türkei und Ostindien, und Englische Kaper machten Jagd auf die Spanischen Gallionen, welche die Schätze America's nach Lissabon und Cadix bringen sollten. Einer derselben brachte unter andern einmal zwei Spanische Schiffe auf, welche 1400 Kisten Quecksilber und über zwei Millionen Ablaßbullen enthielten, die zwar den Engländern nichts helfen konnten, aber Philippen doch in Rom 300,000 Gulden gekostet hatten, und ihm in Indien wenigstens fünf Millionen würden eingebracht haben. Außerdem schadete Elisabeth ihrem Feinde auch dadurch, daß sie die Holländer und Heinrich von Navarra fortdauernd unterstützte; auch wurde 1589 eine ansehnliche Flotte ausgerüstet, um den Prior von Crato auf den Thron von Portugal zu heben (oben S. 13.). Ja im Jahre 1596 eroberten die Engländer Cadix, schleiften die Festungswerke, und zogen mit reicher Beute wieder heim. So wirkte Elisabeth überall Philipp's mannichfachen Entwürfen entgegen; ihr mannhafter Widerstand war eines der kräftigsten Hindernisse, an denen sein Plan scheiterte, eine Oberhoheit Spanien's über Europa auf der Grundlage des Katholicismus zu errichten. Philipp hätte unter diesen Umständen gern in einen Frieden gewilligt, aber so sehr auch Burleigh im Rathe der Königin dafür sprach und die Vortheile der Ruhe für England entwickelte, so fühlte sich doch Elisabeth geneigter, ihre Helden die Bahn des Kriegsruhmes verfolgen zu lassen, besonders da dem Rathe jenes ältern Ministers von einem jungen Lieblinge der Königin, dem Grafen von Essex, der nach Kampfesehre dürstete, lebhaft widersprochen wurde. Burleigh starb 1598, und Elisabeth vererbte den Krieg auf ihren Nachfolger.

Der fortgesetzte Kampf mit dem Vorfechter des Katholicismus in Europa wurde auch noch vielen Englischen Katholiken verderblich. Denn von jener ersten Hinrichtung eines katholischen Priesters im Jahre 1577 an ruhte die blutige Verfolgung nicht, auch nicht nach

13*

der glücklich überstandenen Gefahr von der Spanischen Armada, und man rechnet im Ganzen an zweihundert Katholiken, die während Elisabeth's Regierung hingerichtet wurden. Viele Andere starben an den Folgen der harten Behandlung in den Gefängnissen, oder wurden durch die schweren Geldstrafen zu Grunde gerichtet *). Auch wurde gegen die zur Untersuchung Gezogenen häufig die Folter angewandt. Obschon nun diese Hinrichtungen und Grausamkeiten ohne Zweifel einen starken Schatten auf Elisabeth's Regierung werfen, so sind sie doch auf keine Weise mit den Verfolgungen der Protestanten unter ihrer Vorgängerin zu vergleichen. Denn diese geschahen aus Glaubenswuth, während unter Elisabeth die Katholiken im Grunde nur aus politischen Rücksichten bestraft wurden. Es drehte sich fast Alles um die Frage, ob sie glaubten, daß der Papst das Recht habe, eine Königin abzusetzen, weil sie sich von der Kirche getrennt.

Der oben genannte Graf von Essex ist besonders durch sein tragisches Ende berühmt geworden. Sein edles Aeußere, sein würdevolles, liebreiches, gewinnendes Benehmen, sein kühner, ritterlicher Sinn hatten ihm die Gunst der Königin in einem hohen Grade erworben. Sie zog ihn sehr hervor, überhäufte ihn mit Ehrenstellen, und ernannte ihn 1599 zum Oberbefehlshaber in Irland, mit einer Macht, dergleichen keiner seiner Vorgänger besessen hatte. In Irland war unaufhörlicher Zwist und Streit zwischen den Engländern und der ursprünglichen Bevölkerung. Die Letztere wurde durch harten Druck und üble Behandlung zum Widerstande gereizt; seitdem der Protestantismus in England herrschend geworden war, hatte die feindselige Spannung zugenommen, da die Irländer der alten Kirche treu blieben. Jetzt war ein gefährlicher Aufstand ausgebrochen, den der Statthalter nicht hatte dämpfen können; der sumpfige, bergige und waldige Boden des Landes erschwerte den Krieg für jeden Ausländer in eben dem Grade, als er den Aufrührern, die ihn kannten, vortheilhaft war. Aller Augen waren daher auf die neue Ausrüstung unter Essex gerichtet, dem ein Heer von zwei und zwanzig tausend Mann mitgegeben war, eine Anzahl, von der man unbedingte Unterwerfung der Empörer erwartete. Aber es zeigte sich, daß Essex der Mann nicht war, ein solches Werk auszuführen, und der Tadel fiel desto schwerer auf ihn, da er begierig nach dieser Stelle getrachtet und große Erwar-

*) Hallam, Const. Hist. of England, Vol. I. p. 221, Ed. Paris.

tungen von sich erregt hatte. Aber in übel geleiteten Unternehmungen kam der größte Theil des Heeres um, und zuletzt schloß Essex mit dem Haupte der Empörer einen Waffenstillstand, dem ein Vertrag folgen sollte, ganz zu Gunsten der Letztern. Von Elisabeth's Zorn über diesen unerwarteten Ausgang unterrichtet, und mit einem schimpflichen Zurückruf bedroht, entschloß sich der Graf dem zuvorzukommen, reiste, wider den ausdrücklichen Befehl der Königin, aus Irland ab, kam nach London, eilte, ohne anderswo abzusteigen, auf den königlichen Palast zu, stürzte sich unangemeldet zu der Königin Füßen, küßte ihre Hände und bat um Verzeihung. Die Ueberraschung und der unerwartete Anblick ihres Lieblings hießen sie ihren Zorn im ersten Augenblick vergessen, und sie entließ ihn gnädiger, als er erwarten konnte. Aber bald überlegte sie, daß sein Betragen ganz etwas Anderes verdient habe, und daß sie, um des Beispiels willen, wenigstens einige Strenge zeigen müsse. Sie wollte eine Art von mütterlicher Züchtigung über ihn ergehen lassen, die ihn eine Zeitlang schmerzen sollte, ohne ihn für immer zu Grunde zu richten. Zu dem Ende ließ sie ihn verhaften und verhören, ernannte einen andern Statthalter für Irland und nahm ihm das Monopol für den Handel mit süßen Weinen ab, welches sie ihm früher verliehen hatte, und das ihm viel einbrachte Bald darauf erhielt er seine Freiheit wieder, doch mit der Einschränkung, sich nicht am Hofe sehen zu lassen. Essex, zu wenig fein, um die Gerechtigkeit, ja die unverdiente Schonung, die ihm widerfuhr, zu erkennen, überließ sich jetzt den unbesonnensten Eingebungen des Ehrgeizes und der Rachsucht. Er sprach mit ungebundener Zunge über die Königin und ihre Schwächen, sagte öffentlich, sie sey ein altes Weib, eben so krumm am Geiste, wie am Körper, und reizte dadurch den Zorn seiner Wohlthäterin, die Alles wiedererfuhr, immer mehr. Aber er ging noch weiter. Er machte sich einen Anhang unter den, der Königin abgeneigten Puritanern, eröffnete einen Briefwechsel mit Jakob VI. von Schottland, und versprach ihm, es durchzusetzen, daß Elisabeth ihn für ihren Nachfolger erkläre Endlich, im Vertrauen auf die Volksgunst, die er wirklich besaß, leitete er eine förmliche Verschwörung ein; er wollte das Schloß überrumpeln, der Königin die Versammlung eines Parlaments abtrotzen, und sie zwingen, zu regieren, wie er es wollte. Zu rechter Zeit erfuhr Elisabeth den verwegenen Entwurf. Am 8. Februar 1601 erschienen der Großsiegelbewahrer, der Lord Oberrichter und einige andre Staatsbeamte in

Essex Landhause, wo er zwei bis dreihundert seiner Freunde versammelt hatte, um sich im Namen der Königin nach der Ursache dieser Bewegung zu erkundigen. Der Graf ließ sie gefangen nehmen, zog mit seinen Begleitern nach der Stadt, rief das Volk auf den Straßen zu seinem Beistande auf, und hoffte, ganz London werde für ihn streiten. Aber obgleich Alles vor die Thür lief, so schloß sich doch Niemand an ihn an; der Sheriff Smith, sein Freund, in dessen Haus er gehen wollte, entschlüpfte durch eine Hinterthür. Essex sah sein Unternehmen gescheitert, und kehrte verzweiflungsvoll mit seinen Begleitern um, aber ehe er sein Haus erreichte, hatten ihn die Meisten verlassen. Zuerst dachte er sich zu vertheidigen, ließ aber diesen Gedanken bald fahren, und ergab sich. Ein Gericht, welches aus vier und zwanzig Pairs und den Oberrichtern bestand, verurtheilte ihn zum Tode. Anfangs nannte er diesen Spruch einen unverdienten, dann gingen ihm aber die Augen über seine Thorheiten und Vergehungen auf, und er bezeigte tiefe und aufrichtige Reue. Nach langem Schwanken bestätigte Elisabeth mit schwerem Herzen das Urtheil. Am 25. Februar 1601 ward er — im vier und dreißigsten Lebensjahre — im Tower hingerichtet. Dieselbe Strafe litten nachher noch vier seiner Mitschuldigen, alle übrigen begnadigte die Königin.

Schmerz über diesen unglücklichen Ausgang ihres Lieblings blieb in Elisabeth's Seele zurück, aber schwerlich veranlaßte er, wie Viele annehmen den Trübsinn, der sie kurz vor ihrem eignen Ende befiel. Man erzählt eine romanhafte, wenig glaubliche Geschichte von einer Entdeckung, welche die Königin in Bezug auf Essex gemacht, und die ihre letzten Tage sehr verbittert habe. Essex, heißt es, hatte es einmal in einer vertrauten Stunde während der Zeit seines Glücks beseufzt, daß Frauengunst etwas so Vergängliches sey, und daß eine Abwesenheit von mehreren Monden die innigste Neigung bis zur Vergessenheit schwächen könne. Da hatte ihm Elisabeth geschworen, daß sie ihn nie vergessen wolle, und gleichsam als Talisman ihm einen Ring gegeben, der die Kraft haben sollte, ihn auf der Stelle mit ihr zu versöhnen, wenn er ihr auch mitten in ihrem größten Zorne denselben vorzeigte. Nun war kein Ring erschienen, während er im Gefängniß geschmachtet hatte, und diese Halsstarrigkeit hatte sie am meisten gekränkt. Zwei Jahre nach seinem Tode ward die Gräfin Nottingham krank, und entlud sich vor dem Beichtiger eines Geheimnisses, das sie zu ihren schwersten Sünden zählte. Essex, tief gebeugt, hatte sie den Tag vor

seinem Tode in seinen Kerker rufen lassen, und ihr den Ring gegeben, mit der Bitte, ihn der Königin einzuhändigen; aber das neidische Weib hatte ihn still zurückbehalten, und erst jetzt konnte die Todesangst sie bewegen, ihn auszuliefern.

Am 24. März 1603 verschied Elisabeth im siebzigsten Jahre ihres Alters, nachdem sie in den letzten Stunden ihres Lebens noch Jacob VI. von Schottland, den Sohn ihrer Feindin Maria, als ihren Nachfolger auf dem Englischen Throne bezeichnet hatte. Was man auch über einige Fehler und Schwächen dieser Königin sagen mag — sie bleiben immer nur geringe Flecken an dem unvergänglichen Denkmale, welches sie durch das ihrem Volke eingehauchte Leben ihrem großen und starken Geiste gesetzt hat. Wenn man sie grausamer Härte gegen eine Nebenbuhlerin zeiht, so sollte man sie auch eben so sehr beklagen, daß die Verwirrungen der Zeit eine solche Härte unerläßlich zu machen schienen.

Der Wohlstand der Englischen Nation ist durch die Regierung Elisabeth's sehr vermehrt worden, indem sowol Ackerbau als Handel durch sie einen neuen Schwung erhielten. Der letztere bedurfte um so mehr der Begünstigung, je mehr noch die Deutsche Hanse mit ihren Vorrechten ihn niederdrückte. Die Manufacturen waren unbedeutend, und ausländischen Waaren gab man noch lange den Vorzug. Da die Verfassung die Befugnisse der verschiedenen Regierungsgewalten noch nicht so bestimmt geregelt hatte, als späterhin, so herrschte Elisabeth eigenmächtiger als die Könige von England in unsern Tagen. Um nicht durch Geldforderungen vom Parlamente abhängiger zu werden, übte sie eine weise Sparsamkeit. Zugleich wußte Elisabeth, wie ihre Vorgänger, andere Mittel zu finden, um Geld zu erhalten. Monopolien wurden verkauft, nicht zum Vortheil des Handels. Die alte Gewohnheit, daß der Adel dem Könige Neujahrsgeschenke machen mußte, suchte Elisabeth emsig aufrecht zu erhalten. Die gezwungenen Anleihen, die sie bei ihren Unterthanen machte, waren auch so gut als eingeforderte Geschenke oder Abgaben, denn in der Regel war an kein Wiederbezahlen, noch weniger an Verzinsen, zu denken. Einen Bischofssitz ließ sie einmal neunzehn Jahre unbesetzt, um so lange die Einkünfte desselben zu ziehen, und selten vergab sie ein Bisthum, ohne es um einigen Grundbesitz zu schmälern. Ihre ordentlichen jährlichen Einkünfte betrugen etwa 500,000 Pfund, und die Summe aller während ihrer fünf und vierzigjährigen Regierung vom Parlamente be-

Essex Landhause, wo er zwei bis dreihundert seiner Freunde versammelt hatte, um sich im Namen der Königin nach der Ursache dieser Bewegung zu erkundigen. Der Graf ließ sie gefangen nehmen, zog mit seinen Begleitern nach der Stadt, rief das Volk auf den Straßen zu seinem Beistande auf, und hoffte, ganz London werde für ihn streiten. Aber obgleich Alles vor die Thür lief, so schloß sich doch Niemand an ihn an; der Sheriff Smith, sein Freund, in dessen Haus er gehen wollte, entschlüpfte durch eine Hinterthür. Essex sah sein Unternehmen gescheitert, und kehrte verzweiflungsvoll mit seinen Begleitern um, aber ehe er sein Haus erreichte, hatten ihn die Meisten verlassen. Zuerst dachte er sich zu vertheidigen, ließ aber diesen Gedanken bald fahren, und ergab sich. Ein Gericht, welches aus vier und zwanzig Pairs und den Oberrichtern bestand, verurtheilte ihn zum Tode. Anfangs nannte er diesen Spruch einen unverdienten, dann gingen ihm aber die Augen über seine Thorheiten und Vergehungen auf, und er bezeigte tiefe und aufrichtige Reue. Nach langem Schwanken bestätigte Elisabeth mit schwerem Herzen das Urtheil. Am 25. Februar 1601 ward er — im vier und dreißigsten Lebensjahre — im Tower hingerichtet. Dieselbe Strafe litten nachher noch vier seiner Mitschuldigen, alle übrigen begnadigte die Königin.

Schmerz über diesen unglücklichen Ausgang ihres Lieblings blieb in Elisabeth's Seele zurück, aber schwerlich veranlaßte er, wie Viele annehmen den Trübsinn, der sie kurz vor ihrem eignen Ende befiel. Man erzählt eine romanhafte, wenig glaubliche Geschichte von einer Entdeckung, welche die Königin in Bezug auf Essex gemacht, und die ihre letzten Tage sehr verbittert habe. Essex, heißt es, hatte es einmal in einer vertrauten Stunde während der Zeit seines Glücks beseufzt, daß Frauengunst etwas so Vergängliches sey, und daß eine Abwesenheit von mehreren Monden die innigste Neigung bis zur Vergessenheit schwächen könne. Da hatte ihm Elisabeth geschworen, daß sie ihn nie vergessen wolle, und gleichsam als Talisman ihm einen Ring gegeben, der die Kraft haben sollte, ihn auf der Stelle mit ihr zu versöhnen, wenn er ihr auch mitten in ihrem größten Zorne denselben vorzeigte. Nun war kein Ring erschienen, während er im Gefängniß geschmachtet hatte, und diese Halsstarrigkeit hatte sie am meisten gekränkt. Zwei Jahre nach seinem Tode ward die Gräfin Nottingham krank, und entlud sich vor dem Beichtiger eines Geheimnisses, das sie zu ihren schwersten Sünden zählte. Essex, tief gebeugt, hatte sie den Tag vor

seinem Tode in seinen Kerker rufen lassen, und ihr den Ring gegeben, mit der Bitte, ihn der Königin einzuhändigen; aber das neidische Weib hatte ihn still zurückbehalten, und erst jetzt konnte die Todesangst sie bewegen, ihn auszuliefern.

Am 24. März 1603 verschied Elisabeth im siebzigsten Jahre ihres Alters, nachdem sie in den letzten Stunden ihres Lebens noch Jacob VI. von Schottland, den Sohn ihrer Feindin Maria, als ihren Nachfolger auf dem Englischen Throne bezeichnet hatte. Was man auch über einige Fehler und Schwächen dieser Königin sagen mag — sie bleiben immer nur geringe Flecken an dem unvergänglichen Denkmale, welches sie durch das ihrem Volke eingehauchte Leben ihrem großen und starken Geiste gesetzt hat. Wenn man sie grausamer Härte gegen eine Nebenbuhlerin zeiht, so sollte man sie auch eben so sehr beklagen, daß die Verwirrungen der Zeit eine solche Härte unerläßlich zu machen schienen.

Der Wohlstand der Englischen Nation ist durch die Regierung Elisabeth's sehr vermehrt worden, indem sowol Ackerbau als Handel durch sie einen neuen Schwung erhielten. Der letztere bedurfte um so mehr der Begünstigung, je mehr noch die Deutsche Hanse mit ihren Vorrechten ihn niederdrückte. Die Manufacturen waren unbedeutend, und ausländischen Waaren gab man noch lange den Vorzug. Da die Verfassung die Befugnisse der verschiedenen Regierungsgewalten noch nicht so bestimmt geregelt hatte, als späterhin, so herrschte Elisabeth eigenmächtiger als die Könige von England in unsern Tagen. Um nicht durch Geldforderungen vom Parlamente abhängiger zu werden, übte sie eine weise Sparsamkeit. Zugleich wußte Elisabeth, wie ihre Vorgänger, andere Mittel zu finden, um Geld zu erhalten. Monopolien wurden verkauft, nicht zum Vortheil des Handels. Die alte Gewohnheit, daß der Adel dem Könige Neujahrsgeschenke machen mußte, suchte Elisabeth emsig aufrecht zu erhalten. Die gezwungenen Anleihen, die sie bei ihren Unterthanen machte, waren auch so gut als eingeforderte Geschenke oder Abgaben, denn in der Regel war an kein Wiederbezahlen, noch weniger an Verzinsen, zu denken. Einen Bischofssitz ließ sie einmal neunzehn Jahre unbesetzt, um so lange die Einkünfte desselben zu ziehen, und selten vergab sie ein Bisthum, ohne es um einigen Grundbesitz zu schmälern. Ihre ordentlichen jährlichen Einkünfte betrugen etwa 500,000 Pfund, und die Summe aller während ihrer fünf und vierzigjährigen Regierung vom Parlamente be-

willigten Steuern berechnet Hume *) auf nicht mehr als drei Millionen. Dennoch waren die Niederländer und Heinrich IV. tief in ihrer Schuld, und von dem Spanischen und Irländischen Krieg waren große Summen verschlungen worden.

---

7. William Shakspeare.
(geb. 1564, gest. 23. April 1616.)

Alle Vorstellungen von der zu Elisabeth's Zeiten in England noch obwaltenden Sittenrohheit und geringen Bildung verschwinden durch die einzige Thatsache, daß während der Regierung dieser Königin der größte dramatische Dichter der neueren Zeit, William Shakspeare, lebte und wirkte. Denn die Werke eines solchen Dichters können nicht außer Zusammenhang mit der Zeit seyn, sie sind unmittelbar für die Bühne und für ihre Bedürfnisse geschrieben, und setzen daher einen Hörerkreis voraus, der für ihre Schönheiten volle Empfänglichkeit hatte. Erwägt man dieses, und daß Shakspeare eben so aus der Zeit als für die Zeit schrieb; betrachtet man, welche Fülle von Verstand, Kraft, Lebenslust und Heiterkeit aus der ganzen Art des Daseyns hervorleuchtet, welches er schildert, so wird man vielmehr mit großer Achtung vor der Bildung und dem Geiste erfüllt werden, die zu Elisabeth's Zeiten das Englische Volk durchdrungen hatten. In der Entwickelung von Kräften, die der Protestantismus hervorrief, als der Genius des Britischen Volkes sich freudig seiner Stärke bewußt ward, blieb auch die Poesie nicht zurück, und erschien — wie zu Athen, als die Nationalkraft ihren Gipfel erreicht hatte — in ihrer vollendetesten Gestalt, der dramatischen. Um die Mitte der Regierung Elisabeth's trat die Englische Bühne raschen und starken Schritts aus den ersten noch unscheinbaren Anfängen hervor, erreichte eine Vollendung, wie sie kein anderes Europäisches Volk der neueren Zeit aufzuweisen hat, und nachdem sie ein Menschenalter etwa in dieser herrlichen Blüthe dagestanden hatte, fing sie zu sinken an. Eben so berührten sich in Athen der erste hohe Aufschwung, die Vollendung und der beginnende Verfall der dramatischen Poesie sehr nahe. Als Shakspeare auftrat, fand er die Bahn durch einige Dichter von Geist und Talent schon

---

*) Vol. VII. p. 322.

eröffnet; er erfand die Kunstform des Englischen Theaters nicht, er erweiterte sie nur zu dem reichen Rahmen, der die mannichfachsten Gebilde auf die freieste und natürlichste Art enthält, und der, wie jede wahre Kunstform, mit der Wesenheit des Dargestellten auf das Innigste verknüpft ist.

Von dem Leben dieses außerordentlichen Mannes ist sehr wenig mit Zuverlässigkeit bekannt *); späterhin ist es mit allerlei fabelhaften Umständen aufgestutzt worden. William Shakspeare ward zu Stratford am Avon in Warwicshire geboren. Nach beendigten Schuljahren scheint er in seiner Vaterstadt eine Zeitlang als Schreiber eines Advocaten gearbeitet zu haben. Aber obschon er keine Universität bezog, und sich die Gelehrsamkeit seiner Zeit nicht in ihrem ganzen Umfang zu eigen machte, so war ihm doch gelehrte Bildung keinesweges fremd wie er sich ihrer denn für die Zwecke der Poesie auf sehr mannichfache Weise bedient hat. Er war noch nicht neunzehn Jahre alt, als er heirathete, und seine Frau war acht Jahre älter als er. Man weiß nicht, was diese für ein nördliches Klima ungewöhnlich frühe Verbindung veranlaßte. Vielleicht war es nothwendige Folge eines früheren Umgangs, vielleicht Wunsch der Aeltern Shakspeare's, durch Heirath mit einer wohlhabenden Frau seine Lage zu verbessern. Es kann aber ein durch den Abstand der Jahre erzeugtes Mißverhältniß zwischen den Ehegatten gar wol die Ursach gewesen seyn, warum Shakspeare wenige Jahre nachher seine Frau und drei Kinder verließ, und sich allein nach London begab. Denn mit Gewißheit ist die Veranlassung zu diesem Schritte gleichfalls nicht anzugeben; was man gewöhnlich von einem Walddiebstahl erzählt, der ihn dazu genöthigt haben soll, ist unbegründete Sage. In London war er vermuthlich anfänglich wieder Schreiber eines Advocaten, arbeitete aber sehr bald für die Bühne, bis er ihr sein Leben in doppelter Hinsicht, als Schauspieler und Dichter, widmete. Sein hoher Ruhm begann 1592, und im nächsten Jahre, wo Romeo und Julia und Richard II. auf der Bühne erschienen, und er sein treffliches erzählendes Gedicht, Venus und Ado-

*) Man sehe Tieck über Shakspeare's Sonette in der Penelope für 1826, und dessen Vorrede zu Shakspeare's Vorschule Bd. I. Die Ausführung des dort Angedeuteten erwarten die Freunde der Poesie mit Verlangen in einem längst verheißenen Werke Tieck's, dieses durch Geistesverwandtschaft und tiefe Forschungen größten Shakspearekenners unserer Tage. Eines und das Andere in dem Obigen verdanke ich mündlichen Belehrungen unseres großen Dichters.

nis, bekannt machte. Seine Gedichte erwarben ihm Gönner unter den Vornehmsten und am Hofe, Elisabeth und ihr Nachfolger schätzten unsern Dichter hoch, mit dem Grafen Southampton, einem jungen, durch Schönheit und Liebreiz ausgezeichneten Manne, schloß er einen Bund inniger Freundschaft. Southampton war der vertrauteste Freund des Grafen Essex, und als Theilhaber seiner aufrührerischen Unternehmung in dessen Schicksal verwickelt; kaum kam er mit dem Leben davon. Shakspeare nahm den innigsten Antheil an dem Unglück seines Freundes; in diese Zeit fallen Hamlet (in seiner vollendeten Gestalt), Lear und Macbeth, jene gigantischen Werke, in denen ein von rauhen Stößen des Schicksals auf das Empfindlichste berührtes Gemüth durchleuchtet. Shakspeare erlebte noch die Abnahme seines hohen Ruhmes durch die Bemühungen einer Gegenpartei, welcher er nicht gelehrt genug war, an deren Spitze Ben Jonson und Fletcher, zwei gleichfalls berühmte dramatische Dichter, standen. Während seiner theatralischen Laufbahn hatte er sich ein nicht unbeträchtliches Vermögen erworben; mit diesem zog er sich in den letzten Jahren seines Lebens nach seinem Geburtsort zurück, und lebte dort in Ruhe bis an seinen Tod. Sein letztes Werk ist wahrscheinlich Cymbeline gewesen. Was die Poesie an Einfluß auf das menschliche Gemüth nur irgend vermag, zu befeuern, zu erheben, zu rühren, auf das Gewaltigste zu erschüttern und wieder zu besänftigen, zu versöhnen, gelind zu schmeicheln und mit allem Zauber zu locken, die verborgenen Tiefen des menschlichen Herzens zu erschließen, die Wunder des Geistes und der Natur zu enthüllen, das Erhabenste nahe zu rücken und das Geringscheinende zu verklären — dies Alles hat dieser Riesengeist vermocht, wie je ein Sterblicher.

Der großen augenblicklichen Wirkung der Shakspeareschen Dramen auf die Zeitgenossen kam eine treffliche Schauspielkunst zu Hülfe, und diese wurde durch eine höchst zweckmäßige Einrichtung der Bühne unterstützt. Die Scene war durch eine angemessene Architektur verziert, die wirksam in das Spiel eingriff. Durch das Wegziehen von Vorhängen konnte dem Theater nach Belieben eine größere Tiefe gegeben werden, aber unsere Decorationen, welche den beabsichtigten Zweck der Täuschung nur sehr unvollkommen erreichen, und weit mehr stören und verwirren als fördern, hatte es nicht. Dafür nahm es die Phantasie der Zuschauer in Anspruch, welche diesem scheinbaren Mangel in der That auf das Gründlichste abhilft.

IX. Deutschland von der Abdankung Karl's V. bis zum Tode Rudolf's II.

1. Ferdinand I.
(1556—1564.)

Obschon Kaiser Karl V., ehe er im Herbste 1556 von den Niederlanden nach Spanien ging, um dort in der Einsamkeit sein Leben zu beschließen, auch die Regierung des Deutschen Reiches niedergelegt hatte; so erfolgte doch die feierliche Uebertragung derselben an seinen Bruder Ferdinand erst am 14. März 1558 auf einer Versammlung der Kurfürsten zu Frankfurt. Der dem Oesterreichischen Hause feindselige Papst Paul IV. wollte zwar Ferdinand nicht als Kaiser anerkennen, weil eine Abdankung ohne päpstliche Einwilligung keine Gültigkeit haben könne; aber dieser Widerspruch wurde auch von den katholischen Reichsständen als eine Anmaßung betrachtet und blieb ohne alle Folge, und nach Paul's IV. Tode erkannte sein Nachfolger Pius IV. Ferdinand als Kaiser an. Die Päpste mußten von ihren alten Ansprüchen zurückkommen. Den Römerzug zur Krönung that kein Kaiser mehr, obgleich Sixtus V. ihnen dazu einen eigenen prächtigen Krönungspalast in Rom bauen ließ.

Ferdinand hat bei Protestanten und Katholiken das Lob eines guten Regenten davongetragen. Die Erfahrungen, die er unter der vorigen Regierung in so reichem Maße zu machen Gelegenheit gehabt, hatten ihn Mäßigung gelehrt; auch in seinen Erbstaaten, wo es viele Protestanten gab, enthielt er sich gewaltsamer Schritte. Er bedurfte stets des Beistandes seiner Stände, besonders gegen die gefährlichen Türken, und so mußte er in Glaubenssachen einigermaßen nachsichtig seyn. Von ganzer Seele Katholik, wünschte er doch die Religionstrennung durch Milde und einige Nachgiebigkeit wieder aufzuheben, und auch nachdem der Schluß des Tridentinischen Concils seine Hoffnungen in dieser Hinsicht getäuscht hatte, bestrebte er sich den Papst dahin zu bringen, daß er den Laienkelch und die Priesterehe gestatte. Nur das Erstere ward gewährt, und zwar unter so beschränkenden Bedingungen, daß die Wirkung nicht groß seyn konnte. Nach einiger Zeit wurde auch diese Erlaubniß ganz zurückgenommen.

Der Religionsfriede war nun zwar geschlossen, aber ein gegenseitiges Vertrauen hatte sich durch ihn nicht eingestellt. Wie beide Religionsparteien durch verschiedene, das ganze Leben durchdringende Richtungen sich von einander getrennt fühlten, so fürchteten sie einander auch; jeder durchreisende Eilbote, jeder ausgehobene Söldnerhaufe ließ sie schon neue Verschwörungen und Bündnisse fürchten. Die tollsten Gerüchte durchkreuzten sich, und die schrecklichsten fanden immer den meisten Glauben. An Orten, wo Lutheraner und Katholiken zusammen lebten, herrschte zwischen beiden die feindseligste Spannung und die Partei, welche jedesmal die stärkere war, drückte die andere bei jeder Gelegenheit. Darüber entstanden bald laute Klagen, die dann auch wieder vor die Reichstage gebracht wurden. Die Abneigung zwischen Lutheranern und Katholiken war fast nicht geringer als die zwischen Juden und Christen; sogar durch die Kleidung suchte man sich zu unterscheiden, um nichts mit den Gegnern gemein zu haben. Aber diese beiden Parteien waren nicht die einzigen im Reiche. Nicht nur gab es den Lutheranern gegenüber Anhänger der Schweizer Reformatoren, sondern die Lutheraner selber waren unter einander zerfallen und bekämpften sich mit großer Heftigkeit.

Diese Kämpfe hatten bald die eine, bald die andere Glaubenslehre zum Gegenstand; der lebhafte Antheil, den die Fürsten daran nahmen, gab ihnen einen politischen Charakter und politische Folgen, und stellte bei dem protestantischen Theile der Nation die übrigen geistigen Interessen in den Schatten.

Unter den Theologen der Lutherischen Kirche erhob sich nach dem Tode ihres Stifters eine Partei, die mit Aengstlichkeit über den Buchstaben seiner Lehre wachte, jede Entfernung von demselben verdammte, und die Abweichenden mit zelotischer Heftigkeit angriff und verketzerte. An ihrer Spitze stand schon in den Zeiten der Bewegungen über das Interim Matthias Flacius, von seinem Geburtslande Istrien Illyricus genannt, ein Mann von vieler Gelehrsamkeit, aber von einem unruhigen Thätigkeitsdrange und rechthaberischem Starrsinn beherrscht. Besonders griff er Melanchthon, den er persönlich haßte, mit der heftigsten Schmähsucht an. Herzog Johann Friedrich der Mittlere von Sachsen, der Sohn und Erbe des unglücklichen Kurfürsten Johann Friedrich, war der Partei der strengen Lutheraner ganz ergeben, und rief daher Flacius an die Universität Jena, die eben gegründet war um als Bollwerk des unverfälschten Lutherthums gegen Wittenberg,

wo Melanchthon und seine Freunde lehrten, zu dienen. Den Angriffen, die von Jena erfolgten, wurde von Wittenberg und Leipzig begegnet, und so war zwischen diesen Universitäten ein Verhältniß voll Zank und Hader.

Diesen, der ganzen Lutherischen Kirche Gefahr drohenden Händeln zwischen den Theologen und ihren Anhängern, und dem Geschrei der Zeloten, daß man sich von dem wahren Lutherischen Lehrbegriffe entferne, ein Ende zu machen, vereinigten sich die drei evangelischen Kurfürsten von der Pfalz, von Sachsen und von Brandenburg, der Landgraf von Hessen, der Herzog von Würtemberg und der Pfalzgraf von Zweibrücken auf dem oben schon erwähnten, zu Frankfurt 1558 gehaltenen Fürstentage zu einem Vergleiche, der Frankfurter Receß genannt, in welchem sie erklärten, daß sie fortwährend bei der Augsburgischen Confession standhaft verblieben, und nähere Bestimmungen über vier Punkte hinzufügten, die zu den theologischen Händeln Anlaß gegeben hatten. Diese von Melanchthon entworfenen Erklärungen waren in höchst versöhnlichem Sinne abgefaßt, aber den Eifrern thaten sie kein Genüge. Von mehreren Seiten erhob sich Widerspruch, besonders von Flacius, welcher den Receß mit dem feindseligsten Ungestüm angriff. Auf seinen Betrieb verwarf ihn Herzog Johann Friedrich, und ließ dagegen eine, besonders von Flacius ausgearbeitete, Confutation bekannt machen, nach deren Inhalt im herzoglichen Sachsen gelehrt werden solle. Wer sich für diese Glaubensvorschrift nicht auf das entschiedenste erklärte, wurde verketzert und verfolgt. Auch eine Zusammenkunft der evangelischen Fürsten, die auf Veranlassung des Herzogs Christoph von Würtemberg zur Herstellung der Einigkeit unter den Lutheranern im Anfange des Jahres 1561 zu Naumburg gehalten wurde, lief fruchtlos ab, obschon die Gunst und der Einfluß, durch welche Flacius am Weimarischen Hofe so schädlich wirkte, damals schon im Sinken waren. Er hatte sich in einer Disputation eine Behauptung entschlüpfen lassen, die allgemein als ketzerisch auffiel, war aber viel zu halsstarrig, sie zurückzunehmen. Endlich wurde Herzog Johann Friedrich der Anmaßungen und des Trotzes dieses Eifrers völlig müde, er setzte ihn 1562 ab, und wahrscheinlich würde er ein noch härteres Schicksal erfahren haben, wenn er sich nicht durch schleunige Flucht aus Jena gerettet hätte. Doch endeten damit die Umtriebe seiner Anhänger nicht.

Ein so großer Unfriede in der Kirche hatte auf Melanchthon's

weiche Seele längst den betrübendsten Eindruck gemacht, und diese fortgehende Reihe von unverdienten Kränkungen, Verläumdungen, Schmähungen, der Undank, den er erfuhr, die letzten Jahre des edlen Mannes ungemein verbittert. Er starb am 19. April 1560 zu Wittenberg im vier und sechzigsten Lebensjahre, und daß ihm der Tod als eine wahre Wohlthat erschien, geht aus folgenden Worten hervor, die er wenige Tage vorher auf ein Blatt geschrieben hatte: „Du wirst zum Lichte kommen; du wirst Gott sehen; du wirst den Sohn Gottes schauen; du wirst jene wunderbaren Geheimnisse verstehen lernen, welche du in diesem Leben nicht hast begreifen können: warum wir so und nicht anders erschaffen worden sind; wie die Vereinigung beider Naturen in Christo beschaffen ist. — Du wirst von der Sünde lassen; du wirst von allen Mühseligkeiten befreit werden, und von der Wuth der Theologen."

Nichts hatte die strengen Lutheraner gegen den überall Versöhnung suchenden Melanchthon so sehr aufgebracht, als daß er sich in der Abendmahlslehre den Schweizerischen Reformatoren genähert, und in einer spätern Ausgabe des Augsburgischen Glaubensbekenntnisses den zehnten, diesen Punkt betreffenden Artikel so zu fassen gesucht hatte, daß sowol Lutheraner als Reformirte ihre Ueberzeugung darin ausgedrückt finden konnten. Heftig und laut wurde das Geschrei gegen diese veränderte Augsburgische Confession, und besonders nach Luther's Tode, die unveränderte das Panier aller strengen Anhänger seines Lehrbegriffs. Man fing an, nicht nur die eigentlichen Schüler Calvin's Calvinisten zu nennen, sondern auch Alle, welche sich nur in der Abendmahlslehre an die Schweizer anschlossen, und mit diesem Namen dem Volke als Irrgläubige zu bezeichnen. Nichts desto weniger erhielten und verstärkten sich die Anhänger dieser Lehre in Deutschland, und die Heftigkeit ihrer Gegner, trug dazu bei, ihnen Freunde zu gewinnen. Als der Kurfürst von der Pfalz Otto Heinrich am 12. Februar 1559 unvermählt starb, fand sein Nachfolger Friedrich III., von der Simmernschen Linie, das Land in Parteien getheilt, die mit großer Erbitterung über jene Frage stritten. Anfangs befahl er den Häuptern, die gegenseitigen Schmähungen zu unterlassen, und schrieb, einem von Melanchthon eingeforderten Gutachten gemäß in der Lehre eine Formel vor, der beide Parteien ihre Meinung unterlegen konnten; da er aber bei den strengen Lutheranern heftigen Widerspruch fand, setzte er sie ab, und änderte nun Kircheneinrichtungen und Gottesdienst

in seinem Lande ganz nach der Schweizerischen Art. Es machte außerordentliches Aufsehn, daß ein Deutscher Fürst, und zwar einer der bedeutendsten, zur reformirten Kirche getreten war. Der Kurfürst ließ von einigen Theologen eine besondere Bekenntniß- und Lehrschrift entwerfen, die 1563 erschien. Sie heißt der Heidelberger Katechismus, und hat in der reformirten Kirche fast allgemeinen Beifall gefunden.

Am 25. Juli 1564 starb Kaiser Ferdinand I. im zwei und sechzigsten Lebensjahre. Seinen ältesten Sohn, Maximilian, hatte er 1562 zum Böhmischen König krönen lassen, und im folgenden zum Römischen, nachdem die Kurfürsten ihn dazu gewählt hatten. Die meisten Schwierigkeiten fand der Kaiser bei der Uebertragung der Ungrischen Krone, doch setzte er auch hier die Wahl und Krönung durch. Aber von den alten Erblanden erhielt Maximilian nur das eigentliche Oesterreich. der zweite Sohn des Kaisers, der auch Ferdinand hieß, bekam Tyrol, und der dritte, Karl, Steiermark, Kärnthen und Krain. Jener Ferdinand hatte Philippine Welser, die durch Geist und Schönheit ausgezeichnete Tochter eines Augsburger Patriciers, geheirathet, wider den Willen des Vaters, der anfangs sehr zürnte, sich aber später versöhnen ließ. Doch waren die Kinder aus dieser Ehe nicht successionsfähig, und da eine zweite, die Ferdinand von Tyrol nach Philippinen's Tode mit einer Prinzessin von Mantua einging, ohne Söhne blieb, so fiel sein Land nach seinem Tode an die beiden andern Linien.

---

2. Maximilian II.
(1564—1576.)

Maximilian II. war ein Fürst voll Milde, Liebenswürdigkeit, Mäßigung und Menschenfreundlichkeit, mit vielen Gaben und großem Verstande geschmückt, und von edlem Eifer für seinen wichtigen Beruf beseelt, betrieb er die Regierungsgeschäfte mit Ernst und Einsicht. Der evangelischen Lehre war er vor seinem Regierungsantritte so zugethan, daß es schien, er würde mit seinem Vater darüber ganz zerfallen, und jetzt glaubten viele Protestanten entschieden, daß er förmlich zu ihnen übertreten würde, ja Kurfürst Friedrich III. von der Pfalz forderte ihn schriftlich dazu auf. Aber die unseligen Entzweiungen und Verketzerungen der Protestanten unter einander hatten auf Maximilian's friedliebendes Gemüth einen widrigen Eindruck gemacht

Auch wollte er als Kaiser nicht unter, sondern über den Parteien stehen. Dieser Gesinnung gemäß handelte er auch als Herr seiner Erbstaaten gegen die dortigen Protestanten im Geiste edler Duldung. Er gab den Gliedern des Oesterreichischen Herren- und Ritterstandes, deren Mehrzahl schon aus Protestanten bestand, die Erlaubniß, in ihren Schlössern, Städten und Dörfern Lehre und Gottesdienst nach der Weise der Augsburgischen Confession einzurichten. Den landesfürstlichen Städten wurde dieses zwar nicht gewährt, Maximilian zeigte sich indeß so nachsichtig, daß er es nicht hinderte, als die Stände in ihrem Landhause zu Wien evangelischen Gottesdienst halten ließen und die Bürger ihm beiwohnten. Ja es wurde auf des Kaisers Veranlassung ein Lutherischer Gottesgelehrter, Chyträus aus Rostock, einer der verdientesten Schüler Melanchthon's, berufen, um eine Agende für die Lutherischen Gemeinden in Oesterreich anzufertigen. Kaum hatte Papst Pius V. von diesen Dingen Kunde bekommen, so erließ er ein hartes Breve gegen den Kaiser und schickte zugleich den Cardinal Commendone nach Wien, der ihn wegen dieses Verfahrens gegen die Ketzer zur Rede stellen sollte. Vergebens verbat sich Maximilian den Besuch des Legaten; dieser kam dennoch. Auf seine Vorstellungen erwiederte Maximilian: „er habe seinen Landständen die Augsburgische Confession gestattet, um den vielen irrigen Meinungen, die sich sonst einschleichen würden, zuvorzukommen, und aus mehreren Uebeln das kleinste zu erwählen. Bei dieser Confession sey für die katholische Religion das Wenigste zu fürchten, da sie in den meisten Stücken mit dieser übereinstimme, und leicht ein Mittel werden könne, die Lutheraner wieder ganz mit der Kirche zu vereinigen." Dabei beruhigte sich aber der Legat nicht. Auch die Erzbischöfe und Bischöfe, die durch die Reformation ihre geistliche Gerichtsbarkeit in den Oesterreichischen Staaten zu verlieren hatten, kamen mit Bittschriften ein, und der König von Spanien ließ vorstellen, welchen bösen Rückhalt die Ketzer in den Niederlanden daran haben würden, wenn sie sich auf das Beispiel des Kaisers stützen könnten, u. dgl. Maximilian nahm aber auf diese Vorstellungen keine weitere Rücksicht, als daß er behutsam verfuhr, und bewilligte jenen Ständen unter dem Namen einer Religionsdeputation sogar eine eigene Kirchenregierung. In Böhmen wurden 1567 die Prager Compactaten auf Verlangen der Utraquisten aufgehoben, und diese bekannten sich nun größtentheils zur Augsburgischen Confession.

Außer dem Kaiserhause und den Herzogen von Baiern und Cleve waren die mächtigeren weltlichen Deutschen Fürsten nun sämmtlich protestantisch, und wie in Oesterreich gab es auch in den Ländern jener beiden Herzoge sehr viele Bekenner des evangelischen Glaubens. Nicht anders sah es in den geistlichen Stiftern aus. Und da auch in den Domcapiteln viele protestantisch Gesinnte saßen, so geschah es, daß bei Erledigungen zuweilen evangelische Bischöfe gewählt wurden. Der Buchstabe des geistlichen Vorbehalts (Th. VII. S. 327) schien dadurch nicht verletzt, weil er nur für den Uebergang eines bereits eingesetzten Bischofs zur neuen Lehre Entsetzung von Amt und Würde versprach. So groß war schon unter Ferdinand das Uebergewicht des Protestantismus in Deutschland, daß ein Venetianischer Gesandter im Jahre 1558 berechnete, es sey nur noch der zehnte Theil des Deutschen Volkes dem alten Glauben treu geblieben.

Nimmermehr hätte man nun erwarten sollen, daß nach solchen Fortschritten der Reformation die größere Hälfte von Deutschland zum Katholicismus zurückgeführt werden würde. An dieser Erscheinung haben die Jesuiten den allergrößten Antheil. Beschränkung, wo möglich Vernichtung des Protestantismus war ja ein Hauptzweck ihres Ordens, und mit eben so großem Eifer als Klugheit verfolgten sie ihn. Es gelang ihnen schon zu Ferdinand's I. Zeiten, sich in Deutschland mit ungemeiner Schnelligkeit auszubreiten. In kurzer Zeit hatten sie in Oesterreich, Böhmen, Baiern und in den Gebieten der geistlichen Kurfürsten eine Menge Collegien, Profeßhäuser und Seminarien; und da durch sie einem der wesentlichsten und fühlbarsten Mängel in dem damaligen katholischen Deutschland, dem an unterrichteten und tauglichen Lehrern, abgeholfen ward; da ferner die erste Begeisterung für das Lutherthum nun erkaltet, und unter den Schülern und Nachfolgern der Reformatoren so viele halsstarrige Zänker und geistliche Despoten waren; so ward durch die Jesuiten nicht nur der noch übrige Theil der Katholiken bei dem alten Glauben festgehalten, sondern auch viele Neugläubige zur alten Kirche zurückgeführt. Die Hauptsache blieb aber, die Fürsten zu vermögen, daß sie ihre Unterthanen durch Güte oder durch Gewalt zum Katholicismus zurückbrächten, und hier wurden die Jesuiten den Protestanten nicht minder gefährlich. Sie machten den katholischen Fürsten eine solche Gegenreformation zur Gewissenssache und lehrten, daß der Religionsfriede seit dem Tridentinischen Concilium seine Kraft verloren habe, da er nur bis zur

Entscheidung durch eine Synode eingegangen worden, und daß die Reformirten vollends keine Ansprüche darauf hätten, da sie von der Augsburgischen Confession abgewichen seyen. Maximilian's Oesterreichische Stände drangen auch in der That 1566 auf einem Landtage auf die Vertreibung der Jesuiten, aber der Kaiser gab zur Antwort: die Stände seyen wegen der Vertreibung der Türken, nicht der Jesuiten zusammenberufen worden.

Für den Augenblick waren allerdings die Türken gefährlichere Feinde. Ferdinand war nämlich 1551 mit denselben von Neuem in Krieg gerathen, und hatte zwar 1562 einen achtjährigen Waffenstillstand erlangt, aber nur unter der Bedingung, daß er sich abermals zur Zahlung eines jährlichen Tributs von 30,000 Ducaten verpflichtete. Aber nach Maximilian's Regierungsantritt brach der Krieg von Neuem aus. Beide Herrscher, Maximilian und der greise Soliman, rückten 1566 mit großer Heeresmacht in Ungern ein, doch kam es zu keinem entscheidenden Treffen. Die Türken belagerten Sziget, welches der Graf Zrini mit ungemeiner Tapferkeit vertheidigte. Nach mehreren abgeschlagenen Stürmen gelang es ihnen, die Häuser in Brand zu stecken. Von außen durch die Osmanischen Schwerter, von innen durch den Brand bedrängt, kämpfte Zrini noch immer, und warf die eindringenden Türken noch zweimal hinaus, dann mußte er sich in das innere Schloß zurückziehn. Dort hielt er sich noch drei Tage, nun fehlte es an Lebensmitteln, und die Türken warfen Feuer hinein. Da ließ sich Zrini festlich schmücken, stürzte mit den Seinen unter die Feinde, und starb den schönsten Heldentod (8. Sept.). Soliman hatte den Fall Sziget's nicht erlebt. Er war einige Tage vorher an Krankheit oder Altersschwäche gestorben. Im nächsten Jahre wurde ein Friede geschlossen, kraft dessen Maximilian im Besitz dessen blieb, was er in Ungern inne hatte, sich aber verpflichtete, dem Sultan jährlich ein Ehrengeschenk von 30,000 Ungrischen Ducaten zuzusenden.

Auf Maximilian's Reichstagen kam, wie seit Friedrich's III. Zeiten fortwährend, die Hülfe der Stände wider die Türken zur Sprache, und nicht minder brachten die beiden Religionsparteien Beschwerden gegen einander vor, welche die große Spannung, die trotz des Friedens unter ihnen herrschte, deutlich zeigte. Maximilian ermahnte die Streitenden ernstlich und herzlich zur Eintracht. Außerdem wurden auf den Reichstagen Klagen über die Frechheit des Kriegsvolks geführt, welches, wenn es aus auswärtigen Diensten zurückkehrte, gewöhnlich ein Räu-

herleben führte, Dörfer und Städte brandschatzte und Reisende plünderte. Diese Landplage schien an die Stelle der ehemaligen Befehdungen getreten zu seyn, denen das Kammergericht nun ein Ende gemacht hatte, nachdem die im folgenden Abschnitt berichtete letzte Erscheinung des Faustrechts, die sich unter eben dieses Maximilian's Regierung zeigte, schauderhaft bestraft worden war.

---

2. Die Grumbachischen Händel.

Diese Auftritte hängen noch mit den räuberischen Fehden des unruhigen Markgrafen Albrecht von Brandenburg-Kulmbach zusammen. Einer seiner Anhänger, der Fränkische Reichsritter Wilhelm von Grumbach, hatte von dem Bischof von Würzburg, Melchior Zobel, für die Verschonung seines Gebiets, die er bei dem Markgrafen zu Wege brachte, Zusicherungen bekommen, die der Bischof nicht hielt, und als Grumbach nun die Statthalter des Markgrafen zu einem Kriege wider ihn aufregte, nahm der Bischof ihm alle seine im Würzburgschen gelegenen Lehen. Der Ritter wirkte beim Reichskammergerichte den Befehl zur Wiederherausgabe derselben aus, da Jener sich aber nicht daran kehrte, schritt er zur Selbsthülfe. Der Bischof sollte auf einer Reise von Grumbach's Leuten gefangen genommen werden, wurde aber während des Streits erschossen (1558). Da Grumbach's Anhang noch immer sehr groß war, da er einen ansehnlichen Theil der Reichsritterschaft für sich hatte, und sich merken ließ, daß er mit den Franzosen in einem geheimen Bunde stehe, so suchte man die Sache gütlich beizulegen, aber vergebens. Grumbach fand indeß auch Unterstützung bei dem Herzoge Johann Friedrich von Sachsen, der sich nach einem Anlaß sehnte, die Länder und die Kur seines Vaters wieder zu erhalten. Es kostete dem schlauen Grumbach gar nicht viel Kunst, ihn bei dieser schwachen Seite zu fassen; er bemächtigte sich seiner ganz, spiegelte ihm die glänzendsten Hoffnungen vor, wie er ihm zu seinem Kurfürstenthum wieder verhelfen könnte, wie alle Protestanten die Gelegenheit ergreifen würden, diese Handlung der Gerechtigkeit zu fördern, und wie selbst der König von Frankreich bereit sey, die Sache kräftig zu unterstützen; ja, wie die Reichsritterschaft ihn nach erlangtem Kurfürstenthume zum Kaiser ausrufen wolle. Der Herzog überließ sich diesen Träumen um so leichter, da es Grumbach gelang, die Täuschung durch einen

Knaben zu erhöhen, der Engelserscheinungen zu haben behauptete, ja selbst den Kanzler Brück, des Herzogs vertrauten Rath, für sich zu gewinnen. Im Vertrauen auf diesen Schutz warb Grumbach Reiter, überfiel und plünderte die Stadt Würzburg, und ertrotzte von dem Domcapitel einen Vergleich, welcher ihm, außer einer Geldsumme für sich und seine Verbündeten, die Wiedereinsetzung in seine Güter gewährte (1563). Kaiser Ferdinand aber erklärte diesen Vergleich, als durch einen offnen Landfriedensbruch erlangt, für nichtig, that Grumbach in die Acht und ermahnte den Herzog Johann Friedrich, den wieder zu ihm zurückgekehrten Unruhstifter nicht länger bei sich zu hegen. Statt dessen verlegte der Herzog seinen Wohnsitz von Weimar nach dem stark befestigten Gotha, und gab dadurch zu erkennen, daß er ihn vielmehr mit allen seinen Mitteln schützen wolle.

Indeß war Kaiser Ferdinand gestorben. Von einem zu Augsburg gehaltenen Reichstage aus (1566) erhielt der Herzog wiederum den Befehl, den geächteten Grumbach von sich zu entlassen, wenn er nicht für dessen Mitschuldigen angesehen seyn, und mit ihm in gleiche Strafe verfallen wolle. Diesem Befehle folgten noch mehrere freundschaftliche Ermahnungen, gegen welche aber der Herzog immer taub blieb, weil seine Vertrauten ihm vorstellten, die Drohungen, daß er von Land und Leuten gejagt werden könne, seyen erdichtet, und um eines alten Mannes willen, wie Grumbach, werde der Kaiser, der doch wol genug mit den Türken zu thun habe, keinen Mann marschiren lassen. In dieser Täuschung begriffen weigerte er sich durchaus, den wiederholten kaiserlichen Befehlen nachzukommen, und schrieb eine lange Rechtfertigung seines Betragens. In einem Briefe an die Kurfürsten und einige andere Fürsten ließ er sich sehr bitter über seinen Vetter August aus, es schiene, schrieb er, daß dieser noch nicht zufrieden sey, ihm sein rechtmäßiges Erbe entrissen zu haben, und daß er auch nach den wenigen Brocken noch verlange, die man ihm und seinem Bruder habe übrig lassen müssen. Ja, er fing an sich einen gebornen Kurfürsten zu nennen, und das kurfürstliche Wappen zu führen.

Endlich, nach langen fruchtlosen Aufforderungen, ward die Vollstreckung der Acht beschlossen, und dem Kurfürsten August übertragen. Dieser ließ Gotha am Christabend 1566 berennen, fand aber tapfern Widerstand, und mußte während des ganzen Winters vor der Stadt liegen bleiben. Da aber die Soldzahlungen zu fehlen anfingen, erregte die Besatzung einen Aufstand und bemächtigte sich Grumbach's und des

Kanzlers Brück, worauf ein Ausschuß aus dem Adel, den Hauptleuten und der Bürgerschaft zusammentrat, mit dem Kurfürsten einen Vergleich schloß, und ihm die Thore öffnete (13. April 1567).

Der unglückliche Herzog ward hierauf als Rebell seines Landes (welches sich jedoch auf seine Söhne vererbte) und seiner Freiheit verlustig erklärt, und nach Wien gebracht. Hier ward er auf einem offenen Wagen, mit einem Strohhut auf dem Kopfe, wie im Triumph, durch die Straßen gefahren, und dann nach Presburg geschickt. Späterhin kam er wieder nach Wienerisch-Neustadt zurück, und zuletzt ward er nach Steyer in Oberösterreich gebracht, wo er nach acht und zwanzigjährigem Gefängnisse 1595 gestorben ist. Alle Fürbitten für seine Lossprechung waren vergeblich; doch seiner treuen Gemahlin Elisabeth, einer Tochter Friedrich's III. von der Pfalz, versagte man nach anhaltendem Flehen das Verlangen nicht, sein Unglück mit ihm zu theilen. Sie reisete ihm 1572 nach, und blieb bei ihm in der Gefangenschaft bis an ihren Tod, der ein Jahr vor dem seinigen erfolgte.

Grumbach's und Brück's Schicksal war noch viel härter, gemäß der furchtbaren Barbarei und Rohheit jener Zeit, die an höllischen Martern Angeklagter und Verurtheilter, an furchtbaren Zerfleischungen noch Lebender Gefallen fand *). In dem über Grumbach gefällten Urtheil hieß es: er hätte für sein rebellisches Unternehmen eine sehr ernstliche Strafe verdient, jedoch wolle der Kurfürst aus angeborner Güte den Richterspruch dahin mildern, daß er nur geviertheilt würde. Diese Strafe wurde an ihm, so wie an Brück vollzogen, nachdem Beide erst ein peinliches Verhör auf der Folter ausgestanden, wobei der Schmerz ihnen jedes verlangte Bekenntniß abgepreßt hatte. Ehe Grumbach in Stücke gehauen ward, schlitzte der Scharfrichter dem Unglücklichen den Leib auf, riß ihm das Herz heraus, und schlug es ihm mit den Worten in's Gesicht: „siehe da, Grumbach, dein falsches Herz!" Mehrere andere Mitschuldige wurden enthauptet, einige gehängt. Seit diesem scheußlichen Auftritte verschwand das ehemalige Faustrecht unter dem Deutschen Adel gänzlich.

---

*) K. A. Menzel, Neuere Geschichte der Deutschen, Bd. V. S. 130 fg.

4. Rudolf II.

(1576—1612.)

Schon bei seines Vaters Maximilian Lebzeiten war Rudolf zum Römischen König gewählt und gekrönt worden, und folgte nun, als Jener starb (12. Oct. 1576), ohne Schwierigkeit. Er war von Natur sorglos, ohne Kraft zum Wollen und zum Handeln, und der Umstand, daß er seine Erziehung in Spanien unter den Augen Philipp's II. erhalten hatte, mochte auch wol zu der trägen Gleichgültigkeit etwas beitragen, mit der er die Deutschen Geschäfte betrieb. An der feindseligen Gesinnung wenigstens, die er gegen die Protestanten stets zeigte, hatte diese Erziehung gewiß Schuld. Die Unbefangenheit freilich, welche zu einer freien Duldung in Glaubensangelegenheiten, und dadurch zur Beruhigung Deutschland's geführt hätte, war ganz gegen den Geist der Zeit, und Maximilian II., der in dieser Hinsicht eine außerordentliche Erscheinung war, wurde deswegen auch eben so wenig verstanden, als in seinen großartigen Zwecken unterstützt.

Dieser Kaiser hatte, wie oben erwähnt ist, den protestantischen Ständen auch in Wien Uebung ihres Gottesdienstes und Prediger ihres Glaubens verstattet. Aber zum Unglück war einer der Letztern, Namens Opitz, ein unbesonnener Eiferer, der von der Kanzel herab auf Papst und Papstthum in den heftigsten Ausdrücken schmähte. Davon nahm Rudolf Anlaß, die Wiener Bürger von der Theilnahme an dem Lutherischen Gottesdienste durch einen besondern Befehl auszuschließen, und als die Stände Einwendungen machten, wurde die evangelische Religionsübung in Wien und anderen Oesterreichischen Städten sogar gänzlich untersagt, die Prediger zum Theil des Landes verwiesen. Aber dabei blieb es nicht. Es wurden jetzt auch Zwangsmittel angewandt, die Bürger der Städte zum katholischen Glauben zurückzuführen, und da man gegen die Protestanten aus den höheren Ständen so nicht verfahren konnte, wurde doch ihr großer Einfluß dadurch gebrochen, daß die wichtigsten Aemter in der Landesverwaltung, die schon fast allein in ihren Händen waren, allmälig nur mit Katholiken besetzt wurden. Die Protestanten, welche unter Maximilian einer ganz unbeschränkten Religionsfreiheit schon sehr nahe gewesen zu seyn glaubten, und dadurch, nach dem damaligen Gange der Entwickelung, einem glänzenden Siege ihres Glaubens, sahen sich nunmehr von diesem Ziele weit fortgeschleudert, und wurden darüber mit Mißmuth und Erbitterung erfüllt.

Da im Reiche unter den weltlichen Ständen das Uebergewicht so entschieden auf der Seite der Protestanten war, so war es für die Katholiken von der größten Wichtigkeit, den geistlichen Vorbehalt in den großen Stiftern aufrecht zu erhalten. Daher war die Durchsetzung desselben, die ihnen in Köln gelang, eine folgenreiche Begebenheit. Der dortige Kurfürst, Gebhard Truchseß von Waldburg, liebte die schöne Gräfin Agnes von Mansfeld, und lebte mit ihr in einem verbotnen Verhältnisse. Als die Brüder der Gräfin dies erfuhren, nöthigten sie ihn, sie zu heirathen, und Gebhard beschloß, zugleich zum protestantischen Glauben überzutreten. Am 2. Februar 1583 geschah die Trauung, gleich darauf erfolgten aber auch Bann und Absetzungsbulle des Papstes, und in seinem eignen Lande fand Gebhard lebhaften Widerstand, da der Stadtrath von Köln und der größte Theil des Domcapitels eifrig katholisch waren. Das letztere, auch vom Kaiser dazu ermuntert, wählte den Prinzen Ernst von Baiern zu seinem Nachfolger, der, von einem beträchtlichen Heere, zu dem auch Spanier aus den benachbarten Niederlanden stießen, unterstützt, in Kurzem das Erzstift in Besitz nahm. Die weltlichen Kurfürsten hatten sich zwar beim Kaiser für Gebhard verwendet; doch mit Waffengewalt nahmen sie sich seiner nicht an, denn Gebhard hatte sich dem reformirten Glauben zugewendet. Bloß der gleichfalls reformirte Pfalzgraf Johann Kasimir versuchte es, dem Kurfürsten thätig beizuspringen; aber bald mußte er seine in das Erzstift geführten Truppen aus Mangel an Sold wieder aus einander gehen lassen. Der abgesetzte Gebhard begab sich hierauf mit seiner Gemahlin zuerst nach den Niederlanden, und dann nach Straßburg, wo er Dombechant war. Er starb daselbst 1601.

Auch zu Straßburg trugen die Katholischen bei einer zwistigen Bischofswahl zuletzt den Sieg davon. In dem Kapitel dieses Stifts waren schon vor dem Religionsfrieden evangelische Domherren gewesen; seit Gebhard's Aechtung suchte man sie katholischer Seits, so viel man konnte, zu beeinträchtigen; aber der Tod des Bischofs Johann von Manderscheid (1592) führte eine heftige Fehde herbei. Denn der Wahl der evangelischen Domherren, welche auf einen Brandenburgischen Prinzen, den Markgrafen Johann George, fiel, setzten die katholischen die des Cardinals Karl von Lothringen entgegen. Die Gemüther waren so erbittert, daß von beiden Seiten die Waffen ergriffen wurden, bis man einen Vergleich einging, sich richterlichem Ausspruch zu fügen. Dieser erfolgte nach langem Streiten erst 1604, und entschied für den

Cardinal; der Markgraf mußte seinen Ansprüchen entsagen, und sich mit einer Entschädigungssumme begnügen.

Eben so wurde ein in der Reichsstadt Aachen zwischen den Bekennern beider Confessionen ausgebrochner Streit ganz zu Gunsten der Katholischen entschieden. Dort hatte es lange sehr wenige Evangelische gegeben, bis sie durch Eingewanderte aus den Niederlanden so verstärkt wurden, daß Einige von ihnen in den Rath gelangten, und sie die Einräumung einer eignen Kirche begehrten. Da ihnen diese Forderung abgeschlagen wurde, entstanden heftige Reibungen. Als bei einer Rathswahl Streit ausbrach, kamen kaiserliche Commissarien in die Stadt, und verwarfen zwei Bürgermeister, welche die Protestanten aus ihrer Mitte gewählt hatten, darüber erregten diese einen Auflauf, und bemächtigten sich des Stadtregiments (1581). Die Commissarien verließen hierauf Aachen und viele katholische Einwohner folgten ihnen. Diese klagten beim Kaiser, und setzten endlich eine Achtserklärung gegen den protestantischen Magistrat und deren Vollstreckung durch. Der katholische Rath wurde wieder eingesetzt, und der bisherige evangelische, so wie die Prediger dieses Glaubens, aus der Stadt gejagt (1598).

Dieser siegreichen Haltung der Katholiken gegenüber waren die Protestanten fortwährend unter sich zerfallen, und die endlosen Streitigkeiten ihrer Theologen stumpften den Willen und die Kraft zum gemeinsamen Handeln ab. In Wittenberg hatten die Professoren angefangen, sich der Calvinischen Ansicht vom Abendmahl immer mehr zu nähern, anfangs im Stillen, denn der Kurfürst August war ein eifriger Lutheraner. Da indeß ihr Haupt, Caspar Peucer, Melanchthon's Schwiegersohn, Professor der Mathematik und Medicin, aber nach der Richtung der Zeit theologischen Studien eifrig ergeben, beim Kurfürsten in großer Gunst stand, und zu seinem Leibarzte ernannt worden war, ließen sie sich verleiten, allmälig offner mit der Sprache herauszugehen. Aber dieses führte zuletzt ein Ungewitter gegen sie zusammen, dem sie erlagen. Ihre Feinde benutzten ihre Schriften beim Kurfürsten, der, voll Angst vor dem Seelengifte des Calvinismus *) und voll Zorn und Scham, so lange getäuscht worden zu seyn, 1574 Peucer, den Geheimenrath Cracov und zwei andere Männer dieser Partei verhaften und ein peinliches Verfahren wider sie einleiten ließ. Von den Professoren in Wittenberg und Leipzig, die des Abfalls von

*) K. A. Menzel, a. a. O. Bd. IV. S. 447.

Luther's reiner Lehre beschuldigt wurden (man nannte sie als Schüler Melanchthon's Philippisten, oder Kryptocalvinisten) wurde durch ein Verfahren, welches einer katholischen Ketzer-Inquisition nahe kam *), die Unterschrift einer Erklärung, welche ihre Meinung verwarf, erpreßt; dann wurden sie ihrer Aemter entsetzt und aus dem Lande gejagt. Der Geheimerath Cracov starb im Kerker, wahrscheinlich an den Folgen der Folter, die man ihn hatte ausstehen lassen; Peucer, den man einer Verschwörung mit auswärtigen und einheimischen Calvinisten zur Einführung ihrer Religion in Kursachsen beschuldigte, mußte zwölf Jahre hindurch in verschiedenen Gefängnissen schmachten, aber alle Noth und Schmach, die man auf ihn häufte, und eine Krankheit, die das Elend harter Einkerkerung noch vermehrte, konnten ihn nicht zur Verläugnung seiner Ueberzeugung bringen. Der Kurfürst war so erbittert gegen ihn, daß er seine Befreiung sogar der Verwendung des Kaisers Maximilian versagte. Erst als er sich in einem Alter von fast sechzig Jahren zum zweiten Mal vermählte, gab er den Bitten seiner erst dreizehnjährigen Braut, der Tochter des Fürsten Joachim Ernst von Anhalt, nach, und ließ den Gefangenen in Freiheit setzen.

Mit dem Sturze der Kryptocalvinisten war die Einigkeit unter den Lutherischen Theologen noch keinesweges hergestellt. Diese zu begründen, traten auf August's Veranlassung 1576 zu Torgau mehrere der angesehensten derselben aus Sachsen und anderen Deutschen Ländern zusammen, und entwarfen eine Einigungsformel, das Torgauische Buch genannt. Aber die Hoffnung, diese Schrift in dem ganzen übrigen Lutherischen Deutschland angenommen zu sehen, betrog sie. Einigen war sie nicht hart und streng genug gegen die in der Lehre Abweichenden, während Andere — besonders die Hessischen Theologen — mit einem richtigen Gefühle, und im Geiste edler Mäßigung die darin herrschende Verdammungssucht gegen Andersdenkende tadelten. Nicht ohne Rücksicht auf diese Einwendungen wurde das Torgauische Buch auf einer neuen Zusammenkunft theologischer Lehrer zu Kloster Bergen bei Magdeburg (1577) überarbeitet, und so entstand die Bekenntnißschrift, welche den Namen der Eintrachtsformel (formula concordiae) führt, 1580 in Kursachsen feierlich bekannt gemacht, und auch in einem großen Theile der übrigen Deutschen Länder Lutherischen

*) Schröckh, Kirchengeschichte seit der Reformation. Bd. IV. S. 620.

Glaubens angenommen wurde. Die eifrig gesuchte Eintracht wurde aber dadurch nicht bewirkt, denn Hessen, Pommern, Holstein, Anhalt und mehrere der bedeutendsten Reichsstädte verweigerten den Beitritt, und durch den in der Formel scharf hervorgehobnen Gegensatz der Lutherischen und reformirten Glaubenslehre traten Haß und Abneigung zwischen den Anhängern beider Bekenntnisse noch stärker hervor.

Zu den Fürsten, welche die Concordienformel unterschrieben, gehörte der Kurfürst Ludwig von der Pfalz, denn als dieser, nach dem am 26. October 1576 erfolgten Tode seines Vaters Friedrich's III. zur Herrschaft gelangt war, hatte er die reformirte Kirchenform abgeschafft und die Lutherische, mit vieler Härte gegen die bei ihrer Ueberzeugung beharrenden Geistlichen, wieder eingeführt. Aber die Pfalz hatte das seltsame Schicksal, das Religionsbekenntniß nach kurzer Zeit abermals, zum vierten Mal im Laufe dieses Jahrhunderts, wechseln zu müssen. Denn Kurfürst Ludwig starb schon am 12. October 1583, und der für seinen erst neunjährigen Sohn und Nachfolger Friedrich IV. die Regierung führende Bruder des Verstorbenen, der Pfalzgraf Johann Kasimir, war dem reformirten Bekenntniß eifrig zugethan. In diesem ließ er seinen Neffen erziehen; die Reihe, entsetzt zu werden, traf nun die widerstrebenden Lutherischen Geistlichen, und der Calvinismus wurde wieder herrschend.

In Sachsen war die Partei der Kryptocalvinisten nur unterdrückt und zum Schweigen gebracht, nicht erloschen. Sie erhob ihr Haupt wieder, als Kurfürst August am 11. Februar 1586, wenige Wochen nach seiner oben erwähnten zweiten Vermählung, gestorben war. Der neue Kurfürst, Christian I., schenkte seinem Geheimenrathe und Kanzler Nicolaus Krell das unbedingteste Vertrauen, und dieser war ein warmer Freund der reformirten Lehre, die er in Kursachsen wenn auch nicht völlig herrschend machen, doch mit der Lutherischen verschmelzen wollte. Die Verpflichtung auf die Concordienformel wurde aufgehoben, deren eifrigste Anhänger so viel als möglich aus ihren Stellen verdrängt. Aber auch hier änderte der frühe Tod des Kurfürsten (25. September 1591) und eine für den achtjährigen Nachfolger eintretende vormundschaftliche Regierung Alles. Wie sie in der Pfalz in die Hände eines eifrig reformirten Fürsten gekommen war, so hier in die eines nicht minder eifrigen Lutherischen, des Herzogs Friedrich Wilhelm von Sachsen-Altenburg, eines Neffen des durch die Grumbachschen Händel entsetzten Johann Friedrich des Mittlern. Von Neuem

war das Lutherthum siegreich, und Krell's Sturz besiegelte den Triumph desselben. Doch fiel er mehr durch die Rachgier des Adels, dessen Standesgeist dem emporgekommenen Bürgerlichen die große Gewalt, die er unter der vorigen Regierung geübt, nicht vergeben konnte, als aus Religionshaß. Zehn Jahre schmachtete er im Gefängniß; man war verlegen über die Art, wie man ihn in's Verderben stürzen sollte, endlich wurde er auf die Anklage, den Kurfürsten Christian I. von dem guten Vernehmen mit Oesterreich abgelenkt, und sich mit ausländischen Mächten, besonders mit Frankreich, in staatsverrätherische Unterhandlungen eingelassen zu haben, zum Tode verdammt, und zwar hatte man seltsamer Weise dieses Urtheil von einer fremden, ganz vom Kaiser abhängigen Behörde, der Böhmischen Appellationskammer in Prag, fällen lassen. Vergebens betheuerte Krell seine Unschuld; er wurde am 9. October 1601 zu Dresden enthauptet.

Bei diesem fortwährenden Hader und Haß zwischen den Religionsparteien und im Innern der Staaten war es mit der Sicherheit und Ehre des Reiches schlecht bestellt, wenn sie von außen verletzt wurden. Im Jahre 1598 brach ein Spanischer Heerhaufe von den Niederlanden aus in Westphalen ein, nahm dort Quartiere, und beging die furchtbarsten Gräuel. Die Abmahnungen des Kaisers wurden verhöhnt, und einiges im nächsten Jahre zusammengezogene Kriegsvolk lief, ohne das Mindeste vollbracht zu haben, bald wieder kläglich auseinander. Die Spanier befestigten sich zu Rheinbergen, und ihre Feinde, die Holländer, die nun gleichfalls nach Deutschland kamen, in Emmerich.

Der Kaiser vernachlässigte unterdeß die Regierung immer mehr, und überließ sie seinen Räthen und Günstlingen. Er hatte andere Beschäftigungen lieber gewonnen, die ihm zu jener weder Zeit noch Lust übrig ließen. Er war der größte Pferdekenner im Reiche, und konnte stundenlang in seinen Ställen auf- und niedergehen, so daß Mancher, der ein Gesuch an ihn hatte und es nirgends anbringen konnte, sich unter das Stallgesinde mischte, um Gehör zu bekommen. Daneben wandte er große Summen auf schöne Gemälde, Gemmen Statuen und andere Alterthümer; und die Zeit, die ihm von diesen beiden Liebhabereien noch übrig blieb, widmete er der Beschäftigung mit der Scheidekunst und Sternkunde, von welchen, nach der herrschenden Richtung und Vorliebe der Zeit, jene in Alchymie, diese in Astrologie überging. Eingeschlossen in sein Laboratorium oder seine

Sternwarte, hörte er begierig auf die Weisheit Derer, die ihn um sein Gold brachten, um ihn welches kochen zu lehren, und indem er die Zukunft zu enthüllen trachtete, wurde er für die Gegenwart verdorben, und mit den seltsamsten Gedanken erfüllt. Der aus einer astrologischen Vorhersagung stammenden Furcht vor eigenen Söhnen schrieb man es auch zu, daß er die Vermählung mit einer ihm längst versprochenen Braut, Philipp's II. Tochter Isabella, immer weiter und weiter hinausschob. Als aber Philipp sie endlich, eines siebzehnjährigen Zögerns müde, seinem Bruder, dem Erzherzoge Albrecht, gab (oben S. 33.), wurde er dennoch sehr aufgebracht. Später faßte er andere Heirathspläne, aber keiner kam zur Ausführung.

Keines seiner Länder litt durch seine träge Sorglosigkeit so viel als Ungern, dieses zerrüttete Reich, welches die angestrengte Mühe des weisesten Regenten erfordert hätte, um zur Ruhe und zu einer geregelten Verwaltung zu gelangen. Rudolf aber zeigte sich in Ungern nicht persönlich, besuchte keinen Landtag selbst, gab auf eingesandte Beschwerden oder Anfragen entweder keine oder eine viel zu späte Entschließung, ließ die vornehmsten Stellen im Staate und in der Kirche unbesetzt, und seine dorthin gesandten Deutschen Truppen ungestraft Räubereien und Ausschweifungen begehen. Unsäglich litt das Land durch den fast unaufhörlichen Krieg mit den Türken. Kurze Zeit nach Rudolf's Thronbesteigung brach er wieder aus, und wüthete, bald eifriger, bald lässiger geführt, gegen zwanzig Jahre. Dazu kamen Religionsbeschwerden. Gleich nach ihrer Entstehung war die Reformation auch in Ungern eingedrungen, und hatte sich schnell so ausgebreitet, daß die mächtigsten Familien zum Protestantismus traten*); unter Maximilian's duldsamer Regierung gedieh sie immer mehr, und nun unternahm es der kraft- und thatenlose Rudolf unter den mißlichsten Umständen, sie mit Gewalt zu unterdrücken**). So viele gerechte Ursachen zur Unzufriedenheit erbitterten die Gemüther der Ungern im höchsten Grade. Stephan Bocskai, einer der angesehensten Edelleute des Landes, der nach Prag reisete, um dem Kaiser persönlich die Noth seines Vaterlandes vorzustellen, konnte es nicht dahin bringen, auch nur einmal vorgelassen zu werden; selbst die Minister ließen sich nur sehr selten sprechen, und während er stundenlang in den Vorzimmern

*) Mailath, Geschichte der Magyaren, Bd. IV. S. 175.

**) Daselbst S. 190.

warten mußte, geschah es zuweilen, daß die Pagen, welche daselbst zum Zeitvertreib Ball spielten, ihm den Ball an den Kopf warfen. Voll Zorn, sich so unwürdig behandelt zu sehen, rief er zu Hause alle Ungern auf, zur Vertheidigung ihrer Rechte, ihrer Freiheiten, ihres Glaubens die Waffen zu ergreifen (1604), und in Kurzem sah er sich an der Spitze eines Heeres, mit dem er sich ohne Widerstand Meister von Siebenbürgen und Oberungern machen konnte. Den Türken war dieses so willkommen, daß sie ihm eine goldene Krone sandten, und ihn als König von Ungern begrüßten, ein Titel, dessen er sich jedoch nie bediente. Die Nachricht von diesen Dingen schien den immer träger und stumpfer gewordenen Rudolf so wenig zu kümmern, als ob es gar nicht sein Land wäre, wo der Aufstand sich erhoben hatte.

So gleichgültig konnte jedoch des Kaisers Bruder Matthias, jetzt nach ihm der älteste, das Unwesen nicht mit ansehen. Er drang dem Kaiser mit vieler Mühe eine Vollmacht zu Unterhandlungen mit Bocskai ab, und berief seinen jüngern Bruder Maximilian, desgleichen seine Vettern, die Erzherzoge Ferdinand und Maximilian Ernst, Söhne des 1590 gestorbenen Karl von Steiermark, zu einer Zusammenkunft, in welcher diese ihn, weil der Kaiser aus Gemüthsschwäche zur Regierung nicht mehr tauglich sey, zum Haupt ihres Hauses erklärten (25. April 1606). Bald darauf kam ein Friede mit Bocskai zu Stande, in welchem dieser Siebenbürgen und einige Ungrische Comitate erhielt, den Lutheranern und Reformirten im Lande freie Religionsübung zugesichert ward. Auch mit den Türken kam ein Friede zu Stande, der Friede von Zsilva-Torok genannt, der schon den Beginn des Verfalls der Osmanischen Macht bezeichnet. Denn die Türken entsagten hier dem bisher gezahlten jährlichen Tribute; auch ließen sie von ihren hochmüthigen Anmaßungen nach, indem sie den Kaiser nicht mehr König von Wien, wie sie bisher gethan, sondern Kaiser nannten.

Aber Rudolf, der es eben so wenig dulden konnte, daß ein Anderer statt seiner handelte, als er selbst handeln mochte, bestätigte beide Verträge nicht, und reizte dadurch Matthias, den er schon früher beleidigt, zu größerer Unzufriedenheit. Aufgeregt von einem dunkeln Rachgefühle, und von Durst nach Herrschaft verzehrt *), schritt Mat-

*) Mailath, Geschichte des Oesterreichischen Kaiserstaats, Bd. II. S. 287

thias weiter gegen den Kaiser vor, und suchte die Stände der verschiedenen Provinzen an sich zu ketten. Dieses gelang ihm so gut, daß die 1608 von ihm versammelten Oesterreichischen und Ungrischen Stände einem Befehl des Kaisers, auseinander zu gehen, nicht Folge leisteten, sondern mit ihm einen Bund schlossen, sich vereint denen zu widersetzen, welche gegen jene beiden Friedensschlüsse handeln würden. Vergleichsvorschläge, die Rudolf machte, blieben fruchtlos; es kam zum Aeußersten, Matthias rückte mit 25,000 Mann in Böhmen ein. Rudolf (der immer in Prag residirte) forderte seine Böhmischen Stände und die Kurfürsten von Brandenburg und Sachsen zum Beistande gegen den aufrührerischen Bruder auf. Allein die Letzteren riethen ihm, die Sache in Güte beizulegen, und die Ersteren, die sich freuten, endlich einmal ihres Herrn auf einem Landtage habhaft zu werden, bestürmten ihn mit Gesuchen wegen der Religionsfreiheit, die auch ihnen in der letzten Zeit geschmälert worden war. Es hatte sich nun zwar auch um Rudolf ein Heer gesammelt, er aber zog den Weg der Unterhandlungen und des Friedens vor. In einem feierlichen Vertrage vom 29. Juni 1608 trat er dem Matthias Oesterreich ob und unter der Ens, desgleichen das ganze Königreich Ungern förmlich ab; „damit das Land, welches in des Kaisers Abwesenheit so Vieles während des sechszehnjährigen Krieges gelitten, durch ihn wieder zu Ruhe und Wohlstand möchte gebracht werden.“ Auch die Verwaltung von Mähren und die Anwartschaft auf Böhmen ward ihm kraft dieses Vergleichs ertheilt.

Als diese theilweise Entthronung des Kaisers geschah, waren die protestantischen Reichsstände voll von Unzufriedenheit über die Behandlung, welche eine ihrem Glauben zugethane Stadt kurz vorher von einem Fürsten erfahren hatte, der sich hier als den rüstigsten Verfechter des Katholicismus kund gab. Es war der Herzog Maximilian von Baiern, dessen Vater Wilhelm V. ihm 1597 die Regierung ganz überlassen hatte. Maximilian hatte seine Bildung unter dem Einflusse und der Leitung von Jesuiten erhalten. Durch sie war ihm eine unbegränzte Verehrung des Ordens und seiner Glieder, bittrer Haß gegen alle Ketzer und ein brennender Eifer, dem Katholicismus so viel als möglich von dem verlornen Boden wieder zu gewinnen, eingeflößt worden. Uebrigens war er ein Fürst von vielem Verstande, von Thatkraft und Charakterfestigkeit, unter dessen Regierung sich Baiern's Staatskräfte und Kriegswesen außerordentlich hoben. Da in Baiern

selbst der Protestantismus schon durch seinen Großvater, Herzog Albrecht V., ganz ausgerottet war, so suchte Maximilian für seinen Eifer zu Gunsten der Römischen Kirche außerhalb seines Gebiets Stoff und so war ihm ein Vorfall in Donauwerth eine erwünschte Gelegenheit, deren er sich sogleich bemächtigte. In dieser an der Bairischen Grenze belegnen Schwäbischen Reichsstadt war der größte Theil der Einwohner längst protestantisch. Ein Mönchskloster, zum heiligen Kreuz genannt, hatte sich erhalten, es war ihm aber seit dem Religionsfrieden nicht gestattet, öffentliche Umzüge mit Kreuz und Fahne durch die Stadt zu halten. Jetzt wollte ein Abt diese Befugniß erzwingen. Er hielt 1605 eine Procession, ohne gestört zu werden, der Rath begnügte sich mit einer Verwahrung seines Rechts, dennoch verklagte ihn der Bischof von Augsburg beim Reichshofrath, einer von Kaiser Maximilian I. eingesetzten Behörde, deren Besetzung allein vom kaiserlichen Hofe abhing, ohne daß die Reichsstände Antheil daran hatten. Sofort erklärte der Reichshofrath, die Stadt sey straffällig, und drohte ihr für jede Hinderung des Klosters in der Ausübung katholischer Kirchengebräuche mit der Acht. Hierdurch ermuthigt stellte der Abt eine zweite Procession an. Diese störte der Pöbel gewaltthätig, die Kreuzfahnen wurden in den Koth getreten und zertrümmert (11. April 1606). Niemand konnte denken, daß ein Volkstumult von wenigen Stunden, der keinem Menschen das Leben kostete, einer Reichsstadt ihre Religionsweise und ihre Freiheit kosten könne, und doch wußte Maximilian ihr dieses Schicksal zu bereiten *). Anfangs war er vom Kaiser nur beauftragt, die Katholiken in Donauwerth vor ferneren Beleidigungen zu schützen, so wie aber die Bürger gegen seine dorthin gesandten Commissarien Drohungen und Schimpfreden ausgestoßen hatten, drang er auf strenge Behandlung, und brachte den Kaiser dahin, das Achtsurtheil zu unterzeichnen, und ihm die Vollstreckung zu übertragen. Ohne Mühe wurde die Stadt von seinen gegen sie gesandten zahlreichen Heerhaufen eingenommen (17. Dec. 1607). Maximilian behielt sie unter dem Vorwande, daß sie ihm als Pfand für die Kosten des Zuges, die er unmäßig hoch berechnete, dienen müsse, verbot den evangelischen Gottesdienst, und gab seinem Befehlshaber eine Anweisung, wie diejenigen zu bedrücken seyen, die lutherisch blieben **). Er betrachtete diesen wohlgelungenen

*) Mannert, Geschichte Baiern's, Th. II. S. 107.
**) Wolf, Geschichte Maximilian's I., Bd. II. S. 278.

Schlag nur als den Anfang zu weiteren Schritten. „Es ist dadurch, schrieb er voll Freude nach Rom, der katholischen Religion ein sehr großer Behelf und Vorschub geschehen, was derselben an vielen Orten im Reiche und in Deutschland tröstlich und fürständig seyn wird. Auch ist damit den protestirenden Ketzerischen eine solche Demonstration geschehen, dergleichen sie nie verhofft hätten *).“

Auch waren die Protestanten, zum großen Theil wenigstens, nicht blind für die Gefahren, die ihnen von der weitern Durchführung eines solchen Systems drohten. Schon früher waren unter mehreren ihrer Fürsten Verabredungen über ein Bündniß getroffen worden, und da durch die Achtsvollziehung gegen Aachen und das Eindringen der Spanier in den Westphälischen Kreis die Lage der Dinge bedenklicher geworden zu seyn schien, war eine solche Verbindung, besonders auf Betrieb des Kurfürsten Friedrich IV. von der Pfalz, 1603 zu Oehringen und zu Heidelberg zum wirklichen Abschluß gekommen. Die Mitglieder derselben, die sich correspondirende Fürsten nannten, versprachen einander gegen die kaiserlichen Hofprocesse, gegen das Kammergericht und besonders gegen die Zurückforderung der eingezogenen Stifter und Klöster beizustehen. Da nun ein in der ersten Gährung über die Wegnahme von Donauwerth zu Regensburg gehaltener Reichstag fruchtlos auseinander gegangen war, so kam am 4. Mai 1608 zu Ahausen in Franken ein näherer Bund, die Union genannt, zu Stande zwischen dem Kurfürsten von der Pfalz, dem Herzoge Johann Friedrich von Würtemberg, dem Pfalzgrafen Philipp Ludwig von Neuburg, dem Markgrafen Georg Friedrich von Baden-Durlach, und den Brandenburgischen Markgrafen Christian und Joachim Ernst von der Fränkischen Linie. Diese Fürsten verbanden sich, nach der Urkunde des Vertrages, vornehmlich dahin zu wirken, daß die Beschwerden der Protestanten endlich einmal erledigt würden, sich, im Falle einer von ihnen bedrängt oder feindlich überzogen würde, mit der Macht des Bundes beizuspringen, und andere evangelische Stände zum Beitritte zu vermögen, ohne Rücksicht auf die Verschiedenheit in einigen Religionspunkten. — Auch erweiterte sich der Bund bald durch die Fürsten von Anhalt, den Pfalzgrafen Johann von Zweibrücken und mehrere Reichsstädte, so wie sich auch der Kurfürst von Brandenburg und der Landgraf von Hessen-Cassel zum Beitritt geneigt erklärten. Entschie-

*) Wolf, Geschichte Maximilian's I., Th. II. S. 273.

den abgelehnt aber wurde er, trotz aller Mühe, die man sich darum gab, von Kursachsen, da dieses dem Kurfürsten von der Pfalz, sowol weil er sich zu der verhaßten reformirten Lehre bekannte, als aus politischer Eifersucht abgeneigt war, und sich dagegen dem Oesterreichischen Interesse näherte.

In den Ländern dieses letztern Hauses selbst wurden indeß die Verhältnisse immer verwickelter und stürmischer. Als Matthias aus Böhmen, wo er dem Kaiser die Ungrische Krone abgedrungen, nach Oesterreich zurückkam, sagten ihm die dortigen protestantischen Stände rund heraus, daß sie bei der ihm geleisteten Hülfe keine andere Absicht gehabt hätten, als Abstellung ihrer Beschwerden und freie Religionsübung, und daß sie darüber noch vor der Huldigung seine Erklärung erwarteten. Matthias hingegen, welcher den Protestanten keinesweges geneigt war, und sich seinerseits ihrer nur zur Durchführung seiner ehrgeizigen Absichten bedient hatte, verlangte Huldigung ohne weitere Bedingung, und da sich nun das Gerücht verbreitete, man würde die Stände mit Gewalt dazu zwingen, machten sie Anstalten, sich mit den Waffen zu vertheidigen. Matthias stutzte. Da sagte ihm sein vertrauter Rath, der Jesuit Melchior Klesel, Bischof von Wien und nachmals Cardinal, unaufhörlich vor, es sey besser, die Protestanten nähmen alle katholische Kirchen mit Gewalt ein, als daß man ihnen etwas mehr einräume, als sie zuvor gehabt. In jenem Falle könne man immer noch ihrer Gewalt Einhalt thun, in diesem lasse sich nichts wieder zurücknehmen. Dagegen meinte ein Abgeordneter der Oesterreichischen Stände, man möge dem Matthias zu Gemüth führen: es sey schon mancher Herr durch seine Reformationen (d. h. Gegenreformationen) um Land und Leute gekommen; er solle sich vorsehen, daß ihm nicht das Nämliche begegne. Auch der Kurfürst von Sachsen schrieb ihm: das Haus Oesterreich habe eine geraume Zeit keine ärgere Feinde gehabt, als den Stuhl zu Rom und die Jesuiten; durch deren Rathschläge sey der große Abfall der Niederlande, die Bocskaische Empörung und der Verlust von Siebenbürgen erfolgt; auch seyen die Jesuiten die Hauptursache, warum auf dem letzten Reichstage keine Einigung zu Stande gekommen; wo diese Gesellen immer hinkämen, da sey Laub und Gras verdorben, und wenn sie dann mit ihren Rathschlägen Fürsten und Herren um Land und Leute gebracht hätten, so sey es nicht in ihrem Vermögen, neue Länder zu erschaffen, dann rissen sie aus nach Italien, und ließen

Stank und Verderben hinter sich. — Endlich ließ sich Matthias bewegen, den evangelischen Ständen Oesterreich's am 21. Februar 1609 von Neuem die freie Ausübung ihrer Religion zu bewilligen; nachdem man aber lange über die Ausdrücke gestritten hatte, geschah es in so unbestimmten, mannichfacher Auslegung fähigen, daß bald wieder reicher Stoff zu Klagen und Beschwerden vorhanden war.

In Böhmen (mit Schlesien und der Lausitz), welches dem Kaiser von seinen Ländern allein übrig geblieben war, forderten die protestantischen Stände nicht minder Religionsfreiheit, der Kaiser aber weigerte sich, andere Bekenntnisse als das katholische und das utraquistische in der alten Beschränkung zu dulden. Sie aber drangen auf die Ausdehnung, die das letztere unter Maximilian II. erhalten, und verlangten ferner ein eigenes, von ihnen zu besetzendes Consistorium, und die Einräumung der Prager Universität, auf der schon Huß vor zweihundert Jahren frei gelehrt habe. Als darauf nur ungenügende Antworten erfolgten, hielten sie eigne Zusammenkünfte für sich, trotz dem kaiserlichen Verbot, auf dem Neustädter Rathhause, und eröffneten dieselben mit dem Liede: „Erhalt' uns, Herr, bei deinem Wort," welches bei offenen Fenstern laut angestimmt wurde. Sie ernannten dreißig Directoren, schlossen ein Bündniß mit den Schlesiern, und warben Truppen, so daß sie in kurzer Zeit fünf tausend Mann beisammen hatten. Hierdurch erschreckt unterschrieb Rudolf am 11. Juli 1609 den berühmten Majestätsbrief, welcher die Bewilligung aller ihrer Forderungen enthielt. Demselben zufolge sollten die Nichtkatholischen völliger Religionsfreiheit nach dem Augsburger Glaubensbekenntniß genießen, neue Kirchen und Schulen bauen und aus ihrer Mitte Defensoren oder Glaubensbeschützer erwählen dürfen, deren Bestätigung jedoch vom König abhängen sollte. Bald nachher wurden diese Freiheiten auch auf Schlesien ausgedehnt.

Noch hatte Rudolf sich dieses verdrießlichen Geschäfts nicht ganz entledigt, als eine Gesandtschaft der protestantischen Union in Prag erschien, an deren Spitze der Fürst Christian von Anhalt stand. Er war beauftragt, dem Kaiser die Beschwerden der Fürsten persönlich vorzutragen, und führte eine höchst nachdrückliche Sprache. Den Anfang machte er mit der Donauwerther Sache, und rügte das Willkürliche und Verfassungswidrige in dem Verfahren gegen die unglückliche Stadt. Dann beschwerte er sich über die Anmaßungen des Reichshofraths, über die Unthätigkeit des Kaisers, die Untauglichkeit seiner Räthe, deren mehrere vom evangelischen Glauben abgefallne Leute oder Fremde

seyen, über ihre Bestechlichkeit und Parteilichkeit, über den so trägen Geschäftsgang, vermöge dessen die wichtigsten Sachen Monate lang liegen blieben. Er schloß mit der Bitte um Wiederherstellung der Stadt Donauwerth in ihren vorigen Stand, um Aufhebung der verfassungswidrigen Hofprocesse, und daß der Kaiser seinen jetzigen Rath ändern möge.

Fünf Wochen ließ man den Fürsten warten, ehe er den geringsten Bescheid erhielt. Er bat endlich, nochmals vor den Kaiser gelassen zu werden, und dazu gelangte er denn. Rudolf fing — ganz gegen seine Gewohnheit — zuerst an zu reden, versicherte, er habe bereits eine Resolution abfassen lassen, mit der die Stände, welche den Fürsten gesandt, zufrieden seyn würden. Er habe jetzt viel zu thun, und bitte den Fürsten, diese Stände zur Ergebenheit zu ermahnen, und dazu beizutragen, daß nicht weiter in ihn gedrungen werde. Mit dieser Antwort ließ sich Christian indeß nicht abfertigen. Er entgegnete, er könne wol vermuthen, daß es mit der neuen Resolution nur wieder auf einen Verschub angesehen seyn werde, während doch an verschiedenen Orten des Reichs große und gefährliche Feuer aufgingen. Diesen Gefahren zu steuern, wären des Kaisers Räthe nicht im Stande. Er bitte ihn daher, sich dieser wichtigen Sache selbst anzunehmen, und sie wohl zu beherzigen. Der Kaiser möge das denkwürdige Exempel Julius Cäsar's gnädigst erwägen, der, wenn er bei seinem letzten Hingang auf das Capitolium die Schrift selber gelesen, die man ihm zugesteckt, der drei und zwanzig Wunden leicht hätte entübriget seyn können, durch die er ermordet worden sey. Der Kaiser erschrak, und versicherte, daß er der Sache weiter nachdenken wolle. Die kühne Erinnerung an Cäsar's Ermordung hatte ihn so überrascht, und stimmte so wunderbar mit seinen astrologischen Grillen zusammen, daß er sogleich einen seiner Vertrauten zu dem Fürsten schickte, um zu erforschen, ob etwa auch gegen ihn eine solche Verschwörung im Werke sey; und es bedurfte, um den geängstigten Kaiser zu beruhigen, wiederholter Versicherungen Christian's, daß er die Geschichte Cäsar's nur als Beispiel angeführt habe. Die Resolution war indessen wirklich so unbefriedigend, als der Fürst vermuthet hatte, und die ganze Gesandtschaft war so gut als vergeblich gewesen.

Die Bewegungen im Reiche waren nicht gering, die Unzufriedenheit mit dem Kaiser allgemein. Unter diesen mißlichen Umständen ereignete sich ein wichtiger Fall, der den reichlich vorhandenen Zunder zu entzünden drohte. Der Herzog Johann Wilhelm von Jülich und Kleve

starb am 25. März 1609, ohne Kinder zu hinterlassen, und sogleich erhob sich eine ganze Reihe Deutscher Fürsten, ihre Ansprüche an die reiche Verlassenschaft geltend zu machen, die aus den Herzogthümern Jülich, Kleve und Berg, den Grafschaften Mark und Ravensberg, und der Herrschaft Ravenstein bestand. Kursachsen berief sich auf eine, dem Stifter der Albertinischen Linie vom Kaiser Friedrich III. 1483 ertheilte Anwartschaft; die Herzoge Ernestinischer Linie auf den Ehevertrag, den Kurfürst Johann Friedrich mit dem Herzoge Johann von Kleve geschlossen, als er dessen Tochter geheirathet; die Schwestern des verstorbenen Herzogs Johann Wilhelm auf ein vom Kaiser Karl V. ihrem Vater 1546 ertheiltes Privilegium, vermöge dessen, in Ermangelung männlicher Nachkommen, in den Jülich-Klevischen Landen auch Töchter sollten folgen können. Von diesen Schwestern war die älteste Maria Eleonore (damals schon gestorben) an den Herzog Albrecht Friedrich von Preußen vermählt gewesen, und ihre älteste Tochter Anna war Gemahlin des Kurfürsten Johann Sigismund von Brandenburg; die zweite Schwester Anna war an Philipp Ludwig, Pfalzgrafen von Neuburg, vermählt. Noch waren zwei jüngere Schwestern vorhanden, welche Theilung begehrten, aber die älteren setzten sich dagegen, weil die Untheilbarkeit dieser Lande durch eine kaiserliche Verordnung bestätigt war. Vielmehr nahmen Brandenburg und Pfalz-Neuburg, jeder für sich, den ungetheilten Besitz des Ganzen in Anspruch. Der Kurfürst wies darauf hin, daß seine Gemahlin Tochter der ältesten Schwester sey, worauf die Pfalzgräfin von Neuburg entgegnete, daß die Herzogin von Preußen vor der Erlöschung des Mannsstammes gestorben wäre, und auch nur Töchter hinterlassen habe; während sie eine lebende Erbin sey, und die Verlassenschaft für einen Sohn, den Pfalzgrafen Wolfgang Wilhelm, begehre. Auch noch einige andere Bewerber fanden sich, auf deren Forderung indeß Niemand achtete. Bei dieser großen Verwickelung der Ansprüche war, wenn der Streit im Wege Rechtens ausgemacht werden sollte, kein Ende abzusehen; Alles schien daher darauf anzukommen, wer zuerst Besitz ergreifen würde. Dies thaten der Kurfürst von Brandenburg und der junge Pfalzgraf Wolfgang Wilhelm; der Kaiser aber, oder vielmehr seine Räthe, hatten große Lust, das bestrittene Land als ein verfallenes Reichslehn einzuziehen, und wo möglich die Oesterreichische Hausmacht dadurch zu vergrößern. Zu diesem Ende gebot Rudolf den Parteien, sich bis zur erfolgten kaiserlichen Entscheidung aller Besitzergreifung zu enthalten

bewirkte aber dadurch nur, daß die beiden possidirenden Fürsten (Brandenburg und Pfalz-Neuburg) einsahen, daß sie gemeinschaftliche Sache machen müßten, und zu Dortmund (10. Juni 1609) einen Vergleich schlossen, bis zu ausgemachter Sache die streitigen Länder gemeinschaftlich zu verwalten.

Als man dies am kaiserlichen Hofe erfuhr, wurde der Erzherzog Leopold von der Steiermärkischen Linie, welcher Bischof von Passau und Straßburg war, abgesandt, um das Jülichsche Land allenfalls mit Gewalt in Sequestration zu nehmen. Er kam, nahm die Hauptstadt Jülich, und ließ im Elsaß ein Heer für sich werben. Dagegen erhob sich nun die Union, um die possidirenden Fürsten als Protestanten bestens zu unterstützen. Sie schloß ein Bündniß mit Heinrich IV. von Frankreich, der ihr für diesen Zweck ein Hülfsheer versprach, froh über eine Gelegenheit, die Oesterreichische Macht schwächen und schmälern zu können. Ein Heer der Unirten brach schnell in den Elsaß ein, und verdrängte die Oesterreichischen Truppen; die katholischen Stifte, durch welche ihr Kriegsvolk zog, wurden gebrandschatzt. Hierauf setzten sich die Unirten in Bereitschaft, zu Heinrich IV., der ein starkes Heer versammelte, zu stoßen, und alle Welt sah mit gespannter Erwartung der weitern Entwickelung dieser Dinge, die einen großen Europäischen Krieg zu entzünden schienen, entgegen, als Ravaillac's Mordstreich den Verhältnissen plötzlich eine andere Wendung gab, und den Schwung des Krieges lähmte. Da indeß die Französische Unterstützung nicht ganz ausblieb, und die Unirten im Vortheil waren, so forderte der Kaiser den Herzog Maximilian von Baiern, als Haupt des katholischen Bundes, auf, ihn wider die Union zu unterstützen. Dieser Bund, der nachmals **Liga** genannt, und durch die Gewalt, die dem Bundesobersten eingeräumt war, so wie durch Maximilian's kluge Führung weit bedeutender und furchtbarer wurde, als die protestantische Union, war als ein Gegenbund gegen diese entstanden. Auf Maximilian's Betrieb hatte sich am 10. Juli 1609 zuerst eine Anzahl süddeutscher Bischöfe und Prälaten mit ihm verbunden, damit, wie es hieß, „die alte wahre, alleinseligmachende Religion nicht ausgerottet werde.“ Im August traten die drei geistlichen Kurfürsten bei. Doch zauderte der Herzog von Baiern, dem Verlangen des Kaisers sogleich zu entsprechen; darüber nahmen die Unirten mit Holländischen und Französischen Hülfstruppen am 1. September 1610 Jülich den Kaiserlichen, und machten ihrer ganzen Sequestration ein Ende. Indeß hatte der Erzherzog Leo-

pold (wir werden gleich hören, in welcher andern Absicht) jetzt ein beträchtliches Heer zusammengebracht; auch die Liga machte Anstalten Truppen zu werben; darum hielt es die Union für das klügste, sich mit der letzteren (24. Oct.) dahin zu vergleichen, daß beide Theile die Waffen niederlegten.

Dem Kaiser waren übrigens für seine letzten Lebensjahre noch bittere Kränkungen aufbehalten. Es verdroß ihn im Innersten, daß sein herrschsüchtiger Bruder, der ihm schon zwei Hauptländer entrissen hatte, nach seinem Tode auch das schöne Böhmen bekommen sollte. Er hätte es gar zu gern seinem Vetter, dem oben erwähnten Erzherzog Leopold, gegönnt, der sich immer freundlich und zutraulich gegen ihn erwiesen hatte, und der Einzige unter seinen Verwandten war, der an dem Vertrage von 1606, welcher Matthias zum Haupte des Hauses erklärte, keinen Theil genommen. Wirklich besprach er sich mit seinen Günstlingen darüber, und so ward ein Plan ersonnen, der, weil der Ausführung Einsicht und Nachdruck fehlten, nicht bloß scheiterte, sondern Rudolf noch unglücklicher machte, als er zuvor gewesen war. Er hatte einen ansehnlichen Heerhaufen werben lassen, der im Passauischen stand, und sich zuletzt auf 16,000 Mann belief. Man glaubte anfangs, das Heer solle in den Jülichschen Händeln eine Rolle spielen. Indeß geschah dieses nicht, die Truppen blieben im Passauischen, zehrten dort Alles auf, und begingen, da sie keinen Sold erhielten, die gröbsten Ausschweifungen. Plötzlich führte sie ihr Befehlshaber nach Oberösterreich, und dann nach Böhmen, wo sie Budweis wegnahmen. Das ganze Land gerieth in Schrecken und Gährung, Rudolf schob Alles auf die Zügellosigkeit der Truppen, die er noch nicht habe befriedigen können. Unterdeß rückten diese bis Prag vor, und bemächtigten sich sogar der sogenannten kleinen Seite der Stadt (15. Febr. 1611), wo sie vielen Unfug, selbst mehrere Mordthaten, verübten. Aber die Alt- und Neustadt konnten sie nicht einnehmen, die ständischen Truppen wuchsen an Zahl immer mehr, und Matthias nahte an der Spitze von 18,000 Mann. So hatte Rudolf durch sein Zaudern Alles verdorben, denn nun geriethen auch die Passauischen Truppen in Furcht, und brachen wieder auf, nachdem ihnen der Kaiser einstweilen 300,000 Gulden gezahlt hatte. Aber nun gingen die Stände weiter. Sie besetzten Rudolf's Schloß, und ließen ihn selbst nicht in seinem Garten spaziren gehen. Matthias, sein verhaßter Bruder, zog wie im Triumphe in Prag ein. Der geängstigte

Rudolf verlor die Fassung so sehr, daß er ihm zu seiner freudigen Aufnahme sogar Glück wünschte. Alles verließ den hülflosen alten Mann. Selbst seine Räthe und Günstlinge hatte man ihm genommen und gefänglich eingezogen. Und so brachte man ihn dahin, daß er dem am 12. April zusammengekommenen Landtage selbst den Antrag machte: „er wünsche aus brüderlicher Liebe und Neigung, mit welcher er seinem ältesten Bruder Matthias gewogen sey, auch wegen Nutz und Frommen dieses Königreichs auf das Künftige, damit nicht etwa nach seinem Tode Zerrüttung und Widerwillen sich erregen möchten, daß gemeldeter sein Bruder, weil er vor diesem bereits mit seiner Bewilligung zum designirten König in Böhmen angenommen worden, bei diesem Landtage zum König in Böhmen, dem alten Brauch nach, publicirt und gekrönt werde." Die Kurfürsten von Mainz und Sachsen schickten zwar Gesandte, um dem Kaiser mit Trost und Rath beyzuspringen. Der Letztere schrieb auch noch besonders sehr ernstlich an die Stände, sie möchten mit allem Fleiß dahin sehen, wie die entstandene Unruhe auf das allerfriedlichste gestillt würde. Den Kaiser aber, welcher nicht allein die Krone Böhmen, sondern auch das ganze Römische Reich über fünf und dreißig Jahre friedlich und ruhig regieret, sollten sie dieses Wesens für entschuldigt halten, und ihn nicht ferner betrüben. Aber diese Vorstellungen blieben fruchtlos. Rudolf hatte bei seinem Antrage nur gemeint, den Matthias zum Mitregenten anzunehmen; damit war man aber nicht zufrieden; er mußte die Böhmen, so wie die Schlesier und Lausitzer des Eides der Treue gegen ihn förmlich entlassen. Als er das Blatt unterzeichnet, oder vielmehr mit Dinte befleckt hatte, warf er vor Unmuth seinen Hut auf die Erde und zerbiß die Feder mit den Zähnen. Zwei Tage nachher (23. Mai) wurde Matthias zu Prag feierlich gekrönt. Dem Kaiser ließ er die Wohnung im Prager Schlosse, eine jährliche Rente von 300,000 Gulden und einige Herrschaften. Es erweckt wehmüthige Empfindungen, wenn man erfährt, wie weit der erste Monarch der Christenheit heruntergekommen war. Er ließ nämlich auf einem im October zu Nürnberg gehaltenen kurfürstlichen Collegialtage dahin antragen: daß die Kurfürsten, da er nun aller seiner Länder beraubt sey, und das Wenige, das man ihm ausgesetzt, weder zur Unterhaltung seines Hofes und Regiments, noch zur Verzinsung der bei den bisherigen vielen Kriegen gemachten Schulden hinreiche ihn in seinem Alter nicht verlassen, sondern auf Mittel denken möchten

wie er seiner Würde gemäß leben könnte. Die Kurfürsten erwiederten, daß ein solches Gesuch bei dem ganzen Reiche angebracht werden müßte, und drangen zugleich auf die Wahl eines Römischen Königs, so daß der argwöhnische Rudolf schon fürchtete, er solle auch seine letzte Würde, die des Römischen Kaisers, verlieren. Die Kurfürsten waren indeß nur wegen der Wahl des Nachfolgers besorgt, und da Rudolf zögerte, setzten sie selbst auf den April 1612 nach Frankfurt einen Wahlconvent an. Aber noch ehe diese Zeit herbeikam, rief ein willkommener Tod den Kaiser in seinem sechzigsten Jahre (20. Jan. 1612) von dem Schauplatze ab, auf dem er eine so ruhmlose Rolle gespielt hatte.

So sehr seine Regierungsweise auch von den Grundsätzen der Duldung abgewichen war, welche der edle Maximilian befolgt hatte, so hatte er doch dem Protestantismus in seinen Ländern nichts abgewinnen können, während in Steiermark, Krain und Kärnthen ein vollständiger Sieg über denselben errungen worden war. Auch dort nämlich hatten die protestantischen Stände sich für Steuer- und Heeresbewilligungen von dem Erzherzoge Karl das Recht des freien Gottesdienstes in mehreren Städten und auf den Schlössern des Adels erwirkt. Diese Freiheiten beschränkte der Erzherzog zwar später; nichts desto weniger machten die Evangelischen bei seinem Tode (1590) die Mehrzahl der Einwohner aus. Sein damals erst zwölfjähriger Nachfolger Ferdinand wurde in Baiern erzogen, und sog dort, zugleich mit seinem Vetter und Freunde Maximilian, begierig die Grundsätze der Jesuiten ein, darunter die Lehre, daß zur Ausrottung der Ketzerei keine Strenge gescheut werden dürfe. Als Ferdinand in seinem achtzehnten Jahre die Selbstregierung begann, handelte er nach dieser Lehre mit einem so furchtbaren Ernste, daß in seinem Lande in kurzer Zeit keine protestantische Predigt mehr gehört ward. Den darüber ausbrechenden Aufstand hatte er durch wohlbewaffnete Garnisonen und durch Galgen und Räder, die als Warnungszeichen für jeden etwanigen Rebellen an allen Landstraßen aufgerichtet wurden, im Keime erstickt. Wer nicht zur katholischen Religion zurückkehren wollte, mußte das Land in einer bestimmten Frist räumen, und in kurzer Zeit war in Ferdinand's Erblanden die neue Lehre wieder vertilgt. Was dieser Fürst hier Hartes that, das that er in der reinsten Ueberzeugung, daß es wahre Christenpflicht sey; und er soll selbst gesagt haben, er liebe diese Irrenden so sehr, daß er willig sein Leben opfern wollte, wenn er wüßte,

daß sie durch seinen Tod auf den Weg des rechten Glaubens zurückgebracht werden könnten; bloß aus Liebe zu ihnen versperre er ihnen so gewaltsam den Weg zum Irrthum und zum ewigen Verderben. Manche protestantische Fürsten jener Tage hegten dieselbe Ueberzeugung von der Verantwortlichkeit der Herrscher für das Seelenheil ihrer Unterthanen, und handelten danach.

So weit als Ferdinand trieb Rudolf die Unduldsamkeit nicht, und noch mehr fehlte ihm die Willenskraft, in seinen Staaten das Nämliche durchzusetzen, aber er hatte doch wenigstens den Jesuiten Vorschub dazu geleistet. Diese wandten in ihren Predigten alle ihre Beredtsamkeit an, das Volk zum Haß gegen das Lutherthum zu erhitzen. Ein Pater Andreas predigte in Wien von der Kanzel herab: es sey besser, sich mit dem Teufel zu vermählen, als mit einem Lutherischen Weibe, denn jenen könne man doch mit Weihwasser und Exorcismus vertreiben, aber bei diesem sey Kreuz, Salböl und Taufe verloren. Andere Jesuitische Prediger lehrten, wer bei den Evangelischen das Abendmahl unter beiderlei Gestalt empfange, genieße recht eigentlich den Teufel selber. Von den Protestanten brauchten sie gar keine andere, als die heftigsten Ausdrücke, und schimpften sie auf die pöbelhafteste Art: sie nannten sie Lutherische Schelme, Verräther und Bösewichter; und von Luthern selber sagten sie, er sey ein Spitzbub, Räuber, versoffener Apostat und des Teufels Spießgeselle gewesen, mit welchem er eine Tonne Salz gefressen habe; seine Lehre sey gottlos und lügenhaft, und sein Glaube ein rechter Teufelsglaube.— Der große Haufe der Katholiken ward durch solche Reden zur Wuth gegen die Andersglaubenden erhitzt; und da dem protestantischen von seinen Geistlichen dieselbe Gesinnung eingeflößt ward, so war es ganz natürlich, daß die Glieder beider Parteien einander wie Todfeinde haßten, und die verderbliche Trennung in der Nation dadurch noch auf lange Zeit befestigt ward.

---

5. Culturzustand und Lebensart der Deutschen seit Maximilian I.

Während das theologische Interesse und die Glaubensstreitigkeiten die Deutschen in einem so hohen Grade beschäftigten, wie es in den bisherigen Abschnitten geschildert ist, hatte ihre Entwickelung zugleich

noch lange den Charakter des Uebergangs aus einer Zeit, wo dem freien Manne die Waffenentscheidung so viel galt als Gesetz und Richter, und diese Sinnesart zu einem Uebermuth ausgeartet war, der die allgemeine Sicherheit höchlich gefährdete. Der ewige Landfriede tilgte das tief gewurzelte Uebel nicht so schnell, daß nicht noch mancher Ritter in vorkommenden Fällen seine Streitigkeiten lieber mit dem Schwert hätte ausmachen, als sich vor den Gerichten klagend einfinden sollen. So geschah denn freilich zuweilen auch nach dem Landfrieden noch etwas, das zu dem Sprichwort Anlaß gab, es sey dem Landfrieden nicht zu trauen. Noch zu Luther's Zeiten trieben mehrere berühmte Edelleute ihr ritterliches Handwerk, bald als Beschützer Unterdrückter und Gekränkter, bald mit einem dem Räuberwesen ähnlichen Unfuge, ziemlich ungescheut; wie denn der tapfere Franz von Sickingen (geb. 1481) von seinem Schlosse Ebernburg bei Kreuznach den Wormsern mit seinen Schaaren, die oft an siebentausend Mann stark waren, hart zusetzte, indem er sich eines öffentlichen Notars, des Meisters Balthasar Plör, annahm, dem die Wormser seine Habe genommen hatten, und der nirgends Recht bekommen konnte. Der Reichsacht, in die er darüber verfiel (1515), trotzte er kühn, und drei Jahre nachher übernahm der dem tapfern Rittersmanne gewogene Kaiser Maximilian die Vermittelung des Streits. Dazwischen hatte er die Stadt Metz mit zweitausend Reitern und vielem Fußvolk überfallen, weil die Obrigkeit mehreren ihrer Bürger ohne Recht das Ihrige genommen hatte, und war nicht eher abgezogen, als bis der Magistrat jenen Bürgern vollen Schadenersatz gelobt, und ihm eine Brandschatzung von 30,000 Goldgulden, so wie für sein Heer einen vollen Monatssold gezahlt hatte. Ja, sagte er doch selbst dem damals noch jungen Landgrafen Philipp von Hessen Fehde an, weil er sich von ihm beleidigt glaubte; und ungeachtet dieser mit sechstausend Mann seines Landvolks und vielen Reitern gegen ihn anrückte, so hatte doch Sickingen von dem ganzen Pfälzischen Adel aus der Gegend noch weit mehr und tüchtigere Mannschaft aufgetrieben, mit welcher er die Flecken und Dörfer des Landgrafen durch Brennen und Plündern fürchterlich verwüstete, und der Stadt Darmstadt heftig zusetzte. Durch Vermittelung des Markgrafen Philipp von Baden ward ein Vergleich getroffen, in welchem die Hessische Ritterschaft sich den argen Feind mit nicht weniger als 85,000 Gulden vom Halse schaffen mußte. „Um dieselbe Zeit, sagt ein damaliger

Schriftsteller, kam ein neuer Glaub auf, durch einen Mönch, Martin Luther genannt, und Herr Ulrich von Hutten that sich zu Franzen gegen Ebernburg, und brachte zuwege, daß er sich auch desselben Glaubens annahm, also daß ein ausgesprungener Mönch aus Baiern, mit Namen Oecolampadius, gen Ebernburg kam, und predigt daselbst, darzu auch einer, Bucerus, die machten Aenderung in der Meß, schafften das Salve ab, item das Fasten und andere Sachen, und wurden auch böse Bücher gedruckt, zu welchen Sachen Franz zugestimmt. Dies bracht allen den Dienern ein Schrecken, besorgten es würde ihnen dadurch ihr gehabtes Glück entzogen, und davon alles Unglück kommen, wie auch geschehen." Des edlen Anerbietens, das diese Ritter Luthern 1520 machen ließen, haben wir früher (Th. VII. S. 190.) erwähnt. Sickingen zog bald darauf dem jungen Kaiser Karl V. mit 2400 Reitern und 14,000 Mann zu Fuß (ein bloßer Reichsritter) gegen Frankreich zu Hülfe, ging aber bald wieder heim, weil der Kaiser den Truppen den Sold nicht zahlen ließ. In einer neuen Fehde zu Hause mußte er sich auf seinen Schlössern gegen die Macht der Kurfürsten von Trier und von der Pfalz und des Landgrafen von Hessen vertheidigen. Schon war ein Theil der Mauern Landstuhl's, in das er sich geworfen hatte, niedergeschmettert; Sickingen ging, die Hauptbresche zu besichtigen, da traf ein Kanonenschuß einen Balken mit solcher Gewalt, daß ein Stück davon in die Seite des Ritters fuhr, und ihn lebensgefährlich verwundete. Als die Heftigkeit des Beschießens nicht nachließ, verstand sich Sickingen zu einer Capitulation, damit er ohne Kanonendonner um das Sterbelager sein Leben vollends aushauchen könne *). Im Todesschmerze näherten sich ihm noch die drei feindlichen Fürsten, und als sie ihn verlassen hatten, entfuhr ihm der Geist (7. Mai 1523).

Zu den berühmtesten ritterlichen Helden desselben Zeitalters gehören auch die im Laufe der früheren Geschichtserzählung schon erwähnten Götz von Berlichingen (geb. 1478, gest. 1562), Sickingen's Schwager, dem er auch häufig beistand (Th. VII. S. 206.), und Georg von Frundsberg (das. S. 195. 231. 236.). Der Erstere ertrug die Urphed (Gelübde eines ewigen Friedestandes), die er nach so manchem ritterlichen Heldenzuge hatte schwören müssen, mit höchstem Mißbehagen, und um sich doch in etwas für die Langeweile ei-

*) Münch, Franz von Sickingen's Thaten, Bd. I. S. 295.

nes thatenlosen Alters zu entschädigen, ergriff er statt des Degens die Feder, und schrieb sein Leben mit eigner Hand, und zwar mit der linken, denn die rechte hatte er früh verloren, und an ihrer Stelle trug er eine angeschiente von Eisen. Aus dieser merkwürdigen, mehrere Male gedruckten Biographie hat Göthe den Stoff zu dem herrlichen Drama entlehnt, in welchem er den Kampf des abscheidenden Ritterthums mit dem Geiste der neuen, an seine Stelle tretenden Zeit mit der lebendigsten Anschaulichkeit darstellt.

Die Unruhen des Markgrafen Albrecht von Brandenburg-Kulmbach waren noch ein Ueberrest jener Zeiten des Faustrechts, wovon mit Grumbach's Hinrichtung (oben S. 213.) die letzte Spur erlosch. Die Deutschen befriedigten seit dieser Umwandlung der Verhältnisse ihren Durst nach Heldenthaten mehr in auswärtigen Kriegen, und dienten anderen Nationen zu Tausenden für Sold, wie die Schweizer. In den blutigen Bürgerkriegen, welche zu Maximilian's und Rudolf's Zeiten in Frankreich geführt wurden, gingen ganze Heere von Deutschen über den Rhein, und fochten theils für die eine, theils für die andere Partei. Auch in Italien, den Niederlanden und Ungern, fochten die Deutschen Truppen fast immer am bravsten, und wenn sie ihren Sold nur richtig erhielten, so konnte man auf ihre Treue so sicher rechnen, daß dieselbe sogar zum Sprichworte geworden ist. Sie behielten lange Zeit den Vorzug in der Geschicklichkeit, den Spieß und das Schwert zu gebrauchen, und konnten sich an das Feuergewehr nicht so gut gewöhnen. Sie trugen noch immer die beschwerlichen Schutzwaffen, Panzer, Schienen und Sturmhauben, wie man sie auf alten Bildern häufig abgebildet sieht. Im Mittelalter war die schwere Reiterei, deren Kern die Ritterschaft war, die Hauptwaffe der Deutschen; das im sechzehnten Jahrhundert unter dem Namen der Landsknechte so berühmt gewordene Deutsche Fußvolk ist eine Schöpfung Kaiser Maximilian's I. Noch immer hatte sich der alte Gebrauch erhalten, den schon die Römer von unseren Voraltern erzählen, daß der Deutsche Krieger sein Weib mit zu Felde nahm, wodurch so wie durch ganze Schwärme von liederlichen Frauenzimmern und dienstbaren Buben der Troß ungemein vergrößert ward.

Die Kriege wurden mit vieler Barbarei geführt. In Feindes Landen legte man es oft auf ein planmäßiges Zerstören an, und es gab ordentliche Brandmeister, die das Anzünden der Wohnungen zu besorgen hatten. Man rechnet dem wilden Albrecht von Brandenburg über

dreitausend Flecken, Dörfer und Weiler nach, die er in Asche gelegt habe, und im Bauernkriege mochte wol die Zahl nicht kleiner gewesen seyn.

Fürchterlich ist, was ein Nürnbergischer Patricier, Wilibald Pirkheimer, erzählt, welcher in dem unter Maximilian I. ausgebrochenen Kriege des Reiches wider die Schweizer (Th. VII. S. 149.) die von seiner Vaterstadt gestellte Schaar anführte, und eine Geschichte dieses Krieges schrieb. Er war hier einmal durch eine Gegend gekommen, die unlängst von einer Soldatenhorde verwüstet worden war. „Am Ende eines großen abgebrannten Fleckens, fährt er fort, traf ich zwei alte Frauen an, die einen Haufen von etwa vierzig kleinen Knaben und Mädchen wie eine Heerde Schweine vor sich her trieben. Alle waren durch Hunger so abgezehrt, daß ihr Anblick Entsetzen erregte. Ich fragte die beiden Alten, wohin sie diese Unglücklichen treiben wollten. Ich würde es bald selbst sehen, war ihre Antwort. Und siehe, da fielen die Kinder auf einer nahen Wiese nieder, rissen die Gräser aus, und verschluckten sie begierig. Ich erfuhr, daß ihre Väter und Mütter getödtet, und von allen erwachsenen Einwohnern des Fleckens nur diese beiden Weiber übrig geblieben, auch daß der Kinder noch vor wenig Tagen zweimal so viel gewesen, davon aber eins nach dem andern vor Hunger gestorben wäre, ein Schicksal, das auch der gegenwärtigen noch lebenden und ihrer Führerinnen warte."

Da die Fürsten zu jenen Zeiten fast immer Mangel an Gelde litten, so konnten sie den Krieg selten über ein halbes Jahr hinter einander aushalten; daher mußte Karl V. seine Truppen gegen den Winter gewöhnlich wieder aus einander gehen lassen. Wollte er nun im folgenden Frühling wieder zu Felde ziehen, so mußte er erst wieder neue Werbungen anstellen, und kam deshalb gemeinhin erst sehr spät zum Vorschein. Es war aber auch keine Kleinigkeit für geldarme Fürsten, ein Heer von 50,000 Mann zu unterhalten, denn eine Schaar von 5000 Reitern kostete monatlich wenigstens 100,000 Gulden, und drei Reginenter Knechte, 120,000. Ein Fußgänger bekam monatlich 4 Gulden, Veteranen oft doppelt so viel.

Aber nicht bloß mit seinen kriegerischen Söhnen diente das Deutsche Reich dem Auslande, es versorgte dasselbe auch mit trefflichen Künstlern und Handwerkern. In den berühmtesten Officinen und Fabriken zu Venedig, Genua, Antwerpen, Brüssel, arbeiteten Deutsche; und geschickte Uhrmacher, Metallarbeiter, Mechaniker, selbst Maler und

Kupferstecher, wurden häufig aus Deutschland verschrieben. Die Deutschen Wollen- und Leinenwebereien waren unter Karl V. im blühendsten Zustande. Auch in der Färbekunst besaßen die Deutschen manche Geheimnisse; nur Schade, daß durch die Entdeckung des Americanischen Indigo ihr Waidbau sehr in Verfall gerieth. Doch dies war nicht der einzige Nachtheil, den die Auffindung des neuen Welttheils für unser Vaterland hatte. Durch den Anwachs des zuströmenden Goldes und Silbers stiegen die Preise der Lebensmittel und des Arbeitslohns zusehends. Die nachtheiligen Folgen dieser veränderten Weltverhältnisse zeigten sich jedoch in Deutschland so bald noch nicht. Um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts waren Gewerbe und Handel noch sehr blühend, über den ganzen Boden unseres Vaterlandes hin hatten sich Behagen und Wohlhabenheit ausgebreitet *). Da indeß nachher schädliche Verhältnisse eintraten, da die Königin Elisabeth der Deutschen Hanse ihre Vorrechte in England bedeutend schmälerte und den Englischen Handel über den Deutschen erhob; da ferner, wegen der fortdauernden Niederländischen Unruhen, der Handel von Antwerpen, Gent und anderen reichen Städten plötzlich sank, so stockte der Absatz der Deutschen Fabrikwaaren dort so auffallend, daß man im ganzen Reiche viele Klagen über schlechte Zeiten hörte. Dazu kam noch ein anderes großes Uebel, die Verderbtheit des Münzwesens. Nicht alle Fürsten dachten in diesem Punkte so, wie Landgraf Philipp von Hessen, der es seinen Söhnen noch in seinem Testament einprägte, daß sie gute Münzen schlagen sollten; „denn ein Fürst werde erkannt an seiner Münze, Reinhaltung seiner Straßen, und Haltung seiner Zusage." Um mehr Stücke zu bekommen, schmolzen Viele das alte vollwichtige Silbergeld ein, versetzten es stark mit Kupfer, und verbreiteten dadurch eine Menge so gehaltloser Scheidemünze, daß man erstaunlich viel geben mußte, um nur wenig Waare zu erhalten. In einer Schrift vom Jahre 1621 wird darüber bittere Klage geführt. „Ein Malter Korn, heißt es, haben wir vor funfzehn Jahren mit 2 oder 3 Thalern bezahlt, jetzo ist das frische Korn schon um 14 Thaler verkauft. Eine Metze Hafer kostete vor diesem 16 Pfennige, jetzt 9 Groschen. Ein Hering damals 5 oder 3, itzo 18 Pf. Ein Pfund Butter 4 Albus, jetzo 20 bis 24, ein Pfund Käse 16 Pf., itzo bald

---

*) Ranke, Ueber die Zeiten Ferdinand's I. und Maximilian's II., in der histor. polit. Zeitschrift. Bd. I. S. 257 fg

8 Gr. Ein Paar Schuhe 6, 12 oder 15 Gr., itzo 2, 3, auch 4 Gulden. Eine Elle Tuch vor einen Thaler kostet itzo 3, 4, 5 Thaler ꝛc." Das wenige gute Geld, das noch übrig war, ging zuletzt auch noch aus dem Lande für Ungerisches Rindvieh, von welchem seit der Reformation, welche die vielen Fasttage aufgehoben hatte, weit mehr als sonst gebraucht wurde.

Obschon die Einkünfte der Fürsten damals lange nicht so bedeutend waren, wie nach der Entstehung der künstlichen Finanzsysteme, so regte sich in Manchen von ihnen dennoch das unweise Verlangen, mit auswärtigen Königen im äußern Prunk zu wetteifern. Manchem kostete ein einziger Reichstag so viel, als ihm sein Land in mehreren Jahren einbrachte. Der Troß von Dienern, der den Fürsten auf solchen Reisen folgte, füllte die Stadt, wo ein Reichstag gehalten wurde, immer dergestalt, daß die Bürger sich schon lange vorher, wie zu einer Belagerung, mit Vorräthen versehen mußten, und daß dennoch zuletzt kaum für Geld Lebensmittel zu haben waren. Herzog Friedrich von Würtemberg erschien einmal allein mit einem Gefolge von siebenhundert Pferden. Eben so unbesonnen war auch daheim die Haushaltung der damaligen Fürsten eingerichtet. Man suchte eine Ehre darin, eine recht große Menge unnützer Hofbedienten zu haben, die nicht bloß ihren Sold bekamen, sondern auch an den fürstlichen Tafeln im Schlosse, nach den Abstufungen ihres Ranges, täglich gespeis't werden mußten. Dies verursachte, besonders bei feierlichen Gelegenheiten, ganz ungeheure Ausgaben. Kurfürst Christian II. von Sachsen unterhielt auf dem Landtage zu Torgau, 1609, an siebenhundert Tafeln, die alle zugleich auf den Trompetenschall mit Speisen besetzt wurden. Er selber saß dabei sieben Stunden lang zu Tische, und wetteiferte mit seinen Gästen im Trinken. Welch ein Abstich gegen die Lebensart eines heutigen Fürsten! — Einer seiner Vorgänger, der Kurfürst Johann, hielt im Jahre 1500 gleichfalls zu Torgau sein Hochzeitsfest mit einer Mecklenburgischen Prinzessin Sophie. Dabei wurden acht Tage hinter einander täglich 11,000 Personen köstlich bewirthet, und 7,200 Pferde gefüttert. Bei der Vermählung Herzog Wilhelm's des Jüngern von Baiern, 1568, brachten die geladenen Gäste 3534 Pferde mit, die gleichfalls, so wie das ganze dazu gehörige Gefolge, von dem Gastgeber frei gehalten werden mußten. Von den Kosten des Hochzeitsschmauses eines der reichsten Böhmischen Edelleute, Wilhelm von Rosenberg, der sich sogar mit einer Markgräfin

von Baden vermählen durfte, haben wir noch eine Aufzählung übrig, die uns in Erstaunen setzt. Es wurden auf diesem Feste, welches vom 26. Januar bis zum 1. März 1578 währte, und zu welchem, außer vielen anderen vornehmen Gästen, der Markgraf von Baden und seine Gemahlin, zwei Herzoge von Baiern und der Erzbischof von Prag geladen waren, verzehrt: 40 Hirsche, 50 Damhirsche, 20 Rehe, 2130 Hasen, 250 Fasanen, 30 Auerhähne, 2050 Rebhühner, 150 gemästete Ochsen, 546 Kälber, 654 Schweine, 450 Hammel, 5313 Gänse, 3106 Kapaunen und Hühner, 18,120 Karpfen, 10,209 Hechte, 6380 Forellen, 5200 Schock Krebse, 7096 geräucherte Fische, 350 Stockfische, 1200 Seespatzen, 675 Neunaugen, 780 Heringe, 4 Hausen, 30,947 Eier. An Ungerischen und Deutschen Weinen wurden vertrunken 1100 Eimer, an Spanischen Weinen (die damals nur noch als Apothekerwaaren verkauft wurden) 40 Tonnen, und von Böhmischem Biere 903 Fässer. Die Pferde der Gäste verzehrten 3703 Strich Hafer.

Die Speisen selber wurden in solchen Fällen nicht nur so schmackhaft als möglich zubereitet (wenn man die silbernen Deckel abnahm, mußte ein starker Duft der köstlichsten Gewürze *) aus den Schüsseln steigen), sondern auch dem Aeußern nach mit kostbaren Verzierungen bekleidet. Man sah vergoldete und versilberte Pasteten und Schaugerichte, die das Auge durch die künstlichste Erfindung ergötzten. Als 1603 der Herzog Friedrich von Würtemberg dem Englischen Gesandten, der ihm von seinem Herrn den Orden des Hosenbands überbrachte, ein Fest gab, ward eine eigene prächtige Tafel für den abwesenden König Jakob hingestellt, und nach und nach mit neunzig verschiedenen Speisen servirt, wovon eine immer an Kostbarkeit die

*) Wie kostbar es war, erhellet schon daraus, daß das berühmte Handlungshaus der Fugger in Augsburg fast ein Jahrhundert lang ein ausschließendes Privilegium über den Deutschen Gewürzhandel hatte, und mithin den Preis nach Belieben ansetzen konnte. Eine Unze Zimmt kostete damals in Deutschland zwei Ducaten. Die Fugger kamen durch dies Monopol zu mehr als königlichen Reichthümern. Einer derselben hatte Karln V. eine ansehnliche Summe gegen Verschreibung vorgestreckt. Als nun 1530 der Kaiser aus Italien nach Augsburg kam, und bei ihm einkehrte, entschuldigte er sich, daß es ihm noch nicht möglich sey, die Summe wiederzubezahlen. Obgleich man im Junius war, so war es doch kalte Witterung, und als dem Kaiser das Frühstück gebracht wurde, bemerkte er händereibend, daß er den Unterschied des Italienischen und Deutschen Klima doch ziemlich deutlich fühle. Fugger ließ auf der Stelle ein Kaminfeuer machen, legte einige Bündel Zimmtrinde auf das Holz, zog darauf des Kaisers Schuldverschreibung hervor, und zündete die dürren Rollen damit an.

andere übertraf. Die Tafelaufsätze, worunter ein Hercules, eine Minerva ꝛc. waren, hatten allegorische Beziehungen. Die mehr als sechzig Personen starke Kapelle des Herzogs wetteiferte mit den Englischen Musikern im Gefolge des Gesandten in lieblichen Concerten, mußte aber den Letzteren den Preis in der Kunst zugestehen. Nach der Abendtafel stellten die Engländer die Geschichte der Susanna pantomimisch vor, welches den Deutschen ein großes Vergnügen gewährte.

Der Aufwand im Essen und Trinken war auch selbst in reichen Manufactur- und Handelsstädten unter den Bürgern dergestalt eingerissen, daß demselben an vielen Orten durch obrigkeitliche Verordnungen gesteuert werden mußte. So heißt es in einer Polizeiverordnung von Minden: es sollten bei einer großen Hochzeit nicht über vier und zwanzig Tische seyn, auf jeden Tisch zehn Personen gerechnet; bei einer kleinen nicht über vierzehn Tische, und das Essen sollte nicht über drei Stunden dauern. Es war gewöhnlich, daß sich alle Stadtarme bei einer solchen Gelegenheit vor dem Hochzeithause einfanden, und diese mußten dann Alle mitgespeiset und getränket werden. Auch in Berlin durfte man, einer Verordnung zufolge, eigentlich nicht länger als Mittags bis halb zwei, und Abends bis elf Uhr zu Tische sitzen. Der Anfang des Mittagsessens ward nämlich damals auch an den größten Tafeln um elf, und der Abendmahlzeit um fünf Uhr gemacht. Besonders war es der damalige Adel, dem so viele neuere Mittel, den Thätigkeitstrieb nützlich und angenehm zu befriedigen, fehlten, der einen großen Theil seiner Zeit am Tische tödtete, und seinen Geist durch den Becher *) betäubte. Daher noch immer die häufigen Klagen der damaligen Schriftsteller über das entsetzliche Trinken der Deutschen. Merkwürdig ist die Beschreibung, die der gelehrte Abt Trittheim 1505, in einem noch erhaltenen Briefe, von der Lebensart der damaligen Berliner macht. „Ich lebe hier, schrieb er, in großen Gnaden bei dem Kurfürsten, aber von allem gelehrten Umgange gänzlich verlassen. Die Einwohner sind gut, aber zu rauh und ungelehrt; sie lieben mehr die Schmausereien und das Trinken, als die Wissenschaften. Selten findet man einen Mann, der Bücher liebt, sondern aus Mangel guter Erziehung und Lebensart ziehen sie die Gesellschaften, die Pokale und den Müßiggang vor."

*) Die metallenen Familienpokale und Humpen sind bekannt. Kaiser Maximilian II. bediente sich 1570 auf dem Reichstage zu Speier eines kristallenen Bechers, und seitdem kamen die Gläser beim Trinken auf.

Bei allen solchen Angaben muß man jedoch nicht vergessen, daß der Tadel doch immer nur einzelne Personen trifft, und zwar, wie schon gesagt, der Vorwurf der Schwelgerei mehr den Adel als den Bürgerstand, der zu sehr mit seiner Handtirung beschäftigt war, als daß er solchen Ausschweifungen viel hätte nachhangen können. Doch findet man, daß auch diese Classe sich am Feierabend oder des Sonntags in starkem Biere zu übernehmen pflegte. Zu dem Bier gesellte sich am Ende des sechzehnten Jahrhunderts noch der Branntwein, der am Anfange desselben als eine neue chemische Erfindung — man weiß nicht von wem — bekannt geworden, und zuerst nur als Arznei gebraucht worden war. Thee, Kaffee und Taback waren vor dem dreißigjährigen Kriege in Deutschland noch nicht bekannt.

Zu den bisher beschriebenen Arten des Luxus kam noch eine unerhörte Sucht, ausländische Kleidermoden nachzuahmen, die sich bis in die niederen Bürgerclassen verbreitete. So wird den Doctorfrauen, die gar zu gern den Edelfrauen gleich gestellt seyn wollten, in mehreren Polizeiordnungen verboten, große Eisen und Wülste unter dem Rock zu tragen, die Hälse so weit zu entblößen, sich mit Perlenketten, Goldrosen und Kleinodien zu behängen, Schleier, Kopftücher und Schuhe mit Perlen oder Gold besetzt, desgleichen Aufschläge von Zobel oder Hermelin zu tragen, u. dgl. Nach Sammet und Seide, zwei damals noch sehr theuren Stoffen, waren die Weiber besonders lüstern. Seidene Strümpfe hatte die Englische Königin Elisabeth zuerst getragen, dreißig Jahre nachher stolzirten schon die Deutschen Amtmannsfrauen darin einher. An einem Manne aber schien im sechzehnten Jahrhundert noch ein seidener Strumpf ein so großer Aufwand, daß der Markgraf Johann von Brandenburg-Küstrin (gest. 1571) seinem geheimen Rathe Berthold von Mandelsloh, welcher einmal an einem Wochentage in seidenen Strümpfen zu ihm kam, verweisend entgegen rief: „Ei, ei, Bertholde, ich habe auch seidene Strümpfe, aber ich trage sie nur Sonntags und Festtags."

Die Beschäftigungen der Gelehrten in Deutschland erhielten durch die Reformation eine zu einseitige Richtung nach der Theologie hin. Doch wurden die übrigen Wissenschaften auch nicht vernachlässigt. Die Philologie ward besonders auf den gelehrten Schulen der Protestanten eifrig getrieben. Da die Fürsten anfingen, nach Art des Reichskammergerichts, in ihren Ländern eigene Hofgerichte zu bestellen, so brachte dies die Rechtsgelehrsamkeit immer mehr in Aufnahme. In

der Astronomie brachte Deutschland damals einen der ersten Geister aller Zeiten hervor, Johann Kepler aus dem Würtembergschen (geb. 1571, gest. 1630), welcher die Gesetze des Planetenlaufs entdeckte. Für die Naturgeschichte brach Conrad Gesner aus Zürch (gest. 1565), ein Mann von seltener Gelehrsamkeit, mit großartigem Sinne und eifrigem, unermüdlichem Forschungsgeiste, die Bahn. In der Arzneikunde machte Theophrastus Paracelsus, gleichfalls aus der Schweiz (gest. 1541), Epoche, indem er die Chemie bearbeitete, und sie auf die Heilkunst anwenden lehrte. Schade, daß er durch die Zuversicht, auf diesem Wege in die Geheimnisse der Natur zu dringen, zum Schwärmer und Großsprecher ward. Ueberhaupt war das Zeitalter eifrig dem Bestreben zugethan, durch Alchymie, Magie und Astrologie die dem menschlichen Geiste gesetzten Schranken zu übersliegen. Melanchthon selber stellte Horoskope, und beging keine Handlung von einiger Erheblichkeit, ohne vorher die Planeten zu Rathe gezogen zu haben. Die Alchymisten, unter denen der genannte Theophrastus Paracelsus einer der berühmtesten war, hofften jetzt mehr als jemals, den Stein der Weisen zu finden, der nicht bloß die Anweisung, Gold zu machen, sondern auch eine andere, sich ewige Jugend und ein vielfach verlängertes Leben zu verschaffen, enthalten sollte. Eine der traurigsten Wirkungen des herrschenden Aberglaubens waren die vielen Hexenprocesse, die im sechzehnten Jahrhundert noch sehr häufig vorkamen. Im Braunschweigischen gingen die Hinrichtungen von 1590 bis 1600 so stark, daß oft auf einen Tag zehn bis zwölf rothängige Weiber verbrannt wurden, und daß, wie eine gleichzeitige Chronik erzählt, der Ort vor dem Lechelnholze in Wolfenbüttel, wohin die Hexen aus dem Kalenbergischen und Wolfenbüttelschen geliefert werden mußten, von den vielen Brandpfählen wie ein kleiner Wald anzusehen war.

Mit der Ausbildung der Deutschen Prosa für den schriftstellerischen Gebrauch waren bis auf Luther's Zeiten nur schwache, oder doch nur von geringem Erfolge begleitete Versuche gemacht worden. Da trat unsere Muttersprache in der Bibelübersetzung dieses außerordentlichen Mannes in ihrer ganzen Kraft und Mannichfaltigkeit hervor, und entfaltete eine Biegsamkeit und einen Wohllaut, die man bis dahin nicht geahnet hatte (Th. VII. S. 212). Was Luther hier geleistet, ist für alle folgende Zeiten Vorbild für die Sprache geblieben; als Bibelübersetzung steht sein Werk unübertroffen und unübertrefflich da. Einer solchen Erweckung hatte sich damals die Poesie nicht zu erfreuen.

Die Größe, welche diese in der Hohenstaufischen Zeit erreicht hatte, war vergessen und ungekannt; der Meistergesang (Th. V. S. 249.) war ganz matt und leer geworden, und zu einem handwerksmäßigen Reimen herabgesunken. Da erhob er sich noch einmal in einem Manne, den man den letzten Meistersänger und zugleich den einzigen Deutschen Dichter seines Zeitalters nennen kann.

Dies war der oft genannte poetische Schuster Hans Sachs, am 5. November 1494 zu Nürnberg geboren. Sein Vater, ein Schneider, schickte ihn in seinem siebenten Jahre in die Lateinische Schule, wo er bis zum funfzehnten blieb, und in den sieben freien Künsten schlecht genug unterrichtet wurde. Dann ward er zu einem Schuster in die Lehre gegeben, und während dieser Zeit erwachte in ihm die Neigung, auch von der Meistersängerei etwas zu lernen. Ein dortiges Mitglied dieser poetischen Zunft, Leonhard Nunnenbeck, ein Leineweber, nahm ihn gern auf, und unterrichtete ihn in den Feierabenden im Singen. Der junge Lehrbursche lernte hier eine Menge ernster und scherzhafter Gesänge sammt den Weisen, und als er im siebzehnten Jahre auf die Wanderschaft ging, ließ er sich damit überall hören, wo er in einer Stadt eine Sängerschule fand. An eigne Erfindungen ging er erst in seinem zwanzigsten Jahre, als er sich zu München aufhielt. Sein Ausdruck: „er habe es hier zuerst gewagt, mit Gottes Hülfe zu dichten," zeigt uns, daß er edel genug von seiner Kunst dachte, um sie, wie Homer, einer besondern Inspiration zuzuschreiben. Nachdem er das ganze Reich durchwandert hatte, kehrte er nach Nürnberg zurück, verheirathete sich, und trieb sein Gewerbe und seine Kunst mit gleichem Fleiße. Dabei war er einer der eifrigsten Anhänger der Reformation, ja durch seine vielen geistlichen Lieder ihr großer Beförderer. Er starb im zwei und achtzigsten Lebensjahre, im Januar 1576, und hinterließ vier und dreißig Folianten voll Gedichte aller Art, die er mit eigener Hand zusammengeschrieben hatte. Es sind in Allem über sechstausend, darunter zweihundert und acht Tragödien, Komödien und Fastnachtspiele. Von dieser außerordentlichen Menge wählte er selbst die besten und anziehendsten für den Druck aus, und diese erschienen in fünf Folianten. Seine Poesie stammt aus einem kräftigen, mit Verstand, Witz und Schalkheit begabten Geiste, sie zeugt von einer klaren Lebensansicht und einem einfachen, rechtlichen und schlichten Sinne. Nur ist er sich nicht überall gleich geblieben. In mehreren

seiner Poesieen groß und erhebend, sinkt er in anderen zum Mittelmäßigen und Unbedeutenden herab *).

Unter den Deutschen Malern zeichneten sich zu Ende des funfzehnten und in der ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts Albrecht Dürer (gest. 1528), Lucas Kranach (gest. 1553) und Hans Holbein (gest. 1554), als die vorzüglichsten aus. Jeder von diesen hat seine besonderen Verdienste, wenn schon der Zweite den anderen beiden um Vieles nachstehen muß. Dürer und Holbein waren auch im Auslande berühmt; der Letztere lebte eine Zeitlang am Hofe König Heinrich's VIII. von England, von dem er sehr geschätzt wurde. Dürer that sich vornehmlich als meisterhaft im Zeichnen und in geistreicher Composition der mannichfaltigsten Gegenstände hervor. Durch seine zahlreichen Kupferstiche trug er viel dazu bei, edlere Kunstwerke und den Geschmack daran allgemeiner zu verbreiten. Im wissenschaftlichen Theil der Kunst übte er durch seine Lehre von den Verhältnissen des menschlichen Körpers einen entschiedenen Einfluß aus. Er war endlich der einzige unter den Dreien, der tüchtige Schüler in größerer Anzahl bildete, welche die Kunst in Deutschland noch eine Zeitlang auf einer gewissen Höhe erhielten. Kranach's Verdienst ist hauptsächlich in seiner kräftigen und lebhaften Farbengebung und seiner sorgsamen Ausführung zu suchen; in Zeichnung und Composition war er minder stark. Holbein endlich zeichnete sich durch ein höchst feines Gefühl für Naturwahrheit aus, welche er in allen Theilen seiner Werke so ausgebildet wiederzugeben wußte, daß dieselben zu dem Vorzüglichsten gehören was jemals in dieser Hinsicht gemacht worden. Hiermit verband er außerdem den Sinn für Schönheit und Anmuth in einem ungleich höheren Grade, als die beiden Anderen denselben besaßen.

Zum Schluß noch ein paar Worte von den Lustbarkeiten der Deutschen in diesem Zeitraum. Der Hauptzeitvertreib der Fürsten und Edelleute war noch immer die Jagd, und mehrere verwandten darauf so viel, daß sie wie ein Schriftsteller jener Zeiten sagt wie Actäon von ihren Hunden und Vögeln aufgefressen wurden. Ferdinand von Steiermark hielt sich ein ordentliches Tagebuch über das von ihm erlegte Wild, welches er am Ende des Jahres dem Kurfürsten von Sachsen mittheilte, um es mit dem seinigen zu vergleichen. Derselbe

*) „Da, wo er Meister ist und wirklich darstellt, ist seine Sprache unvergleichlich, vielseitig und gewandt, und keinem andern steht jene trockene, ehrbare Schalkheit so gut, die den Deutschen charakterisirt.“ Tieck Vorrede zum Deutschen Theater, Bd. I. S. XI.

hatte an seinem Hofe hundert und funfzig Jäger, und eine ungeheure Menge von Hunden. Im Anfange des siebzehnten Jahrhunderts kamen die Feuerwerke auf, und wurden bei vielen Großen so zur Leidenschaft, daß sie alle ihre Einkünfte in Raketen und Feuerrädern verpufften, und sich in tiefe Schulden stürzten. Ferner war jene Periode das Zeitalter der Hofnarren, bezahlter Spaßmacher, die durch ihre witzigen und unwitzigen Possen den großen Herren die Zeit vertreiben mußten.

Die niederen Stände hatten noch immer ihre Volksfeste, ihre Schießübungen und ihre Tanzplätze, die Handwerker ihre vierteljährlichen Aufzüge mit dem Hanswurst, und andere Gebräuche, die auf die Erweckung und Erhaltung des Frohsinns berechnet waren. Einen lustigen Schwank erfanden die Schlächter einer Deutschen Stadt, der bald an mehreren Orten nachgeahmt wurde. Sie trugen nämlich eine Wurst von ungeheurer Größe in Procession umher, und verzehrten sie zuletzt auf der Herberge mit ihren Weibern und Töchtern. So ist uns noch eine Nachricht übrig, der zufolge 1583 die Schlächter in Königsberg eine Wurst aus vielen zusammengenähten Därmen verfertigten, welche 596 Ellen lang war, und 434 Pfund wog. Sie wurde von 91 Fleischerknechten unter freudigem Gesange auf hölzernen Gabeln durch die Straßen getragen. Achtzehn Jahre später erschien eben daselbst eine noch weit größere Wurst, 1005 Ellen lang und 900 Pfund schwer. Sie enthielt, außer vielen anderen Ingredienzien, 81 geräucherte Schinken, einen halben Scheffel Salz und 18¼ Pfund Pfeffer. Die Schlächter trugen dies ihr Meisterstück am Neujahrstage 1601 unter feierlicher Musik umher, und verschmauseten es alsdann in Gesellschaft der Bäcker, welche nicht ermangelten, stehenden Fußes Gleiches mit Gleichem zu erwiedern. Sie buken nämlich aus 12 Scheffeln Weizenmehl 8 große Strietzeln, jede fünf Ellen lang, und 6 nicht minder riesenhafte Brezeln, trugen dieselben am heil. Dreikönigstage eben so feierlich, wie die Schlächter ihre Wurst, durch die Stadt, und luden die Letzteren zur Dankbarkeit darauf zu Gaste. Ein lustiger Student, Namens Josua Neigshorn, hat diese seltsame Secularfeier in einem carmine heroico besungen, das sich noch erhalten hat.

Von einem ähnlichen Schlächterschwank, der etwas später in Nürnberg vollführt worden, hat man noch eine in Kupfer gestochene Abbildung, die mit dieser Umschrift versehen ist: „Eygentliche Abbildung der langen Bratwurst, welche von den Knechten des Metzger-Hand-

werks den 8. und 9. Februar dieses ablaufenden 1658sten Jahres ist in der Stadt von ihrer Zwölf umhergetragen worden; und war ihre Länge 658 Ellen, hat an Gewicht gehabt 514 Pfund, die Stangen, daran sie getragen worden, waren 49 Schuhe lang, u. s. w."

Ganz gewiß haben die ehrlichen Fleischhauer mit diesem scherzhaften Einfall ihren Mitbürgern Stoff zu recht herzlichem Lachen auf mehrere Tage gegeben, und man sieht, daß alle religiösen und politischen Händel den angebornen Sinn des Deutschen Volkes für fröhliche Lust und Schwänke nicht ganz zu unterdrücken vermochten.

X. Der Norden und Osten Europa's.

1. Skandinavien unter Johann I. und Christian II. (1481—1523.)

Die Calmarische Union, welche die drei Nordischen Reiche zu einem Ganzen hatte verschmelzen sollen, hatte ihren Zweck verfehlt, und in den Schweden war das Bestreben, ihre Selbständigkeit gegen die von Dänemark aus regierenden Unionskönige zu behaupten, stets herrschend geblieben. In diesem Kampfe verließen wir (Th. VI. S. 355) den Norden nach dem Tode Christian's I. (1481), dessen Sohn und Nachfolger Johann I. sich sogleich bemühte, die aufgelös'te Vereinigung wiederherzustellen. In der That kam es 1483 zu einem Vertrage, der Calmarische Receß genannt, der die Erneuerung der Verbindung enthielt, aber unter Bedingungen, welche dem Zwecke derselben die größten Hindernisse in den Weg legten. So versprach Johann, Norwegen den Bahuser Zoll, den Schweden besaß, wieder zu verschaffen, in jedem der drei Reiche eine beständige Schatzkammer unter Aufsicht eines geistlichen und eines weltlichen Reichsraths anzulegen, in den Reichsrath Keinen aufzunehmen, der nicht von Adel sey, oder den übrigen Reichsräthen mißfiele, u. s. w. Trotz dieser Bedingungen herrschte in Schweden der Reichsvorsteher Sten Sture fast unumschränkt durch schlaue Gewandtheit und die Zuneigung des Volkes, denn der Adel beugte sich mit Unwillen vor einem Manne, der seines Gleichen war.

Und obgleich Johann, bei Gelegenheit eines ausgebrochenen Streites zwischen Sten Sture und einem andern Schwedischen Großen, Svante Sture, den Erstern mit Krieg überzog und ihn besiegte, so mußte er dennoch einen Vergleich mit ihm eingehen, wodurch Sten Sture das Reichshofmeisteramt und einige Provinzen zum Lehen erhielt. Johann griff hierauf das Völkchen der Dithmarsen zwischen der Elbe und Eider an, erlitt aber am 17. Febr. 1500 trotz seiner großen Uebermacht eine schwere Niederlage, und bald stand Sten Sture wieder auf. Er unterstützte zugleich die Norweger, die gleichfalls abgefallen waren, während Dänemark auch mit den Hansestädten in Krieg gerathen war. Das den Norwegern gesandte Hülfsheer wurde zwar geschlagen, und die Empörung dieses Volks durch Blutströme unterdrückt, aber Schweden setzte seinen Widerstand fort, auch nach Sten Sture's Tode (13. December 1503), unter der Führung des tapfern Svante Sture, der Jenem als Reichsverweser folgte. Die Hansestädte nahmen eine Zeitlang an diesem Kriege wider Dänemark von Neuem Theil, schlossen aber bald auch wieder Frieden, während das feindliche Verhältniß unter den Schweden und Dänen noch fortbestand, als Svante Sture (2. Jan. 1512) und Johann (21. Febr. 1513) starben.

Dem Letztern folgte sein Sohn Christian II., ein entschlossener, muthiger und geistvoller, zugleich aber wankelmüthiger, gewaltthätiger und rachsüchtiger Fürst, dessen Grausamkeit und Blutdurst sein Andenken geschändet haben. Seine vorzüglichsten Rathgeber waren aus niederem Stande, eine ehemalige Niederländische Aepfelhökerin Sigbrite (deren Tochter, die schöne Düveke, des Königs Beischläferin war), eine verschmitzte Frau von mancherlei Kenntnissen und einschmeichelnden Gaben, und einer ihrer Verwandten, Namens Slaghök. Es war Christian's Absicht, der Ludwig XI. Dänemark's zu werden, sich von der äußerst bindenden und beschränkenden Wahlcapitulation, die er hatte unterschreiben müssen, loszumachen, den Adel zu unterdrücken, und auf Sigbriten's Rath den eignen Handel seiner Reiche zu befördern, damit durch die Vermehrung des Nationalreichthums auch die königlichen Einkünfte wüchsen. Hier nun stand ihm die Hanse besonders im Wege, die den Verkehr in den Skandinavischen Reichen völlig in Händen hatte, und der aller Vortheil daraus zufloß. Die Maßregeln, welche Christian gegen diese hanseatische Handelsherrschaft ergriff, waren zweckmäßig. Auf ausländische Waaren wurden Zölle gelegt; aus den Niederlanden kamen Colonisten an, den Garten- und Ackerbau

zu verbessern; in Nowgorod trat, mit Genehmigung des Zars, an die Stelle der Deutschen Handelsniederlassung eine Dänische; allen Deutschen Kaufleuten ward verboten, an den Dänischen Küsten zu fischen, im Lande mit Waaren umherzuziehen und Ochsen aufzukaufen. Durch diese Einrichtungen wurde indeß nicht nur die Hanse verletzt, sondern auch in Dänemark zugleich die reichen Gutsbesitzer, die den Vortheil ihres Verkehrs theilten. Die Bischöfe dachte Christian durch Begünstigung der Reformation zu demüthigen. Aber auch unter den übrigen Ständen machte er sich durch willkürliche Anordnungen Feinde, besonders durch das Ausprägen geringhaltiger Münzen, welche bei Lebensstrafe nach dem alten Werthe angenommen werden mußten.

Schweden seiner Herrschaft zu unterwerfen, versuchte Christian vergeblich, so lange dort Svante Sture's Sohn, der tapfre und staatskluge Sten Sture II., an der Spitze der Angelegenheiten stand. Nachdem dieser aber in einem Treffen gegen die Dänen tödtlich verwundet, und bald darauf gestorben war (9. Febr. 1520), war Niemand, der die Fortsetzung des Kampfes gegen Christian unternehmen wollte oder konnte. Der Adel versammelte sich, und erkannte in einem Vertrage Christian als König an, unter der Bedingung, daß er nach Schweden's Gesetzen und dem Calmarischen Verein gemäß regieren, auch wegen des Vergangenen keine Rache üben solle. Christian bestätigte Alles, erneuerte seine Zusagen in Briefen an alle Landschaften, und bestätigte sie, als er im Herbste nach Schweden kam, nochmals durch Eidschwur und Genuß des Sacraments. Hierauf geschah am 4. November 1520 zu Stockholm die feierliche Krönung. Drei Tage lang ward herrlich geschmauset, um den betrogenen Adel recht sicher zu machen. Am dritten Tage wurde von dem Erzbischof von Upsala, Gustav Trolle, durch dessen Haus die Eroberung Schweden's den Dänen erleichtert, und der selbst lange Zeit von dem vorigen Reichsverweser gefangen gehalten worden war, dem Könige eine Klage gegen seine vorigen Feinde übergeben, worauf Alle, welche einen 1517 gegen Trolle gefaßten Reichstagsbeschluß unterzeichnet hatten, für vogelfrei erklärt wurden. Slaghök hatte dem nach dem Blute der vornehmsten Schweden begierigen Könige den Rath gegeben, die Miene anzunehmen, als vollziehe er nur einen, vom Papste gegen die Schweden schon früher erwirkten Bann, indem er strafe. Am folgenden Tage (8. Nov.) wurden früh die Thore von Stockholm geschlossen, alle Straßen und Plätze mit starken Wachen besetzt, und auf dem Markte Kanonen

aufgepflanzt. Durch einen Trompeter ward bekannt gemacht, daß sich bei Lebensstrafe Keiner unterstehen solle, an diesem Tage aus seinem Hause zu gehen. Am Mittage wurden die Verurtheilten in einen Kreis geführt, und nachdem ein Dänischer Reichsrath dem Volke versichert hatte, daß der König hier nur des Papstes Bann vollstrecke, begannen die Hinrichtungen. Zwei Bischöfe, und nach ihnen viele weltliche Reichsräthe, Ritter, Rathsglieder und Bürger Stockholm's, zusammen vier und neunzig Personen, fielen unter dem Beile des Henkers. Andere wurden gehängt, oder auf martervolle Weise umgebracht. Der Marktplatz wurde so mit Blut überschwemmt, daß es in breiten Strömen in die benachbarten Straßen floß. An den beiden folgenden Tagen wurden die Hinrichtungen fortgesetzt. Drei Tage lang lagen die todten Körper auf dem Markte zur Schau, und zwar die der Geistlichen, Adeligen und Bürger in besonderen Haufen. In Finnland ward ein ähnliches Blutbad angerichtet, und Christian ließ sich öffentlich verlauten, er wolle alle Schwedische Männer noch so kirre machen, daß Keiner mehr einen Degen oder eine Armbrust solle tragen dürfen. Auf dem Wege, den er nach Dänemark zurückreiste, ward das Morden überall fortgesetzt. Zu Jönköping gab Christian eine furchtbare Probe seiner unmenschlichen Grausamkeit. Er ließ dort einen gewissen Lindorm Ribbing enthaupten, und nach ihm seine beiden Knaben, einen von acht und einen von fünf Jahren. Als der jüngere von dem Blute des ältern bespritzt wurde, sagte das unschuldige Kind zu dem Henker: „Lieber, beflecke meine Kleider nicht so, ich bekomme sonst Schelte von meiner Mutter!“ Der rohe Henkersknecht ward gerührt, und warf das Schwert weg, aber der Tyrann blieb unbewegt; er ließ einen andern herbeirufen, welcher erst den Knaben, und dann den mitleidigen Henker enthaupten mußte *).

Als Christian nach Dänemark zurückgekommen war, dachte er ernstlich auf die Einführung der Reformation. Er bat den Kurfürsten von Sachsen, ihm Luthern selbst nach Dänemark zu schicken, und gab bald darauf ein sogenanntes geistliches Gesetz, in welchem unter Andern den Geistlichen der Ankauf unbeweglicher Güter untersagt wurde, außer in dem Fall, daß sie sich verehelichen würden. Wie der katholische Klerus durch diese Verordnung, so wurde der Adel durch die neuen Handels-, Polizei- und Strandverordnungen beleidigt, weil

*) Dalin Geschichte des Reiches Schweden, Deutsche Uebers. Th. II. S. 710.

sie seine Vorrechte beschränkten, obschon sie für das Wohl des Ganzen sehr zweckmäßig waren. Bald darauf unternahm Christian eine Reise nach den Niederlanden zu seinem Schwager, dem Kaiser Karl V., um von diesem die Lehnshoheit über seinen Oheim, den Herzog Friedrich von Holstein (mit dem Christian's Vater Johann die Herzogthümer Schleswig und Holstein getheilt hatte), und über die Stadt Lübeck zu erhalten. Er konnte nur die Erfüllung der ersten Forderung bewirken, und machte sich dadurch den Herzog und die Lübecker zu Feinden. Nach seiner Rückkehr brach der Sturm los. Zuerst erhob sich in Schweden Gustav Wasa, wie bald umständlicher erzählt werden wird, mit Hülfe des gereizten Lübeck. Als nun der König die Jütländischen Stände berief, um zu seinem Zuge gegen Schweden Geld durch eine von ihnen zu bewilligende Kopfsteuer zu erlangen, und für den Fall der Weigerung Anstalten sie zu zwingen getroffen hatte, in denen man schon Vorbereitungen zu einem zweiten Stockholmer Blutbad sah, so erschien Niemand. Dagegen traten drei Bischöfe und sechs weltliche Reichsräthe zusammen, erklärten Christian für abgesetzt und wählten den Herzog Friedrich zum König, welcher die Krone annahm (Januar 1523). Eine von den Verbündeten veranstaltete Versammlung des Jütischen Adels trat den gefaßten Beschlüssen bei und erließ an Christian einen förmlichen Absagebrief. Dieser sah sich ohne Geld und ohne Truppen, denn die Reiterei des Reichs bestand fast ganz aus dem Adel, seine Gegner aber waren mit Allem versehen. Sie hatten die ganze Jütländische junge Mannschaft aufgeboten, Lübeck unterstützte sie mit Geld, Geschütz und Menschen, und der Herzog von Holstein besetzte mit seinen Truppen schon die festen Plätze. Da die Handlungsweise des Königs ihm alles Zutrauen geraubt hatte, so konnte die Gewalt der Waffen allein entscheiden; aber auf diese wollte oder konnte er es noch nicht ankommen lassen, sondern verließ, mit seiner Gemahlin, seinen Kindern, der Sigbrite und seinen Schätzen, das Reich, um dessen Wiedereroberung durch auswärtige Hülfe zu versuchen. Dadurch fielen nun auch die Stände in Seeland, Fünen und Schonen von ihm ab, wo er viele und bedeutende Anhänger zählte, und wandten sich zu dem von den Jüten erhobenen König, der nun als Friedrich I. den Dänischen Thron bestieg.

Vor der Huldigung (26. März 1523) ließen die Stände den neuen König wieder eine sehr bindende Wahlcapitulation beschwören, in welcher dem Adel und der Geistlichkeit die Vorrechte zugestanden

wurden, welche Christian ihnen hatte nehmen wollen. Auch Norwegen erkannte Friedrich als König an. Mit dem nunmehrigen Könige von Schweden, Gustav I., schloß dieser im folgenden Jahre ein Bündniß, womit denn die völlige Trennung der beiden Reiche ausgesprochen war.

---

2. Dänemark nach der Auflösung der Calmarischen Union.

Christian war indessen nicht müßig gewesen, eine bewaffnete Macht zusammen zu bringen, um seine Ansprüche geltend zu machen, fand aber große Schwierigkeiten. Karl V., auf den er wol am meisten gerechnet hatte, wurde durch seine eigenen Verwicklungen gehindert, ihn thätig zu unterstützen, und je mehr Christian seine Hinneigung zur Lutherischen Religion an den Tag legte *), desto größer ward die Bedenklichkeit des Kaisers. Zwar hätte ihm dies nun von den Protestanten Hülfe verschaffen können, allein auch hier war die eigne Gefahr ein Hinderniß, und als er durch die Unterstützung des Kurfürsten Joachim I. von Brandenburg und der Herzoge von Braunschweig endlich ein ziemlich ansehnliches Heer zusammengebracht hatte, fehlte es ihm an Gelde zur Besoldung der Truppen, so daß diese wieder auseinander gingen, und Friedrich, der mit den Hansestädten verbunden war, wenig Mühe hatte, die Orte, welche sich noch in den Händen von Christian's Anhängern befanden, zu erobern. Da nun dieser von außen keinen Angriff machte, so blieben die inneren Bewegungen, welche die Schonischen Bauern zu seinen Gunsten erregten, ohne Erfolg. Auch errichtete Friedrich mit Zustimmung der Reichsstände eine stehende Miliz gegen künftige Angriffe, womit er sich selber zugleich schützte, als er die Lutherische Lehre annahm und dadurch die Geistlichkeit aufbrachte. Doch ging er bedächtig zu Werke, indem er nur ein Gesetz vorschlug, den Anhängern beider Bekenntnisse bis zum Ausspruch einer allgemeinen Kirchenversammlung Glaubensfreiheit zu

---

*) Christian hatte sich, als er in den Ländern des Kurfürsten von Sachsen war, durch Luther und Melanchthon selbst in den Grundsätzen der neuen Lehre unterrichten lassen, und war bei allen religiösen Feierlichkeiten so fleißig zugegen, daß sich, wie zum Spott, überall das Gerücht verbreitete, daß er zu Wittenberg die Amtsverrichtung eines Diaconus, dessen Besoldung ihm der Kurfürst zum Unterhalt angewiesen, wirklich übernommen habe.

gestatten. Im Volke war eine große Neigung für die neue Lehre, und die mächtigsten Adeligen gewann Friedrich durch Einräumung von Klostergütern. Auf diese Weise hatte er nun Christian der Aussicht beraubt, sein verlornes Reich durch die Anhänger des Lutherthums wieder zu erwerben. Dieser aber, der seine Ueberzeugung seinen politischen Zwecken unterordnete, söhnte sich mit dem Kaiser und dem Papste aus, wodurch er die zahlreichen Anhänger des katholischen Glaubens in Norwegen gewann, die nun zu seiner Wiedereinsetzung Anstalten machten; die Bischöfe dieses Landes liehen ihm alles entbehrliche Kirchensilber. Mit Hülfe dieser und einer vom Kaiser erhaltenen Unterstützung landete er im November 1531 in Norwegen und nachdem er sich gegen die Bischöfe verpflichtet hatte, den katholischen Glauben gegen Luther's „verdammtes Werk" zu schützen, berief er eine Ständeversammlung. Diese kam zusammen und huldigte ihm, Norwegen schien ihm unterworfen. Aber er rückte nicht rasch genug vorwärts, und sah sich auch durch ein bedeutendes Schwedisches Heer gehemmt, welches dem König Friedrich zu Hülfe geschickt ward. Den Winter über schloß Christian sich in Opslo (die Altstadt des später erbauten Christiania) ein, und als er im Frühjahr 1532 wieder etwas unternehmen wollte, konnte er seiner Söldner nicht Herr werden, die schon seit acht Monaten keine Bezahlung mehr erhalten hatten. Als er nun von einem Dänischen Heere unter der Anführung Gyldenstern's, Bischofs von Odensee, angegriffen wurde, wollten die Bürger von Opslo seinetwegen ihre Stadt nicht beschießen lassen; er erbot sich daher zu einem gütlichen Vergleich. Nach verschiedenen Vorschlägen, die alle verworfen wurden, bat er den Bischof, ihm in dieser Sache als ein ehrlicher Mann zu rathen. Dieser, in der Hoffnung, König Friedrich werde mit einem Ohnmächtigen und mit einem Neffen so strenge nicht verfahren, rieth ihm, selbst mit nach Kopenhagen zu schiffen, und gab ihm freies Geleit, damit er, wenn die persönliche Unterredung mit Friedrich fruchtlos ausfallen sollte, nach Norwegen oder nach Deutschland zurückkehren könne. Als die Schiffe darauf (20. Juli) in Kopenhagen ankamen, überlegte Friedrich mit seinen Reichsräthen, was nun für Maßregeln zu ergreifen seyen, und diese so wie der ganze Dänische und Schleswigsche Adel, und die Abgeordneten von Schweden und Lübeck drangen so lange in den König, den Gefangenen nicht wieder frei zu lassen, bis er nachgab. Das Geleit des Bischofs ward darauf für nichtig erklärt, und der

betrogene Christian nach der Insel Alsen abgeführt, wo er in dem Schlosse Sonderburg mehr als sechzehn Jahre in einem finstern Thurme ohne andere Gesellschaft, als die eines Norwegischen Zwergs, zubrachte.

In dieser Gefangenschaft konnte Christian nichts weiter unternehmen, aber sein Name ward doch noch gebraucht, als nach Friedrich's I. bald nachher (10. April 1533) erfolgtem Tode neue Bewegungen ausbrachen. Da Friedrich's Sohn, Herzog Christian, ein eifriger Anhänger der Lutherischen Religion war, so widersetzten sich die katholische Geistlichkeit und die Reichsräthe dieses Glaubens seiner Thronbesteigung; die Wahl ward aufgeschoben und die Regierung dem Reichsrathe übergeben. Diese Maßregel konnte aber nicht von Dauer seyn. Der Lübeckische Bürgermeister Georg Wullenweber und der dortige Stadthauptmann Marcus Meier bauten auf diese Uneinigkeit den kühnen Plan, Dänemark für ihre Republik zu erobern und dem Niederländischen Handel die Ostsee gänzlich zu verschließen. Durch glänzende Versprechungen gewannen sie sogar Heinrich VIII. von England für ihre Absicht; auch trachteten sie, den Herzog Christian durch das Vorgeben, daß sie bloß zur Rettung der Lutherischen Religion Dänemark angriffen, auf ihre Seite zu ziehen, und ihn an die Spitze ihrer Truppen zu stellen. Da dieser aber, der ihre wahren Absichten merkte, sich weigerte, und sich mit dem Dänischen Reichsrathe und den bedroheten Niederländern verband, so machten die Lübecker den Grafen Christian von Oldenburg zum Anführer ihrer Truppen. Dieser fiel nun in Dänemark ein (1534), und begehrte die Huldigung im Namen Christian's II., indem er dadurch die Anhänger des gefangenen Königs für sich zu gewinnen hoffte. Wirklich fielen ihm Kopenhagen nebst mehreren anderen Orten auf Seeland zu, und in Fünen trugen die aufrührerischen Bürger und Bauern über Adel und Geistlichkeit Vortheile davon. Aber nun sah der Reichsrath die Nothwendigkeit ein, die religiöse Entzweiung fahren zu lassen, und Herzog Christian zum König zu wählen, der als Besitzer von Holstein die Lübecker vom Lande aus überfallen konnte. Der neue Herrscher, Christian III., erhielt einen Bundesgenossen an dem König Gustav von Schweden; der Kampf dauerte bis 1536, wo Christian Sieger blieb, nachdem Lübeck Friede geschlossen hatte und auch Kopenhagen an ihn übergegangen war.

So zum ruhigen Besitz des Thrones gelangt, befestigte sich Christian auf demselben, indem er alle Bischöfe an einem Tage (20. Aug. 1536) gefangen nehmen und nicht eher wieder frei ließ, als bis sie

versprochen hatten, auf ihre vorige Macht nie wieder Anspruch zu machen, und sich der Kirchenreformation nicht zu widersetzen. Dafür bekamen sie die ihnen erblich gehörigen Güter zurück, die übrigen fielen an die Krone. Ein im October zusammengetretener Reichstag bestätigte die Aufhebung der bischöflichen Gewalt; der Adel gewann durch Rücknahme früherer Schenkungen gleichfalls bei der Einziehung der Kirchengüter, und erhielt die Bestätigung seiner großen, die königliche Gewalt sehr beschränkenden Vorrechte. Der Sieg der evangelischen Lehre war nunmehr völlig entschieden, und durch den nach Dänemark berufenen Freund und Amtsgenossen Luther's, Johann Bugenhagen, ward eine neue Kirchenordnung zu Stande gebracht. Statt der katholischen Bischöfe weihte er evangelische Superintendenten, die aber nach dem Tode jener Vorgänger auch den bischöflichen Titel erhielten. Noch stand Karl V., der dem Pfalzgrafen Friedrich, dem Schwiegersohne Christian's II., zur Dänischen Krone verhelfen wollte, als Christian's Feind da; aber auch mit diesem ward 1544 zu Speier Friede geschlossen, und der Kaiser forderte nur eine Milderung der Gefangenschaft für Christian II., und einen Brautschatz für dessen Töchter. Dagegen leistete dieser Verzicht auf seine Ansprüche, und erhielt 1549 das Schloß Kallundborg zu seinem Aufenthalte, mit erweiterter Freiheit. Hier starb er 1559; einige Wochen vor seinem Tode war auch Christian III. aus der Welt gegangen.

Der Sohn und Nachfolger des Letztern, Friedrich II. (1559—1588), mußte sich vom Adel noch mehr Einschränkungen gefallen lassen, als sein Vater. Trotz eines heftigen Krieges mit Schweden — erregt, weil Friedrich das Wappen dieses Landes wieder angenommen hatte — dem der Stettiner Friede (1570) ein Ende machte, kamen doch Handel und Finanzen unter seiner Regierung durch einen trefflichen Mann, den Reichsrath Peter Oxe, sehr empor. Die Wissenschaften wurden beschützt und gefördert, Niederländische Flüchtlinge, die vor Alba's Tyrannei in Dänemark Schutz suchten, bereitwillig aufgenommen. — Christian IV., Friedrich's Sohn (1588—1648), regierte kräftiger und monarchischer, und errichtete 1615 aus fünftausend Kronbauern die erste stehende Armee in Dänemark. Um diese Zeit fingen die Dänen auch an, nach fernen Welttheilen zu schiffen, und sich in Ostindien niederzulassen, wo sie die Stadt Trankebar erbauten.

---

3. Schweden unter Gustav Wasa und seinen Söhnen.

Gustav Erichson, mit dem Beinamen Wasa, geboren, nach der gewöhnlichen Angabe, den 12. Mai 1490*), im Kirchspiel Orkestad, drei Meilen von Stockholm, war der Sohn eines Reichsraths, aus einem alten und verdienten Geschlechte. Sein mütterlicher Großoheim, der Reichsvorsteher Sten Sture der ältere, ließ ihn an seinem Hofe erziehen, und schon als Knabe zeigte Gustav so ausgezeichnete Gaben, so vielen Geist und Muth, daß man große Hoffnungen von ihm faßte. Auf den Lehranstalten zu Upsala sammelte er manche nützliche Kenntnisse. Vaterlandsliebe flößten ihm die achtungswerthen Edelleute ein, mit denen er umging, und Klugheit lehrten ihn die verwickelten Umstände, in denen sein Vaterland während Christian's II. Regierung sich befand. Ehe dieser Dänische Unionskönig zur Krönung in Schweden gelangte, mußte er, wie wir wissen, lange gegen den Reichsvorsteher kämpfen, und hier war es schon, wo Gustav Erichson als junger Kriegsmann sein Vaterland gegen die Eingriffe des allverhaßten Fremden vertheidigen half. Als Christian 1518, um Zeit zu gewinnen, Friedensunterhandlungen eröffnete, und sich erbot, deswegen selbst nach Stockholm zu kommen, wurde ihm, unter mehreren anderen Geiseln, auch der junge Erichson gesandt. Hinter diesem Vorschlage lag aber eine höchst treulose Politik verborgen. Der König ließ nämlich, anstatt selbst nach Stockholm hinüberzusegeln, die Schwedischen Geiseln verhaften und nach Dänemark bringen, mit der Drohung, sie Alle enthaupten zu lassen, wenn die Schweden nicht die Calmarische Union anerkennen und seinen Freund, den verjagten Erzbischof Trolle, wieder einsetzen würden.

In Dänemark nahm sich ein angesehener Edelmann, Namens Baner, des jungen Erichson an, der ihm verwandt war. Er stellte sechstausend Thaler zur Bürgschaft für ihn, und erhielt ihn dafür mit der Bedingung ausgeliefert, daß er ihn sorgfältig hüten, und sich für seine Flucht verantwortlich machen wolle. So verlebte der Gefangene eine Reihe von traurigen Monaten auf Baner's Schlosse, und dachte an nichts, als an sein Vaterland, das seiner so sehr bedurfte. Und als er nun vernahm, wie Christian von Neuem große Kriegsrüstungen betreibe, um die Schweden unter seine strenge Herrschaft zu beugen,

---

*) Geijer, Geschichte Schweden's, Bd. II. S. 3, hält 1496 für die richtigere Jahreszahl.

entfloh er in Bauernkleidern an einem Morgen in der Dämmerung aus dem Schlosse, und entging zwei Tage lang auf abgelegenen Wegen den Forschungen seiner Verfolger. In Flensburg schloß er sich an eine kleine Gesellschaft Deutscher Viehhändler an, die aus Jütland Ochsen geholt hatten und ihn auf sein Anerbieten als Viehhüter in ihre Dienste nahmen. Mit ihnen kam er nach Lübeck (im Sept. 1519), und hier begab er sich sofort auf das Stadthaus, nannte seinen Namen und bat um Schutz für sich, und um Beistand für sein Vaterland.

Lübeck, die mächtigste unter den Deutschen Hansestädten und von Christian vielfach beleidigt, bedurfte kaum der nachdrücklichen Vorstellungen von Seiten Wasa's, um überzeugt zu werden, wie nützlich für sie die Trennung Schwedens von Dänemark sey. Gustav erwarb sich so sehr das Zutrauen des Bürgermeisters, daß er ihn gegen Baner's Ansprüche in Schutz nahm, der ihm nachgeeilt war und ihn von den Lübeckern zurück verlangte. Nach sieben Monaten angestrengter Bemühung erhielt er nicht nur die Erlaubniß, abzureisen, sondern auch das Versprechen, daß man ihn künftig mit Geld und Soldaten unterstützen wolle, wenn die Umstände einen solchen Beistand nöthig machen sollten. Ein Kauffahrteischiff setzte ihn im Mai 1520 glücklich in Schweden ans Land.

Dort widerstanden um diese Zeit nur noch zwei Städte den Dänen, Calmar und Stockholm. Gustav begab sich in die erstere, aber die Bürgerschaft war muthlos, und die deutsche Besatzung des Schlosses bedrohte ihn bei seiner Ermahnung, sich tapfer zu vertheidigen, mit dem Tode, so daß er schnell in Bauerntracht weiter eilte. Nach Stockholm wagte er gar nicht zu gehen; er wanderte zunächst unter unzähligen Bemühen und Gefahren nach Smaland, dann nach Südermanland. Die Nächte brachte er bald im Korne, bald in den Wäldern zu. In Südermanland besuchte er seine Schwester, die mit dem Reichsrath Brahe vermählt war, und machte hier seinen Vorsatz kund, das Volk zur Vertheidigung aufzurufen, und sich an dessen Spitze mit Gewalt den Weg nach Stockholm zu bahnen. Aber die furchtsamen Verwandten erschraken über solch ein Wagestück, und wollten mit dem verwegenen Jüngling nichts zu thun haben. Seine Schwester bat ihn mit Thränen, doch nicht sich und sie alle in's Verderben zu stürzen. So ging er denn weiter und verbarg sich auf einem Gute seines Vaters, Namens Räfsnäs, indeß sein Schwager nach Stockholm reisete, dem Dänischen Könige zu huldigen.

Indem Gustav in Räsnäs zwischen allerlei kühnen Entwürfen schwankte, ging zu Stockholm das fürchterliche Blutbad vor, dessen wir oben erwähnt haben. Das Gerücht drang auch zu ihm in seine Einsamkeit; er hörte, daß sein Vater und seine Vettern mit gefallen waren, und der Durst nach Rache verstärkte in ihm die längst gefaßten Entschlüsse. Aber woher sollte er die Macht nehmen, oder wohin sollte er fliehen, um nur seinen Verfolgern zu entrinnen? Denn Christian hatte seinen Aufenthalt in Südermanland erfahren, und schickte ihm überall Späher nach, ihn aufzusuchen. Auf seinen Kopf war ein Preis gesetzt, und wer ihn verbergen würde, ward mit dem Tode bedroht. Wohin er kam, verschloß man die Thüren vor ihm, selbst das Karthäuserkloster zu Gripsholm, das seine Vorfahren gestiftet hatten, verweigerte ihm eine Freistatt. Da floh er an die westliche Gränze Schwedens, in die Thäler an den Norwegischen Gebirgen, die von den Dalekarlen (Thalmännern) bewohnt werden, einem Stamme, der noch jetzt seine einfachen Sitten, seine Freiheitsliebe, seine Ehrlichkeit und Gastfreiheit bewahrt. Diesen Männern wollte er sich zeigen, ihnen die Noth des Vaterlandes schildern, und wenn er sie zum Kriege begeistern könnte, sich an ihre Spitze stellen. Da er auf der Reise dorthin eben über den Kolsund (zwischen Süder- und Westmanland) setzen wollte, verließ ihn ein Diener, den er mitgenommen hatte, und wollte mit allem ihm anvertrauten Gepäcke davon gehen. Gustav aber setzte ihm nach, und zwang ihn, das Pferd nebst dem Raube zurückzulassen. Nachdem er einsam öde Steppen, starre Gebirge und unwirthbare Wälder durchirrt hatte, kam er in die Gegend von Falun, das durch seine Kupferbergwerke berühmt ist. Hier steckte er sich in grobe Knechtstracht, und verdung sich bei einem reichen Bergmann im Kirchspiel Wika, auf dessen Hofe er durch Dreschen und andere Handarbeit sein Brod verdiente. Aber auch hier war er nicht lange sicher. Seine Sitten fielen seinen Mitknechten auf, eine Magd bemerkte einen goldgestickten Hemdkragen unter dem wollnen Wamms, und endlich ließ der Herr ihn kommen, um ihn auszuforschen. Erichson erinnerte sich, mit diesem Manne in Upsala studirt zu haben; er entdeckte sich ihm daher, und forderte ihn zur Theilnahme an seinem großen Unternehmen auf, erregte aber, wie gewöhnlich, nichts als Erstaunen und feiges Schrecken; ja man rieth ihm, tiefer in's Gebirge zu flüchten und sich an keinem Orte lange aufzuhalten. So wanderte er denn weiter, ging über einen gefrornen See, brach ein, rettete sich

mit Lebensgefahr und erreichte einen Edelhof, dessen Besitzer, Arendt Persson, ihn sogleich erkannte und freundschaftlich aufnahm, aber nicht aus Liebe, sondern aus Eigennutz. Er berechnete schnell, welche Belohnung er von Christian erhalten könnte, wenn er diesen gefährlichen Gast auslieferte, und so setzte er sich, nachdem er ihn ganz ausgeforscht hatte, unter einem Vorwande schnell zu Pferde, um seinen Fang dem Dänischen Statthalter der Gegend, welcher sein Schwager war, anzuzeigen. Dieser folgte ihm sogleich mit zwanzig Mann, allein zum Glück fanden sie den Flüchtling nicht mehr. Persson's mitleidigere Gattin hatte ihm einen Wink von ihres Mannes Vorhaben gegeben, und ihm selbst ein Pferd und einen Schlitten zur Flucht geliehen. Damit kam er glücklich nach dem Dorfe Swärdsjö, wo ihn der redliche Pfarrer acht Tage lang in seinem Hause verborgen hielt, und ihn dann nach Isala zu einem Kronschützen, Namens Sven Elfsson, führte.

Aber auch hier suchten ihn die Dänischen Späher auf. Sie traten in Elfsson's Stube, als eben Erichson daselbst am Feuer stand. Nur die Geistesgegenwart der Frau konnte ihn retten. Während die Soldaten mit ihrem Manne sprachen, kam sie zornig herein, schimpfte auf den faulen Knecht, der sich nur immer wärmen wolle, gab ihm einen derben Schlag mit dem Spaten und jagte ihn zu den übrigen Arbeitern hinaus. Er beschloß hierauf, noch weiter zu fliehen, aber überall hörte man von den umherstreifenden Dänen. Da legte ihn sein Wirth auf einen Wagen, bepackte ihn mit Stroh und fuhr ihn so verborgen nach Rättwik. Aber auch auf diesem Wege begegnete ihm eine Dänische Streifwache, der Wagen ward angehalten und das Stroh an mehreren Stellen durchstochen. Ein Stich ging Gustaven tief in's Bein, aber er rührte sich nicht. Der Bauer, welcher beim Weiterfahren bemerkte, daß seine Wagenspur im Schnee von dem durchgetröpfelten Blute gefärbt war, gab sogleich seinem Pferde einen Schnitt in den Fuß, um die Kundschafter abermals zu täuschen. So kamen sie glücklich in Rättwik an.

Hier nahm Erichson Gelegenheit, den Bauern die Gräuelthaten in Stockholm, von welchen in diese entlegenen Thäler noch wenige Kunde gekommen war, zu schildern; er ermahnte sie, sich wie ihre ruhmwürdigen Vorfahren aufzumachen und das fremde Joch abzuwerfen. Die Bauern waren bewegt, wollten aber erst wissen, wie ihre Nachbarn gesonnen seyen. Erichson ging nun nach Mora, dem volk-

reichsten Kirchspiel in diesen Thälern, wo aber seine Beredtsamkeit noch geringern Erfolg hatte, so daß er seine Flucht fortsetzte. Als indeß gleich darauf eine Schaar von hundert Dänen erschien, die mit Ungestüm den Flüchtling suchten, erbitterte ihr hartes Verfahren das Landvolk; man zog die Sturmglocke, und in Kurzem waren gegen tausend bewaffnete Bauern beisammen, die sogleich auf die Dänen losgingen, und sie sicher alle getödtet haben würden, wenn diese nicht versprochen hätten, Erichson kein Leid zuzufügen. Einige Tage nachher fand sich ein beherzter Schwedischer Kriegsmann, Lars Olofsson, der unter Sten Sture dem Jüngern gedient, in Mora ein. Er verbreitete das Gerücht, der König werde nächstens eine Blutreise durch ganz Schweden vornehmen, auf jedem Lehnhofe sollten Galgen errichtet werden, eine große Schatzung sey bereits ausgeschrieben, und um aller Empörung zuvor zu kommen, solle jedem Bauer ein Arm und ein Bein abgehauen werden. Die Dalekarlen, vor Schrecken und Wuth außer sich, bereueten nichts mehr, als daß sie ihren Gast hatten ziehen lassen, und Olofsson hörte nicht sobald, daß Erichson hier gewesen, als er den Bauern freudig bewies, dieser sey der einzige Mann in Schweden, der sie und das Reich retten könne. Seine Reden wurden durch einen Edelmann, Namens Michelsson, bestätigt, der auch um diese Zeit dort ankam, das Blutbad in Stockholm mit angesehen hatte und die Wuth des Königs nicht fürchterlich genug schildern konnte. Jetzt wurden die Dalekarlen zur Rache fortgerissen; einige eilten Gustaven auf Schlittschuhen nach, trafen ihn, als er eben im Begriff stand, sich über das Gebirge einen Weg nach Norwegen zu suchen, und brachten ihn im Triumph nach Mora zurück. Dort ernannten ihn die angesehensten Bauern der Thallande zu ihrem und des Schwedischen Reiches Herrn und Hauptmann *). Zweihundert Mann erboten sich, ihm zu folgen. Mit diesen wandte er sich nach Fahlun (Febr. 1521), griff den Bergvogt an, nahm ihn und mehrere Anhänger Christian's gefangen, und ließ die dortigen Buden Dänischer Kaufleute plündern. Der glückliche Erfolg und die reiche Beute lockten bald mehr Bauern zur Nachfolge an, und während er selbst sich nach Gestrikland wandte, errangen die Seinen einen Sieg über sechstausend Mann, welche Gustav Trolle und einige andere Anhänger Christian's zusammengebracht hatten. Als Erichson zurückkam, lehrte er seine Leute bessere

*) Geijer a. a. O. S. 17.

Waffen schmieden, und in geschlossenen Gliedern fechten. Auch zwang er sie zu einer strengen Mannszucht, und bestrafte jeden groben Ungehorsam mit dem Tode. Zu Hedemora, wo lange sein Hauptquartier war, ließ er Münzen aus Kupfer mit einer geringen Beimischung von Silber schlagen. Im Mai 1521 erklärte er dem Tyrannen durch eine öffentliche Kundmachung förmlich den Krieg, eroberte Westerås nach einem gewonnenen Treffen, und sammelte unter seine Fahnen viele Schwedische Officiere, die von des Königs Heer mit Freuden zu ihm übergingen. Seine Macht ward allmählig so stark, daß er sie theilen und an mehreren Orten zugleich damit wirken konnte. Ja als er sich von gedienten Soldaten hinreichend unterstützt sah, dankte er von den Bauern viele ab, die nun nach Hause gehen und ihre Ernte besorgen konnten. Bald ward Upsala erobert. Von da gings auf die Hauptstadt los. Der Dänen waren zu wenige in der Stadt, als daß sie ihm hätten entgegen gehen können, aber doch auch noch zu viel, um von den Einwohnern aufgerieben zu werden, und da Gustav keine Flotte hatte, so konnte Christian von der Seeseite noch so viel Truppen und Vorrath hineinbringen, als er wollte. Dazu kam, daß die Dänen noch viele Anhänger hatten, und namentlich die Geistlichkeit auf ihrer Seite war. Gustav forderte daher die Stände auf, sich im August auf einem Reichstage in Wadstena einzufinden. Zu seinem Vergnügen erblickte er hier viele Schwedische Edelleute, so wie Männer aus andern Ständen; er redete sie ernst und freundlich an, schilderte ihnen den Zustand des Reichs, und forderte sie zur thätigen Hülfe auf. Alle Anwesende wurden von seiner edlen Gesinnung gerührt, und versprachen, ihm bis in den Tod zu folgen; sie baten ihn zugleich, ihr König zu seyn und eine Krone anzunehmen, die er so wohl verdient, und die Christian verwirkt habe. Er aber sah, daß es dazu noch zu früh sey. Laßt uns erst, sprach er, die Dänen stürzen; wenn uns das gelungen ist, können wir einen würdigen Beherrscher wählen. Es wurde ihm daher nur als Reichsverweser Treue und Gehorsam gelobt.

Hierauf setzte Gustav die Belagerung der Hauptstadt, welche volle zwei Jahre dauerte, mit Eifer fort. Er sandte zu den Lübeckern und bat sie um die versprochene Hülfe. Sie schickten ihm zehn wohlausgerüstete Schiffe und neunhundert Mann Landtruppen, zu denen sich mehrere Deutsche Ritter gesellten, die Erichson's nun schon im Auslande bekannter großer Heldenruf dorthin lockte. Christian's Dänische

Händel und sein Geldmangel hinderten ihn, seine Truppen in Schweden gehörig zu unterstützen, und diesem Umstande verdankte Gustav zuletzt vorzüglich die Erreichung seines Zweckes. Denn die Lübecker hatten durch ihre Flotte mehr ihre Handelsvortheile, als seinen Nutzen zu befördern gesucht. Als die Dänische Besatzung in Stockholm hörte, daß auch in Dänemark eine Empörung ausgebrochen sey, und daß der König Kopenhagen als ein Flüchtling verlassen habe, so willigte sie endlich unter vielerlei Bedingungen, die man gern zugestand, in die Uebergabe (21. Jun. 1523). Die Empfindungen des Volks waren dennoch getheilt, denn man kannte Gustaven hier wenig, der Neid der Großen trieb sein gewöhnliches Spiel, und die Geistlichkeit, welche Gustav's Liebe zum Lutherthum kannte, versäumte nichts, das Volk unruhig und mißtrauisch gegen den neuen Herrn zu machen.

Mit wie vielen Schwierigkeiten Gustav zu kämpfen hatte, kann man daraus schließen, daß er, außer Stande den Lübeckern ihre Forderung von 68,681 Mark Lübisch für Kriegsbedürfnisse und 8689 Mark für baare Vorschüsse zu bezahlen, folgende Bedingungen gegen sie eingehen mußte: den Hansestädten im Nothfall mit Schiffen und Truppen beizustehen; ohne den Willen der Lübecker mit Dänemark keinen Vertrag zu schließen; den Schaden zu ersetzen, den Christian etwa aus Rachsucht den Lübeckern oder Danzigern anthun möchte; den Hansestädten die ausschließliche Handelsfreiheit in ganz Schweden ohne Zoll und andere Abgaben, auch Stapelgerechtigkeit und Niederlagen in allen Seehäfen zu bewilligen; keinen fremden Kaufleuten irgend eine Niederlassung in Schweden zu gestatten, ja sogar den Schweden selbst jeden andern Handel als mit den Hansestädten zu untersagen. Einen solchen Sclavenzwang mußte sich das Königreich Schweden von einer einzelnen Deutschen Handelsstadt auflegen lassen!

Diese Verhandlungen waren auf einem Reichstage zu Strengnäs gepflogen worden, der noch vor der Uebergabe Stockholm's gehalten wurde, um über die Reichsregierung zu entscheiden. Man kam hier bald aufs Reine, indem alle Stimmen sich dahin vereinigten, daß das Reich eines Königs bedürfe, und daß Niemand der Krone würdiger sey, als Gustav Erichson, der Retter des Vaterlandes. Aber die nähere Ueberlegung der großen Schwierigkeiten, die mit der Einrichtung des Reiches, mit der Bekämpfung der Geistlichkeit und des Adels, und mit der Behauptung einer an Hülfsmitteln so armen

Krone verbunden seyn mußten, brachten ihn zu dem Entschlusse, die dargebotene Königswürde abzulehnen. Die Stände brachen in Thränen aus, Mehrere fielen auf die Knie und beschworen ihn, doch jetzt seine Hand nicht vom Vaterlande abzuziehen. Der päpstliche Legat selber ermahnte sie, mit Bitten nicht abzulassen, und so gab Gustav endlich nach. Voller Freude leisteten nun Alle dem neuen Könige den Eid der Treue, und er schwur ihnen dagegen, nach den Schwedischen Gesetzen regieren zu wollen (7. Juni 1523). Gustav unterließ nicht, sich jetzt gegen Die, welche ihm auf seiner Flucht mit eigner Lebensgefahr beigestanden hatten, dankbar zu erweisen. Keiner von ihnen blieb unbelohnt, und da jener Pfarrer, der ihn einmal acht Tage beherbergt hatte, nicht mehr lebte, so ließ der König wenigstens zum Zeichen seiner dankbaren Erinnerung eine vergoldete Krone auf den Kirchthurm des Dorfes setzen.

Ein so armes Land wie Schweden, damals noch ohne eignen Handel und ohne Manufacturen, konnte freilich dem König nur wenig einbringen, der auch keinen Reichthum an liegenden Gründen besaß. Diesem Uebel mußte zuerst abgeholfen werden, und dazu zeigte sich kein anderes ausreichendes Mittel, als Einziehung der reichen Güter der katholischen Geistlichkeit. Gustav, der die Lutherische Lehre bei seinem Aufenthalt in Lübeck schon um ihrer selbst willen lieb gewonnen hatte, war nun also um so eifriger darauf bedacht, sie in Schweden einzuführen. Zwei junge Schweden, Olaus und Lorenz Petri, Söhne eines Schmidts zu Oerebro, die Luther's Zuhörer in Wittenberg gewesen waren, hatten bei der Rückkehr in ihr Vaterland schon angefangen, gegen Mißbräuche und Ablaß zu predigen, und zwar mit solchem Eifer, daß der König ihnen Behutsamkeit anrieth. Da sie ihm indeß von Luther empfohlen wurden, gab er ihnen Aemter. Doch Viele im Volke waren mit dem Predigen der neuen Lehre unzufrieden, dazu kamen die Steuerforderungen, zu welchen Gustav sich genöthigt sah, und eine schwere Hungersnoth, welche die Priester nicht ermangelten als Strafe des Himmels wegen des ketzerischen Königs darzustellen. Der Erzbischof that die Brüder Petri in den Bann, und die Thalmänner, von denen Gustav's Erhebung ausgegangen war, wurden zu einem Aufstande wider ihn gereizt. Diese Dinge vermochten den König im Juni 1527 einen Reichstag zu Westerås zu versammeln, und als er auf seine dort gemachten Anträge eine unerwünschte Antwort erhielt, sprach er: „Wir können uns nicht wundern, daß das

gemeine Volk uns allen Ungehorsam und Verdruß erzeigt, da es solche Anstifter hat. Wer wollte unter solchem Beding Euer König seyn. Nicht der Schlimmste in der Hölle, viel weniger ein Mensch. Seid daher bedacht, wie ihr mich redlich aus dem Regiment entlasset und mir dasjenige erstatten möget, was ich von meinem Eignen für das Allgemeine ausgegeben; dann werde ich hinwegziehen und mein undankbares Vaterland nie wiedersehen." Bei diesen Worten brach er in Thränen aus, und verließ den Saal. Alles war bestürzt, und am folgenden Tage ging von den unteren Ständen eine Bewegung aus, der auch die Gegenpartei nachgeben mußte. Drei mal wurde Gustav die Bitte vorgetragen, er möge die Regierung fortführen, endlich mit Fußfall und Thränen bis er sich bewegen ließ. Seine Anträge wurden nun bewilligt. Die geringen Einkünfte der Krone sollten mit den Gütern der Bischöfe, Domkirchen und Klöster vermehrt werden; der Adel das Recht haben, diejenigen Güter zurückzufordern, die von seinem Eigenthum seit 1454 an die Kirche gekommen; alle Schweden „das reine Wort Gottes, wie es von den evangelischen Predigern gelehrt würde, werth achten." Damit war denn der Grund zur Kirchenreformation gelegt. Allmählig ging man weiter und schaffte die übrigen Römisch-katholischen Gebräuche völlig ab.

An den Reichsversammlungen nahmen jetzt auch Abgeordnete des Bürger- und Bauernstandes Theil. Auf einem Reichstage zu Westerås ward 1544 von allen Ständen eine schon früher gemachte Verordnung bekräftigt, vermöge deren Schweden aufhören sollte, ein Wahlreich zu seyn, und die Krone in Gustav's Familie für erblich erklärt wurde. Von so vieler Zuneigung des Volkes zu seinem Könige dies auch zeugt, so hatte der edle Gustav doch seine ganze fast vierzigjährige Regierung hindurch mit Mühseligkeiten, Verschwörungen und Aufständen zu kämpfen. Trotz dieser Schwierigkeiten erwarb er sich um die Bildung und den Wohlstand seines Volkes unendliche Verdienste. Er zwang die Hanse, ihren großen Freiheiten zu entsagen, und entfesselte dadurch den Schwedischen Handel, wobei er sein Reich mit Israel verglich, das nun von einer Aegyptischen Sclaverei befreit wäre; er gab den Schweden Handel, Schifffahrt, einige Künste und gute Gesetze, erhöhte die Einkünfte der Krone außerordentlich, machte den Anfang zu einem stehenden Heere und verschaffte dem Schwedischen Namen zuerst Ehre und Vortheile im Auslande. Zuletzt beging dieser treffliche König nur den Fehler, daß er seinen drei Söhnen

zweiter Ehe, Johann, Magnus und Karl, ganze Fürstenthümer einräumte, die sie unter der Oberhoheit ihres ältesten Bruders besitzen sollten, wodurch der Grund zu verderblichen Verwirrungen gelegt ward. Er starb am 29. September 1560.

Sein ältester Sohn und Nachfolger, Erich XIV., führte mit Rußland und Polen Krieg wegen Esthland, welches zuletzt in seinen Händen blieb, und mit Dänemark wegen der neuen Anmaßung Friedrich's II., wie schon oben erwähnt ist. Er war von einer so leidenschaftlichen Heftigkeit, daß die Ausbrüche derselben zuweilen Geistesabwesenheit zu verrathen schienen; zuletzt kam es dahin, daß er in solchen Anfällen die willkürlichsten Handlungen verübte, Staatsgefangene hinrichten ließ und dann die bitterste Reue darüber bezeigte. Man hielt ihn nun für völlig wahnsinnig; sein Bruder Johann, den er früher wegen einer Staatsverrätherei hatte gefangen setzen lassen, vereinigte sich mit dem jüngsten, Karl, wider ihn; er ward 1568 des Reichs entsetzt und kam in lebenslängliche Gefangenschaft, wo er mit außerordentlicher Härte behandelt wurde, selbst körperliche Mißhandlungen ausstehen mußte. — Sein Nachfolger, Johann III. (1568—1592) schloß mit Dänemark den schon erwähnten Stettiner Frieden, gerieth aber mit Rußland wegen der Ostseeprovinzen in einen neuen Krieg. Er war ein Mann von schwankendem Charakter; durch seine Gemahlin, eine Polnische Prinzessin, ließ er sich zur Begünstigung des Katholicismus verleiten, dem er durch schrittweise Annäherungen in gottesdienstlichen Gebräuchen allmählig wieder zur Herrschaft in Schweden verhelfen wollte. Dadurch machte er sich heftige Feinde, und aus Furcht, daß sein Bruder Erich sich an die Spitze der Mißvergnügten stellen möchte, ließ er diesen im Gefängnisse vergiften. Heimliche Jesuiten, die er in's Reich aufgenommen hatte, leiteten seine Schritte, und Gregor XIII. glaubte sich ebenfalls keines besseren Unterhändlers bedienen zu können, als eines Jesuiten, um Johann ganz an Rom zu fesseln. Dies war der schlaue Possevino, ein eifriger Ketzerbekehrer. Unter dem Namen eines Gesandten der Wittwe Kaiser Maximilian's II. erschien er 1578 in Stockholm, und seine Bemühungen hatten so guten Fortgang, daß der König schon nach wenigen Monaten die evangelische Religion in seine Hände abschwor. Johann's Sohn Siegmund ward zum eifrigen Katholiken erzogen. Aber es dauerte nicht lange, so ergriff den König die Reue, und da er nach dem Tode seiner ersten Gemahlin ein Schwedisches Fräulein heirathete, so vermochte ihn diese, dem katholischen

Glauben wieder zu entsagen; doch quälte er sich sein übriges Leben hindurch mit Zweifeln und Gewissensunruhe.

Siegmund war schon 1587 durch Wahl König von Polen geworden. Da er nun seinem Vater auch in Schweden folgen sollte, beschlossen die Stände noch vor seiner Ankunft, daß im Lande keine andere Lehre vorgetragen werden solle, als die rein evangelische. Erst nachdem Siegmund dies bestätigt hatte, wurde er gekrönt, kehrte aber dann sogleich nach Polen zurück. Die dadurch erbitterten Stände ernannten nun für die Zeit seiner Abwesenheit den Bruder des verstorbenen Königs, den Herzog Karl von Südermanland, zum Reichsvorsteher. Dies gab dem Letztern Muth, nach der Krone selbst zu streben, da das Volk ihm anhing und den katholischen König haßte. Siegmund erklärte die letzten Reichstagsbeschlüsse für Aufruhr, und kam mit einem Polnischen Heere in's Land, aber Herzog Karl schlug ihn am 25 September 1598 bei Stangebro, und in dem darauf geschlossenen Frieden ward von beiden Seiten Entlassung der Truppen und Entscheidung des Streits auf einem Reichstage versprochen. Aber Siegmund glaubte dem herrschsüchtigen Oheim nicht trauen zu dürfen, und anstatt nach Stockholm zu gehen, kehrte er nach Polen zurück. Dies brachte ihn vollends um seine Krone. Die Stände versammelten sich im Anfange des Jahres 1599 zu Jönköping, und ließen an ihn die Forderung ergehen, entweder die päpstliche Lehre fahren zu lassen, und sein Erbreich in Person zu regieren, oder, falls er dies nicht wolle, seinen vierjährigen Sohn Wladislav nach Schweden zu schicken, damit derselbe unter des Herzogs Augen erzogen, und in der Landesreligion unterrichtet werden könne. Im Juli desselben Jahres sagten sie ihm auf einem neuen Reichstage zu Stockholm Treue und Gehorsam auf, und wenn er den Prinzen Wladislav nicht binnen sechs Monaten in das Land schicke, sollten auch seine Nachkommen ihr Erbrecht an die Schwedische Krone verlieren. Der Herzog Karl wurde unter dem Namen eines regierenden Erbfürsten zum Reichsvorsteher ernannt. Nach Siegmund's Entweichung entstand eine allgemeine Verfolgung gegen seine Partei. Viele wurden ihrer Freiheit und ihres Eigenthums beraubt, und als die Regierung an den Herzog übertragen war, ward die Rache nur um so wirksamer in der Hand eines Einzigen; er strafte seine eignen Feinde als Verräther des Reichs *). Auf dem Reichstage

*) Geijer a. a. O. S. 312.

zu Linköping (März 1600) klagte er dreizehn Anhänger Siegmund's, acht Reichsräthe und fünf andere Edelleute, an, und ein Gericht von 153 Personen, Edelleute, Officiere, Beamte, Bürger und Bauern, verdammten sie, mit Ausnahme derer, die sich schuldig bekannten und Gnade begehrten, zum Tode. Fünf wurden hingerichtet. Diesen Schritten seines kraftvollen Widersachers gegenüber zeigte der lässige Siegmund nur Zaudern und Unentschlossenheit; auch unterstützten ihn die Polen viel zu schlecht. Der Krieg zwischen beiden Reichen ward planlos geführt, und 1604 nahm der Herzog auf einem Reichstage zu Norköping auf wiederholtes Begehren der Stände unter dem Namen Karl IX. den Königstitel an. Seine Nachkommen sollten nach ihm die Krone besitzen. Außer der Fortsetzung des Polnischen Kampfes führte er auch mit den Dänen Krieg, und mischte sich in innere Händel Rußland's. Keiner dieser Kämpfe war beendet, als Karl, der jüngste und fähigste unter Gustav Wasa's Söhnen, am 30. October 1611 starb. Für die Fortschritte des Handels und Gewerbfleißes und für gute Gesetze hatte er eifrig gesorgt, und der niederen Stände sich so angenommen, daß ihn die Vornehmen nur den Bauernkönig nannten.

---

4. Polen und Preußen.

Der siegreiche Krieg der Polen gegen den Deutschen Ritterorden, den wir in der Geschichte des Mittelalters als eine für den letztern so entscheidende Begebenheit kennen gelernt haben (Th. VI. S. 348.), hatte auch in Polen die aristokratisch = republicanische Form dieses Staates vorzüglich ausbilden helfen. Der Adel war im alleinigen Besitz der politischen Rechte; weil aber jener Krieg häufigere Zusammenkünfte nöthig machte, und es den Edelleuten beschwerlich fiel, sich auf allen Reichstagen persönlich einzufinden, so erwählten die einzelnen Districte (Woiwodschaften) auf ihren Provincialversammlungen bald mehr, bald weniger Deputirte oder Landboten, die in ihrer aller Namen zum Reichstage gehen, dort Steuern bewilligen oder verweigern, und auch in anderen Angelegenheiten die Rathgeber des Königs sein sollten. Außer dieser Abgeordnetenversammlung bestand ein Senat, zu dem sämmtliche Erzbischöfe, Bischöfe, Woiwoden und königliche Minister gehörten. Von den Städten war wenig oder gar nicht die Rede, der Adel war Alles. die Macht des Königs sehr beschränkt, und der

Regierung fehlte alle Festigkeit, während der Staat an den Russen, Türken und Tartaren mächtige Feinde hatte. Die Uebermacht derselben lernte schon Johann I. Albrecht (1492—1501), des im sechsten Bande zuletzt erwähnten Kasimir III. Nachfolger und zweiter Sohn, zu seinem Schaden kennen. Als die Polen nach Johann's Tode dessen Bruder, den bisherigen Großherzog von Lithauen Alexander, zum Könige wählten, so wurden zwar Polen und Lithauen von nun an Ein Staat, aber ohne daß sich darum eine größere Kraftentwickelung zeigte. Alexander starb schon 1506. Länger und bedeutender war die Regierung des vierten Bruders, Sigismund's I. (1506—1548), der Einsicht in die Mängel des Staats hatte, durch welche dieser so oft den äußeren Feinden unterlag, und ob er gleich bei den inneren Parteiungen fast nichts vollständig durchsetzen konnte, war er doch glücklicher als seine Vorgänger. Unter seiner Regierung starb der Piastische Stamm der Herzoge von Masovien aus, deren Land nun mit Polen vereinigt ward; und er war es, dessen Mäßigung 1525 den Krakauer Frieden herbeiführte, durch welchen der zum Lutherthum übergegangene Markgraf Albrecht erblicher Herzog von Preußen ward (Th. VII. S. 212). Unter Siegmund's Sohne, Siegmund II. August (1548—1572), folgte der Heermeister des Schwertbrüderordens, Gotthard Kettler, dem Beispiele Albrecht's. Da er sich nämlich gegen die unaufhörlichen Einfälle der Russen nicht halten konnte, so überließ er Livland dem Könige von Polen, und behielt dafür Curland und Semgallen für sich und seine männlichen Erben unter Polnischer Lehnshoheit als weltliches Herzogthum (1561). Darüber hatte Siegmund einen Kampf mit Rußland zu bestehen, und einen schon oben erwähnten mit Schweden, an welche Krone sich nämlich das früher mit Livland verbundene Esthland ergab. Esthland blieb bei Schweden, die Insel Oesel kam an Dänemark.

Auch in Polen selbst drang die Reformation ein, und Siegmund II. schien die neuen Meinungen zu begünstigen, ohne sich doch zu ihnen zu bekennen; dagegen wurden sie bald von einem großen Theile der Senatoren und Landboten angenommen, und da sich eine allgemeine Gewissensfreiheit bildete, so strömten fast alle Secten nach Polen, auch solche, welche an anderen Orten nicht geduldet wurden, wie z. B. die Socinianer*). Aber diese unter ihnen selbst herrschende Ent-

*) So genannt von Lälius Socinus und seinem Brudersohne Faustus, aus Siena. Diese beiden Männer, und besonders der letztere, haben das System der Antitrinitarier

zweiung, da vorzüglich die Socinianer von Lutheranern und Reformirten verabscheut wurden, schwächte die Nichtkatholiken, und da das Volk zu sehr unter dem Drucke war, so wurde die Reformation hier nicht Quelle einer höhern Cultur. Nur ein großer Anlaß von Streitigkeiten unter dem Adel ward sie, und auf den Landtagen entstanden darüber heftige Bewegungen. Vielleicht würden die Könige, wenn sie diese Bewegungen zu leiten gewußt hätten, hier einen Punkt haben finden können, von dem aus sie die Adelsaristokratie schwächen und Polen größere Festigkeit und eine ganz andere Gestalt geben konnten. Da dies aber nicht der Fall war, so blieb die alte Staatsverfassung, und mit ihr auch die höchst unzweckmäßige Art der Landesvertheidigung, welche bloß Sache des Adels war, der erst die Waffen ergriff, wenn die Feinde schon im Lande waren. Als nun endlich bei den unaufhörlichen Verwüstungen des Landes von Tartaren oder Russen die Nothwendigkeit, die Gränzen des Reichs durch einen stehenden Truppencordon zu decken, gefühlt, und die Ausführung beschlossen ward (1562), wollten Adel und Geistlichkeit nichts zur Erhaltung dieser Maßregel beitragen, und der König sah sich genöthigt, den vierten Theil der Einkünfte aus seinen Domainen dazu zu bestimmen.

Mit Siegmund II. starb der Jagellonische Mannsstamm aus, und nun wurde das Wahlrecht, welches der Adel bis jetzt auf beschränkte Weise ausgeübt hatte, da sich die Gewählten immer zugleich Erben des Königreichs schrieben, auch durch Abschaffung dieses Titels förmlich bestätiget, und damit zugleich eine neue Ursache zur Verwirrung des Reichs gegeben, indem fast keine Thronerledigung ohne Zwist und Parteiung abging. Gleich die erste Wahl gab davon ein Beispiel. Der Papst und die Türken, Schweden und Oesterreich, Frankreich und Spanien begünstigten Thronbewerber, und brauchten Geld und List, ihrer Partei unter dem Adel das Uebergewicht zu verschaffen. Keiner aber verstand die Kunst der Unterhandlung besser, als der Französische Gesandte, der, obgleich vor der Wahl eine völlige Freiheit und Sicherheit der Religion für alle Parteien des christlichen Glaubens beschlossen worden war, mit einem Prinzen durchdrang, der als Haupturheber der Bartholomäusnacht eben ein schreckliches Beispiel seines religiösen Verfolgungsgeistes gegeben hatte. Dies war Heinrich, der Bruder König Karl's IX. von Frankreich, wie oben (S. 111.) schon erwähnt

---

oder Unitarier, welche die ursprüngliche Gottheit Christi und die Dreieinigkeit läugnen, am meisten ausgebildet.

ist. Heinrich beschwor den Polnischen Gesandten, die nach Paris gingen, ihm seine Erhebung anzukündigen, die erste Wahlcapitulation (pacta conventa), in welcher er die Religionsfreiheit und die Rechte des Adels bestätigte, eine Flotte zur Beschützung der Polnischen Häfen, viertausend Gascogner gegen Rußland auf eigne Kosten zu halten, eine halbe Million Polnischer Gulden zum Vortheil Polens zu verwenden, und die unter der vorigen Regierung gemachten Schulden des Reiches zu bezahlen versprach. Diese Vortheile bestimmten die Wahl eines Prinzen, dessen Bildungsart, Lebensweise und Sitten wol am wenigsten für eine solche Nation und einen solchen Adel paßten. Aeußerte sich nun schon im ersten Vierteljahre lautes Murren über den König, so empfand dieser eben so sehr Sehnsucht nach seinem Vaterlande, und bei der Nachricht von seines Bruders Tode eilte er, wie gleichfalls oben schon erzählt ist, heimlich aus dem Lande.

Die neue Wahl traf einen Würdigern, den Fürsten von Siebenbürgen, Stephan Bathory, der sich mit der zwei und funfzigjährigen Prinzessin Anna, des letzten Jagellonischen Königs Schwester, vermählen, und ähnliche Bedingungen beschwören mußte, wie Heinrich von Valois (1575). Noch immer wurde mit den Russen über den Besitz von Livland gekämpft; Stephan drang siegreich in Rußland ein, und brachte einen ruhmvollen Waffenstillstand zu Wege (1582). Gegen die Eroberungen, welche er in Rußland gemacht, gab der Zar Alles, was er in Livland besetzt hielt, zurück. So kräftig wirkte dieser tapfre, weise und gelehrte Fürst auch im Innern. Er sorgte für die Handhabung der Gerechtigkeit, gab den Kosaken, die gegen die Tartaren als Gränzsoldaten sehr nützlich waren, eine zweckmäßige Einrichtung, und wenn der Verdacht, der gegen ihn erregt ward, gegründet ist, daß er nämlich gestrebt habe, die Wahlfreiheit zu beschränken, so hat er das Beste des Staats sehr wohl erkannt. Aber er hatte auch mit großen inneren Entzweiungen zu kämpfen, in denen er doch vielleicht die Oberhand behalten haben würde, wenn ihn nicht schon 1586 der Tod hinweggerafft hätte, als er eben im Begriff war, den Schweden Esthland zu nehmen, und Rußland von Neuem zu bekriegen.

Die folgenden Ereignisse machten den frühzeitigen Tod dieses Fürsten nur noch schmerzlicher. Die zwischen einem Oesterreichischen und einem Schwedischen Prinzen zwiespältige Wahl wurde erst durch Waffengewalt zum Vortheil des Schwedischen Siegmund, aber nicht des Reichs, entschieden. Denn dieses wurde von ihm in die Händel ver-

wickelt, in welche er mit den Schwedischen Ständen und seinem Oheim Karl gerieth, als er den heimischen Thron bestiegen hatte, aber, wie in der Schwedischen Geschichte schon berichtet ist, nicht lange behauptete. Livland und Esthland wurden der Schauplatz, wo Polen und Schweden die Ansprüche ihrer Könige vertheidigten, aber nicht mit sonderlichem Nachdrucke von Seiten Polen's. Denn auch hier war es wegen Siegmund's Anhänglichkeit an den Katholicismus und an die Jesuiten, so wie an das Oesterreichische Haus, aus welchem er nach einander zwei Schwestern heirathete, zum förmlichen Aufstand gekommen, unter Anführung des Fürsten Johann Radzivil. Die Mißvergnügten schrieben schon einen Reichstag aus zur Wahl eines neuen Königs, aber eine große Niederlage, die sie bei Radom erlitten (1607), brachte die Aussöhnung zu Stande; bald darauf schloß Siegmund einen Waffenstillstand mit Schweden (1609). Beide Parteien kämpften aber noch mit ihren Ränken gegen einander in Rußland, wo durch Thronstreitigkeiten eine völlige Anarchie entstanden war. Da ein Polnisches Heer siegreich in Rußland vordrang, glaubten die Russischen Großen diese Gefahr am besten abzuwenden, wenn sie den oben schon erwähnten Prinzen Wladislav, Siegmund's Sohn, zum Zar erwählten (1610). Siegmund aber nahm die Wahl nicht an, theils weil er aus Anhänglichkeit an den Römischen Katholicismus nicht zugeben wollte, daß der Prinz zur Griechischen Kirche übertrete, theils weil er den besten Theil Rußland's seinem eignen Zepter zu unterwerfen gedachte. Die Polen bemächtigten sich zwar Moskau's, erregten aber durch ein furchtbares Blutbad, welches sie dort anrichteten, Haß und Abscheu, die Russen gaben sich einen einheimischen Herrscher, und als Wladislav nachher sein Recht geltend machen wollte, war es zu spät. Der Kampf dauerte bis 1618, da wurde ein vierzehnjähriger Waffenstillstand geschlossen, in welchem Siegmund die Provinzen Smolensk, Severien und Tschernigow für das Polnische Reich erhielt. Was aber der Staat hier gewann, verlor er in Livland gegen Schweden, indem Siegmund seine Ansprüche auf die Krone dieses Reiches nicht aufgeben wollte und daher den Krieg von Neuem begonnen hatte. Auch ein Türkenkrieg brach aus, wo die Tartaren das Reich auf eine furchtbare Weise verheerten. Wie hätte nun wol bei so vielen Kriegen und unter den Aufständen des Adels die Cultur gedeihen und der innere Zustand des Staats verbessert werden können! Und zum

größten Unglück dauerte diese elende Regierung fast ein halbes Jahrhundert, denn Siegmund starb erst 1632.

Ungleich besser war der Zustand Preußens, weil die Lage dieses Landes an der See einen größern Verkehr mit Fremden veranlaßte, weil es als ein seiner Sprache nach Deutsches Land an Deutscher Bildung Theil nahm, und weil eben durch diese geistige Verbindung die Lutherische Lehre hier bald die herrschende wurde, und nicht nur die Anlegung von mehreren Schulen, sondern auch die Stiftung der Universität zu Königsberg (1546) bewirkte. Doch fehlte es darum an inneren Reibungen und Störungen keinesweges. Die Adelsaristokratie nahm auch hier so schnell überhand, daß der Herzog nur sehr wenig vermochte, und sie erreichte die größte Höhe, als der zweite Regent, Herzog Albrecht Friedrich (1568—1618), blödsinnig wurde. Polen übertrug nun die Verwaltung 1577 dem nächsten Lehnsvetter, Markgrafen George Friedrich von Anspach, aber dieser wurde bald des steten Haders mit dem herrschsüchtigen Adel so müde, daß er nach Franken zurückging, in siebzehn Jahren nicht wieder nach Preußen kam und das Land von Anspach aus regierte. Da mit diesem Fürsten 1603 die ältere Brandenburgisch-Fränkische Linie erlosch, so wurde nun der Kurfürst Joachim Friedrich von Brandenburg Verweser, und dessen Sohn Johann Siegmund, nach dem Tode des blödsinnigen Albrecht Friedrich, der keine Söhne hinterließ, 1618 wirklicher Herzog von Preußen. Denn die Polen hatten dem Brandenburgischen Kurhause auf diesen Fall schon früher die Mitbelehnung und Anwartschaft auf Preußen ertheilt, und mußten es sich gefallen lassen, als die Aussicht nun in Erfüllung ging, obschon sie es sehr ungern sahen und das ihnen so wohlgelegene Land viel lieber mit ihrem Reiche vereinigt hätten.

---

5. Nicolaus Copernicus.

(Geb. 1473, gest. 1543.)

Preußen hat den Ruhm, in diesem Manne einen der größten wissenschaftlichen Entdecker hervorgebracht zu haben. Sein Vater war ein zu Thorn ansässiger Edelmann aus Krakau, und seine Mutter die Tochter des Bischofs von Ermeland. Nachdem der Knabe auf der Schule zu Thorn einen guten Grund in den alten Sprachen gelegt

hatte, ward er nach Krakau geschickt, um dort Medicin zu studiren. Er that dies mit der Gewissenhaftigkeit, die in seinem Charakter lag, und erlangte auch die Doctorwürde in dieser Facultät; allein seitdem er den Mathematiker Albert von Brudzewsky gehört hatte, ward dessen Wissenschaft auch sein Lieblingsstudium. Besonders begeisterten ihn die mathematischen Schriften Purbach's und des Regiomontanus*), zweier Deutschen, die durch ihren Scharfsinn und ihre Entdeckungen sogar in Italien die allgemeine Bewunderung auf sich gezogen hatten. In der Absicht, die Bahn dieser Männer zu verfolgen, ging Copernicus nach Italien, und schloß sich (1496) an die größten Lehrer der Mathematik in Bologna an; dann reis'te er (1500) nach Rom, und sah sich hier schon so gekannt, daß man ihn nicht geringer als Regiomontanus schätzte. Er wurde daselbst zum Lehrer der Mathematik ernannt, und seine Vorlesungen wurden von Vornehmen und Künstlern aller Art zahlreich besucht. Endlich kehrte er aber doch — man weiß nicht, wann — in sein Vaterland zurück, und erhielt daselbst von seinem Oheim, dem Bischof von Ermeland, ein Canonicat am Dome zu Frauenburg, einer kleinen Stadt am frischen Haff. Hier brütete er im Stillen über dem großen Werke, das ihn unsterblich machen sollte. Nachdem er in den Schriften der alten Philosophen und Naturkundigen geforscht, und zu seiner Freude gefunden hatte, daß die gemeine Meinung, die Erde stehe unbeweglich im Mittelpunkte des Weltalls, im Alterthume schon nicht durchgängig angenommen worden sey, untersuchte er nun die auch ihm schon lange zweifelhafte Behauptung selber. Man hatte nämlich nach diesem alten Systeme den Lauf der Sonne und der Planeten nicht ohne die allerseltsamsten Hypothesen erklären können, und war mit mancher Erscheinung bei allem Erklären dennoch nicht im Reinen. Die wahre Beschaffenheit des Planetensystems zu finden, war auch wahrlich sehr schwer, da der sinnliche Schein dem

*) Dieser hieß eigentlich Johann Müller, und nannte sich nur so nach dem kleinen Städtchen Königsberg, im Stifte Würzburg, wo er 1436 geboren war. Er war ein so frühzeitiges Genie, daß man ihn schon in seinem zwölften Jahre für reif erklärte, die Universität zu Leipzig zu beziehen. Diese verließ er im funfzehnten Jahre, um zu Wien den großen Astronomen Purbach zu hören, der schon in seinem sechs und dreißigsten Jahre starb. Er kam bald seinem Lehrer gleich, und sein Ruhm erscholl so weit umher, daß er nach Rom gerufen ward, um zur Verbesserung des Kalenders seinen Rath zu ertheilen, wofür er vom Papste mit Versprechungen überhäuft und vorläufig zum Bischof von Regensburg ernannt ward. Er starb schon in seinem vierzigsten Jahre, und liegt zu Rom im Pantheon begraben.

alten Glauben so sehr das Wort sprach, und da wir die Bewegungen der Planeten nur immer von der Seite beobachten können, und in jedem Augenblicke einen andern Standpunkt haben. Bewunderns-würdig ist also der Mann, der trotz dieser Verwirrung mit dem klarsten Bewußtsein das Wort aussprach: die Sonne ruht im Mittelpunkte des Planetensystems, und hat keine andere Bewegung als um ihre Axe; die Planeten aber ziehen ihre Kreise in abgemessenen Entfernungen höchst regelmäßig um sie her; der Mond endlich ist bloß der Erde zum Trabanten gegeben. Und diese große Entdeckung, die Frucht eines fast sechs und dreißigjährigen Forschens, hielt er mit außerordentlicher Bescheidenheit so lange zurück, daß die Welt, die er dadurch erleuchtet hat, sie erst in demselben Jahre erfuhr, da sie ihn selbst verlor.

---

6. Die Russen.

Von der neuen Gestalt, welche die politischen Verhältnisse Rußland's durch den kühnen Iwan III. Wassiliewitsch erhielten, welcher der Zertheilung des Staats ein Ende machte, und ihn vom tatarischen Joche befreite, ist im sechsten Bande (S. 356) die Rede gewesen. Sein Nachfolger, Wassilij IV. Iwanowitsch (1505—1534), hatte einen neuen Krieg mit Kasan zu bestehen. Zugleich suchten die Polen, während sie den Großfürsten dort beschäftigt sahen, von ihrer Seite aus Eroberungen zu machen, und hetzten die Krimischen Tataren auf, den Russen in's Land zu fallen, das heißt, es zu verheeren. Dagegen waren dann zu anderer Zeit dieselben Tataren bereit, den Polen das Gleiche zu thun. Wassilij vermehrte seine Macht durch die Unterwerfung Pleskow's, welches, wie Nowgorod, ein demokratischer, durch den Handel mächtiger Freistaat war; auch Sewerien, das letzte selbständige Fürstenthum, fiel an die Krone. Iwan IV. Wassiliewitsch (1534 bis 1584), der wegen seiner Strenge den Beinamen der Grausame erhielt, eroberte endlich Kasan, und machte das Land zu einer Russischen Provinz (1553). Durch Unterdrückung des Islam und Einführung des Christenthums befestigte er sich in dem Besitz dieses Landes. Hierauf erfolgte auch die Einverleibung des minder mächtigen Astrachan. Bald nachher gerieth er mit Schweden und Polen in Krieg. Livland war, wie schon erwähnt ist, der Zankapfel der nordischen Mächte. Zur

bessern Führung dieser Kämpfe und zur Sicherung seiner Eroberungen im Osten hatte Iwan schon früher eine ungefähr 12,000 Mann starke Schaar mit Feuergewehr bewaffneter und regelmäßig besoldeter Schützen (Strelzi, Strelitzen) gebildet und dadurch den Grund zu einem stehenden Heere gelegt. Daneben bemühte er sich, zur Verbesserung des Staats- und Kriegswesens, zu einiger Beförderung der Künste u. s. w., Deutsche in sein Reich und an seinen Hof zu ziehen; auch kamen die Engländer 1553 nach dem weißen Meere, indem sie einen nordischen Weg nach China und Indien suchten. Diese nahm der Zar *) ebenfalls gern auf, indem er so Gelegenheit erhielt, unmittelbare Verbindungen mit dem Europäischen Westen anzuknüpfen, woran ihn die Eifersucht der Schweden und der Hanse immer verhindert hatte, und gestattete ihnen viele Handelsfreiheiten. Dazu gewann er an Narva einen neuen trefflichen Handelsplatz, und durch die Kabardei erweiterte er sein Reich nach Süden. In seinen letzten Jahren verließ ihn aber in den Kriegen gegen Schweden und Polen das Glück. Um nun von Stephan Bathory günstige Bedingungen zu erhalten, wandte sich der Zar an den Papst, und bat ihn, er möchte Jenen doch zu einem billigen Frieden vermögen. Da er zugleich von fern einige Hoffnung blicken ließ, mit seinem Volke zur Römischen Kirche überzutreten, so schickte Gregor XIII. den Jesuiten Possevino, dessen wir schon in der Schwedischen Geschichte erwähnten, den Frieden zwischen beiden Staaten zu vermitteln. So kam ein zehnjähriger Waffenstillstand, dessen Bedingungen schon bei Polen (oben S. 270) bemerkt sind, zu Stande; aber des Papstes Erwartungen wurden getäuscht. Auch den Schweden mußte Iwan Ingermanland lassen.

Dagegen wurde unter seiner Regierung der Grund zur Eroberung Sibirien's gelegt. Ein Haufe von sechstausend Kosaken, von ihrem Hetmann Jermak geführt, flüchtete vor den Russen, die sie für ihre vielen Räubereien bekriegen wollten, nach Sibirien zu (1577). Jermak zog durch wilde, öde Steppen, unter beständigen Kämpfen mit den Tataren, und besiegte unüberwindlich scheinende Hindernisse der Natur. Nur noch sechzehnhundert Mann stark, lieferte er dem Chan Kutschum ein Haupttreffen, dessen siegreicher Ausgang ihn zum Meister alles Landes bis an den Irtisch machte. Nun sandte er einen

*) Diesen höchsten Ehrennamen, welchen die Russen ehemals dem Byzantinischen Kaiser und dann dem Mongolischen Chan beizulegen pflegten, hatten die Großfürsten jetzt angenommen.

Unterbefehlshaber an den Zar, mit der Bitte, das Land in Besitz zu nehmen, ihm aber die frühere Schuld zu verzeihen. Iwan war erfreut, und sandte fünfhundert Mann zur Befestigung des Eroberten. Nach und nach drangen die Russen weiter vor und unterwarfen das ganze unwirthbare Land bis nach Kamtschatka hin ihrer Botmäßigkeit.

Mit Iwan's Sohn, Feodor I., der das Erworbene mühsam zusammenhielt, erlosch 1598 der Rurikſche Mannsstamm. Die Großen wählten seinen Schwager Boriß Godunow, einen kräftigen, aber ruchlosen Menschen, der schon den verstorbenen Zar völlig geleitet und sich durch eine Reihe von Verbrechen den Weg zum Throne bereitet hatte. So hatte er auch Feodor's Bruder Dimitrij (Demetrius) heimlich ermorden lassen. Unter der Maske dieses Prinzen standen mehrere Betrüger auf, um die Herrschaft an sich zu reißen. Der erste dieser falschen Dimitrij, ein junger Mönch, Namens Grigorei Otrepiew, jagte dem Zar Boriß ein solches Schrecken ein, daß er zu früh die Hoffnung aufgab, und sich selbst vergiftete (1605). Darauf ward der Betrüger wirklich als Zar anerkannt, und behauptete ein Jahr lang den Thron. Da erst standen die Großen und das Volk in Moskau auf, tödteten ihn und wählten den Russischen Fürsten Wassilij Schuiskoi. Aber auch dieser konnte sich nicht lange behaupten; furchtbare Gährungen verwüsteten mehrere Jahre das Reich; die Könige von Polen und Schweden mischten sich in diese Händel, und schickten Truppen in das Land. Aber die Russen ermannten sich endlich, nöthigten 1612 die Polen zum Rückzuge, und wählten dann den achtzehnjährigen, mütterlicher Seits von dem Rurikschen Hause abstammenden Michael Feodorowitsch Romanow zum Zar (1613), dessen Nachkommen in weiblicher Linie noch heut zu Tage den Russischen Scepter führen. Des Waffenstillstandes mit Polen, den er nach einigen Jahren schloß, ist schon erwähnt; mit Schweden war bereits früher (1617) ein Friede zu Stande gekommen, der gleichfalls Opfer kostete. Aber Rußland bedurfte vor Allem der Ruhe und diese wurde ihm durch die geschlossenen Verträge zu Theil.

Die Türken.

Welchen Gipfel der Macht die Osmanischen Türken unter Soliman II. (1519—1566), Karl's V. bekanntem Feinde, erstiegen, wie Soliman Rhodus eroberte, wie sich sein Einfluß durch die Errichtung der Raubstaaten in Nordafrica ausbreitete, wie er sich einen großen Theil von Ungern unterwarf, und welche Gefahren er Oesterreich bereitete, ist im siebenten Bande an verschiedenen Orten erzählt, so wie das Ende, welches er während eines Krieges gegen Kaiser Maximilian II. fand, oben (S. 210) berichtet. Auch als Gesetzgeber ist Soliman in den Jahrbüchern seines Volkes berühmt. Trotz dieser und anderer sehr glänzender Seiten seiner Regierung, sucht doch sogar ein Türkischer Schriftsteller in derselben schon die Keime des nachmaligen tiefen Herabsinkens der Osmanischen Kraft und Furchtbarkeit *).

Diesen Verfall hielt unter Soliman's Sohne und unwürdigem Nachfolger, Selim II. (1566—1574), noch ein tüchtiger Großwesir, Mohammed Sokolli, auf. Cypern und Jemen wurde erobert, der große von den Christen erfochtene Seesieg, die oben (S. 8) erwähnte Schlacht bei Lepanto, so viel als möglich unschädlich gemacht. Nach Sokolli's Zeiten aber wurde der Verfall desto entschiedener, obschon die christlichen Reiche Europa's den Anfang nicht gewahrten, dann, wegen der Zwistigkeiten unter ihnen selbst und den Unruhen in ihrem Innern, nicht benutzen konnten und in der Folge nicht benutzen wollten. Die Geistes- und Willensstärke, welche die meisten Osmanischen Herrscher vom Stifter ihrer Dynastie bis auf Soliman ausgezeichnet hatte, nahm mit diesem kräftigen Fürsten ein Ende. Seine Nachfolger, mit sehr wenigen Ausnahmen, waren üppige und schlaffe Regenten. Schon Selim II. war ein Trunkenbold und schändlicher Wüstling, und dessen Nachfolger Murad III. (1574—1595) durch unmäßigen Genuß der Freuden des Harems früh entnervt und ganz stumpf geworden. Wenn in jedem unumschränkt monarchisch regierten Staate vor allem Andern ein kräftiger Herrscher Noth thut, so ist dies besonders in einem, wie der Osmanische, ganz auf Krieg gebauten der Fall, dessen Schwung sich mit der Begeisterung und dem Talent für den Krieg erhält und mit ihnen sinkt, daher diese Richtung in dem Monarchen selbst ihren Mittelpunkt finden muß. Seit dem bezeichneten Wen-

*) v. Hammer Geschichte des Osmanischen Reiches, Bd. III. S. 489.

depunkte in der Osmanischen Geschichte aber wurden die Thronfolger nicht mehr im Feldlager, sondern im Harem erzogen, und was der Sinnenrausch, in den sie dort eingewiegt wurden, nicht that, das verdarb an ihnen vollends die Vorstellung ihrer unbegränzten Herrschermacht, die zu ihrer Ausübung gar keiner eignen Geistesanstrengung bedurfte. Die Groswesire konnten auch nicht mehr seyn, was sie früher gewesen, seitdem der Weg zu dieser hohen Würde nicht mehr bloß dem Verdienste, sondern, durch die Ränke des Harems, auch unwürdigen Günstlingen eröffnet war. Sodann verdarben die Krieger schon durch die Enthaltung der Sultane von eigener Heerführung, und noch andere Ursachen trugen zu ihrer Entartung bei. Daß man den Janitscharen erlaubte zu heirathen, war der erste Keim ihres Verfalls, hierauf ertrotzten sie die Aufnahme ihrer Söhne in die Schaaren, und dann gestattete man den Eintritt in dieselben auch anderen gebornen Türken und Leuten aus verschiedenen moslemischen Völkern *). Damit wurde die Grundlage der Janitscharenstärke, die strenge, von allem Einflusse der Aeltern und Verwandten entfernte, nur auf das Kriegswesen gerichtete Erziehung und frühe Einübung, untergraben. Von der Zeit an wuchs, mit der Abnahme ihrer Kraft gegen den Feind, ihr Trotz wider den eigenen Herrn. Zucht und Gehorsam schwanden dahin, ein unerträglicher Uebermuth, ein unheilschwangerer Geist des Aufruhrs traten an ihre Stelle. Die übrigen Milizen wurden von ähnlicher Verderbniß ergriffen. Unter den Richtern und Wesiren riß Bestechlichkeit ein, der Druck der Auflagen und Erpressungen wuchs, die Provinzen wurden entvölkert **). Das Volk büßte durch orientalische Weichlichkeit und entkräftenden Sinnengenuß seine frühere Kraft ein, und eine Religion, welche unverständigen Hochmuth, beschränkte Selbstgenügsamkeit und dumpfe Geistesträgheit befördert, verhinderte wahre und befruchtende Fortschritte der Geistesbildung und somit auch jede Entwickelung eines echten politischen Lebens.

*) Ranke Fürsten und Völker von Südeuropa, Bd. I. S. 63.
**) v. Hammer, Bd. IV. S. 594.

Neuere Geschichte.

Zweiter Zeitraum.

Vom Beginne des dreißigjährigen Krieges bis zum Ende des siebzehnten Jahrhunderts.
1612—1700.

Einleitung.

Wir haben im vorigen Zeitraum die Entstehung und schnelle Verbreitung des Protestantismus in allen Ländern Europa's verfolgt, wir haben die Kämpfe betrachtet, welche der im ersten Anlauf fast überwundene Katholicismus durch innere Erfrischung und neue Zusammenfassung seiner Kräfte den Anhängern Luther's und Calvin's bereitete. Dieser vorwiegend religiöse Charakter geht auch auf das siebzehnte Jahrhundert über, welches mit neuen Erfolgen der katholischen Reaction beginnt. In Deutschland, wo er geboren ist, soll das Schicksal des Protestantismus entschieden werden; Lauheit und Zwiespalt seiner Bekenner, Unfähigkeit der Fürsten, welche die gereinigte Kirchenlehre vertreten sollen, bringen sie nach zehnjährigem Kampfe in die höchste Gefahr; England und Frankreich, das erstere aus religiösen und politischen, das letztere nur aus Gründen der letztern Art bisher Verbündete der Deutschen Protestanten, verlassen diese in ihrer Bedrängniß oder unterstützen sie lässig und erfolglos, und im Jahre 1630 scheint die Habsburgische Macht in Deutschland wie in Europa das Uebergewicht für alle Zeit erstritten zu haben. Bereits sind auch die Reformirten in Frankreich entwaffnet, katholische Interessen finden Eingang und Pflege in dem streng neugläubigen England. Da erscheinen den Bedrängten in Deutschland neue, bisher unbekannte Helfer aus den Germanischen Staaten des Nordens; nachdem Dänemark zurückgeschlagen ist, tritt Schweden mit einem Helden an seiner Spitze auf, der die Heere des Kaisers und der Liga zertrümmert. Der Protestantismus ist gerettet, Frankreich nimmt die Politik Heinrichs IV. wieder auf, wenn auch England durch innere Stürme so beschäftigt ist, daß es weder Zeit, noch Kräfte nach Außen übrig behält, und der dreißigjährige Krieg schließt mit der Anerkennung des Pro-

testantismus, aber zugleich mit der Festsetzung Schwedens und Frankreichs auf dem Boden des heiligen Römischen Reiches, und mit der definitiven Abreißung der Schweizerischen und Niederländischen Bundesländer. Schon in den letzten Jahren jenes Kampfes, des langwierigsten und ausgedehntesten, dessen die Weltgeschichte gedenkt, beginnt eine Wendung der geistigen Richtung der Zeit von den religiösen auf die politischen Interessen, welche im Verlauf weniger Decennien zu den bedeutendsten Veränderungen der gegenseitigen Verhältnisse der Europäischen Staaten führt. Selbst der heilige Stuhl, die Spitze und die Zusammenfassung der katholischen Kirche, erkaltet allgemach in seinem Eifer und versenkt sich von Neuem in die weltlichen Bestrebungen, welche bereits im vierzehnten und funfzehnten Jahrhundert seine Thätigkeit ausmachten. Ein junger geist- und talentvoller Herrscher Frankreichs nimmt die Kräfte dieses Staates zusammen, nachdem die letzten Versuche des Adels und der Prinzen des Hauses den Herrscherwillen zu beschränken vereitelt sind, und richtet sie gegen die Nachbarn, denen sich diese bald nicht mehr gewachsen zeigen. Ludwig XIV. erntet die Früchte der Anstrengungen, welche seine Vorgänger seit den Zeiten des heiligen Ludwig gemacht haben, vornehmlich Ludwig XI.; nachdem auch die religiöse Entzweiung des sechszehnten Jahrhunderts für Frankreich durch Richelieu und die Eroberung von Rochelle beendigt ist. Spanien, bereits erschöpft durch Philipp's II. Politik und den Krieg gegen die Niederlande, eilt durch neue, ebenso langwierige als erfolglose Anstrengungen nach Außen, durch Hemmungen des geistigen, mercantilen und gewerblichen Lebens in seinem Innern, seinem Verfalle unrettbar entgegen; England, obwol durch eine tief eingreifende Revolution die politischen und religiösen Rechte seiner Bürger und Stände erhaltend und sichernd, bleibt unter einem unfähigen und vergnügungssüchtigen Fürsten unthätig gegen Frankreichs Umsichgreifen, bis ein letzter Versuch der Herstellung des Katholicismus die Stuart's für immer von dem Throne dieses Reiches ausschließt, den ein Mann besteigt, welcher durch seine Stellung in den Niederlanden zum Mittelpunkt der Opposition gegen Frankreichs Uebermacht bestimmt ist, der sich selbst, obschon sie wesentlich von den protestantischen Staaten ausgeht, das katholische Oesterreich nicht entziehen kann. Für die Erhaltung der Unabhängigkeit Deutschlands, für die Beschützung der protestantischen Richtung und der durch diese gegebenen freien Entwickelung aller geistigen Interessen, für welche sich die Mittel und

Kräfte sowol Sachsens als der Pfalz unvermögend erwiesen haben, wird im Norden ein neuer Staat durch Friedrich Wilhelm von Brandenburg gegründet, der zunächst die Einflüsse Schwedens und Polens zurückweiset und sich dann sogleich der gegen Frankreich gerichteten Verbindung anschließt. Das Uebergewicht Schwedens über Dänemark und Polen, welches Gustav Adolph gegründet hat, sucht sein Nachfolger Karl Gustav noch zu verstärken; aber schon ist diesem Staate ein höchst gefährlicher Nebenbuhler bereitet, wenn auch die nähere Verbindung der nordischen Reiche mit den übrigen Mächten für immer gesichert bleibt; ein Fürst von großer Kraft und Einsicht bemüht sich mit Erfolg, dem Russischen Zarenthum seinen orientalisch-barbarischen Charakter zu nehmen und sein Volk in die Reihe der Europäischen Staaten einzuführen.

Im Innern der Staaten war die fürstliche Macht seit den Zeiten der Reformation im Steigen, indem die höhere Stellung, welche die protestantischen Fürsten gegen ihre Geistlichkeit einnahmen, und das Reformationsrecht, welches sie gegen ihre Unterthanen übten, fast in demselben Maaße von den katholischen ausgeübt wurde, ohne daß der heilige Stuhl diesen Anmaßungen kräftigen Widerstand hätte leisten können oder wollen; er bedurfte die Geneigtheit der Herrscher allzusehr, um die Fortschritte der Protestanten zu hemmen. Aber nicht bloß in kirchlichen Angelegenheiten, nicht bloß über den Stand der Geistlichkeit erlangten die Herrscher größere Gewalt, auch der Adel und die Städte, die Berechtigungen der provinziellen und landschaftlichen Verbindungen begannen ihnen mehr und mehr zu unterliegen. In Spanien hatte man die Behauptung der Glaubenseinheit benutzt, um alle Schranken der Herrschergewalt zu brechen, und nachdem der Aufstand Cataloniens unterdrückt ist, findet sich fortan kein Widerstand gegen welchen Befehl des Hofes es auch sei. Frankreich wurde zum Vorbilde der übrigen, namentlich der Deutschen Fürsten, und Ludwig sprach das Bewußtseyn von seiner Stellung zu seinen Unterthanen und seiner Herrschergewalt in den merkwürdigen Worten aus: „der Staat bin ich". In Dänemark übergab das Volk dem Könige Friedrich III. die unumschränkte Gewalt, weil es des Adels und seiner Vorrechte überdrüssig war; in Schweden beschlossen die Reichsstände in den letzten Jahrzehenden unseres Zeitraums, alle Einschränkungen der Thronrechte aufzuheben, und der Adel verarmte durch die Wiedereinziehung der seit hundert Jahren veräußerten Krongüter. Schonender

verfuhr Oesterreich gegen die ständischen Gerechtsame; Adel und Geistlichkeit behielten großen Einfluß, obgleich die Unterdrückung des Protestantismus auch hier viel Gelegenheit gegeben hatte, störende und zu stark hervortretende Berechtigungen bei Seite zu schaffen. Nur Polen verschmähte es, der Entwickelung der europäischen Staaten zu folgen, und bewahrte seine ursprüngliche und ungeordnete Aristokratie, an welcher es späterhin untergegangen ist; und Englands Nationalinstitutionen traten gesichert und befestigt aus dem Kampfe, welchen die Herrschergewalt gegen sie begonnen hatte, hervor. Die Mittel, auf welche sich in den übrigen Staaten der Absolutismus stützte, waren zahlreiche stehende Heere, eine übereinstimmende, für alle Landestheile und Provinzen geordnete Verwaltung, die Entstehung und Ausbildung der Finanzkunst, welche die für Hof, Heer und Regierung nöthigen Geldsummen herbeischaffte, und die alle Thaten und Aeußerungen der Unterthanen beaufsichtigende Polizei.

I. Deutschland vom Tode Rudolf's II. bis zum Westphälischen Frieden.

---

1. Matthias.
(Reg. 1612—1619.)

Als die Restauration des Katholicismus gegen das Ende des sechzehnten und im Anfang des siebzehnten Jahrhunderts in Deutschland immer größere Fortschritte machte, als nicht mehr blos in den geistlichen Ländern und in einzelnen Reichsstädten in diesem Sinne reformirt wurde, sondern auch die bedeutendsten weltlichen Fürsten aus dem baierischen und österreichischen Hause, ja Kaiser Rudolf II. selbst die Wiedereinführung der allgemeinen Kirche auch mit Gewalt durchzusetzen suchten und in einzelnen Landschaften diesen Endzweck vollständig erreichten, als die Sprüche des Reichskammergerichts und des Reichshofraths immer parteiischer ausfielen, und das Oberhaupt des Reiches im Jahre 1608 auf der Regensburger Versammlung die Bestätigung des Augsburger Religionsfriedens verweigerte, hatten die protestantischen Fürsten zur Aufrechthaltung ihres Bekennt-

nisses die Union abgeschlossen. Es war seit langer Zeit der erste entschiedene Schritt, welcher gegen den Katholicismus geschah, dem man bisher nur einen passiven Widerstand entgegengesetzt hatte. Bereits hatten sich die bedrängten österreichischen und ungerischen Stände an den mit seinem Bruder zerfallenen Erzherzog Matthias angeschlossen; ihre Unterstützung verschaffte diesem damals Ungern, Mähren und Oesterreich; er mußte sich entschließen, ihre Dienste mit der Anerkennung freier Religionsübung zu belohnen (S. 226). Um sich einiger Maßen gegen Matthias aufstrebende Macht halten zu können, sah sich nun auch anderer Seits der Kaiser genöthigt, den Böhmen, welchen er früher sogar die alten utraquistischen Privilegien hatte entreißen wollen, diese nicht bloß zu bestätigen, sondern sogar zu vermehren. Die Schlesier erhielten noch vortheilhaftere Zugeständnisse. Indeß war die Gegenpartei nicht müßig geblieben. Einen Tag vor der Ausstellung des böhmischen Majestätsbriefes schloß Maximilian von Baiern, das Haupt und die Stütze der Katholiken in Deutschland, mit sieben geistlichen Herren die heilige Liga, welcher bald darauf auch die drei geistlichen Kurfürsten beitraten. So standen sich die Deutschen Fürsten und Stände zum Kriege gerüstet einander gegenüber, und der erste Anlaß schien einen Ausbruch herbeiführen zu müssen. Ueber die Wahl eines Nachfolgers hatte man sich bei Rudolf's Lebzeiten nicht vereinigen können, auch nach seinem Tode vergingen noch fünf Monate mit fruchtlosen Unterhandlungen. Protestantischer Seits wurde gefordert, daß der Reichshofrath aus beiden Confessionen gleichmäßig besetzt werde; endlich gab der Kurfürst Johann Georg von Sachsen nach, dessen Haus sich schon seit längerer Zeit den Interessen Oesterreichs genähert hatte, und das bisherige Verhältniß der evangelischen Fürsten zu Matthias vereinigte zuletzt alle Stimmen für diesen. Die Krönung wurde am 24. Juni mit großem Gepränge vollzogen; mit einem Gefolge von dreitausend Personen, zweitausend Pferden und mit hundert Kutschen war Matthias in Frankfurt erschienen. Alle Kurfürsten waren selbst zugegen, bis auf den Brandenburgischen, der durch seinen Sohn vertreten wurde, ebenso verherrlichten viele andere Fürsten und Grafen diese glänzende Feier. Obgleich nicht mehr jung und von nicht allzu fester Gesundheit, nahm der neue Herrscher doch am Tanze und Ringelrennen Theil und gab dadurch zu der spöttischen Bemerkung des Fürsten Christian von Anhalt Veranlassung, diese Majestät werde wol keine großen Sprünge machen, wenn es zum rechten Tanze kommen

sollte. Man war sonst nicht ohne Hoffnungen und Erwartungen von Matthias, aber schon auf seinem ersten Reichstage, der im folgenden Jahre zu Regensburg gehalten wurde, zeigte es sich, daß er nicht im Stande sey, die streitenden Parteien zu zügeln oder zu versöhnen.

Unterdeß hatte die gemeinschaftliche Verwaltung der Jülich-Clevischen Erbschaft, wie sie durch den Vertrag von Dortmund bestimmt war, zu neuen Zwistigkeiten unter den possidirenden Fürsten, Johann Siegmund von Brandenburg und Philipp Ludwig von Pfalz-Neuburg, geführt. Am Pfalzgräflichen Hofe kam man endlich auf den Gedanken, durch die Vermählung Wolfgang Wilhelm's (S. 228) mit der Tochter des Kurfürsten von Brandenburg Anna Sophie die Ansprüche beider Häuser zu vereinigen. Johann Siegmund sollte seine Rechte und Forderungen seiner Tochter als Mitgift schenken. Zunächst sagte der Kurfürst wirklich dem Pfalzgrafen die Verwaltung des Brandenburgischen Besitzes auf Lebenszeit, mit einer besondern Begünstigung bei der Landestheilung, zu; als aber Wolfgang Wilhelm darauf in einer persönlichen Zusammenkunft, welche zu Düsseldorf statt fand, bei Tafel mit dem Verlangen vollständiger Abtretung der Brandenburgischen Ansprüche hervortrat, soll es zu einem heftigen Wortwechsel zwischen beiden Herren gekommen seyn, und der Kurfürst den Prinzen in's Gesicht geschlagen haben. Gewiß ist, daß Wolfgang Wilhelm sich nach Baiern wandte, in Geheim zum katholischen Glauben übertrat, und am 11. Nov. 1615 zu München seine Vermählung mit der Schwester Herzog Maximilian's Magdalena feierte. Durch diese Schritte, welche dem Pfalzgrafen im Nothfall die Unterstützung der Liga so wie der ganzen katholischen Partei und der spanischen Streitkräfte in den Niederlanden verschafften, wurde auch Johann Siegmund gezwungen, sich nach fremder Hülfe umzusehen. Obwohl einem Fürstenhause angehörig, welches seit mehr als funfzig Jahren neben Sachsen für die Hauptstütze des lutherischen Kirchenthums galt, trotz der strengen Ergebenheit seiner Unterthanen gegen die Lehren des sächsischen Reformators, empfing er am 25. December 1616 in der Schloßkirche zu Berlin das Abendmahl auf reformirte Weise. Schon längst in seiner religiösen Ueberzeugung den Ansichten Calvin's geneigt, bewegten den Kurfürsten wahrscheinlich politische Gründe, gerade jetzt mit dieser Entschließung hervorzutreten. Wie Wolfgang Wilhelm die Liga, mußte er die Union zu gewinnen suchen. An der Spitze dieser Verbindung aber stand Kurpfalz, dessen Fürsten dem reformirten Glauben zugethan waren, so wie dieses Bekenntniß

zugleich die Mittel einer näheren Verbindung mit den Holländern darzubieten versprach. In der That verweigerten die Generalstaaten die nachgesuchte Hülfe nicht, und holländische Truppen eilten zur Verstärkung der Brandenburgischen Besatzung in Jülich herbei. Dagegen ging Spinola, der bereits seit zehn Jahren den Oberbefehl über die spanischen Truppen in den Niederlanden führte und durch die Eroberung Ostendes großen Ruhm erworben hatte (oben S. 37), im Sommer des Jahres 1614 mit 20,000 Mann über die Maas, nahm Wesel für Pfalz-Neuburg weg so daß Moritz von Nassau, obwohl ihm der Kurprinz von Brandenburg siebentausend Mann zuführte, nur die der Provinz Geldern zunächst gelegenen Orte besetzen konnte. Beide Heerführer, Spinola so wie Moritz, trugen indeß Bedenken, den im Jahre 1608 von den Generalstaaten und Philipp III. von Spanien geschlossenen Waffenstillstand zu verletzen. Auch mußten die streitenden Fürsten bald zu der Einsicht gelangen, daß die zahlreichen fremden Kriegsvölker den Ruin ihrer Länder herbeiführten, und so kam denn noch zu Ende desselben Jahres ein Vergleich zu Stande, vermöge dessen die streitige Erbschaft einstweilen so getheilt wurde, daß Pfalz-Neuburg Jülich und Berg, Brandenburg aber Kleve mit Mark, Ravensberg und Ravenstein erhielt. Da sich aber Spinola weigerte Wesel zu räumen, behielten auch die Holländer Besatzungen in den von ihnen occupirten Städten; der Vergleich konnte nur theilweise vollzogen werden, und der Ablauf des Waffenstillstandes zwischen den Spaniern und den Holländern machte dann später auch diese Landschaften zum Schauplatz eines ihnen ganz fremden Krieges.

Als der Uebertritt des Prinzen Wolfgang Wilhelm bekannt wurde, erregte derselbe allgemeine Bestürzung unter den Lutherischen; sein Vater, ein eifriger Bekenner dieser Lehre, war voll Zorn und Entsetzen und starb in kurzer Zeit. Beim Regierungsantritte erklärte der junge Pfalzgraf indeß, die Gewissen der Unterthanen nicht beschweren zu wollen, zugleich hob er aber auch das bisherige Verbot des katholischen Cultus in seinen Ländern auf. Noch größeres Schrecken folgte dem Bekenntnisse des Kurfürsten von Brandenburg zur reformirten Lehre, Furcht und Haß führten trotz aller Mäßigung Johann Siegmund's zu unruhigen Auftritten unter seinen Unterthanen. Auch er hatte verkünden lassen, daß Niemand zur reformirten Lehre gezwungen werden soll. Dennoch ertönten alle Kanzeln von Schmähungen des Calvinismus, die Landstände der Marken ersuchten den Kurfürsten, der Religion

seines Vaters treu zu bleiben, und verlangten, daß nur Lutherische kirchliche Aemter und Würden erhalten, und Johann Siegmund sich des Patronatrechts seiner Pfarrstellen ganz begeben möge. Sie wurden abschläglich beschieden: „da der Kurfürst die nicht zurücksetzen und verfolgen lassen könne, die mit ihm gleichen Glaubens seyen.“ Der Berliner Pöbel, durch wüthende Prediger, besonders durch den Diakonus Stuler von der Petrikirche aufgeregt, erhob einen Aufruhr, bei welchem die Häuser der beiden reformirten Hofprediger Füssel und Fink erstürmt und geplündert wurden, und der Statthalter der Mark, Markgraf Johann Georg von Jägerndorf, der vom Schlosse zur Stillung des Aufruhrs herbeieilte, in der Brüderstraße durch einen Steinwurf verwundet ward. Doch gelang es bald, Alles wieder beizulegen. Dieselbe Widerspenstigkeit zeigten die Lutheraner im Herzogthum Preußen, in welchem Johann Siegmund die Vormundschaft für den unfähigen und geistesschwachen Albrecht Friedrich führte.

Herzog Albrecht, aus der Fränkischen Linie des Hohenzollernschen Geschlechts, der Westpreußen in ein weltliches Herzogthum verwandelt und das Lutherische Kirchenthum eingeführt hatte (Th. VII. S. 212), war nämlich nach einer langen und unglücklichen Regierung im Jahre 1568 gestorben. Da er nur einen funfzehnjährigen Sohn, Friedrich Albert, hinterließ, und der Fränkische Zweig des Kurhauses außer ihm nur noch auf dem Markgrafen Georg Friedrich, Herzog von Jägerndorf, beruhte, hatte schon Joachim II. von Brandenburg die Mitbelehnung für die Brandenburgische Linie bei den Königen Sigismund und Sigismund August von Polen nachgesucht und von dem Letzteren erhalten. Für den jungen Herzog führten zunächst die von seinem Vater bestallten Regierungsräthe die Vormundschaft; als sich indeß bei diesem ein zerrütteter geistiger Zustand immer deutlicher zeigte, erhielt Markgraf Georg Friedrich die Regentschaft vom König Stephan (1577) und nach jenes Tode (1603) Kurfürst Joachim Friedrich, der dieselbe 1608 auf seinen Sohn Johann Siegmund vererbte. Erst nach vielen Bemühungen, langen Unterhandlungen und unter drückenden Bedingungen — der Gestattung von Appellationen in allen irgend bedeutenderen Sachen, der Erlaubniß des katholischen Gottesdienstes und jährlicher hoher Zahlungen — hatte der Kurfürst im Jahre 1611 die Belehnung von dem eifrig für die Römische Kirche besorgten König Sigismund III. erhalten können. Jetzt wandten sich die Preußischen Stände an diesen als den obersten Lehnsherrn, und erwirkten von ihm einen Befehl, welcher

alle der calvinischen Religion Verdächtige von jeglicher Amtsführung ausschloß und die bereits Angestellten ihrer Würden entsetzte. Hierdurch ermuthigt, faßten die Stände des Herzogthums im Jahre 1617 eine Reihe von Beschlüssen, welche dem Kurfürsten nur noch den Schatten einer fürstlichen Gewalt übrig ließen und von dem Herrscher Polens, dem diese Schwächung seines Lehnsträgers erwünscht und willkommen seyn mußte, sogleich bestätigt wurden. Zu derselben Zeit starb der unglückliche Friedrich Albert, ohne daß hierdurch eine Aenderung im Zustande des Herzogthums eingetreten wäre.

Johann Siegmunds Glaubensbekenntniß, welches unter dem Namen confessio fidei Joh. Sigismundi durch den Druck bekannt gemacht wurde, ist in wissenschaftlicher wie in religiöser Beziehung gleich ausgezeichnet; die streitigen Lehren vom Abendmahl und der Prädestination sind tief und eindringend erfaßt. Noch größer aber ist das Verdienst des Kurfürsten, welches er mit dem Pfalzgrafen Wolfgang Wilhelm theilt, der sich indeß späterhin dennoch zu gewaltsamen Schritten hinreißen ließ, daß er darauf verzichtete, seinen Glauben auch zu dem seines Landes und seiner Unterthanen zu machen. Katholische, calvinistische und lutherische Fürsten hatten sich bisher niemals, von der ersten Reformation in Sachsen an, gescheut, selbst durch Gewaltmittel ihre Ueberzeugung den Andersdenkenden aufzubringen, und das reformirte, so wie das Lutherische Kirchenthum waren dadurch für den Augenblick zu nicht minder drückenden Geistesfesseln geworden als die Römische Hierarchie *).

---

2. Die Böhmischen Unruhen.

(1618.)

Der Kaiser Matthias war kinderlos, wie seine beiden Brüder Maximilian und Albrecht; wollte man nicht bei dem Ableben des ersteren die Nachfolge in Ungern und Böhmen durch die Wahlberechtigung der Stände ganz dem Zufall anheimstellen, so mußte man sich jetzt ihrer Stimmen für einen Oesterreichischen Fürsten zu bemächtigen suchen. Maximilian und Albrecht, Beide bejahrt und frei von Herrschsucht, traten ihre Rechte ihrem Vetter Ferdinand von Steiermark, Kärnthen und Krain ab, der

*) Menzel, neuere Geschichte der Deutschen, Bd. VI. p. 85.

in seinen Ländern den Protestantismus ausgerottet hatte; auch Matthias gab seine Zustimmung. Die katholische Partei versprach sich das Beste von Ferdinands Einsicht, Entschlossenheit und Religiosität, er selber brannte vor Eifer, das dem Reiche zu werden, was er bisher seinen Herzogthümern gewesen war. Da die Verhältnisse in Böhmen am bedenklichsten schienen, so machte man mit diesem Lande den Anfang, die Thronfolge Ferdinand's durchzusetzen. Der Vorschlag ward ohne erhebliche Schwierigkeiten am 9. Juni 1617 von den Ständen angenommen, Ferdinand zum künftigen König von Böhmen ausgerufen, und drei Wochen darauf mit großer Pracht gekrönt, nachdem er den Majestätsbrief Kaiser Rudolfs beschworen und sich verpflichtet hatte, die Freiheiten der böhmischen Nation in ihrem ganzen Umfange zu bestätigen. So lange Matthias lebte, sollte er sich indeß nicht mit der Regierung des Landes befassen.

Die Leichtigkeit, mit welcher diese wichtige Angelegenheit durchgesetzt worden war, erfüllte die katholische Partei in Böhmen und Schlesien mit glänzenden Hoffnungen für die Zukunft und reizte sie zu erhöhter Thätigkeit an. Schon seit einigen Jahren beklagten sich die Lutheraner in dem letzten Lande über zunehmende Beeinträchtigungen und Gewaltsamkeiten von Seiten der Katholischen, trotz ihres Majestätsbriefes; aber sie fanden den Kaiser Matthias, der die Protestanten früherhin nur aus politischen Rücksichten begünstigt hatte, wenig geneigt, diesen Uebelständen abzuhelfen; in Böhmen erhoben sich Streitigkeiten, ob den Unterthanen geistlicher Stände die freie Religionsübung zustehe. Die protestantischen Bewohner von Braunau, einem Städtchen, welches der Abtei gleiches Namens zugehörte, und die von Kloster Grab bei Teplitz, einer Besitzung des Erzbisthums Prag, hatten schon vor längerer Zeit den Bau zweier Kirchen angefangen, worin sie durch den damaligen Abt Salender von Prossowitz und den Erzbischof Johann Lohelius gehindert wurden. Die Katholiken erklärten, der Majestätsbrief Kaiser Rudolfs sichere nur dem Herren- und Ritterstande, so wie den königlichen Städten und Territorien die freie Religion zu, wie dies auch der wörtliche Inhalt besagte; dagegen machten die Evangelischen bemerklich, daß die Geistlichen in Böhmen keinen besonderen Stand bildeten und die Güter der Kirche stets mit zu den königlichen Besitzungen gerechnet würden. Dessen ungeachtet sprach sich Matthias für die Katholiken aus, und als er im December des Jahres 1617 Prag verließ, um auch in Ungern die Wahl König Ferdinands zu bewirken,

wurde die unterdeß trotz mehrfacher Verbote von Seiten des Kaisers vollendete Kirche zu Kloster Grab auf den Befehl des Erzbischofs geschlossen und zerstört; und da sich die Braunauer weigerten, die Schlüssel ihres ebenfalls fertig gewordenen Gotteshauses dem Abte auszuliefern, erschien eine kaiserliche Commission, welche die Uebergabe durchsetzte und mehrere widerspenstige Bürger ins Gefängniß werfen ließ.

Kaiser Rudolf hatte den evangelischen Ständen von Böhmen das Recht ertheilt, zur Verwaltung ihrer gemeinsamen Angelegenheiten und zur Wahrnehmung ihrer Interessen Defensoren aus ihrer Mitte zu wählen und an ihre Spitze zu stellen. Als diese Kunde von den Vorfällen zu Kloster Grab und Braunau erhielten, beriefen sie aus jedem Kreise sechs Abgeordnete ihrer Partei nach Prag zur Versammlung, auf den 6. März 1618. Hier wurde sogleich eine Vorstellung gegen das Verfahren in jenen Orten abgefaßt, dem Kaiser übersandt und eine neue Zusammenkunft auf den 21. Mai verabredet, auf der man die indessen wahrscheinlich eingelaufene Antwort in Ueberlegung nehmen wollte. Die Regierung von Böhmen hatte Matthias in seiner Abwesenheit zehn Statthaltern anvertraut, von denen sieben sich zur katholischen, drei zur evangelischen Religion bekannten. An diese erließ der Kaiser unter dem 21. März ein Rescript, worin er sich mißfällig über die Versammlung so wie über den Inhalt der ständischen Vorstellung äußerte, und neue Zusammenkünfte bis auf weitere Verordnung untersagte. Diese Antwort erregte außerordentliche Bestürzung unter den Defensoren, die Aufregung wurde durch vorlaute und prahlerische Reden eifriger Katholiken gesteigert und erreichte den höchsten Grad, als den Deputirten der zur bestimmten Zeit wieder zusammengetretenen Stände ein zweites Schreiben des Kaisers mitgetheilt wurde. Es enthielt keine Antwort auf ihre Beschwerden, vielmehr den Befehl an die Statthalter, die Auflösung der Versammlung zu bewerkstelligen. Bald verbreitete sich das Gerücht, dem indeß nichts als eine Vermuthung zu Grunde lag, daß dieser Bescheid in Prag von den Statthaltern verfaßt sey, und man beschloß sie hierüber gemeinsam zur Rede zu stellen.

Von den Statthaltern waren besonders der oberste Landrichter Wilhelm von Slawata und Jaroslav Graf von Martinitz den evangelischen Ständen schon lange verhaßt. Beide Männer hatten sich sowohl der Ausfertigung des Majestätsbriefes, als nach derselben der Bewilligung einer Amnestie für alle bei den vorhergegangenen Unruhen

Betheiligten hartnäckig widersetzt; ihre protestantischen Unterthanen sollten sie mit Hunden in die Messe hetzen lassen. Unglücklicher Weise befanden sich diese beiden mit dem Oberst Burggrafen Adam von Sternberg und Dippold von Lobkowitz, zwei andern katholischen Mitgliedern des Collegiums der Statthalter, auf dem Schlosse, als die utraquistischen Stände am 23. Mai gegen Mittag, fast alle bewaffnet und mit einem zahlreichen Gefolge von Knechten umringt, daselbst erschienen. An ihrer Spitze war Heinrich Matthias Graf von Thurn, durch Tapferkeit, Freimüthigkeit und Herablassung im Besitz des Vertrauens seiner Glaubensgenossen, welches ihm auch eine Stelle unter den Defensoren verschafft hatte. Außer durch die allgemeine Gefahr seines Bekenntnisses, war er persönlich vom Kaiser gereizt durch die Entziehung des Burggrafthums Karlstein, welches er bis vor einiger Zeit verwaltet hatte. Paul von Rziczan führte nach der Verabredung für die Evangelischen das Wort und stellte die Frage: ob das beschwerliche Schreiben des Kaisers auf der Statthalter Anrathen oder mit ihrer Billigung verfaßt sey? Sollte in Folge desselben jemand Unrecht oder Gewalt erleiden, so würden sie alle für einen Mann stehen. Der Oberst Burggraf antwortete: solches Begehren sey unerhört und könne nicht erfüllt werden, da ihr Eid sie, die Statthalter und Räthe verpflichte, nichts von Allem, was im Rathe verhandelt und beschlossen werde, zu offenbaren; sie möchten sich deshalb an den Kaiser selbst wenden. Als darauf ein verworrenes Geschrei erfolgte und viele Stimmen riefen, sie sollten ja oder nein sagen, verlangte der Burggraf Aufschub, weil man sich über eine so wichtige Sache nothwendig mit den abwesenden Statthaltern besprechen müsse. Der Streit wurde heftiger, Schmähungen und Vorwürfe wurden über Martinitz und Slawata ergossen, bis Thurn, Colonna von Fels und Wilhelm von Lobkowitz erklärten: zur Sicherung ihres Glaubens, ihres Leibes und Lebens bleibe nichts übrig, als sich dieser Feinde für immer zu entledigen. Sie führten darauf den Burggrafen und Dippold von Lobkowitz in ein anderes Zimmer, während Wenzel von Raupora zu Martinitz und Slawata gewendet ausrief: „werft sie nach altböhmischem Brauch zum Fenster hinunter." Zurückkehrend umschlang Wilhelm von Lobkowitz den Grafen Martinitz von hinten und drängte ihn mit Rziczan, Ulrich Kinsky, Kaplicz und Smirziczißki gegen das offene Fenster. Vergebens flehte der Unglückliche um Frist zur Todesbereitung; er wurde hinabgestürzt. Einen Augenblick herrschte tiefe Stille, Thäter und Zuschauer

waren gleich erschrocken, bis Thurn, auf Slawata zeigend, rief: „Edle Herren, hier habt ihr den Andern." Da packten sie auch diesen und warfen ihn hinunter. In der Todesangst klammerte er sich an das Eisen der Fensterbrüstung, aber er ward so lange in die Hand gehauen, bis er losließ. Darnach erfuhr der Geheimschreiber Philipp Fabricius Platter dasselbe Schicksal. Ungeachtet die Höhe vom trockenen Schloßgraben bis zum Fenster an sechzig Fuß betragen mochte, blieben doch alle Drei am Leben; auch die Schüsse, welche ihnen von oben her nachgeschickt wurden, gingen fehl. Fabricius und Martinitz entkamen glücklich aus der Stadt und aus dem Lande. Slawata, der am Kopf schwer verwundet war, wurde in das Haus des Kanzlers von Lobkowitz gebracht, und erhielt, nachdem er hier geheilt war, die Erlaubniß Böhmen zu verlassen.

Nach dieser raschen That ritt der Graf Thurn durch die Straßen und ermahnte das Volk zur Ruhe. In größter Eile erließen die Stände eine Apologie ihres Verfahrens, zogen die kaiserlichen Einkünfte und Güter an sich und nahmen die Beamten auf ihren Namen in Eid und Pflicht. Darauf mußten die Jesuiten das Land verlassen, zur Verwaltung der Geschäfte wurde ein Ausschuß von dreißig Directoren niedergesetzt, und der Graf Thurn ward unter dem Titel eines obersten Generallieutenants zum Anführer der anzuwerbenden Kriegsmacht bestellt. Mit wenigen Ausnahmen traten auch die katholischen Stände diesen Maßregeln bei. Betrübniß und Schrecken erfüllten die Seele des Kaisers, als die Nachricht von diesen Vorfällen nach Wien kam. Mußte er nicht von den dem Böhmischen Reiche einverleibten Ländern, Schlesien, Mähren und der Lausitz, fürchten, daß sie dem gegebenen Beispiele folgen würden? Hatten nicht auch in Ungern und Oesterreich die Protestanten das Uebergewicht? Er selber war abgelebt und kränklich, ohne bereite Heeresmacht, ohne zureichende Geldmittel. Daher neigte er sich zur Nachgiebigkeit; aber Ferdinand, unterstützt vom Erzherzog Maximilian, war der entgegengesetzten Ansicht. Von Gott gesandt sey diese Gelegenheit, meinte er, eine Schickung zum Verderben der Ketzer, zur Unterdrückung alles Widerstrebens und aller Rebellion, welche, seit die neue Lehre verbreitet worden, in allen Ländern des Oesterreichischen Hauses überhand genommen habe. Mit aller Kraft müsse man sich bewaffnen, mit dem größten Nachdruck auftreten. Und da die Häupter der Böhmen für die Mandate und Unterhandlungsversuche des Kaisers taub blieben, weil sie ihm nicht trauten,

drang Ferdinands Meinung um so leichter durch. Der Spanische Hof wurde um Hülfe angegangen, in Oesterreich und den Niederlanden Werbeplätze eröffnet. Dabei blieben aber Ferdinand und Maximilian nicht stehen. Nachdem der Erstere in Ungern (1. Juli 1618) zum König gewählt und gekrönt war, entrissen sie dem Kaiser gewaltsam seinen einzigen Vertrauten, den Cardinal Klesel, weil sich dieser allen kriegerischen Maßregeln widersetzte und ließen ihn gefangen nach Tyrol führen. Es war ein harter Schlag und ein großer Schimpf für den kranken Kaiser, über den nun die Vergeltung für das, was er an Rudolf gethan, kam. Die Rüstungen gegen die Rebellen in Böhmen wurden darauf mit Eifer fortgesetzt; und schon im August desselben Jahres rückte der Graf von Dampierre, ein Lothringer von Geburt, mit einem kaiserlichen Heerhaufen zum Entsatz von Budweis vor, welches Thurn belagerte, weil es dem Kaiser treu geblieben war. Thurn eilte ihm entgegen, und schlug ihn bei Czaslau und Lomnicz. Darauf erhielten die Protestanten noch Verstärkung, die Schlesier so wie die Lausitzer schlossen eine Conföderation mit den Böhmen zur Herstellung und Aufrechthaltung freier Religionsübung an allen Orten und sandten den Markgrafen Johann George von Jägerndorf *) mit dreitausend Mann den Böhmen zu Hülfe, viertausend Mann führte ihnen Graf Ernst von Mansfeld zu, die er für den Herzog von Savoien gegen die Spanier in Mailand geworben hatte, während die evangelischen Stände von Ober- und Unterösterreich dem Kaiser jede Hülfe versagten und der Graf Karl Longueval Boucquoi, der aus den Niederlanden zur Führung des kaiserlichen Heeres berufen war, sich ebenfalls mit Verlust aus Böhmen zurückziehen mußte. Der Winter verging mit fruchtlosen Verhandlungen, und im folgenden Frühjahr starb Kaiser Matthias (20. Mai 1619) am Schlagflusse im zwei und sechzigsten Jahre, nachdem er sich dem Parteienkampfe seiner Zeit gegenüber durchaus ohnmächtig gezeigt hatte.

---

*) Das Schlesische Herzogthum Jägerndorf war früher von der Fränkischen Linie des Brandenburgischen Hauses erkauft worden, und dann an diesen Fürsten, einen Bruder des Kurfürsten Johann Siegmund, übergegangen.

3. Ausbruch des dreißigjährigen Krieges.

König Ferdinand, auf dem die Erhaltung der Oesterreichischen Macht und des Katholicismus in Deutschland beruhte, befand sich nach dem Tode des Kaisers in der schwierigsten Lage. Zu den früheren Uebelständen gesellten sich die Beschwerden der Oesterreichischen Stände, welche dem neuen Herrscher die Huldigung verweigerten, bis der Bedrückung ihrer Religion abgeholfen und das gegen Böhmen angeworbene Kriegsvolk, welches das Land zu Grunde richte, entlassen sey. Während hierüber zu Wien vergebliche Unterhandlungen gepflogen wurden, eröffnete Thurn im April den diesjährigen Feldzug, indem er mit sechszehntausend Mann nach Mähren vordrang, während Ernst von Mansfeld mit einem anderen Heerhaufen die kaiserlichen Feldherren Boucquoi und Dampierre beschäftigen sollte. Thurn's Ankunft zu Brünn, wo die Mährischen Stände versammelt waren, entschied deren Union mit Böhmen, die Ernennung eines selbständigen Directoriums und die Vertreibung der Jesuiten. Fast unaufgehalten zog der Graf weiter nach Oesterreich, um ähnliche Beschlüsse auch bei den protestantischen Ständen dieser Provinzen durchzusetzen, und so den König aller Mittel und aller Macht zu berauben. Am 5. Juni schlug er sein Lager vor den Thoren Wiens auf. Der katholische Theil der Einwohner war im höchsten Schrecken, in der Hofburg befand sich Ferdinand ohne Geld und ohne Soldaten. Dennoch beschloß er, wie einst sein Ahnherr Friedrich III. an derselben Stelle, mit rühmlicher Standhaftigkeit keinen Fuß breit zu weichen; seine Flucht, das verkannte er nicht, hätte den Fall Wiens, vielleicht den Verlust des ganzen Erblandes nach sich gezogen. Das Verfahren Thurn's erleichterte ihm die Durchführung dieses Vorhabens. Statt in diesem großen Augenblicke, wo das Schicksal des Hauses Oesterreich, das Schicksal Deutschlands und Europas in seiner Hand lag, die Stadt durch einen raschen Angriff zu nehmen, begnügte sich der Graf unbegreiflicher Weise, durch Unterhandlungen den Anschluß der Oesterreichischen Stände an Böhmen einzuleiten, wozu sich die Protestanten bereit zeigten. Am 11. Juni schickten sie eine Deputation von sechszehn Edelleuten auf die Burg zum Könige, die in der entschlossensten Sprache seine Einwilligung in ihre Bewaffnung und in ihren Beitritt zu dem Böhmischen Bunde verlangten. Einer dieser Verwegenen, ein Herr von Obergassing, soll ihn sogar bei den Knöpfen seines Wamses gefaßt, und

mit drohender Stimme gefragt haben: ob er bald unterschreiben werde. Da schmetterten plötzlich Trompeten; der Oberst St. Hilaire sprengte mit fünfhundert Cürassieren in den Burghof. Von Dampierre abgesendet, war er zur glücklichsten Stunde eingetroffen und durch das unbesetzte Wasserthor in die Stadt gekommen. Die Ankunft dieser Truppen ermuthigte die Studenten und die katholischen Bürger von Wien, sich für Ferdinand zu bewaffnen, während die Stände eilfertig aus den Thoren flüchteten. Jetzt erst, da es zu spät war, begann Thurn die Belagerung, welche er indeß bald wieder aufheben mußte, da Boucquoi und Dampierre am 10. Juni den Grafen von Mansfeld in der Gegend von Budweis überfallen und geschlagen hatten und nun ihrer Seits gegen Prag vordrangen. Es gelang ihm dann, die kaiserlichen Feldherren wieder bis auf die Grenzen Böhmens zurückzutreiben.

Indeß begab sich Ferdinand, der nächsten Gefahr glücklich entgangen, auf den Wahltag nach Frankfurt. Ungeachtet Pfalz, Sachsen und Brandenburg der neuen Lehre zugethan waren und die Böhmischen Directoren die Stimme ihres Landes zu führen behaupteten, wurde Ferdinand dennoch am 28. August von den übrigen sechs Kurfürsten einhellig gewählt, nachdem die Böhmischen Gesandten zurückgewiesen worden waren. Auch den protestantischen Fürsten schien ein katholisches Oberhaupt dem Römischen Reiche unerläßlich, um den Fortbestand seiner alten Verfassung, welche eng mit dem Kirchenthume und den drei geistlichen Kurfürstenthümern zusammenhing, zu sichern. Die Krönung geschah am 9. September 1619.

Die Böhmen waren zu weit gegangen, um jetzt nicht auch den äußersten Schritt zu thun. Noch vor dem Abschluß der Kaiserwahl erklärten die in Prag versammelten Stände von Böhmen, Schlesien und Mähren feierlich, daß Ferdinand, der Erbfeind des evangelischen Glaubens, der Sklave Spaniens und der Jesuiten, welcher die Böhmische Krone durch verwerfliche Kunstgriffe erschlichen habe, aller Ansprüche auf ihren Thron verlustig sey, weil er sich gegen sein Versprechen noch zu Matthias Zeiten in die Regierung gemischt und fremdes Kriegsvolk gegen seine Unterthanen abgesandt habe. Sie bezogen sich dabei auf das freie Wahlrecht der Böhmischen Nation, welches der Oesterreichische Hof verwarf. Von beiden Seiten konnte man sich auf die Geschichte berufen, da die Böhmische Thronfolge immer in einer gewissen Mitte zwischen Erb- und Wahlrecht gestanden hatte. Doch ohne weitere Rücksicht auf diesen Streit schritten die Böhmen am

19. August 1619 zur Wahl eines neuen Herrschers. Unter mehreren dazu in Vorschlag gebrachten Häuptern erhielt die meisten Stimmen Friedrich V., der zwanzigjährige Kurfürst von der Pfalz. Er galt für einen edlen und freigebigen Fürsten; sein Sinn strebte hoch; in viele weit aussehende Verbindungen hatte er sich eingelassen. Ueberdieß gränzte die Oberpfalz an Böhmen; und wie Friedrichs Haus schon lange die Stütze der Deutschen Protestanten gewesen war, leitete er auch jetzt die Union; seine Gemahlin war die Tochter König Jakobs von England, die Nichte des Königs von Dänemark; sein Oheim war Moritz von Oranien. So schienen alle Interessen der neuen Lehre in ihm vereinigt. Friedrich schwankte einige Zeit, ob er die dargebotene Krone annehmen sollte. Obwol er sich schon länger mit diesem Gedanken beschäftigt hatte, zauderte er doch — mehr eitel als wahrhaft groß gesinnt, und geschickter, Pläne zu fassen als sie auszuführen — den entscheidenden Schritt zu thun. Der Herzog von Baiern, alle Kurfürsten mahnten ab; auch Jakob von England ließ sich ausweichend vernehmen. Dagegen drang der Hauptfeind Spaniens Moritz von Oranien auf die Besteigung des erledigten Thrones. Bethlen Gabor, Fürst von Siebenbürgen, ein umsichtiger und thatkräftiger Mann, der Ferdinand II. dasselbe Schicksal bereiten wollte, wie Johann Zapolya Ferdinand I., versprach Bündniß und Hülfe. Insbesondere soll Friedrichs Hofprediger, Abraham Scultetus, ihm die Annahme der Krone als eine Pflicht gegen seine Glaubensgenossen eindringlich vorgestellt haben. So erschien denn der Kurfürst am 24. October auf der Böhmischen Gränze und ward am 29. November 1619 zu Prag gekrönt, worauf auch Mähren und Schlesien ihm huldigten.

Unermeßlich mußten die Folgen seyn, wenn es gelang, Oesterreich für immer von Böhmen auszuschließen; das Uebergewicht dieses Hauses im östlichen Europa wäre gebrochen, der Katholicismus für immer aus Deutschland verdrängt worden. Diese Lage der Dinge verkannte die Gegenpartei nicht.

Der neue Kaiser sprach auf seinem Rückwege von Frankfurt bei seinem Jugendfreunde, dem Herzoge Maximilian von Baiern, in München ein, und schloß mit ihm einen Vertrag, in welchem dieser umsichtige und kraftvolle Fürst, unter der Bedingung unumschränkter Leitung der Liga, alle seine Macht zur Rettung des Kaiserhauses und der katholischen Kirche aufzubieten versprach. Bald zeigte sich, was der Kaiser an diesem Bundesgenossen gewonnen. Zu Würzburg, wo

sich die Fürsten der Liga versammelt hatten, gelang es seiner überlegenen Weisheit und Geschicklichkeit, alle Schwierigkeiten, welche Selbstsucht und Unverstand, nach der seit Jahrhunderten üblich gewordenen Deutschen Weise, auch hier dem Gesammtvortheil in den Weg stellten, zu überwinden und kräftige Beschlüsse durchzusetzen. Es sollte ein Bundesheer von 21,000 Fußgängern und 4000 Reitern aufgestellt und so lange unterhalten werden, als Gefahr fur den katholischen Glauben vorhanden seyn würde. Zur Aufbringung des nöthigen Geldes sollte auch der Kirchengefäße nicht geschont werden und die noch nicht in der Einigung befindlichen katholischen Stände Deutschlands erforderlichen Falls mit Gewalt zum Beitritt gezwungen werden. Bald danach sagte auch Philipp III. von Spanien dem Kaiser seine Hülfe zu und versprach Kriegsvolk aus den Niederlanden.

Während der Katholicismus seine Kräfte auf diese Weise enger vereinigte und zum nachdrücklichsten Widerstande zusammennahm, suchte Friedrich, bald nach seiner Thronbesteigung, die Fürsten der Union auf einem Tage zu Nürnberg zu ähnlichen Schritten zu seiner Unterstützung zu bewegen. Aber vergebens; nur Durchzüge fremder Truppen wollte man verhindern, und die Liga um die Absicht ihrer Rüstungen befragen. Außer hergebrachter Engherzigkeit und Lauheit wirkte die Trennung der Protestanten in Calvinisten und Lutheraner höchst verderblich. Auch in Böhmen, wo sich bei weitem die Mehrzahl zum lutherischen Lehrbegriff bekannte, erregte es großen Unwillen, daß der neue König die Domkirche von ihren Bildern und Zierrathen reinigen ließ, um den Gottesdienst streng nach reformirtem Ritus halten zu lassen. Wie dieser Schritt dem Könige die Herzen vieler Unterthanen entfrembete, so entzog ihm dieselbe religiöse Parteiung auch die Unterstützung eines Fürsten, dessen Beitritt von den bedeutendsten Folgen für ihn gewesen seyn würde. Kurfürst Johann Georg von Sachsen, längst eifersüchtig, daß seinem Hause die Leitung der protestantischen Angelegenheiten durch die Kurfürsten der Pfalz entrissen sey, sah die Königskrone mißfällig auf dem Haupte seines Nebenbuhlers. Sein Hofprediger Hoe von Hohenegg, von ebenso großem Einflusse auf den Sächsischen Hof wie Scultetus am Pfälzischen, steigerte diese Stimmung durch religiösen Eifer. Ueber Friedrichs Thronbesteigung schrieb er an den Grafen von Schlick: „O wie Schad o wie großer Schad um soviel edle Länder, daß sie alle dem Calvinismo in den Rachen sollen gesteckt werden! Vom occidentalischen Antichrist sich losreißen und

den orientalischen dafür bekommen, ist in Wahrheit ein schlechter Vortheil!" Wirklich überwog bei dem Kurfürsten, wie damals bei vielen Lutheranern, der Haß wider die Reformirten den gegen die Katholiken; und Sachsen, die Wiege des Protestantismus, verband sich zu Mühlhausen im März 1620 wider Protestanten mit den Kurfürsten von Köln und Mainz zur Unterstützung des Kaisers. Wie einst sein Vorfahr Moritz, so handelte auch Johann Georg im entscheidensten Augenblicke gegen seine Glaubensgenossen.

Inzwischen hatten die Waffen nicht ganz geruht. Noch vor Friedrichs Thronbesteigung war Bethlen Gabor in Oberungern eingefallen, hatte Presburg eingenommen und war schnell bis Wien vorgedrungen. Gegen ihn mußte Boucquoi von den Böhmischen Gränzen herbeigerufen werden. Thurn folgte dem zurückkehrenden feindlichen Heere auf dem Fuße, und als Boucquoi versuchte, ihn in der Nähe der Hauptstadt aufzuhalten, wurde dieser bis in die Thore zurückgedrängt. Ungehindert bewerkstelligte Thurn seine Vereinigung mit dem Fürsten von Siebenbürgen und stand zu Anfang November, zum zweiten Mal in diesem Jahre (1619), vor Wien. Doch verhinderte der Eintritt strenger Kälte die Eröffnung einer nachdrücklichen Belagerung und bald nöthigte Hunger und Mangel die Verbündeten zum Rückzuge. Im folgenden Sommer schien das Kriegswetter sich zuerst in Baiern entladen zu wollen. Die unirten Fürsten hatten sich nämlich durch die drohenden Rüstungen der Liga endlich bewegen lassen, einige Truppen zu werben, welche unter dem Markgrafen Joachim Ernst von Brandenburg-Anspach nach Ulm vorrückten. Schon erwartete man ein Treffen, als durch Vermittelung des Französischen Hofes, der damals die Unterstützung, welche die obsiegenden Reformirten den Hugenotten gewähren dürften, mehr fürchten zu müssen glaubte als die Befestigung der Oesterreichischen Macht, am 3. Juli 1620 zu Ulm ein Vergleich zu Stande kam. Das Heer der unirten Fürsten war schwach, sie selbst uneins unter einander, geschreckt durch die Kunde vom Heranzug Spanischer Truppen aus den Niederlanden und wenig vertrauend auf die Böhmen. So ließen sie sich leicht zu Allem bringen, was Maximilian wünschte, und gaben in feigherziger Verblendung Böhmen und die Pfalz so wie ihre eigene Sache auf. Es sollte ein vollkommener Friede zwischen beiden Bündnissen der Union und Liga bestehen, kein Theil sollte dem andern den Durchzug seiner Truppen verweigern;

sich die Fürsten der Liga versammelt hatten, gelang es seiner überlegenen Weisheit und Geschicklichkeit, alle Schwierigkeiten, welche Selbstsucht und Unverstand, nach der seit Jahrhunderten üblich gewordenen Deutschen Weise, auch hier dem Gesammtvortheil in den Weg stellten, zu überwinden und kräftige Beschlüsse durchzusetzen. Es sollte ein Bundesheer von 21,000 Fußgängern und 4000 Reitern aufgestellt und so lange unterhalten werden, als Gefahr fur den katholischen Glauben vorhanden seyn würde. Zur Aufbringung des nöthigen Geldes sollte auch der Kirchengefäße nicht geschont werden und die noch nicht in der Einigung befindlichen katholischen Stände Deutschlands erforderlichen Falls mit Gewalt zum Beitritt gezwungen werden. Bald danach sagte auch Philipp III. von Spanien dem Kaiser seine Hülfe zu und versprach Kriegsvolk aus den Niederlanden.

Während der Katholicismus seine Kräfte auf diese Weise enger vereinigte und zum nachdrücklichsten Widerstande zusammennahm, suchte Friedrich, bald nach seiner Thronbesteigung, die Fürsten der Union auf einem Tage zu Nürnberg zu ähnlichen Schritten zu seiner Unterstützung zu bewegen. Aber vergebens; nur Durchzüge fremder Truppen wollte man verhindern, und die Liga um die Absicht ihrer Rüstungen befragen. Außer hergebrachter Engherzigkeit und Lauheit wirkte die Trennung der Protestanten in Calvinisten- und Lutheraner höchst verderblich. Auch in Böhmen, wo sich bei weitem die Mehrzahl zum lutherischen Lehrbegriff bekannte, erregte es großen Unwillen, daß der neue König die Domkirche von ihren Bildern und Zierrathen reinigen ließ, um den Gottesdienst streng nach reformirtem Ritus halten zu lassen. Wie dieser Schritt dem Könige die Herzen vieler Unterthanen entfrembete, so entzog ihm dieselbe religiöse Parteiung auch die Unterstützung eines Fürsten, dessen Beitritt von den bedeutendsten Folgen für ihn gewesen seyn würde. Kurfürst Johann Georg von Sachsen, längst eifersüchtig, daß seinem Hause die Leitung der protestantischen Angelegenheiten durch die Kurfürsten der Pfalz entrissen sey, sah die Königskrone mißfällig auf dem Haupte seines Nebenbuhlers. Sein Hofprediger Hoe von Hohenegg, von ebenso großem Einflusse auf den Sächsischen Hof wie Scultetus am Pfälzischen, steigerte diese Stimmung durch religiösen Eifer. Ueber Friedrichs Thronbesteigung schrieb er an den Grafen von Schlick: „O wie Schad o wie großer Schad um soviel edle Länder, daß sie alle dem Calvinismo in den Rachen sollen gesteckt werden! Vom occidentalischen Antichrist sich losreißen und

den orientalischen dafür bekommen, ist in Wahrheit ein schlechter Vortheil!" Wirklich überwog bei dem Kurfürsten, wie damals bei vielen Lutheranern, der Haß wider die Reformirten den gegen die Katholiken; und Sachsen, die Wiege des Protestantismus, verband sich zu Mühlhausen im März 1620 wider Protestanten mit den Kurfürsten von Köln und Mainz zur Unterstützung des Kaisers. Wie einst sein Vorfahr Moritz, so handelte auch Johann Georg im entscheidensten Augenblicke gegen seine Glaubensgenossen.

Inzwischen hatten die Waffen nicht ganz geruht. Noch vor Friedrichs Thronbesteigung war Bethlen Gabor in Oberungern eingefallen, hatte Presburg eingenommen und war schnell bis Wien vorgedrungen. Gegen ihn mußte Boucquoi von den Böhmischen Gränzen herbeigerufen werden. Thurn folgte dem zurückkehrenden feindlichen Heere auf dem Fuße, und als Boucquoi versuchte, ihn in der Nähe der Hauptstadt aufzuhalten, wurde dieser bis in die Thore zurückgedrängt. Ungehindert bewerkstelligte Thurn seine Vereinigung mit dem Fürsten von Siebenbürgen und stand zu Anfang November, zum zweiten Mal in diesem Jahre (1619), vor Wien. Doch verhinderte der Eintritt strenger Kälte die Eröffnung einer nachdrücklichen Belagerung und bald nöthigte Hunger und Mangel die Verbündeten zum Rückzuge. Im folgenden Sommer schien das Kriegswetter sich zuerst in Baiern entladen zu wollen. Die unirten Fürsten hatten sich nämlich durch die drohenden Rüstungen der Liga endlich bewegen lassen, einige Truppen zu werben, welche unter dem Markgrafen Joachim Ernst von Brandenburg-Anspach nach Ulm vorrückten. Schon erwartete man ein Treffen, als durch Vermittelung des Französischen Hofes, der damals die Unterstützung, welche die obsiegenden Reformirten den Hugenotten gewähren dürften, mehr fürchten zu müssen glaubte als die Befestigung der Oesterreichischen Macht, am 3. Juli 1620 zu Ulm ein Vergleich zu Stande kam. Das Heer der unirten Fürsten war schwach, sie selbst uneins unter einander, geschreckt durch die Kunde vom Heranzug Spanischer Truppen aus den Niederlanden und wenig vertrauend auf die Böhmen. So ließen sie sich leicht zu Allem bringen, was Maximilian wünschte, und gaben in feigherziger Verblendung Böhmen und die Pfalz so wie ihre eigene Sache auf. Es sollte ein vollkommener Friede zwischen beiden Bündnissen der Union und Liga bestehen, kein Theil sollte dem andern den Durchzug seiner Truppen verweigern;

sich die Fürsten der Liga versammelt hatten, gelang es seiner überlegenen Weisheit und Geschicklichkeit, alle Schwierigkeiten, welche Selbstsucht und Unverstand, nach der seit Jahrhunderten üblich gewordenen Deutschen Weise, auch hier dem Gesammtvortheil in den Weg stellten, zu überwinden und kräftige Beschlüsse durchzusetzen. Es sollte ein Bundesheer von 21,000 Fußgängern und 4000 Reitern aufgestellt und so lange unterhalten werden, als Gefahr fur den katholischen Glauben vorhanden seyn würde. Zur Aufbringung des nöthigen Geldes sollte auch der Kirchengefäße nicht geschont werden und die noch nicht in der Einigung befindlichen katholischen Stände Deutschlands erforderlichen Falls mit Gewalt zum Beitritt gezwungen werden. Bald danach sagte auch Philipp III. von Spanien dem Kaiser seine Hülfe zu und versprach Kriegsvolk aus den Niederlanden.

Während der Katholicismus seine Kräfte auf diese Weise enger vereinigte und zum nachdrücklichsten Widerstande zusammennahm, suchte Friedrich, bald nach seiner Thronbesteigung, die Fürsten der Union auf einem Tage zu Nürnberg zu ähnlichen Schritten zu seiner Unterstützung zu bewegen. Aber vergebens; nur Durchzüge fremder Truppen wollte man verhindern, und die Liga um die Absicht ihrer Rüstungen befragen. Außer hergebrachter Engherzigkeit und Lauheit wirkte die Trennung der Protestanten in Calvinisten und Lutheraner höchst verderblich. Auch in Böhmen, wo sich bei weitem die Mehrzahl zum lutherischen Lehrbegriff bekannte, erregte es großen Unwillen, daß der neue König die Domkirche von ihren Bildern und Zierrathen reinigen ließ, um den Gottesdienst streng nach reformirtem Ritus halten zu lassen. Wie dieser Schritt dem Könige die Herzen vieler Unterthanen entfremdete, so entzog ihm dieselbe religiöse Parteiung auch die Unterstützung eines Fürsten, dessen Beitritt von den bedeutendsten Folgen für ihn gewesen seyn würde. Kurfürst Johann Georg von Sachsen, längst eifersüchtig, daß seinem Hause die Leitung der protestantischen Angelegenheiten durch die Kurfürsten der Pfalz entrissen sey, sah die Königskrone mißfällig auf dem Haupte seines Nebenbuhlers. Sein Hofprediger Hoe von Hohenegg, von ebenso großem Einflusse auf den Sächsischen Hof wie Scultetus am Pfälzischen, steigerte diese Stimmung durch religiösen Eifer. Ueber Friedrichs Thronbesteigung schrieb er an den Grafen von Schlick: „O wie Schad o wie großer Schad um soviel edle Länder, daß sie alle dem Calvinismo in den Rachen sollen gesteckt werden! Vom occidentalischen Antichrist sich losreißen und

den orientalischen dafür bekommen, ist in Wahrheit ein schlechter Vortheil!" Wirklich überwog bei dem Kurfürsten, wie damals bei vielen Lutheranern, der Haß wider die Reformirten den gegen die Katholiken; und Sachsen, die Wiege des Protestantismus, verband sich zu Mühlhausen im März 1620 wider Protestanten mit den Kurfürsten von Köln und Mainz zur Unterstützung des Kaisers. Wie einst sein Vorfahr Moritz, so handelte auch Johann Georg im entscheidensten Augenblicke gegen seine Glaubensgenossen.

Inzwischen hatten die Waffen nicht ganz geruht. Noch vor Friedrichs Thronbesteigung war Bethlen Gabor in Oberungern eingefallen, hatte Presburg eingenommen und war schnell bis Wien vorgedrungen. Gegen ihn mußte Boucquoi von den Böhmischen Gränzen herbeigerufen werden. Thurn folgte dem zurückkehrenden feindlichen Heere auf dem Fuße, und als Boucquoi versuchte, ihn in der Nähe der Hauptstadt aufzuhalten, wurde dieser bis in die Thore zurückgedrängt. Ungehindert bewerkstelligte Thurn seine Vereinigung mit dem Fürsten von Siebenbürgen und stand zu Anfang November, zum zweiten Mal in diesem Jahre (1619), vor Wien. Doch verhinderte der Eintritt strenger Kälte die Eröffnung einer nachdrücklichen Belagerung und bald nöthigte Hunger und Mangel die Verbündeten zum Rückzuge. Im folgenden Sommer schien das Kriegswetter sich zuerst in Baiern entladen zu wollen. Die unirten Fürsten hatten sich nämlich durch die drohenden Rüstungen der Liga endlich bewegen lassen, einige Truppen zu werben, welche unter dem Markgrafen Joachim Ernst von Brandenburg-Anspach nach Ulm vorrückten. Schon erwartete man ein Treffen, als durch Vermittelung des Französischen Hofes, der damals die Unterstützung, welche die obsiegenden Reformirten den Hugenotten gewähren dürften, mehr fürchten zu müssen glaubte als die Befestigung der Oesterreichischen Macht, am 3. Juli 1620 zu Ulm ein Vergleich zu Stande kam. Das Heer der unirten Fürsten war schwach, sie selbst uneins unter einander, geschreckt durch die Kunde vom Heranzug Spanischer Truppen aus den Niederlanden und wenig vertrauend auf die Böhmen. So ließen sie sich leicht zu Allem bringen, was Maximilian wünschte, und gaben in feigherziger Verblendung Böhmen und die Pfalz so wie ihre eigene Sache auf. Es sollte ein vollkommener Friede zwischen beiden Bündnissen der Union und Liga bestehen, kein Theil sollte dem andern den Durchzug seiner Truppen verweigern;

sich die Fürsten der Liga versammelt hatten, gelang es seiner überlegenen Weisheit und Geschicklichkeit, alle Schwierigkeiten, welche Selbstsucht und Unverstand, nach der seit Jahrhunderten üblich gewordenen Deutschen Weise, auch hier dem Gesammtvortheil in den Weg stellten, zu überwinden und kräftige Beschlüsse durchzusetzen. Es sollte ein Bundesheer von 21,000 Fußgängern und 4000 Reitern aufgestellt und so lange unterhalten werden, als Gefahr fur den katholischen Glauben vorhanden seyn würde. Zur Aufbringung des nöthigen Geldes sollte auch der Kirchengefäße nicht geschont werden und die noch nicht in der Einigung befindlichen katholischen Stände Deutschlands erforderlichen Falls mit Gewalt zum Beitritt gezwungen werden. Bald danach sagte auch Philipp III. von Spanien dem Kaiser seine Hülfe zu und versprach Kriegsvolk aus den Niederlanden.

Während der Katholicismus seine Kräfte auf diese Weise enger vereinigte und zum nachdrücklichsten Widerstande zusammennahm, suchte Friedrich, bald nach seiner Thronbesteigung, die Fürsten der Union auf einem Tage zu Nürnberg zu ähnlichen Schritten zu seiner Unterstützung zu bewegen. Aber vergebens; nur Durchzüge fremder Truppen wollte man verhindern, und die Liga um die Absicht ihrer Rüstungen befragen. Außer hergebrachter Engherzigkeit und Lauheit wirkte die Trennung der Protestanten in Calvinisten und Lutheraner höchst verderblich. Auch in Böhmen, wo sich bei weitem die Mehrzahl zum lutherischen Lehrbegriff bekannte, erregte es großen Unwillen, daß der neue König die Domkirche von ihren Bildern und Zierrathen reinigen ließ, um den Gottesdienst streng nach reformirtem Ritus halten zu lassen. Wie dieser Schritt dem Könige die Herzen vieler Unterthanen entfremdete, so entzog ihm dieselbe religiöse Parteiung auch die Unterstützung eines Fürsten, dessen Beitritt von den bedeutendsten Folgen für ihn gewesen seyn würde. Kurfürst Johann Georg von Sachsen, längst eifersüchtig, daß seinem Hause die Leitung der protestantischen Angelegenheiten durch die Kurfürsten der Pfalz entrissen sey, sah die Königskrone mißfällig auf dem Haupte seines Nebenbuhlers. Sein Hofprediger Hoe von Hohenegg, von ebenso großem Einflusse auf den Sächsischen Hof wie Scultetus am Pfälzischen, steigerte diese Stimmung durch religiösen Eifer. Ueber Friedrichs Thronbesteigung schrieb er an den Grafen von Schlick: „O wie Schad o wie großer Schad um soviel edle Länder, daß sie alle dem Calvinismo in den Rachen sollen gesteckt werden! Vom occidentalischen Antichrist sich losreißen und

den orientalischen dafür bekommen, ist in Wahrheit ein schlechter Vortheil!" Wirklich überwog bei dem Kurfürsten, wie damals bei vielen Lutheranern, der Haß wider die Reformirten den gegen die Katholiken; und Sachsen, die Wiege des Protestantismus, verband sich zu Mühlhausen im März 1620 wider Protestanten mit den Kurfürsten von Köln und Mainz zur Unterstützung des Kaisers. Wie einst sein Vorfahr Moritz, so handelte auch Johann Georg im entscheidensten Augenblicke gegen seine Glaubensgenossen.

Inzwischen hatten die Waffen nicht ganz geruht. Noch vor Friedrichs Thronbesteigung war Bethlen Gabor in Oberungern eingefallen, hatte Presburg eingenommen und war schnell bis Wien vorgedrungen. Gegen ihn mußte Boucquoi von den Böhmischen Gränzen herbeigerufen werden. Thurn folgte dem zurückkehrenden feindlichen Heere auf dem Fuße, und als Boucquoi versuchte, ihn in der Nähe der Hauptstadt aufzuhalten, wurde dieser bis in die Thore zurückgedrängt. Ungehindert bewerkstelligte Thurn seine Vereinigung mit dem Fürsten von Siebenbürgen und stand zu Anfang November, zum zweiten Mal in diesem Jahre (1619), vor Wien. Doch verhinderte der Eintritt strenger Kälte die Eröffnung einer nachdrücklichen Belagerung und bald nöthigte Hunger und Mangel die Verbündeten zum Rückzuge. Im folgenden Sommer schien das Kriegswetter sich zuerst in Baiern entladen zu wollen. Die unirten Fürsten hatten sich nämlich durch die drohenden Rüstungen der Liga endlich bewegen lassen, einige Truppen zu werben, welche unter dem Markgrafen Joachim Ernst von Brandenburg-Anspach nach Ulm vorrückten. Schon erwartete man ein Treffen, als durch Vermittelung des Französischen Hofes, der damals die Unterstützung, welche die obsiegenden Reformirten den Hugenotten gewähren durften, mehr fürchten zu müssen glaubte als die Befestigung der Oesterreichischen Macht, am 3. Juli 1620 zu Ulm ein Vergleich zu Stande kam. Das Heer der unirten Fürsten war schwach, sie selbst uneins unter einander, geschreckt durch die Kunde vom Heranzug Spanischer Truppen aus den Niederlanden und wenig vertrauend auf die Böhmen. So ließen sie sich leicht zu Allem bringen, was Maximilian wünschte, und gaben in feigherziger Verblendung Böhmen und die Pfalz so wie ihre eigene Sache auf. Es sollte ein vollkommener Friede zwischen beiden Bündnissen der Union und Liga bestehen, kein Theil sollte dem andern den Durchzug seiner Truppen verweigern;

sich die Fürsten der Liga versammelt hatten, gelang es seiner überlegenen Weisheit und Geschicklichkeit, alle Schwierigkeiten, welche Selbstsucht und Unverstand, nach der seit Jahrhunderten üblich gewordenen Deutschen Weise, auch hier dem Gesammtvortheil in den Weg stellten, zu überwinden und kräftige Beschlüsse durchzusetzen. Es sollte ein Bundesheer von 21,000 Fußgängern und 4000 Reitern aufgestellt und so lange unterhalten werden, als Gefahr fur den katholischen Glauben vorhanden seyn würde. Zur Aufbringung des nöthigen Geldes sollte auch der Kirchengefäße nicht geschont werden und die noch nicht in der Einigung befindlichen katholischen Stände Deutschlands erforderlichen Falls mit Gewalt zum Beitritt gezwungen werden. Bald danach sagte auch Philipp III. von Spanien dem Kaiser seine Hülfe zu und versprach Kriegsvolk aus den Niederlanden.

Während der Katholicismus seine Kräfte auf diese Weise enger vereinigte und zum nachdrücklichsten Widerstande zusammennahm, suchte Friedrich, bald nach seiner Thronbesteigung, die Fürsten der Union auf einem Tage zu Nürnberg zu ähnlichen Schritten zu seiner Unterstützung zu bewegen. Aber vergebens; nur Durchzüge fremder Truppen wollte man verhindern, und die Liga um die Absicht ihrer Rüstungen befragen. Außer hergebrachter Engherzigkeit und Lauheit wirkte die Trennung der Protestanten in Calvinisten und Lutheraner höchst verderblich. Auch in Böhmen, wo sich bei weitem die Mehrzahl zum lutherischen Lehrbegriff bekannte, erregte es großen Unwillen, daß der neue König die Domkirche von ihren Bildern und Zierrathen reinigen ließ, um den Gottesdienst streng nach reformirtem Ritus halten zu lassen. Wie dieser Schritt dem Könige die Herzen vieler Unterthanen entfrembete, so entzog ihm dieselbe religiöse Parteiung auch die Unterstützung eines Fürsten, dessen Beitritt von den bedeutendsten Folgen für ihn gewesen seyn würde. Kurfürst Johann Georg von Sachsen, längst eifersüchtig, daß seinem Hause die Leitung der protestantischen Angelegenheiten durch die Kurfürsten der Pfalz entrissen sey, sah die Königskrone mißfällig auf dem Haupte seines Nebenbuhlers. Sein Hofprediger Hoe von Hohenegg, von ebenso großem Einflusse auf den Sächsischen Hof wie Scultetus am Pfälzischen, steigerte diese Stimmung durch religiösen Eifer. Ueber Friedrichs Thronbesteigung schrieb er an den Grafen von Schlick: „O wie Schad o wie großer Schad um soviel edle Länder, daß sie alle dem Calvinismo in den Rachen sollen gesteckt werden! Vom occidentalischen Antichrist sich losreißen und

den orientalischen dafür bekommen, ist in Wahrheit ein schlechter Vortheil!" Wirklich überwog bei dem Kurfürsten, wie damals bei vielen Lutheranern, der Haß wider die Reformirten den gegen die Katholiken; und Sachsen, die Wiege des Protestantismus, verband sich zu Mühlhausen im März 1620 wider Protestanten mit den Kurfürsten von Köln und Mainz zur Unterstützung des Kaisers. Wie einst sein Vorfahr Moritz, so handelte auch Johann Georg im entscheidensten Augenblicke gegen seine Glaubensgenossen.

Inzwischen hatten die Waffen nicht ganz geruht. Noch vor Friedrichs Thronbesteigung war Bethlen Gabor in Oberungern eingefallen, hatte Presburg eingenommen und war schnell bis Wien vorgedrungen. Gegen ihn mußte Boucquoi von den Böhmischen Gränzen herbeigerufen werden. Thurn folgte dem zurückkehrenden feindlichen Heere auf dem Fuße, und als Boucquoi versuchte, ihn in der Nähe der Hauptstadt aufzuhalten, wurde dieser bis in die Thore zurückgedrängt. Ungehindert bewerkstelligte Thurn seine Vereinigung mit dem Fürsten von Siebenbürgen und stand zu Anfang November, zum zweiten Mal in diesem Jahre (1619), vor Wien. Doch verhinderte der Eintritt strenger Kälte die Eröffnung einer nachdrücklichen Belagerung und bald nöthigte Hunger und Mangel die Verbündeten zum Rückzuge. Im folgenden Sommer schien das Kriegswetter sich zuerst in Baiern entladen zu wollen. Die unirten Fürsten hatten sich nämlich durch die drohenden Rüstungen der Liga endlich bewegen lassen, einige Truppen zu werben, welche unter dem Markgrafen Joachim Ernst von Brandenburg-Anspach nach Ulm vorrückten. Schon erwartete man ein Treffen, als durch Vermittelung des Französischen Hofes, der damals die Unterstützung, welche die obsiegenden Reformirten den Hugenotten gewähren dürften, mehr fürchten zu müssen glaubte als die Befestigung der Oesterreichischen Macht, am 3. Juli 1620 zu Ulm ein Vergleich zu Stande kam. Das Heer der unirten Fürsten war schwach, sie selbst uneins unter einander, geschreckt durch die Kunde vom Heranzug Spanischer Truppen aus den Niederlanden und wenig vertrauend auf die Böhmen. So ließen sie sich leicht zu Allem bringen, was Maximilian wünschte, und gaben in feigherziger Verblendung Böhmen und die Pfalz so wie ihre eigene Sache auf. Es sollte ein vollkommener Friede zwischen beiden Bündnissen der Union und Liga bestehen, kein Theil sollte dem andern den Durchzug seiner Truppen verweigern;

sich die Fürsten der Liga versammelt hatten, gelang es seiner überlegenen Weisheit und Geschicklichkeit, alle Schwierigkeiten, welche Selbstsucht und Unverstand, nach der seit Jahrhunderten üblich gewordenen Deutschen Weise, auch hier dem Gesammtvortheil in den Weg stellten, zu überwinden und kräftige Beschlüsse durchzusetzen. Es sollte ein Bundesheer von 21,000 Fußgängern und 4000 Reitern aufgestellt und so lange unterhalten werden, als Gefahr fur den katholischen Glauben vorhanden seyn würde. Zur Aufbringung des nöthigen Geldes sollte auch der Kirchengefäße nicht geschont werden und die noch nicht in der Einigung befindlichen katholischen Stände Deutschlands erforderlichen Falls mit Gewalt zum Beitritt gezwungen werden. Bald danach sagte auch Philipp III. von Spanien dem Kaiser seine Hülfe zu und versprach Kriegsvolk aus den Niederlanden.

Während der Katholicismus seine Kräfte auf diese Weise enger vereinigte und zum nachdrücklichsten Widerstande zusammennahm, suchte Friedrich, bald nach seiner Thronbesteigung, die Fürsten der Union auf einem Tage zu Nürnberg zu ähnlichen Schritten zu seiner Unterstützung zu bewegen. Aber vergebens; nur Durchzüge fremder Truppen wollte man verhindern, und die Liga um die Absicht ihrer Rüstungen befragen. Außer hergebrachter Engherzigkeit und Lauheit wirkte die Trennung der Protestanten in Calvinisten und Lutheraner höchst verderblich. Auch in Böhmen, wo sich bei weitem die Mehrzahl zum lutherischen Lehrbegriff bekannte, erregte es großen Unwillen, daß der neue König die Domkirche von ihren Bildern und Zierrathen reinigen ließ, um den Gottesdienst streng nach reformirtem Ritus halten zu lassen. Wie dieser Schritt dem Könige die Herzen vieler Unterthanen entfrembdete, so entzog ihm dieselbe religiöse Parteiung auch die Unterstützung eines Fürsten, dessen Beitritt von den bedeutendsten Folgen für ihn gewesen seyn würde. Kurfürst Johann Georg von Sachsen, längst eifersüchtig, daß seinem Hause die Leitung der protestantischen Angelegenheiten durch die Kurfürsten der Pfalz entrissen sey, sah die Königskrone mißfällig auf dem Haupte seines Nebenbuhlers. Sein Hofprediger Hoe von Hohenegg, von ebenso großem Einflusse auf den Sächsischen Hof wie Scultetus am Pfälzischen, steigerte diese Stimmung durch religiösen Eifer. Ueber Friedrichs Thronbesteigung schrieb er an den Grafen von Schlick: „O wie Schad o wie großer Schad um soviel edle Länder, daß sie alle dem Calvinismo in den Rachen sollen gesteckt werden! Vom occidentalischen Antichrist sich losreißen und

den orientalischen dafür bekommen, ist in Wahrheit ein schlechter Vortheil!" Wirklich überwog bei dem Kurfürsten, wie damals bei vielen Lutheranern, der Haß wider die Reformirten den gegen die Katholiken; und Sachsen, die Wiege des Protestantismus, verband sich zu Mühlhausen im März 1620 wider Protestanten mit den Kurfürsten von Köln und Mainz zur Unterstützung des Kaisers. Wie einst sein Vorfahr Moritz, so handelte auch Johann Georg im entscheidensten Augenblicke gegen seine Glaubensgenossen.

Inzwischen hatten die Waffen nicht ganz geruht. Noch vor Friedrichs Thronbesteigung war Bethlen Gabor in Oberungern eingefallen, hatte Presburg eingenommen und war schnell bis Wien vorgedrungen. Gegen ihn mußte Boucquoi von den Böhmischen Gränzen herbeigerufen werden. Thurn folgte dem zurückkehrenden feindlichen Heere auf dem Fuße, und als Boucquoi versuchte, ihn in der Nähe der Hauptstadt aufzuhalten, wurde dieser bis in die Thore zurückgedrängt. Ungehindert bewerkstelligte Thurn seine Vereinigung mit dem Fürsten von Siebenbürgen und stand zu Anfang November, zum zweiten Mal in diesem Jahre (1619), vor Wien. Doch verhinderte der Eintritt strenger Kälte die Eröffnung einer nachdrücklichen Belagerung und bald nöthigte Hunger und Mangel die Verbündeten zum Rückzuge. Im folgenden Sommer schien das Kriegswetter sich zuerst in Baiern entladen zu wollen. Die unirten Fürsten hatten sich nämlich durch die drohenden Rüstungen der Liga endlich bewegen lassen, einige Truppen zu werben, welche unter dem Markgrafen Joachim Ernst von Brandenburg-Anspach nach Ulm vorrückten. Schon erwartete man ein Treffen, als durch Vermittelung des Französischen Hofes, der damals die Unterstützung, welche die obsiegenden Reformirten den Hugenotten gewähren dürften, mehr fürchten zu müssen glaubte als die Befestigung der Oesterreichischen Macht, am 3. Juli 1620 zu Ulm ein Vergleich zu Stande kam. Das Heer der unirten Fürsten war schwach, sie selbst uneins unter einander, geschreckt durch die Kunde vom Heranzug Spanischer Truppen aus den Niederlanden und wenig vertrauend auf die Böhmen. So ließen sie sich leicht zu Allem bringen, was Maximilian wünschte, und gaben in feigherziger Verblendung Böhmen und die Pfalz so wie ihre eigene Sache auf. Es sollte ein vollkommener Friede zwischen beiden Bündnissen der Union und Liga bestehen, kein Theil sollte dem andern den Durchzug seiner Truppen verweigern;

sich die Fürsten der Liga versammelt hatten, gelang es seiner überlegenen Weisheit und Geschicklichkeit, alle Schwierigkeiten, welche Selbstsucht und Unverstand, nach der seit Jahrhunderten üblich gewordenen Deutschen Weise, auch hier dem Gesammtvortheil in den Weg stellten, zu überwinden und kräftige Beschlüsse durchzusetzen. Es sollte ein Bundesheer von 21,000 Fußgängern und 4000 Reitern aufgestellt und so lange unterhalten werden, als Gefahr fur den katholischen Glauben vorhanden seyn würde. Zur Aufbringung des nöthigen Geldes sollte auch der Kirchengefäße nicht geschont werden und die noch nicht in der Einigung befindlichen katholischen Stände Deutschlands erforderlichen Falls mit Gewalt zum Beitritt gezwungen werden. Bald danach sagte auch Philipp III. von Spanien dem Kaiser seine Hülfe zu und versprach Kriegsvolk aus den Niederlanden.

Während der Katholicismus seine Kräfte auf diese Weise enger vereinigte und zum nachdrücklichsten Widerstande zusammennahm, suchte Friedrich, bald nach seiner Thronbesteigung, die Fürsten der Union auf einem Tage zu Nürnberg zu ähnlichen Schritten zu seiner Unterstützung zu bewegen. Aber vergebens; nur Durchzüge fremder Truppen wollte man verhindern, und die Liga um die Absicht ihrer Rüstungen befragen. Außer hergebrachter Engherzigkeit und Lauheit wirkte die Trennung der Protestanten in Calvinisten und Lutheraner höchst verderblich. Auch in Böhmen, wo sich bei weitem die Mehrzahl zum lutherischen Lehrbegriff bekannte, erregte es großen Unwillen, daß der neue König die Domkirche von ihren Bildern und Zierrathen reinigen ließ, um den Gottesdienst streng nach reformirtem Ritus halten zu lassen. Wie dieser Schritt dem Könige die Herzen vieler Unterthanen entfremdete, so entzog ihm dieselbe religiöse Parteiung auch die Unterstützung eines Fürsten, dessen Beitritt von den bedeutendsten Folgen für ihn gewesen seyn würde. Kurfürst Johann Georg von Sachsen, längst eifersüchtig, daß seinem Hause die Leitung der protestantischen Angelegenheiten durch die Kurfürsten der Pfalz entrissen sey, sah die Königskrone mißfällig auf dem Haupte seines Nebenbuhlers. Sein Hofprediger Hoe von Hohenegg, von ebenso großem Einflusse auf den Sächsischen Hof wie Scultetus am Pfälzischen, steigerte diese Stimmung durch religiösen Eifer. Ueber Friedrichs Thronbesteigung schrieb er an den Grafen von Schlick: „O wie Schad o wie großer Schad um soviel edle Länder, daß sie alle dem Calvinismo in den Rachen sollen gesteckt werden! Vom occidentalischen Antichrist sich losreißen und

den orientalischen dafür bekommen, ist in Wahrheit ein schlechter Vortheil!" Wirklich überwog bei dem Kurfürsten, wie damals bei vielen Lutheranern, der Haß wider die Reformirten den gegen die Katholiken; und Sachsen, die Wiege des Protestantismus, verband sich zu Mühlhausen im März 1620 wider Protestanten mit den Kurfürsten von Köln und Mainz zur Unterstützung des Kaisers. Wie einst sein Vorfahr Moritz, so handelte auch Johann Georg im entscheidensten Augenblicke gegen seine Glaubensgenossen.

Inzwischen hatten die Waffen nicht ganz geruht. Noch vor Friedrichs Thronbesteigung war Bethlen Gabor in Oberungern eingefallen, hatte Presburg eingenommen und war schnell bis Wien vorgedrungen. Gegen ihn mußte Boucquoi von den Böhmischen Gränzen herbeigerufen werden. Thurn folgte dem zurückkehrenden feindlichen Heere auf dem Fuße, und als Boucquoi versuchte, ihn in der Nähe der Hauptstadt aufzuhalten, wurde dieser bis in die Thore zurückgedrängt. Ungehindert bewerkstelligte Thurn seine Vereinigung mit dem Fürsten von Siebenbürgen und stand zu Anfang November, zum zweiten Mal in diesem Jahre (1619), vor Wien. Doch verhinderte der Eintritt strenger Kälte die Eröffnung einer nachdrücklichen Belagerung und bald nöthigte Hunger und Mangel die Verbündeten zum Rückzuge. Im folgenden Sommer schien das Kriegswetter sich zuerst in Baiern entladen zu wollen. Die unirten Fürsten hatten sich nämlich durch die drohenden Rüstungen der Liga endlich bewegen lassen, einige Truppen zu werben, welche unter dem Markgrafen Joachim Ernst von Brandenburg-Anspach nach Ulm vorrückten. Schon erwartete man ein Treffen, als durch Vermittelung des Französischen Hofes, der damals die Unterstützung, welche die obsiegenden Reformirten den Hugenotten gewähren dürften, mehr fürchten zu müssen glaubte als die Befestigung der Oesterreichischen Macht, am 3. Juli 1620 zu Ulm ein Vergleich zu Stande kam. Das Heer der unirten Fürsten war schwach, sie selbst uneins unter einander, geschreckt durch die Kunde vom Heranzug Spanischer Truppen aus den Niederlanden und wenig vertrauend auf die Böhmen. So ließen sie sich leicht zu Allem bringen, was Maximilian wünschte, und gaben in feigherziger Verblendung Böhmen und die Pfalz so wie ihre eigene Sache auf. Es sollte ein vollkommener Friede zwischen beiden Bündnissen der Union und Liga bestehen, kein Theil sollte dem andern den Durchzug seiner Truppen verweigern;

sich die Fürsten der Liga versammelt hatten, gelang es seiner überlegenen Weisheit und Geschicklichkeit, alle Schwierigkeiten, welche Selbstsucht und Unverstand, nach der seit Jahrhunderten üblich gewordenen Deutschen Weise, auch hier dem Gesammtvortheil in den Weg stellten, zu überwinden und kräftige Beschlüsse durchzusetzen. Es sollte ein Bundesheer von 21,000 Fußgängern und 4000 Reitern aufgestellt und so lange unterhalten werden, als Gefahr fur den katholischen Glauben vorhanden seyn würde. Zur Aufbringung des nöthigen Geldes sollte auch der Kirchengefäße nicht geschont werden und die noch nicht in der Einigung befindlichen katholischen Stände Deutschlands erforderlichen Falls mit Gewalt zum Beitritt gezwungen werden. Bald danach sagte auch Philipp III. von Spanien dem Kaiser seine Hülfe zu und versprach Kriegsvolk aus den Niederlanden.

Während der Katholicismus seine Kräfte auf diese Weise enger vereinigte und zum nachdrücklichsten Widerstande zusammennahm, suchte Friedrich, bald nach seiner Thronbesteigung, die Fürsten der Union auf einem Tage zu Nürnberg zu ähnlichen Schritten zu seiner Unterstützung zu bewegen. Aber vergebens; nur Durchzüge fremder Truppen wollte man verhindern, und die Liga um die Absicht ihrer Rüstungen befragen. Außer hergebrachter Engherzigkeit und Lauheit wirkte die Trennung der Protestanten in Calvinisten- und Lutheraner höchst verderblich. Auch in Böhmen, wo sich bei weitem die Mehrzahl zum lutherischen Lehrbegriff bekannte, erregte es großen Unwillen, daß der neue König die Domkirche von ihren Bildern und Zierrathen reinigen ließ, um den Gottesdienst streng nach reformirtem Ritus halten zu lassen. Wie dieser Schritt dem Könige die Herzen vieler Unterthanen entfrembete, so entzog ihm dieselbe religiöse Parteiung auch die Unterstützung eines Fürsten, dessen Beitritt von den bedeutendsten Folgen für ihn gewesen seyn würde. Kurfürst Johann Georg von Sachsen, längst eifersüchtig, daß seinem Hause die Leitung der protestantischen Angelegenheiten durch die Kurfürsten der Pfalz entrissen sey, sah die Königskrone mißfällig auf dem Haupte seines Nebenbuhlers. Sein Hofprediger Hoe von Hohenegg, von ebenso großem Einflusse auf den Sächsischen Hof wie Scultetus am Pfälzischen, steigerte diese Stimmung durch religiösen Eifer. Ueber Friedrichs Thronbesteigung schrieb er an den Grafen von Schlick: „O wie Schad o wie großer Schad um soviel edle Länder, daß sie alle dem Calvinismo in den Rachen sollen gesteckt werden! Vom occidentalischen Antichrist sich losreißen und

den orientalischen dafür bekommen, ist in Wahrheit ein schlechter Vortheil!" Wirklich überwog bei dem Kurfürsten, wie damals bei vielen Lutheranern, der Haß wider die Reformirten den gegen die Katholiken; und Sachsen, die Wiege des Protestantismus, verband sich zu Mühlhausen im März 1620 wider Protestanten mit den Kurfürsten von Köln und Mainz zur Unterstützung des Kaisers. Wie einst sein Vorfahr Moritz, so handelte auch Johann Georg im entscheidensten Augenblicke gegen seine Glaubensgenossen.

Inzwischen hatten die Waffen nicht ganz geruht. Noch vor Friedrichs Thronbesteigung war Bethlen Gabor in Oberungern eingefallen, hatte Presburg eingenommen und war schnell bis Wien vorgedrungen. Gegen ihn mußte Boucquoi von den Böhmischen Gränzen herbeigerufen werden. Thurn folgte dem zurückkehrenden feindlichen Heere auf dem Fuße, und als Boucquoi versuchte, ihn in der Nähe der Hauptstadt aufzuhalten, wurde dieser bis in die Thore zurückgedrängt. Ungehindert bewerkstelligte Thurn seine Vereinigung mit dem Fürsten von Siebenbürgen und stand zu Anfang November, zum zweiten Mal in diesem Jahre (1619), vor Wien. Doch verhinderte der Eintritt strenger Kälte die Eröffnung einer nachdrücklichen Belagerung und bald nöthigte Hunger und Mangel die Verbündeten zum Rückzuge. Im folgenden Sommer schien das Kriegswetter sich zuerst in Baiern entladen zu wollen. Die unirten Fürsten hatten sich nämlich durch die drohenden Rüstungen der Liga endlich bewegen lassen, einige Truppen zu werben, welche unter dem Markgrafen Joachim Ernst von Brandenburg-Anspach nach Ulm vorrückten. Schon erwartete man ein Treffen, als durch Vermittelung des Französischen Hofes, der damals die Unterstützung, welche die obsiegenden Reformirten den Hugenotten gewähren dürften, mehr fürchten zu müssen glaubte als die Befestigung der Oesterreichischen Macht, am 3. Juli 1620 zu Ulm ein Vergleich zu Stande kam. Das Heer der unirten Fürsten war schwach, sie selbst uneins unter einander, geschreckt durch die Kunde vom Heranzug Spanischer Truppen aus den Niederlanden und wenig vertrauend auf die Böhmen. So ließen sie sich leicht zu Allem bringen, was Maximilian wünschte, und gaben in feigherziger Verblendung Böhmen und die Pfalz so wie ihre eigene Sache auf. Es sollte ein vollkommener Friede zwischen beiden Bündnissen der Union und Liga bestehen, kein Theil sollte dem andern den Durchzug seiner Truppen verweigern;

burg zu Anfang des Jahres 1623 vollzogen werden sollte, widersprachen Sachsen und Brandenburg, weil sie die gegen Friedrich von der Pfalz gesprochene Acht, welche ohne Fürstengericht durch einen Machtspruch des Kaisers erfolgt war, für unrechtmäßig erklärten. Dennoch belehnte der Kaiser den Herzog Maximilian am 25. Februar mit der Kurwürde, aber, wie es die Majorität der Fürsten wollte, nur auf Lebenszeit und mit Vorbehalt der Rechte der Nachkommen und Verwandten Friedrichs von der Pfalz. Dieß Ereigniß mußte als ein neuer bedeutender Sieg des Katholicismus betrachtet werden. Außerdem reformirte Maximilian bereits die Oberpfalz, und untersagte die Uebung des evangelischen Gottesdienstes; in der Unterpfalz wurde in gleichem Sinn verfahren; überall hatte die Restauration frischen Antrieb und größere Wirkungskreise erhalten.

Die Sache des Protestantismus beruhte für den Augenblick einzig und allein auf den Schaaren des Grafen Ernst von Mansfeld, welchen König Friedrich zu seinem Feldherrn ernannt hatte. Aus der Oberpfalz vertrieben zog er nach Franken, und drückte die Bisthümer Bamberg, Würzburg und Eichstädt mit schrecklichen Brandschatzungen. Mansfelds kräftige Natur, sein Heerführertalent, der Ruf seiner Freigebigkeit verschafften ihm starken Zulauf kriegs- und beutelustigen Volkes. Nachdem er zunächst um Zeit zu gewinnen mit Tilly, welcher ihn mit dem ligistischen Heere verfolgte, unterhandelt hatte, eilte er nach dem Rhein, und schlug seine Quartiere in der Unterpfalz, in Speier, Mainz und den Bisthümern am Rhein auf, die er mit unbarmherziger Härte drückte. Auch dorthin von Tilly, der sich hier mit den Spanischen Truppen vereinigte, verfolgt, warf er sich mit seinem bereits auf 20,000 Mann angewachsenen Heere nach dem Elsaß, um sich Geld und Unterhalt zu verschaffen. Der Stadt Hagenau allein preßte er hunderttausend Gulden ab. Hierauf wandte er sich gegen Elsaß-Zabern, der Hauptstadt des Bisthums Strasburg, in dessen Besitz damals der Erzherzog Leopold, der uns aus der Geschichte Rudolfs II. schon bekannte Bruder des Kaisers Ferdinand, war. Doch die Besatzung vertheidigte sich so tapfer, daß er unverrichteter Sache wieder abziehen mußte. Dagegen kamen das platte Land und die Klöster desto schlimmer weg. Dem Pfalzgrafen wuchs allmählig wieder der Muth, so daß er den Haag verließ, und verkleidet in dem Lager des Grafen erschien. Mansfeld ging mit ihm bei Germersheim über

den Rhein, und schlug Tilly durch rasche Benutzung der Umstände in einem Treffen bei Wisloch (29. April 1622).

Der Verdruß über die Auflösung der Union und die Theilnahme, welche Friedrichs Schicksal erregte, erweckten dem unglücklichen Pfalzgrafen noch zwei andere Vertheidiger. Zuerst fühlte Markgraf George Friedrich von Baden-Durlach die Begierde, unter den freiwilligen Verfechtern Friedrichs genannt zu werden und es dem Grafen von Mansfeld an kriegerischem Ruhme gleich zu thun. Lange schon hatte er im Stillen eine Summe Geldes zu solcher Unternehmung gesammelt, Geschütz gießen lassen, und Kriegsvorräthe aller Art aufgekauft. Jetzt durch Mansfelds Fortschritte ermuthigt, warb er rasch ein Heer, unter dem Vorwande die Grenzen seines Landes gegen jedermann zu vertheidigen, rief seine Stände zusammen, trat sein Land zu Karlsburg feierlich seinem Sohne ab, und brach dann nach der Pfalz auf, um sich mit Mansfeld zu vereinigen. Ueberall schöpfte man neue Hoffnungen, Alles erwartete, daß die beiden Heere den bestürzten und bereits geschlagenen Feind vernichten und das südliche Deutschland von den Spanischen und ligistischen Schaaren befreien würde. Tilly wich vor den Verbündeten bis nach Heilbronn zurück, das ihm nicht einmal die Thore öffnete, als Mansfeld und der Markgraf sich plötzlich wieder trennten. Entweder nämlich hatten die beiden Feldherren nicht in Einem Kriegsrathe, oder die beiden Räuberschaaren nicht auf Einem Boden Raum. Der Markgraf wandte sich gegen Wimpfen, und hier erreichte ihn Tilly mit seiner gesammten Macht (6. Mai 1622). Einige auffliegende Pulverkarren, welche Feuer gefangen hatten, verbreiteten Verwirrung im Badenschen Heere, und so erlitt der Markgraf nach verzweifelter Gegenwehr eine vollständige Niederlage. Mit zwölf Wunden fiel der junge Herzog Magnus von Wirtemberg an der Spitze seines Regiments und nur die heldenmüthige Aufopferung von dreihundert Pforzheimer Bürgern, die unter ihrem Bürgermeister Deimling um den Markgrafen fochten, bis der letzte Mann gefallen war, konnte diesen selbst vor Gefangenschaft retten.

Unterdeß hatte schon ein dritter Kämpfer für Friedrichs Sache das Schwert erhoben. Es war der Herzog Christian, Adminkstrator des Bisthums Halberstadt, des regierenden Herzogs von Braunschweig Friedrich Ulrich Bruder, ein junger Mann von Mansfelds Kraft und Feldherrngaben. Er hatte vorher als Rittmeister in Holländischen Diensten gestanden und dort den flüchtigen Pfalzgrafen kennen gelernt.

Man sagt, ein persönliches Interesse für dessen Gemahlin Elisabeth habe ihn zunächst zu dem kühnen Entschlusse begeistert, sich, wie Mansfeld, von freien Stücken zum offenen Feind des Kaisers aufzuwerfen. Nach Rittersitte steckte er Elisabeths Handschuh auf den Hut, und schwur ihn nicht abzunehmen, bis er den Pfalzgrafen wieder in seine Länder und Ehren eingesetzt habe. Seine Fahnen führten die Inschrift: Tout pour dieu et pour elle. Im Besitz der reichen Einkünfte seines Bisthums und mehrerer anderer Pfründen warb er Truppen, wobei ihn die Stimmung der Protestanten im nördlichen Deutschland unterstützte; für ihren Unterhalt mußten zunächst die Stifter und Klöster Westphalens sorgen. Dann setzte er sich mit Mansfeld in Verbindung und drang ins Hessische vor, um seine Vereinigung mit diesem zu bewirken. Als er bis nach Amöneburg gekommen, hinderten Bairische Truppen den weiteren Marsch, und Christian mußte, um sich zu verstärken, nach Westphalen zurückgehen (December 1621), wo er die Bisthümer und Kirchengüter von Neuem brandschatzte. In der Hauptkirche zu Paderborn fand er unter andern die Bildsäulen der zwölf Apostel von gediegenem Silber, die er mit der scherzhaften Erinnerung, daß ihr Auftrag nicht sey, still zu stehen, sondern in alle Welt zu gehen, in die Münze schickte. Den daraus geprägten Thalern ließ er die Inschrift geben: Gottes Freund, der Pfaffen Feind. So gestärkt versuchte er, nachdem seine Schaaren beinahe auf 20,000 Mann angewachsen waren, auf die Nachricht, daß Mansfelds Waffen glücklichen Fortgang hätten und Darmstadt erobert worden sey, zum zweiten Male einen Durchbruch in die Pfalz. Tilly stand in den Maingegenden, um die Vereinigung der beiden Kriegsfürsten zu hindern, mit weit überlegenen Streitkräften. Dennoch erwartete der Herzog nach seiner ritterlichen Sinnesart den Angriff bei Höchst (10. Juni 1622), der mit der Vernichtung seines Fußvolks endete. Nur mit der Reiterei entkam er, und langte glücklich bei Mansfeld an. Da Pfalzgraf Friedrich, der sich noch beim Heere Mansfelds befand, ihrer Absicht, den ligistischen Truppen noch ein Treffen zu liefern, widersprach, so gingen sie wieder auf das linke Rheinufer zurück, um den Elsaß zum zweiten Male zu verheeren. England, Dänemark und Sachsen unterhandelten damals über die Restitution Friedrichs in seine Erblande mit dem Kaiser, und da dieser vor allem Andern die Abdankung jener beiden Landverwüster forderte, so erklärte Friedrich, welcher thöricht und zaghaft genug eher von ihren

Bemühungen als von seiner Thätigkeit und den Waffen Erfolge erwartete, daß er ihrer Dienste nicht mehr bedürfe (13. Juli 1622), und ging nach Holland zurück. Unbekümmert hierüber schalteten Mansfeld und Christian am Rheine nach wie vor, wandten sich dann nach Lothringen und an die Französischen Gränzen, und verbreiteten Schrecken bis nach Paris hin. Zuerst wollten sie den Hugenotten, die damals von Ludwig XIII. bedrängt wurden, zu Hülfe ziehen, dann nahmen sie das Anerbieten der Holländer an, auf einige Monate in ihre Dienste zu treten. Sie nahmen ihren Weg zunächst durch die Spanischen Niederlande, um sich bei Breda mit den Truppen des Prinzen Moritz zu vereinigen. Bei Fleurus stellte sich ihnen ein Spanisches Heer unter Cordova entgegen. Christian entschied durch einen kühnen Reiterangriff die Schlacht zu ihren Gunsten, worauf sie Bergen op Zoom entsetzten. Indeß unterwarf Tilly die verlassene Pfalz, Heidelberg und Mannheim wurden erstürmt und geplündert; im nächsten Frühjahr fiel Frankenthal, der letzte Ort, welcher sich für Friedrich von der Pfalz vertheidigte. Tillys Schaaren erhielten darauf Standquartiere in diesen Ländern, die man bereits als das Eigenthum der Eroberer betrachtete. Die berühmte Heidelbergische Bibliothek, welche größtentheils aus den seltensten Handschriften bestand, schenkte Herzog Maximilian dem Papst Gregor XV., der dieselbe der großen Vaticanischen Sammlung einverleibte. Erst in unseren Tagen hat Heidelberg einen Theil dieser Schätze zurückerhalten. Auch die den Pfälzischen Besitzungen benachbarten Stände und Städte mußten es sich gefallen lassen, die Verpflegung ligistischer Truppen zu übernehmen, selbst Wirtemberg verstand sich, einige tausend Mann aufzunehmen, „weil man es nicht ohne Gefahr abschlagen könne.“

Bald darauf gaben neue Bewegungen der Kriegshaufen Mansfelds und Christians von Braunschweig von den Niederlanden her dem Kaiser und den verbündeten katholischen Fürsten Gelegenheit, die begonnene Besetzung und Unterdrückung Deutschlands immer weiter auszudehnen. Jene beiden Heerführer nämlich, aus dem Holländischen Dienste entlassen, brachen in Westphalen ein. Mansfeld richtete seinen Marsch über Osnabrück nach Ostfriesland, Christian zog nach Niedersachsen, wo er auf Betrieb seines Bruders von den Ständen dieses Kreises als Kreisgeneral in Dienst genommen wurde. Die immer drohender um sich greifende Macht des Katholicismus hatte nämlich die Fürsten und Städte dieser Länder bewogen,

einige Rüstungen zu veranstalten und Vorbereitungen zu ihrer Sicherheit zu treffen; leider fehlte auch hier, wie früher in der Union, Einigkeit und Neigung, für das gemeinsame Wohl Anstrengungen zu machen. Deshalb legte Christian schon nach vier Wochen sein neues Amt nieder, um seine eigenen Plane zu verfolgen. Er wollte gerades Weges in Böhmen eindringen, sich vor den Thoren Prags mit Bethlen Gabor, mit dem er in Unterhandlung getreten war, vereinigen, und den Pfalzgrafen Friedrich wieder auf den Thron setzen. Dagegen hatte Tilly bereits auf dem Reichstage zu Regensburg vom Kaiser Befehl erhalten, durch Bairische Truppen verstärkt, durch Hessen gegen die Weser vorzurücken. Bei der Annäherung dieser ihm weit überlegenen Truppen beschloß Christian, da der Kurfürst von Sachsen ihm den Durchzug durch seine Länder verweigerte, zuerst nach Westphalen zurückzugehen und sich mit Mansfeld zu vereinigen. Allein er kam nicht weit; Tilly erreichte ihn am 6. August 1623 bei Stadtloo im Münsterschen, zwang ihn zum Stehen, und zerstreute nach einer dreitägigen mörderischen Schlacht sein Heer völlig. Mansfeld, der nur schwach war, und selbst auf Christians Hülfe gerechnet hatte, getraute sich nun nicht länger, gegen den immer weiter vorrückenden Tilly das Feld zu halten; er entließ seine Soldaten, beschied einige mit Laufpässen an andere Sammelplätze, und rieth Anderen, in den Niederlanden Dienste zu suchen. Er selbst begab sich hierauf an den Hof zu London, und Christian ging nach Paris, um sich hier Beistand zu verschaffen. Inzwischen war Bethlen Gabor mit einem großen Heere bis an die Mährische Grenze vorgedrungen, da er aber von seinem Bundesgenossen keine Kunde vernahm, ging er zurück, und ließ sich im folgenden Jahre zu einem Frieden mit dem Kaiser bewegen.

---

5. Dänemarks Einmischung und Wallensteins Auftreten.

(1625—1627.)

So gab es keinen Feind mehr in Deutschland. Die drei Kriegsfürsten, welche nach der Weise Italienischer Condottieren früherer Zeiten gegen den Kaiser gekämpft hatten, waren vom Boden des Reiches vertrieben, und die Schaaren Tillys besetzten und bedrohten die bis dahin unberührten Länder der nördlichen Kreise. Durch diese Erhebung Oesterreichs hatte auch Spanien neue Hoffnungen gefaßt; war der

Kaiser, von Spanischen Truppen unterstützt, überall siegreich gewesen, so konnten nun auch kaiserliche Heere die Wiedereroberung der Niederlande herbeiführen. Bereits hatte hier der Krieg nach Ablauf des zwölfjährigen Waffenstillstandes wieder begonnen. Indeß mußte das hergestellt Uebergewicht des Katholicismus, welches zwei seiner Hauptmächte Spanien und Oesterreich zu Stande gebracht hatten, aus politischen Rücksichten eine Spaltung im Inneren desselben von Seiten der dritten Macht, von Frankreich, hervorrufen. Als hier der Cardinal Richelieu um diese Zeit die Leitung der politischen Angelegenheiten (s. II. Absch. 8) erhielt, nahm er jene Richtung wieder auf, welche Franz I., Heinrich II. und Heinrich IV. zu Verbündeten der Deutschen Protestanten gemacht hatte, wie sehr auch die beiden ersteren die Reformirten in ihrem Reiche verfolgen mochten. Richelieu's Plane waren großartiger und umfassender. Am 10. Januar 1624 streckte er den Holländern große Geldsummen zur Kriegführung vor, dem Grafen von Mansfeld wurden bedeutende monatliche Zahlungen zu neuen Rüstungen gegen den Kaiser geleistet, und noch im November desselben Jahres gelang es ihm, der schon vorbereiteten Annäherung Frankreichs und Englands durch die Vermählung des Prinzen von Wales, Karl, mit der Schwester Ludwigs XIII. Henriette zu befestigen. Er selbst beschloß, die Spanier aus dem Veltlin, dessen sie sich von Mailand aus bemächtigt hatten, um stets einen freien Eingang in Deutschland offen zu haben, zu vertreiben. Alles dies konnte um so bedeutender werden, als Jakob sich endlich entschlossen hatte, nachdrücklicher für seinen Schwiegersohn aufzutreten, als er deshalb ein Bündniß mit Holland schloß, als englische Gesandte sich bemühten, die Türken gegen den Kaiser unter die Waffen zu bringen, und Mansfeld so wie Christian zu Werbungen von Jakob bevollmächtigt und mit Geldmitteln versehen wurden. Gestützt auf diese Wendung der europäischen Politik, erhoben auch die Protestanten im nördlichen Deutschland ihr Haupt. Aus Westphalen waren nach der Vertreibung Christians und Mansfelds die ligistischen Truppen nicht abgeführt worden. Gewaltsam besetzte Tilly geistliche Stellen, die seit langen Jahren Protestanten inne gehabt, wieder mit Katholiken; die Bisthümer, welche längst von Administratoren verwaltet wurden, gedachte man wieder in die Hände römischer Geistlichen zu bringen. Daher beschloß die Mehrzahl der Fürsten und Städte Niedersachsens zu Braunschweig im Mai 1625, Truppen zu werben, und den König Christian IV. von Däne-

mark, der als Besitzer von Holstein und mehrerer anderer Herrschaften ihre Interessen theilte, zum Kreisobersten zu wählen. Dieser betrieb schon seit längerer Zeit ernsthafte Rüstungen, einer Seits zur Aufrechthaltung des schwer bedrängten Protestantismus, andrer Seits um seine eigene Macht im nördlichen Deutschland auszudehnen. Mit England und Holland war er in Verbindung getreten und hatte Versprechungen von Hülfe und Unterstützung erhalten. Nichts Erwünschteres konnte es für Richelieu's Plane geben, auch er versprach dem Könige eine Million Livres zu den Kriegskosten.

So schien denn ein bedrohliches Wetter gegen die Oesterreichisch-Spanische Macht heraufzuziehen, als Mansfeld und Christian von Braunschweig im Frühjahr 1625 mit englischen Truppen, die in Holland ausgeschifft worden waren und mit neu geworbenem Volk ins Clevische vorrückten, um die Unternehmungen des Königs von Dänemark abzuwarten. Auch der Kaiser suchte seine Streitkräfte möglichst zu verstärken. Die bisherigen Vortheile und Siege Ferdinands waren vornehmlich nicht durch seine, sondern durch die Waffen der Liga erkämpft worden. Ob die Kräfte derselben bei einer weitern Verwickelung der Angelegenheiten hinreichen würden, den Sieg zu fesseln, war zweifelhaft, und auch in diesem Falle mußte es dem Kaiser eben so unangenehm seyn, als bedenklich scheinen, die Lenkung der Geschicke Deutschlands immer mehr in die Hände Maximilians übergehen zu sehen. Aus beiden Rücksichten war die Aufstellung eines eignen, kaiserlichen Heeres von hinreichender Stärke höchst wünschenswerth; aber es fehlte Ferdinand nicht minder an Geld als an einem Feldherrn, nachdem die versuchten Führer Dampierre und Boucquoi in dem Kriege gegen Bethlen Gabor umgekommen waren *). Da erstand dem Kaiser plötzlich ein Helfer, wie er ihn nimmer hätte erwarten können, in dem Grafen Albrecht von Wallenstein.

Albrecht Wenceslaus Eusebius von Waldstein, wie sein Name eigentlich lautet, stammte aus einem Geschlechte des Böhmischen Herrenstandes; er war am 15. September 1583 zu Prag geboren. Schon früh kündigte sich ein feuriger und hochstrebender Geist in dem Knaben durch eine unbändige Wildheit an. Seine erste Erziehung erhielt er in einer Schule der Böhmischen Brüdergemeinde, zu der sich seine El-

*) Dampierre war noch vor der Schlacht am weißen Berge bei einem Versuche auf Presburg am 9. October 1620 geblieben, Boucquoi kurz nach der Einnahme jener Stadt im folgenden Jahre.

tern hielten, allein nachdem der junge Albrecht seinen Vater schon im zwölften Jahre verloren, brachte ihn sein Oheim nach einiger Zeit in das adliche Convictorium der Jesuiten zu Olmütz, wo er in den Schoß der katholischen Kirche aufgenommen wurde. Darauf unternahm er in Gesellschaft eines reichen Edelmanns, Liceк von Riesenburg, eine Reise durch einen großen Theil Europa's, auf welcher er die Hauptstädte und Höfe Englands, Frankreichs, Spaniens, Hollands und Italiens musterte, und Gelegenheit hatte, einen Schatz von trefflichen Erfahrungen zu sammeln. Zum Beschlusse dieser langen Wanderung hielt er sich in Padua noch eine Zeit lang auf, vornehmlich um unter der Leitung des Professors der dortigen Hochschule, Argoli, tiefer in die Geheimnisse der Astrologie zu dringen. Nach seiner Rückkehr verschaffte ihm die Empfehlung seines Vetters, Adam von Waldstein, der Oberstallmeister des Kaisers Rudolf war, eine Stelle in dem gegen die Türken kämpfenden Heere, wo er mit Auszeichnung diente und während der Belagerung von Gran zum Hauptmann einer Compagnie Fußvolk ernannt wurde. Bald darauf wurde Friede geschlossen (1606), und Wallenstein benutzte jetzt eine andere Gelegenheit, sich in Besitz bedeutender Mittel zu setzen. Er erwarb die Gunst einer sehr begüterten Mährischen Witwe, Lucretia von Landeck, heirathete sie, und sah sich in Kurzem durch ihren Tod (1614) im Besitz eines ansehnlichen Vermögens. Als nun zwischen dem damaligen Erzherzog Ferdinand und den Venetianern ein Krieg ausbrach (1616, s. II. Absch. 4.), spielte der tapfere Edelmann schon eine glänzendere Rolle, und hatte Gelegenheit, sich unter Dampierre's Augen, der das Commando führte, zu üben. Wallenstein hatte zweihundert Dragoner auf eigene Kosten ins Feld gestellt, und besoldete sie sechs Monate lang aus seiner Tasche. Seine Wachsamkeit, Klugheit und Tapferkeit, und besonders sein gefälliges Benehmen gegen seine Cameraden erwarben ihm allgemeines Vertrauen. Er lobte die letzteren bei jeder Gelegenheit, sprach wenig von sich, lebte prächtig und hielt täglich viele Officiere an seiner Tafel frei. Für die Seinigen sorgte er mehr als für sich selbst, und wenn das ganze Heer Mangel litt, hatten seine Reiter gewöhnlich Ueberfluß. So blieben sein Name und seine Verdienste nicht unbekannt, und die Empfehlung des Kaisers Matthias verschaffte ihm den Befehl über das Aufgebot von Mähren, wo seine ererbten Güter lagen. Noch vor dem Ausbruch der Böhmischen Unruhen verheirathete sich Wallenstein zum zweiten Mal mit der Tochter des kaiserlichen Geheimenrathes und Kämmerers, Grafen Karl

von Harrach, der bei Ferdinand in hoher Gunst stand. Wallenstein blieb ihr stets ein zärtlicher Gatte und Isabella erwiederte seine Neigung. Als Thurn nach dem Ausbruch der Böhmischen Unruhen im Frühjahr 1619 nach Mähren vordrang (s. o. S. 295), erklärte sich Wallenstein auf das Entschiedenste für den Kaiser und suchte den Zug der Insurgenten nach Kräften aufzuhalten; da sich aber die Mährischen Stände mit den Böhmen conföderirten, mußte er nach Wien flüchten. Hier warb er ein Cürassierregiment, mit welchem er zum Grafen Boucquoi stieß, und dessen Sieg über Mansfeld (s. o. S. 296), welcher den belagerten Kaiser rettete, vorzüglich durch seine Tapferkeit entschied. Nach dem Zuge Maximilian's und Boucquoi's gegen Friedrich von Böhmen, an welchem er ebenfalls Theil nahm, begleitete er die kaiserlichen Truppen nach Ungern, wo er nicht ohne glücklichen Erfolg kämpfte (s. o. S. 299), und war dann auch gegen den Markgrafen Johann Georg in Schlesien thätig. Seine Anstrengungen belohnte Kaiser Ferdinand durch die Verleihung der eben in Böhmen erledigten Herrschaft Friedland nebst dem Reichsgrafentitel (1622), worauf im folgenden Jahre auch noch seine Erhebung zum Fürsten von Friedland folgte, welche Würde später in die eines Herzogs verwandelt wurde.

In jenem Zeitpunkte nun, bei welchem wir den Faden unserer Erzählung unterbrochen haben, trat Wallenstein mit dem Antrage hervor, ein Heer auf seine Kosten in's Feld zu führen, wenn man ihm nur den unumschränkten Oberbefehl geben und ihn später durch eroberte Länder und Provinzen entschädigen wolle. Nach vielerlei Bedenklichkeiten und Zweifeln beschloß man endlich zu Wien, es mit dem kühnen Abenteurer zu wagen. Man sprach von zwanzigtausend Mann, allein das verwarf Wallenstein standhaft. „Ein Heer wie dieses, sagte er, muß vom Brandschatzen leben. Zwanzigtausend Mann kann ich so nicht ernähren, aber mit funfzigtausend Mann kann ich fordern was ich will.“ Sogleich schlug er Werbeplätze in Böhmen, Franken und Schwaben auf. Sein den Kriegsmännern wohl bekannter Name versammelte Leute aus allen Gegenden unter seine Fahnen, und wie reich an unbeschäftigten, hungrigen Menschen mußten nicht jene schweren Zeiten seyn! Aber auch Männer vom höchsten Range boten ihm ihre Dienste an, und der richtige Blick, mit dem er die Tüchtigsten zu Officierstellen auswählte, so wie die Strenge, mit der er Jeden beobachtete, brachten eine bewundernswürdige Ein-

heit in dem großen Ganzen hervor. Er sprach wenig, aber mit Nachdruck; den Befehlshabern versagte er nie ein gebührendes Lob; für die Bedürfnisse der Geringsten sorgte er; aber dafür verlangte er Unerschrockenheit und strengen Gehorsam. Feigheit ward sogleich mit dem Tode bestraft, und bei dem geringsten Ungehorsam war sein Wort, welches statt alles Kriegsgerichts galt: „Laßt die Bestie hängen!" Schon sein Anblick hatte etwas Düsteres und Schaudererregendes, welchem die Kleidung entsprach *); das schwarze Haar trug er kurz abgeschnitten, seine Miene war geheimnißvoll und argwöhnisch. Er konnte es nicht leiden, wenn man ihn scharf ansah. Ein wunderliches Grauen kam alle Krieger an, wenn seine lange Gestalt durch die Gassen des Lagers schritt.

Die neugeworbenen Schaaren wurden einstweilen in dem Schwäbischen und Fränkischen Kreis einquartirt, zu dessen Ständen sich der Kaiser versah, „daß sie bei den Anstalten, die er zur Assecuration des Friedens und abgedrungener Defension treffen müsse, ein Uebriges thun würden", wie es in dem hierüber ergangenen Ausschreiben heißt. Indeß war Tilly in Niedersachsen nicht unthätig gewesen. Obgleich die Stände dieses Kreises dem Kaiser erklärt hatten, daß ihre Rüstungen einzig und allein die Aufrechthaltung des Friedens in der Religion und im Reiche bezweckten, so war dem ligistischen Feldherrn dennoch sogleich der Befehl zugekommen, die Auflösung der Kreistruppen zu erzwingen. Als Tilly zu diesem Ende am linken Weserufer hinaufrückte, und Hörter in Besitz nahm, so erklärte der König von Dänemark dieß für eine offene Feindseligkeit gegen den Niedersächsischen Kreis, deren Verhinderung ihm als Kreisobersten obliege. Am 7. Juni brach er mit seiner Armee, die er bei Itzehoe versammelt hatte, auf, ging bei Haseldorp über die Elbe, und marschirte auf Verden. Leider zeigten die meisten Niedersächsischen Stände jetzt ebenso wenig Einigkeit, Muth und Gemeinsinn als vor drei Jahren, da sie Christian von Braunschweig zu ihrem Kreisgeneral gemacht hatten. Einige suchten neutral zu bleiben, andere unterhandelten in Geheim mit dem Kaiser; die ganze Bundeshülfe, die sich mit dem Dänischen Heere vereinigte, betrug nur 7000 Mann. Als Christian IV. am 14. Juli Hameln besetzte, stießen seine Streifparteien auf Tilly's Vorposten; aber um dieselbe Zeit wurde der König von einem Unfall betroffen, welcher auf den Fortgang seines

*) Hosen und Mantel waren von Scharlach, sein Reiterrock von Elendsleder, der Halskragen war nach Spanischer Art gekräuselt, und von seinem Hute hing eine rothe Feder herab.

Unternehmens höchst verderblich wirkte. Als er nämlich eines Abends die Wachen auf dem Walle von Hameln visitirte, stürzte sein Pferd in eine auf demselben befindliche, nur mit losen Bretern bedeckte Grube. Da die Tiefe gegen zwanzig Fuß betraf, blieb das Pferd auf der Stelle todt, der König selbst wurde ganz mit Erde bedeckt und war drei Tage lang sprachlos und ohne Besinnung. Erschreckt und ohne nähere Kenntniß des Operationsplanes beschlossen seine Hauptleute den Rückzug nach Verden, welchem Tilly in einiger Entfernung bis Nienburg folgte, worauf er diese Stadt einschloß und belagerte. Gegen Ende August genas aber Christian in so weit, daß er das Commando wieder übernehmen konnte, ergriff die Offensive und nöthigte Tilly durch einen raschen Anfall am 14. September die Berennung jenes Platzes aufzugeben und nach Hameln zurückzugehen, worauf in diesem Jahre von beiden Seiten nichts Bedeutendes mehr unternommen wurde. Wenige Tage nach dem letzten Gefechte stieß Christian von Braunschweig zu den Dänischen Schaaren, doch hatten Hunger, Krankheiten und Desertion seine Truppen bis auf einige tausend Mann geschwächt. Ernst von Mansfeld war mit 8000 Kriegern von Emmerich, wo er lange unthätig gestanden, nach Bremen marschirt; von hier zog er in das Lübeckische, um dort die Winterquartiere zu nehmen. Inzwischen hatte auch Wallenstein seine Mannschaften zusammengezogen und näherte sich dem Schauplatze des Krieges. Beim Eintritt in den Niedersächsischen Kreis widersetzte sich ihm ein Haufe von einigen tausend Bauern in der Gegend von Göttingen, welche Christian von Braunschweig bewaffnet hatte, aber die Schwachen düngten nur mit ihrem Blute die Felder. Darauf wandte sich Wallenstein, der beschlossen batte, im nächsten Sommer gegen Mansfeld zu operiren, und seine neu geworbenen Schaaren in reiche, bisher noch nicht durchzogene Gegenden führen wollte, nach der Elbe zu, machte sich Meister von diesem Flusse, und legte sein Heer im Anhaltischen, Halberstädtischen und Magdeburgischen in die Winterlager. Er selber nahm das seinige in Halberstadt.

Während des Laufes dieser Ereignisse in Deutschland hatte sich die Lage der Europäischen Politik bedeutend verändert. Richelieu hatte seine Entwürfe, durch verschiedene Umstände gezwungen, für den Augenblick aufgeben müssen. Von allen Seiten waren Klagen über seine Verbindungen mit ketzerischen Fürsten erschollen; der Papst Urban VIII., der Nachfolger Gregors XV., führte heftige Beschwerde, und ließ Trup-

pen werben, um mit den Spaniern verbündet die von den Franzosen besetzten Pässe in Graubündten wieder zu erobern. Hauptsächlich aber wirkten dem Cardinal die Französischen Protestanten entgegen, welche durch ihren Aufstand das Unglück ihrer Deutschen Glaubensgenossen herbeiriefen. Sobald nämlich die Häupter der Hugenotten die eingetretene Spannung mit Spanien bemerkt hatten, griffen sie zu Anfang des Jahres 1625 zu den Waffen, um ihre im letzten Kriege mit der Krone erlittenen Verluste wieder zu ersetzen und neue Vortheile zu erringen. Sie erhielten, merkwürdig genug, Unterstützung von Philipp IV., dagegen bediente sich Richelieu zu ihrer Bezwingung Holländischer und Englischer Schiffe, und brachte sie, nachdem er sich mit Spanien ausgesöhnt, im April 1626 zu einem ungünstigen Frieden. Der Cardinal bekämpfte die Hugenotten keinesweges aus religiösen Rücksichten, sondern aus der richtigen politischen Ueberzeugung, daß ihre Stellung in Frankreich als bewaffnete Macht, als ein Staat im Staate dem Wohle des ganzen höchst nachtheilig sey. Ueber diese Verwickelungen im Innern waren die versprochenen Subsidien dem König von Dänemark nicht ausgezahlt worden, und nach dem eben geschlossenen Frieden mit Spanien ließ sich für das nächste Jahr von Frankreich um so weniger erwarten, als Richelieu's Staatsverwaltung auf neue und bedeutende Schwierigkeiten stieß, welche ihm von den Mitgliedern der königlichen Familie in den Weg gelegt wurden. Doch konnte der König von Dänemark immer noch auf die Unterstützung von Holland und England zählen. Mit Jakobs Nachfolger, Karl I., schloß er am 9. September 1625 einen Tractat, in welchem ihm dieser im Verein mit den Generalstaaten bedeutende monatliche Zahlungen zusicherte; wofür sich Christian verpflichtete, 36,000 Mann in's Feld zu stellen und die Leitung des Krieges zur Restitution Friedrichs von Böhmen zu übernehmen.

Der Plan des Königs von Dänemark für den nächsten Feldzug war vielleicht für seine Streitkräfte zu ausgedehnt. Die Stellungen Tillys und Wallensteins erstreckten sich über den ganzen Raum zwischen Weser und Elbe. Um eine etwaige Vereinigung derselben zu verhindern, sollte Ernst von Mansfeld mit dem jungen Herzoge Ernst von Sachsen-Weimar, der bereits die herrlichsten Proben kriegerischen Talentes gegeben hatte, sich durch Brandenburg nach Schlesien hinziehen, um von hier aus vereinigt mit dem unermüdlichen Feinde Ferdinands, Bethlen Gabor, in Böhmen oder in Oesterreich einzubrechen.

Auf dem rechten Flügel aber sollte Christian von Braunschweig operiren, wo möglich Tilly umgehend nach Süddeutschland vordringen und die Fürsten der Ligue in ihren Staaten bedrängen, während der König selbst ihr Heer und ihren Feldherrn im Norden beschäftigte. Schon im Februar brach Mansfeld auf, und ging durch die Altmark vor. Eine bei Dessau über die Elbe geschlagene Schiffbrücke sicherte dem Wallensteinischen Heere die Verbindung mit dem rechten Ufer dieses Flusses; sie war deshalb durch einen Brückenkopf befestigt, den Oberst Altringer mit zahlreicher Mannschaft besetzt hielt. Mansfeld machte am 1. und dann am 11. April vergebliche Angriffe auf diesen wichtigen Posten, und als er seinen Versuch nach einigen Tagen noch einmal erneute, hatte Wallenstein unterdeß Zeit gehabt, seine Streitkräfte an dem bedrohten Punkte zu vereinigen. So erlitt der Graf eine bedeutende Niederlage, welche ihm sein Geschütz und sieben tausend Mann kostete. Dieser Unfall beugte indeß den Muth des tapfern Kriegers nicht. Im Brandenburgischen, wo höchstens einzelne Städte einen vergeblichen Widerstand gegen die räuberischen Schaaren versuchten, da der Kurfürst Georg Wilhelm, Johann Sigismunds Nachfolger, kein Heer besaß, erholte er sich, und nachdem 5000 Dänische Reiter unter dem Obersten Baudissin zu ihm gestoßen waren, setzte er seinen Zug nach Schlesien fort. Wallenstein folgte mit seinem ganzen Heere. Nach höchst beschwerlichen Märschen erreichte Mansfeld den Jablunka Paß und vereinigte sich glücklich mit Bethlen Gabor. Wallenstein, dessen Truppen durch ungrische Haufen verstärkt wurden, drang in die Gebirge vor, fand aber auch in den rauhen und verwüsteten Gegenden nun um so größere Schwierigkeit so viel Kriegsvolk zu erhalten. Es fehlte an den nothwendigsten Bedürfnissen, haufenweise liefen die Soldaten davon, andere erlagen dem Hunger und dem regnichten Wetter. An fünf und zwanzigtausend Mann soll Wallenstein verloren haben. Dennoch ließ sich Bethlen Gabor mit dem Kaiser in Unterhandlungen ein und schloß einen Frieden ohne Rücksicht auf Mansfeld. Doch scheint er mit diesem weitere Plane verabredet zu haben, zu deren Bewerkstelligung Mansfeld über Venedig nach England gehen wollte. Der Hauptzweck und das vorzüglichste Bedürfniß für Bethlen so wie für Mansfeld war wohl Geld herbeizuschaffen. Doch gelangte Mansfeld nicht mehr weit. Schon in Bosnien erlag sein sonst so starker Körper den außerordentlichen Anstrengungen und der feuchten Herbstluft. In einem Dorfe Urakowitz unweit Sarajo

mußte er liegen bleiben, und hier raffte ihn ein böses Fieber hin (20. Nov. 1626) im sechs und vierzigsten Lebensjahre. Als er den Tod sich nähern sah, ließ er sich mit seinem Kriegsrock bekleiden, den Degen umgürten, und erwartete stehend, auf zwei Officiere gestützt, das Ende. So verließ sein kriegerischer Sinn ihn erst mit dem letzten Athemzuge. Zu Spalatro liegt er begraben. Die Ueberreste seines Heeres wollte sein Kampfgenosse, Johann Ernst von Weimar, nach Schlesien zurückführen, als auch ihn die nasse Witterung und das fremde Klima zu Boden streckte. Noch ehe er die Nachricht von seines Freundes Tode erfahren hatte, starb er selbst (4. Dec. 1626) zu St. Martin in der Gespanschaft Thuroz. Die von ihm befehligten Schaaren vereinigten sich mit einigen Abtheilungen, welche sich noch gegen die Wallensteinischen Hauptleute in Schlesien behauptet hatten, und brachten Kosel, Teschen, Troppau und Jägerndorf in ihre Hände.

Wenn auf solche Weise auch beide Führer auf dieser Unternehmung ihren Tod gefunden hatten und nur wenige Mannschaft ihres Heeres übrig war, so war doch der Hauptzweck derselben, weit überlegnere Streitkräfte vom Kriegsschauplatze abzuziehen, vollkommen gelungen. Dagegen wurde die Aufgabe Christians von Braunschweig gar nicht erfüllt, weil derselbe gleich im Beginn des Feldzugs nach einigen Streifzügen zu Wolfenbüttel im sieben und zwanzigsten Jahre seines Alters gestorben war (6. Mai 1626). Mußte schon dieser Verlust die Operationen des Königs von Dänemark erschweren, so geschah dies noch mehr durch die Unzuverlässigkeit der Niedersächsischen Stände, von denen einer der bedeutendsten, Herzog Georg von Braunschweig Lüneburg, offen zum Kaiser übertrat. Tilly war im Frühjahr aus seinen Quartieren in den Harzgegenden aufgebrochen und traf nach vielen Hin- und Herzügen und vereinzelten Unternehmungen die Dänische Armee in der Gegend von Nordheim. Da König Christian eine Feldschlacht zu vermeiden wünschte, beschloß er den Rückzug auf Wolfenbüttel, wurde aber von dem ligistischen Heere am 17. August bei Lutter am Barenberge eingeholt und zum Treffen genöthigt. Um zehn Uhr Morgens griff Tilly den Nachtrab der Dänen unter dem General Fuchs an, welcher schnell in die erste Schlachtlinie verwandelt werden mußte, während sich der König mit dem übrigen Heere schon eine Stunde weiter rückwärts befand. Die Dänischen Truppen hielten den ersten Angriff nicht allein aus, sondern gingen ihrer Seits vor, brachten das Tillysche Fußvolk zum Weichen und drangen gegen dessen Geschütze

heran, als drei Regimenter feindlicher Cavallerie, welche ihren rechten Flügel umgangen hatten, mit solchem Erfolg einhieben, daß Alles die Flucht ergriff. Mit ebenso unglücklichem Ausgang erneuerte Christian mit seinen Truppen die Schlacht; ohne den Angriff zu erwarten, wandte das Fußvolk seines linken Flügels den Rücken; der König mußte sich durch einen Haufen kaiserlicher Reiter durchschlagen, und es begleiteten ihn nur dreißig Cornetten Cavallerie, als er am Abend ermattet und niedergeschlagen in Wolfenbüttel ankam.

So kostete dieser unglückliche Feldzug den Protestanten nicht allein drei ihrer besten Feldherren, sondern auch den größten Theil des niedersächsischen Kreises, da sich der König von Dänemark auf die Vertheidigung beschränken mußte. Die Aussichten für das nächste Jahr waren traurig. Zwar erschienen, von Karl I. von England abgesandt, der General Morgan mit dreitausend Engländern und der Markgraf Georg Friedrich von Baden-Durlach, der nach seinem Unfall bei Wimpfen nach einigem Umherziehen ebenfalls in England Schutz gesucht hatte, mit 5000 Mann, allein der Adel und die Stände Dänemarks zeigten keine Lust zu kräftiger Unterstützung ihres Königs, so daß Christians Streitkräfte gegen die feindlichen unverhältnißmäßig zurückblieben. Dennoch beging dieser von Neuem den Fehler, sich zu weit auszudehnen und die Vertheidigung einer Linie zu übernehmen, welche von Bremen über Lauenburg bis nach Mecklenburg ging, und durch die Marken nach Schlesien verlängert werden sollte, um die Verbindung mit den dortigen Truppen wieder herzustellen. Indeß brach Wallenstein, eifrig bemüht, die Verluste, welche er im vorigen Sommer in Ungarn erlitten, vergessen zu machen, von Böhmen und Mähren, wo er seine zusammengeschmolzenen Schaaren wieder bis auf vierzigtausend Mann verstärkt hatte, in mehreren Colonnen nach Schlesien auf. Nach tapferem Widerstande fiel eine Festung nach der andern in seine Hand; die Gefangenen mußten ihm schwören und sein Heer verstärken, das nun wie eine Lawine im Fortrollen wuchs. Viertausend Dänische Reiter versuchten sich durch die Neumark zu ihren Landsleuten durchzuschlagen, aber da ihnen Brandenburgisches Kriegsvolk an der Netze den Weg versperrte, wurden sie bei Friedberg eingeholt und niedergehauen. Ohne sich aufzuhalten, drang Wallenstein über Görlitz, Kotbus, Brandenburg und Havelberg nach Mecklenburg vor, Tilly hatte bereits die Dänen von der Elbe vertrieben, nur der rechte Flügel ihres Heeres behauptete sich noch an der Weser. In der Gegend von Lauen-

burg traf Wallenstein mit Tilly zusammen, und die Feldherren besprachen sich über den gemeinsamen Angriff des Königs von Dänemark in seinem Lande. Nachdem dessen Truppen aus ihren Schanzen bei Hamburg verjagt waren, drangen die vereinigten Heere im September in Holstein ein. Christian bat um Frieden, aber Wallenstein machte so ungeheure Forderungen, daß jener lieber sein ganzes Reich auf's Spiel setzen wollte. Auf der Flucht brannte er selber seine eigenen Flecken und Dörfer ab, um sie den Feinden nicht einräumen zu dürfen. Den Oberbefehl über seine Truppen übergab er dem Grafen von Thurn und dem Markgrafen von Baden-Durlach. Aber der Letztere ward bei Aalborg geschlagen; auch Kiel ging über; zuletzt war ganz Holstein bis auf zwei Festungen, in Feindes Händen. Obgleich nun Tilly, sey es weil er einem Gerüchte Glauben schenkte, daß die Holländer durch Ostfriesland den Dänen zu Hülfe ziehen wollten, sey es daß er Wallensteins hochmüthiges Benehmen nicht länger ertragen konnte, nach der Weser zurückging, so eroberte der Herzog von Friedland doch in wenigen Tagen Schleswig und Jütland und drängte die Dänischen Kriegsvölker auf die Inseln hinüber, ja man sagt, der zornige Feldherr habe zum Zeichen seiner Erbitterung, daß er den König aus Mangel an Schiffen nicht auch dahin verfolgen könne, glühende Kugeln ins Meer feuern lassen.

---

6. Oesterreichs Uebermacht.
(1627—1630.)

Im ganzen Reiche war Niemand mehr, welchen der Kaiser zu fürchten gehabt hätte. Nach einem im Allgemeinen ebenso planlosen und unbedeutenden Widerstande als einst im Schmalkaldischen Krieg, waren die deutschen Protestanten unterworfen worden, die Hülfe, welche England und Dänemark ihnen geleistet, hatte nur dazu gedient, ihr Verderben zu beschleunigen. An der Spitze einer überaus zahlreichen, durch ganz Deutschland bis zum Kattegat eingelagerten Armada stand Ferdinand weit gefürchteter, weit stärker da, als Karl V. nach der Schlacht bei Mühlberg. Es war ein Augenblick, in welchem ein begabter Geist mit der Macht der protestantischen auch das Ansehen der katholischen Fürsten herabzubringen und die kaiserliche Gewalt über das ganze Reich für immer zu befestigen vermocht hätte. Niemals ist ein solcher Zeit-

punkt wiedergekehrt; aber Ferdinand, dem Einsicht und Tüchtigkeit nicht abgesprochen werden sollen, war doch religiös zu befangen, um seine Stellung politisch mit dem nöthigen Nachdruck benutzen zu können.

Im nordwestlichen Deutschland hatten die Schaaren Tilly's Standquartiere bezogen, unter dem Vorwande, den Holländern Einhalt zu thun, welche als Bundesgenossen des Pfalzgrafen die angrenzenden Länder plünderten und brandschatzten. Ebenso wenig gedachte Wallenstein sein Heer zu entlassen, er war vielmehr bemüht dasselbe zu verstärken. Obgleich Kurfürst Georg Wilhelm von Brandenburg sich überall neutral verhalten, dann sogar dem Wallensteinischen Heere reichliche Zufuhren geliefert, ja selbst gegen die Dänen Mannschaft in's Feld gestellt, und seine bis dahin verschobene Einwilligung zur definitiven Uebertragung der pfälzischen Kur auf Baiern gegeben hatte (1626—1627), so wurden seine Länder jetzt dennoch mit der Ernährung einer bedeutenden Anzahl kaiserlicher Truppen belastet. Noch schlimmer wurden die Mecklenburgischen Fürsten behandelt. Schon während des ersten Feldzuges gegen Dänemark hatte Wallenstein ihre Länder besetzt und stark gebrandschatzt, weil die Herzoge Adolf Friedrich zu Schwerin und Johann Albrecht zu Güstrow den Dänen einigen Vorschub geleistet. Dieß rechnete ihnen auch Ferdinand zum Verbrechen an, entsetzte sie aus kaiserlicher Machtvollkommenheit als ungehorsame Reichsfürsten, und räumte seinem mächtigen Feldherrn ihre Länder und Besitzungen zunächst als ein Unterpfand für dessen Kriegskosten ein. Nachdem die Herzoge eine Protestation gegen das widerrechtliche Verfahren des Kaisers erlassen, wendeten sie ihren treuen Unterthanen den Rücken, und begaben sich zu ihrem Verwandten, dem König Gustav Adolf von Schweden, und schon im folgenden Jahre erhielt Wallenstein die Belehnung mit Mecklenburg. Im November des Jahres 1627 war auch Herzog Bogislav XIV. von Pommern aufgefordert worden, zehn kaiserliche Regimenter als Besatzungen in seine Städte aufzunehmen, weil man sich vor einer Landung der Dänen sichern müßte, und der schwache Fürst sah sich gezwungen, sein bisher ganz friedliches Land den Wallensteinischen Schaaren Preis zu geben. Die einzige Stadt Stralsund, reich und mächtig als Hansestadt, und in hohem Grade fest durch ihre Lage an der See und durch starke Wälle und Mauern, widersetzte sich der Einlagerung, und berief sich auf ihre Privilegien. Vergebens. Wallenstein verlangte Einnahme einer Besatzung, oder Zahlung von hundert und funfzigtausend Thalern. Da Beides abgeschlagen ward

bemächtigte sich der kaiserliche Oberst Arnim *) am 14. Februar 1628 des Dänholms (einer kleinen Insel, welche den Hafen von Stralsund beherrscht), worauf sich die Stadt zur Erlegung von dreißigtausend Thalern verstand. Dennoch drang Wallenstein von Neuem auf die Besetzung Stralsunds, und befahl Gewalt zu brauchen. Als Arnim demgemäß den Dänholm befestigen ließ, fuhren die Stralsunder auf ihren Schiffen heraus, und zwangen die Besatzung zum Abzuge. Darauf bereiteten sich die Bürger zum Aeußersten und leisteten einen feierlichen Schwur, „bei der wahren Religion Augsburgischen Bekenntnisses bis an's Ende zu verbleiben, dafür wie auch für gemeine Rechte und Freiheiten ihrer Stadt bis auf den letzten Blutstropfen zu streiten, in Allem ohne Scheu und Eigennutz und Ersparung Leibes und Guts nur des Vaterlandes Bestes in Acht zu haben, aber bei dem Römischen Reiche als dessen Glied noch ferner zu bleiben, soweit es vor Gott und vor den Nachkommen und dem der Stadt zum Besten geschworenen theuren Eide verantwortlich sein würde". Am 13. Mai schloß Arnim mit 8000 Mann die Stadt ein, und ließ innerhalb zweier Wochen drei Mal Sturm laufen. Indeß kamen den Bürgern vier Compagnieen dänischer Truppen und sechshundert Schweden mit einigen Kriegsvorräthen zu Hülfe, da es den Königen von Schweden und Dänemark gleich sehr daran lag, diesen wichtigen Hafen nicht in kaiserlichen Händen zu sehen, und für eigene Unternehmungen sich hier einen Stützpunkt zu erhalten. So konnten die wackern Bürger ruhiger die ferneren Angriffe erwarten. Doch beschlossen sie, noch einmal Unterhandlungen zu versuchen. Ein Abgeordneter zog nach Prag, wohin sich Wallenstein nach Beendigung des Dänischen Feldzuges im vorigen Herbst begeben hatte. Nachdem der Gesandte zehn Tage hatte warten müssen, fuhr Wallenstein ihn hart an, nannte seinen Befehl unwiderruflich, und drohte, bald selbst hinzuziehen. „Wird eure Stadt sich nicht unterwerfen, so schloß er, so soll nichts von ihr übrig bleiben, sollten auch hunderttausend Mann, ja ich selbst das Leben darüber verlieren." Vom Kaiser erhielt der Abgeordnete günstigeren Bescheid. Dieser ertheilte dem Feldherrn einen schriftlichen Befehl, die Belagerung aufzuheben. Indeß war Wallenstein bereits dahin aufge-

*) Er stammte aus dem noch gegenwärtig im Brandenburgischen blühenden Geschlechte dieses Namens, und hatte erst Schwedische, hierauf Polnische, dann, wiewol er ein sehr eifriger Lutheraner war, kaiserliche Kriegsdienste genommen. Wallenstein zeichnete ihn sehr aus, und der Kaiser ernannte ihn später zum Feldmarschall.

brochen. In Prenzlau erreichte ihn der nacheilende Gesandte (10. Juni), aber vergebens berief er sich auf den kaiserlichen Brief. „Und wenn Stralsund mit Ketten an den Himmel gebunden wäre, donnerte der Feldherr, so müßte es herunter!" Der eigene Landesherr, Herzog Bogislav, mußte zur Beschießung seiner Stadt schweres Geschütz aus Stettin herbeischaffen, und für den Unterhalt der Belagerer sorgen. Auch der Kurfürst von Brandenburg ließ auf erhaltenen Befehl Kanonen und Pulver aus dem Zeughause zu Küstrin heranbringen; alle disponiblen Regimenter aus Mecklenburg und Holstein wurden zum Belagerungscorps gezogen.

Am 7. Juli kam Wallenstein selbst vor der Stadt an. Gleich am folgenden Abend ließ er Sturm laufen und den Angriff die ganze Nacht unterhalten; am Frankenthor stürmten drei Regimenter und eroberten anfangs zwei Schanzen. Allein die Bürger drangen unerschrocken wieder hinein, und am Morgen lagen tausend Todte auf dem Schlachtfelde. Wüthend beginnt der Feldherr am nächsten Tage einen neuen Anlauf, und schwört, des Kindes im Mutterleibe nicht zu schonen, wenn er die Stadt erobere. Aber wiederum werden ihm 1500 Mann vergeblich erschossen. Ebenso wenig als die wiederholten Stürme konnte die äußerst heftige Beschießung, bei der an einigen Tagen über 1500 Kugeln in die Stadt geworfen wurden, den Muth der Bürger brechen, zumal da in diesen Tagen der höchsten Bedrängniß wiederum vierhundert Dänen anlangten. Die Besatzung machte sogar kühne Ausfälle, bei deren einem das ganze Tiefenbachsche Regiment, eines der besten des kaiserlichen Heeres, zu Grunde gerichtet ward, und nachdem am 28. Juli noch zweitausend Schweden in der Stadt landeten, der König von Dänemark aber sich mit einer Flotte von zweihundert Schiffen an der Küste von Mecklenburg sehen ließ, mußte Wallenstein jede Hoffnung aufgeben, die Stadt zu bezwingen. Da er die Truppen zur Beschützung seines Herzogthums nöthiger brauchte, ließ er die Belagerung am 2. und 3. August aufheben, nachdem er sich selbst schon am 18. Juli nach Güstrow begeben hatte. Das Dänische Heer landete indeß nicht in Mecklenburg, sondern in Pommern, setzte sich auf einigen Punkten fest und eroberte Wolgast. Doch nun kehrte auch das alte Glück zu Wallenstein's Fahnen zurück, beim dritten Sturm nahm er am 22. August Wolgast, König Christian mußte sich auf die Schiffe zurückziehen, und der kaiserliche Feldherr eilte nach Holstein, wo sich die Dänischen Besatzungen in Glückstadt

und Krempe noch behaupteten. Beide wurden belagert und die letztere Stadt am 12. November erobert, womit der diesjährige Feldzug schloß.

Nicht genug anzuerkennen ist der Muth und die Standhaftigkeit, mit welcher die Stralsundischen Bürger eine heftige, zehnwöchentliche Belagerung aushielten, bei welcher die kaiserlichen Feldherren zwölftausend Mann vergeblich opferten. Zu einer Zeit, wo die Sache der Deutschen Protestanten durch Schwäche und Engherzigkeit der Fürsten, durch Feigheit, Selbstsucht und Unverstand ihrer Ritterschaften und Städte verloren gegangen war, bewährte Stralsund die schon seit einem Jahrhundert in Verfall gekommene Wehrhaftigkeit Deutscher Bürger noch einmal auf die glänzendste Weise, und zeigte, was innere Kraft und höhere Motive auch gegen die äußerlich überlegensten Mittel vermöchten. Der Grund, warum diese Stadt so stark bedrängt worden war, lag in umfassenderen Plänen. Oesterreich wollte sich der Ostseeküsten bemächtigen, um dieses Meer beherrschen zu können. Zu den Aussichten, welche diesen Entwurf hatten ergreifen lassen, gehörte, daß Bogislav XIV. von Pommern seinen Stamm beschloß; dann wollte man sich seines Landes als heimgefallenen Lehens bemächtigen, obgleich das Haus Brandenburg alte und gerechte Ansprüche auf diese Erbschaft hatte. Wallenstein war schon am 21. April 1628 zum Admiral des oceanisch-baltischen Meeres ernannt worden; mit den Hansestädten wurde über Stellung und Bau von Schiffen unterhandelt, man faßte den Gedanken, eine bewaffnete Compagnie zu errichten, welche allein den Verkehr mit Italien und Spanien betreiben sollte, um die Holländer und Engländer davon ausschließen, ja die letztern so wie die Dänen und die Schweden, welche es kühn gewagt hatten, die Reichsländer zu beschreiten und feindselig gegen den Kaiser aufzutreten, auf ihrem Grund und Boden von der See her angreifen zu können. Zuerst wollte man den Krieg auf die Dänischen Inseln tragen; Christian IV. wurde bereits als entsetzt angesehen, und Wallenstein hatte einen Augenblick die Absicht, den Kaiser auf den erledigten Thron jenes Reiches zu erheben*), als Stralsunds Widerstand die Errichtung der Flotte verzögerte, die disponiblen Truppen beschäftigte, und die Einmischung des Königs von Schweden die Aufmerksamkeit auf einen größeren Feind richtete. Um die Vereinigung Schwedens und Dänemarks zu hindern, wurden deshalb im Frühjahr 1629 zu Lübeck Unter-

*) Wallensteins Briefe, herausgegeben von Förster. Th. I. S. 72. 182.

handlungen mit dem letztern Staate eröffnet; auch wünschte Wallenstein sein neues Herzogthum vor Dänischen Angriffen sicher zu stellen. Er leitete das Friedensgeschäft von Güstrow aus. Als auch Schwedische Gesandte in Lübeck erschienen, ließ er sie mit Recht zurückweisen. So wurde dem König von Dänemark (12. Mai 1629) ein Friede bewilligt, wie ihn ein so gedemüthigter Fürst von einem so siegreichen Gegner nimmermehr erwarten konnte. Er bekam alle seine eroberten Länder zurück, durfte keine Kriegskosten bezahlen, und nur geloben, daß er sich mit Niemand künftig gegen den Kaiser verbinden wolle. Doch sollten dem Könige von Schweden nicht bloß Verbindungen entzogen werden; auch seine Feinde wurden verstärkt. Schon seit längerer Zeit kämpfte Gustav Adolf mit dem Könige Sigismund von Polen, und dem letztern war bereits einiges Kriegsvolk vom Kaiser zu Hülfe gesandt worden; jetzt aber, da man keinen unmittelbaren Feind mehr zu bekämpfen hatte, erhielt der zum Feldmarschall erhobene Arnim Befehl, 10,000 Mann nach Polen zu führen. Man dachte zugleich daran, Preußen dem Reich und dem Orden wieder zu gewinnen.

Während die Politik des Kaisers den Norden und Osten so gewaltig umfaßte, verlor er den Westen und Süden nicht aus den Augen. Im Frühjahr 1629, als Arnim nach Polen zog, führte Montecuculi 17,000 Mann kaiserlicher Truppen nach den Niederlanden, wo ihr plötzliches Vordringen gegen Amsterdam die Generalstaaten an den Rand des Untergangs zu bringen schien. Auch in die Angelegenheiten Italiens, welche das Oesterreichische Haus seit siebzig Jahren der Spanischen Krone gänzlich überlassen hatte, griff Ferdinand auf das kräftigste ein. Das Haus Gonzaga, welches seit der ersten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts in Mantua herrschte, und im sechzehnten vom Kaiser Karl V. auch Montferrat, welches damals dem Reiche heimgefallen war, erhalten hatte, starb in gerader Linie mit Vincenz II. am 26. December 1627 aus. Die Anwartschaft besaßen Ferdinand Fürst von Guastalla, und Karl Gonzaga, Enkel des früheren Herzogs Friedrich II. (reg. 1519—1540). Karls Vater, Ludwig Gonzaga, hatte in Frankreich die Erbin des Herzogthums Nevers geheirathet. Er wie sein Sohn hatten sich im Dienste der Französischen Krone ausgezeichnet. Aus Furcht, deshalb vom Kaiser und von Spanien nicht anerkannt zu werden, schickte Karl noch vor Vincenz II. Tode seinen gleichnamigen Sohn nach Mantua, und ließ ihn sogleich nach dem Ableben desselben heimlich Besitz von dem Herzogthum nehmen. Erst nachdem

dieß geschehen war, wurde das Ende des vorigen Herrschers bekannt gemacht. Ueber dieß Verfahren entrüstet, sprach Ferdinand als Lehnsherr das Sequester über Mantua, bis er zwischen den Prätendenten entschieden haben werde. Der junge Herzog wandte sich um Hülfe nach Frankreich. Obschon wieder im Kampf mit den Hugenotten begriffen, beschloß der Cardinal Richelieu ihn dennoch zu unterstützen, und die Besetzung des Mantuanischen Herzogthums im Spanisch-Oesterreichischen Interesse zu verhindern. Seine Absichten gegen die Uebermacht Spaniens und Oesterreichs theilten die kleineren Italienischen Herren; es theilte dieselben sogar, aus politischen Rücksichten, Papst Urban VIII., der für seine unabhängige Stellung als Landesherr von diesem immer weitern Umsichgreifen jener Staaten in Italien Alles zu fürchten hatte. Zur Spanischen Partei hielt sich dagegen der Herzog Karl Emanuel von Savoyen, der Ansprüche auf Montferrat machte. Schon belagerten die Spanier unter dem Statthalter von Mailand, Don Gonzalez de Cordova, Casale, während die Savoyer andere Plätze angriffen, als ein Französisches Heer die Letzteren zur Beschützung ihrer Grenzen abrief (1628). Im folgenden Frühjahr führten Richelieu und König Ludwig XIII. in Person ein Heer von 25,000 Mann nach Italien. Sie schlugen das Savoyische Heer bei Susa, und nöthigten die Spanier, die Belagerung von Casale aufzugeben. Allein schon hatte Kaiser Ferdinand die Besetzung der Französischen Grenze und die Zusammenziehung bedeutender Streitkräfte bei Memmingen, Ulm und Lindau angeordnet. Wallenstein hatte anfangs die Absicht, selbst das Commando zu übernehmen. Dann befahl er dem Grafen Colalto, diese Schaaren, über 30,000 Mann stark, nach Italien zu führen. Unter Colalto befehligten Gallas und Altringer. Der nächste Weg führte durch die Pässe Graubündtens, und da diese Republik vor einiger Zeit mit Französischer Hülfe glücklich gegen den Erzherzog Leopold von Tyrol gekämpft hatte, wurden ihre Thäler furchtbar verwüstet. Nach der Einnahme des Gebiets von Mantua ward die Belagerung der Hauptstadt eröffnet. Zur Deckung derselben und zum Schutze des Herzogs von Savoyen rückten die Spanischen Heerhaufen nach Montferrat, und drängten die zurückgelassenen Französischen Truppen — der König und der Cardinal waren mit einem Theil des Heeres bereits zurückgekehrt — in Casale zusammen. Diese zu retten, erschien der Cardinal Richelieu an der Spitze einer neuen Armee, zu Pferde, das Schwert an der Seite und die Pistolen im

Sattel (Anf. 1630); aber wenn er auch allmählig ganz Savoyen occupirte, konnte er es doch nicht verhindern, daß die Deutschen Mantua am 18. Juli erstürmten und drei Tage lang auf das Furchtbarste ausplünderten.

Welch ein Unterschied, welch ein Umschwung der Begebenheiten, wenn man die Stellung Ferdinands im Jahre 1630 mit der Zeit seiner Thronbesteigung vergleicht. Bereits hatte der siegreiche Fortgang der kaiserlichen Waffen auch für die religiösen Verhältnisse Deutschlands bedeutsame Folgen herbeigeführt. Unvermerkt behielt der Kaiser die Wiederherstellung des Katholicismus im Auge. Bisher hatte er in seinen Erblanden noch des Adels geschont; am Ignatiustage 1627 erging ein Edict, daß kein Herr oder Ritter mehr in Böhmen geduldet werden solle, der sich nicht zum katholischen Glauben bekenne; dasselbe wurde für Oberösterreich bestimmt. In Niederösterreich war bisher nur der evangelische Cultus verboten gewesen, jetzt wurden alle Protestanten vertrieben; nur der alte Adel behielt als ein Vorrecht die Erlaubniß, die katholischen Kirchen nicht besuchen zu dürfen. Am schonendsten von allen kaiserlichen Ländern war Schlesien behandelt worden, für dessen Religionsfreiheiten und Privilegien sich der Kurfürst von Sachsen bei der Occupation des Landes (oben S. 299) verbürgt hatte; nur Geldstrafen hatten bezahlt werden müssen. Im Jahre 1628 aber verloren alle unmittelbar unter der Krone oder unter katholischen Herren stehende Territorien die freie Religionsübung; man begann durch militärische Executionen und ähnliche Mittel die Einwohner zu bekehren. Im Reiche wurden schon seit Beendigung des Böhmischen Krieges den Katholiken einzelne Kirchen eröffnet und einige Stifter und Klöster zurückgegeben, die gegen den Religionsfrieden von den Protestanten in Besitz genommen seyn sollten. Der Reichshofrath erkannte stets zu Gunsten der katholischen Partei. Gegen Wirtemberg klagten die Bischöfe von Constanz und Augsburg, und mehrere Aebte trugen auf Restitution ihrer aufgehobenen Klöster an. Der Bischof von Eichstädt erhielt Recht wider Nürnberg, das Capitel von Strasburg gegen die Stadt; die Reichsstädte wurden aufgefordert, den katholischen Cultus herzustellen, wie er zur Zeit des Passauer Vertrages gewesen sey; immer kühner betrieben die katholischen Landesherren die Gegenreformationen in ihren Ländern, und die ligistischen und kaiserlichen Befehlshaber zwangen die protestantischen Capitel und Stifter, katholische Bischöfe und Vorsteher zu postuliren. Nach der Schlacht

bei Lutter beschäftigte sich der Kaiser mit einer allgemeinen Maßregel zur Herstellung der katholischen Kirche. Endlich wurde auf Andringen des päpstlichen Nuntius und mit Genehmigung der vier katholischen Kurfürsten am 6. März 1629 das Restitutionsedict erlassen, kraft dessen die Lutheraner gehalten seyn sollten, alle Stifter, Klöster und Prälaturen, selbst die unter Botmäßigkeit der Reichsstände belegenen, die seit dem Passauer Vertrage und wider den geistlichen Vorbehalt reformirt oder sonst verwendet worden wären, der katholischen Kirche zurückzustellen. Auf die Calvinisten fände der Religionsfriede überhaupt keine Anwendung. Ebenso wenig sey derselbe für die Landsassen und Unterthanen der einzelnen Stände jemals vorhanden gewesen, da die Reichsstände denselben unter sich abgeschlossen hätten; sie könnten deshalb von ihren Landesherrn zur katholischen Religion oder zur Auswanderung gezwungen werden. Das Kammergericht wurde angewiesen, nach diesen Grundsätzen zu verfahren. Weil aber nach dem Ausdruck des Edicts in vielen Fällen „das jus undisputirlich und die spolia notorisch seyen," so wurden sogleich kaiserliche Commissarien zur Execution desselben in alle Kreise gesendet und bevollmächtigt, im Fall der Widersetzlichkeit die „nächst gelegene Armada, sowohl kaiserlich als katholischer Liga Volk zu requiriren" und über die Kirchenämter interimistisch bis zur päpstlichen Bestimmung zu verfügen *). Drei Erzbisthümer, funfzehn Bisthümer, fast alle norddeutschen Stifter und Abteien fielen durch dieses Edict den Katholiken wieder zu; nur der Kurfürst von Sachsen sollte seine drei „von Alters inhabende" Hochstifte Merseburg, Naumburg und Meissen behalten, theils um seine Dienste zu belohnen, theils um nicht zu stark aufzureizen. Zunächst erhielt der Erzherzog Leopold Wilhelm, des Kaisers zweiter Sohn, obschon er bereits Bischof von Strasburg und Passau war, das Bisthum zu Halberstadt und die Erzbisthümer Magdeburg und Bremen. Die Protestanten erhoben von allen Seiten die lautesten Klagen gegen das Edict, welches aus kaiserlicher Machtvollkommenheit erlassen, weder als Gesetz noch als Urtheil in der gehörigen Form gefaßt, berathen und proclamirt sey, mithin auch keine Gültigkeit haben könne. Trotz dieser nicht unbegründeten Einwendungen wurde das an sich schon harte Mandat mit der größten Rücksichtslosigkeit in's Werk gerichtet. Bei den Reichsstädten wurde es gar nicht beachtet, ob die evangelische Religion vor oder nach

*) Eichhorn, Deutsche Staats- und Rechtsgeschichte. Th. IV. S. 240 fg.

dem Passauer Vertrage eingeführt worden war, und den evangelischen Einwohnern der Gottesdienst ohne Weiteres untersagt. Besonders hart wurde gegen Augsburg verfahren, und diese glänzende und berühmte Stadt sank durch das tyrannische Verfahren der kaiserlichen Commissarien und durch die Vertreibung der evangelischen Bürger von ihrer alten Höhe für immer herab. In den Rheinlanden, in Westphalen und Niedersachsen wurde die Restitution durchgeführt und unermeßliches Gut eingezogen. Niemand wagte Widerstand, die höchste Gefahr des Glaubens erweckte keinen Fürsten zu hochherziger und aufopfernder Vertheidigung, brachte den Kurfürsten von Sachsen, dessen Kräfte noch frisch und unverletzt waren, nicht unter die Waffen.

Wie Wallenstein's Eroberungen an Stralsund einen Damm gefunden hatten, so hat eine andere Deutsche Stadt den Ruhm, sich allein der Ausführung des Restitutionsedikts widersetzt zu haben. Es war dieselbe, welche vor achtzig Jahren, ebenfalls von allen Städten des Bundes die einzige, Kaiser Karl V. im Schmalkaldischen Kriege widerstanden hatte, Magdeburg. Obgleich die dortige Bürgerschaft dem kaiserlichen Feldherrn schon auf seinem ersten Zuge von Schlesien nach Mecklenburg 130,000 Gulden bezahlt hatte, forderte dieser im Januar 1629 von Neuem 200,000 Gulden, oder Einnahme und Unterhaltung eines Regiments. Sie stützte sich, wie Stralsund, auf ihre Privilegien. Da schrieb er selbst von Güstrow aus: „Uns ist die widerspenstige Weigerung der Stadt, ein einziges Regiment zu unterhalten, berichtet worden. Diese Hartnäckigkeit befremdet uns. Bis jetzt hat Magdeburg zum schweren Kriege nichts gesteuert, weder dem Kaiser, noch dem gemeinen Wesen. Wir wollen sie erinnert haben, in der Weigerung nicht zu beharren, sie möchte es sonst sehr bereuen." Nachdem das Restitutionsedict erlassen, und dem Sohn des Kaisers, Leopold Wilhelm, das Erzbisthum übertragen worden war, mußte es um so wichtiger scheinen, den Widerstand dieser Stadt zu brechen. Zunächst erschien 1629 ein Haufe Croaten vor der Stadt, versperrte die Zufuhr, verwüstete die Dörfer umher, brannte das Korn ab, und zwang die Bauern mit den Säbeln, Schanzen gegen die Stadt aufzuwerfen, worauf die Magdeburger ihr Geschütz brauchten. Eine Menge unschuldiger Bauern wurden von den Kugeln der Bürger zerschmettert, aber dennoch mußten die übrigen fortarbeiten, denn wer floh, ward von den Croaten in Stücke gehauen. Jeden Abend wurden große Wagen voll Todter weggeführt. Darnach erhielten die Obersten

Pappenheim und Becker Befehl eine regelmäßige Belagerung zu eröffnen, und im Julius kam Wallenstein selber von Güstrow, wo er sich bis dahin aufgehalten hatte, nach Wollmirstädt. Nach einigen vergeblichen Unterhandlungen wurde die Belagerung fortgesetzt; doch nahm der Feldherr persönlich keinen Theil und zeigte überhaupt kein Verlangen, durch Stralsunds Beispiel gewarnt, wieder große Heeresmassen aufzuopfern. Im Herbst gelang es endlich der Hanse, zu welcher Magdeburg gehörte, einen Vergleich zu vermitteln, worauf das Kriegsvolk (29. Sept.) abgeführt wurde.

Unterdessen hatte Wallenstein das Restitutionsedict im Bisthum Halberstadt mit großer Härte vollstreckt; im Verein mit den Ligistischen bedeckten seine Schaaren das ganze Reich. Die Zahl der letzteren soll im Frühjahr 1629, ehe die Entsendungen nach Polen, Holland und Italien stattfanden, gegen 150,000 Mann betragen haben. Ueberall wurden von dem Feldherrn und den Generalen willkürlich Steuern ausgeschrieben, und die fürchterlichsten Erpressungen, theils unter dem Vorwande der Unterhaltung des Kriegsvolks, theils der Einführung des Restitutionsedicts, verübt. Die Hauptleute lebten in Pracht und Ueberfluß, und ihre Verschwendung schien dem Elende der ausgesogenen Bürger und Bauern Hohn zu sprechen. Was die Soldaten nicht verzehren konnten, verdarben sie aus Muthwillen. Viele Landleute starben Hungers, andere fristeten mit Eicheln und Wurzeln ein klägliches Daseyn *). Von allen Seiten erhoben sich die schreiendsten Klagen über diese Tyrannei und allgemeine Bedrückung. Ueber den Marsch der Truppen, welche Colalto nach Italien führte, schrieb der Erzherzog Leopold, des Kaisers eigener Bruder, an diesen: „Ew. Kaiserliche Maj. glauben nicht, wie das Volk auf den Durchzügen hauset. Ich bin auch etliche Jahre dem Kriegswesen nachgezogen, aber solche Greuel, wie itzt, habe ich nicht gesehen, auch nie verstattet. Es kann nicht ohne allen Schaden abgehen, allein das Brennen, das Weiberschänden, das Todtschlagen, das Abschneiden der Ohren und Nasen, anderer

---

*) Der Grund, den Hr. Förster (Wallenst. Briefwechsel, Th. I. S. 74) aus einigen in den Briefen vorkommenden Klagen Wallensteins über Geldverlegenheiten hernehmen will, um an der Größe des Drucks zu zweifeln, wird nicht leicht Jemanden überzeugen. Mit demselben Rechte könnte ein künftiger Geschichtschreiber aus Napoleon's Finanznoth schließen, daß die Berichte von seinen Erpressungen in Deutschland erlogen oder übertrieben seyen. — Auch stimmt das, was Hr. Förster selbst Th. II. S. 74 anführt, durchaus nicht zu jener Behauptung.

Martern, welche den armen Leuten angethan werden, nicht zu gedenken, diese Ausschweifungen können die Officiere gar wol verhindern. Ich weiß wol, man will Ew. Maj. solche Sachen auszureden suchen, aber ich versichere Sie, daß das, was ich schreibe, Wahrheit ist. Mir, Ew. Maj. getreuestem Bruder, können Sie soviel glauben. Die Officiere spicken ihre Beutel mit der armen Leute Schweiß und Blut, und ich könnte mehrere nennen, die vor kurzer Zeit schlecht einhergezogen sind, jetzt aber drei oder viermal hunderttausend Gulden baares Geld besitzen. Diese Summen erhielten sie nicht vom Feinde, sondern sie preßten sie der katholischen Fürsten armen Unterthanen ab. Die Ungeduld fängt an so groß zu werden, daß ich mich in meinem Gewissen verbunden halte, alles dieß Ew. Maj. zu berichten. Eine gute Anmahnung an den Herzog zu Friedland wird nicht schaden können. Ich bitte Ew. Kaiserl. Maj. um Gottes Barmherzigkeit willen und durch seine heiligen fünf Wunden, mein Schreiben nicht in Ungnade aufzunehmen. Viele ansehnliche Personen haben mich schon oft darum ersucht, ich habe es nie thun wollen; endlich bin ich dazu gezwungen worden. Ich sehe, daß es mich nunmehr am meisten im Markgrafthum Burgau und in den Altenburgischen Herrschaften, von welchen ich leben muß, selbst betrifft."

So war der Zustand des Reiches, als der Kaiser seinen ersten Reichstag im Februar 1630 auf den Junius nach Regensburg berief. Die ligistischen Fürsten hatten darauf angetragen, auch wünschte Ferdinand seinen ältesten Sohn zum Römischen König erwählt zu sehen. Die vier katholischen Kurfürsten erschienen persönlich, nicht so Sachsen und Brandenburg trotz wiederholter Einladungen. Der Kaiser mußte auf eine bedeutende Opposition gefaßt sein, da er die Stände des Reichs in ihrer Gesammtheit bisher um keine Maßregel befragt hatte. Wetteifernd klagten zuerst die Kurfürsten, dann die Uebrigen über Wallensteins unumschränkte Macht, der Jedermann nach seinem Willen zwänge ohne Recht, ja ohne rechtlichen Vorwand, und über den unerträglichen Druck der Soldatesca, die vom Reiche nicht allein ernährt, sondern mit allen Hauptleuten und Obersten auch besoldet werden müßte. Schrecklich war der Bericht der Pommerschen Abgeordneten. „Bogislav, sagten sie, nahm die kaiserlichen Soldaten als Freunde auf, und sie peinigen seine Unterthanen bis aufs Blut. Ganz allein im Fürstenthum Stettin werden die Contributionen auf zehn Millionen angeschlagen. Den armen Leuten wurden die Hemden vom

Leibe weggenommen, Andere übergaben den Officieren statt baaren Geldes ihre fahrende Habe mit Thränen. Die Executoren schätzten einen Zug Ochsen auf zwei Thaler, und nahmen ihn für diesen Spottpreis den Bauern weg. Noch täglich werden die Wirthe barbarisch geprügelt, Alles wird verbrannt und verheert, der Gottesdienst gehindert; und nicht genug, daß Weiber und Jungfrauen zu Tode genothzüchtigt werden: auch noch an den todten Körpern, mehr als viehisch, wird die unnatürliche Lust gebüßt, dann werden sie den Hunden zu fressen gegeben. Bogislavs Einkünfte aus seinem großen Herzogthume reichen nicht mehr zur Unterhaltung seiner Tafel hin, und jeder kaiserliche Rittmeister in Pommern lebt fürstlicher als er. Sieben Pommersche Städte sind seit der Kaiserlichen Ankunft durch den Muthwillen der Letztern in Asche gelegt, ganze Districte von sechs und mehreren Meilen sind verödet. Als die Stadt Stargard sich über die Größe der Contributionen beklagte, schrieb der kaiserliche Feldmarschall Torquato Conti dem darin liegenden Hauptmanne zurück: damit Stargard desto besser sich zu beklagen Ursache habe, so befehlen wir dem Herrn ernstlich, daß er sich diese Stunde Alles, was noch zu zahlen ist, entrichten lasse, und sollten sich die Stargarder auch bis auf das Hemde ausziehen müssen." Als die Pommerschen Gesandten diese Beschwerden übergaben, lagen 31,500 Mann kaiserlicher Infanterie und 7540 Reiter, ohne den Troß, in Pommern. Kurbrandenburg berechnete seinen Schaden auf zwanzig Millionen Gulden; Hessen-Kassel gab sieben Millionen an; die einzige Stadt Nürnberg hatte monatlich 20,000 Thaler, Berlin 10,000 Gulden zahlen müssen; Wirtemberg brauchte alle vier Wochen 120,000 Thaler um 8000 Mann kaiserlicher Truppen zu erhalten. Was allen diesen Klagen den stärksten Nachdruck gab, war die drohende Stellung der Liga. So sehr sie mit der Herstellung des Katholicismus zufrieden war, so stark mußte sie anderer Seits die Uebermacht des Kaisers in politischen Dingen, nicht minder als die protestantischen Fürsten, fürchten. Aus diesem Grunde hatte Maximilian von Baiern, das thätige und vorausblickende Haupt dieser Verbindung, schon im März dieses Jahres einen Beschluß der Mitglieder zu Heidelberg abfassen lassen, die Truppen der Liga nicht zu vermindern, wie dieß der Kaiser verlangt habe, vielmehr die Armee in der Stärke von 27,000 Fußgängern und vierzig Reiterregimentern bis zum allgemeinen Frieden zu unterhalten, sich erforderlichen Falls mit Gewalt zu manuteniren, und die besetzten Länder nicht zu räumen, bis der Bund seiner

Kosten versichert wäre. Diese Stimmung unterhielten und stärkten geheime Botschafter und Einflüsterungen Richelieus, der auf seinem Wege gegen die Oesterreichisch-Spanische Macht um so eifriger fortzugehen dachte, als er die Opposition des Papstes, welche seine ersten Entwürfe dieser Art hatte scheitern lassen (oben S. 316), nicht mehr zu scheuen brauchte. Im Laufe der Ereignisse hatten sich nämlich auch noch andere Gegensätze im Schooße der siegenden Partei entwickelt. Die Jesuiten trachteten danach, die durch das Restitutionsedict zurückfallenden Güter für sich in Besitz zu nehmen und die älteren Orden wo möglich ganz auszuschließen; über die Besetzung der wiedergewonnenen Kirchenstellen erhoben sich die uralten Streitigkeiten zwischen Papst und Kaiser. Papst Urban VIII. folgte jener Richtung nicht, welche seine Vorgänger seit der Mitte des sechszehnten Jahrhunderts genommen hatten, die mit Hintansetzung der eigenen fürstlichen Interessen, ja selbst des oberherrlichen Ansehens über die Kirche einzig und allein auf die Herstellung der Religion im Verein mit den Landesherren ging. Er war den Häusern Oesterreich und Spanien persönlich abgeneigt, seine Stellung in Italien glaubte er durch die Uebermacht dieser Fürsten bedroht, und schloß sich deshalb näher an Frankreich. Selbst die restituirten geistlichen Stellen in Deutschland das erste Mal zu besetzen, verweigerte er dem Kaiser. So gekränkt und zurückgewiesen, erwachten in diesem die Vorstellungen von der höhern Autorität der Deutschen Herrscher. Er wollte sich die Kaiserkrone aufsetzen lassen, der Papst sollte ihm nach Bologna oder Ferrara entgegenkommen. Wallenstein, der früher, nach der Unterwerfung Deutschlands auf einen großen Türkenzug gedacht hatte, hielt es jetzt für wichtiger erst nach Italien zu ziehen. Rom sey bereits seit hundert Jahren nicht geplündert worden, äußerte er, jetzt müsse es um Vieles reicher seyn als damals *). Das war die Lage der Parteien, als der Kurfürst von Baiern, nachdem die Beschwerden der Stände eingereicht waren, auf die Entsetzung Wallensteins antrug und die Uebrigen ihm laut und eifrig beistimmten. Furcht vor der Liga, Besorgniß dieselbe mit Frankreich vereinigt gegen seine Erblande unter den Waffen zu sehen, ein Rest von Achtung gegen die schon so gewaltsam angetastete Deutsche Verfassung, Unlust mit dem Papste ganz zu brechen und endlich wahrhafte Rührung über die Leiden des Reiches, wozu der Einfluß der

*) Ranke, Päbste, Bd. II. S. 551.

den Kaiser umgebenden, Wallenstein nicht günstigen Geistlichkeit kam, bewegten Ferdinand im entscheidenden Augenblicke nachzugeben. „Ungern und ohne Gutheißen und mit Protestation, an allem hieraus entstehenden Unheil vor Gott und der Welt unschuldig zu seyn," willigte der Kaiser in die Entsetzung des Feldherrn, dem er seine Macht verdankte. Er schien zu fühlen, was er aufgebe. In Begriff, Deutschland und Italien zu seinen Füßen zu sehen, fürchtete er auf dem betretenen Wege fortzuschreiten, plötzlich fehlten ihm Muth und Kräfte den Schlußstein seines Gebäudes zu legen. Alle bisherigen Schritte mußten jetzt zwecklos erscheinen, umsonst war man so weit gegangen, wenn man nicht weiter gehen wollte. Es war vom Standpunkt des Kaisers ein unverzeihlicher Fehler; unverzüglich trat ein großer Umschwung der Dinge ein. Anderer Seits gestattet dieses Benehmen Ferdinands auch einen Rückschluß darauf, daß die bisherigen großen Erfolge weniger als die Früchte eines durchgreifenden Planes denn als die Erzeugnisse des Laufes der Dinge betrachtet werden müssen. — Wallenstein hatte sich um diese Zeit zu dem kaiserlichen Heer in Schwaben begeben, um, falls die Kurfürsten wegen der Königswahl Schwierigkeiten machen sollten, nach seiner Weise plötzlich die Stadt mit kaiserlichen Truppen zu besetzen und Baiern mit einem Einfall zu bedrohen. Ganz anders stellten sich die Sachen auf dem Reichstage. Statt eines Befehls zum Aufbruch, mußte dem Mächtigen jetzt der Absetzungsbrief überbracht werden. Zwei alte Freunde des Feldherrn, der Hofkanzler von Werdenberg und der Kriegsrath von Questenberg, übernahmen das bedenkliche Geschäft. Sie trafen ihn in Memmingen mit astrologischen Studien beschäftigt. Er empfing und bewirthete sie prächtig. Es ward lange von gleichgültigen Dingen gesprochen, und eben wollten sie es wagen, ihn mit ihrem Auftrage bekannt zu machen, als Wallenstein, von allen auf dem Kurfürstentage vorgefallenen Dingen schon durch seinen Vetter, den Grafen Max von Waldstein, unterrichtet, einige Papiere vom Tische nahm und zu ihnen sagte: „Diese Papiere enthalten des Kaisers und des Kurfürsten von Baiern Nativität. Aus ihnen könnt ihr selbst sehen, daß ich euren Auftrag weiß. Diese Sterne zeigen, daß des Kurfürsten von Baiern Spiritus den Spiritus des Kaisers dominirt. Aus dieser Ursach gebe ich dem Kaiser keine Schuld. Es thut mir wehe, daß sich Se. Majestät meiner so wenig angenommen haben, aber ich will Gehorsam leisten." Er dankte hierauf selbst dem Kaiser schriftlich für das bisher ihm geschenkte

Vertrauen, und bat nur, ihn in seinen Besitzungen zu schützen. Als die Kurfürsten zu Regensburg seine Antwort erfuhren, wurden sie muthiger, und verlangten nun auch die Wiedereinsetzung der Mecklenburgischen Herzoge. Der Kaiser mußte sich endlich entschließen, die Untersuchung dieser Angelegenheit zu verfügen, und schrieb Wallenstein, bis zur Beendigung derselben auf seine Güter in Böhmen zu gehen. Dahin begab sich dieser denn, nicht ohne die Zuversicht, daß die Zukunft ihm einen vollkommenen Triumph über seine Feinde verschaffen würde. Den ersten Bewilligungen folgten bald andere von Seiten des Kaisers. Weil die Mittel zur Unterhaltung fehlten, wurde das Wallensteinische Heer in Deutschland bis auf neun und dreißigtausend Mann vermindert und die Generale angewiesen, ihre Contributionsforderungen vorher der Berathung und Ermäßigung der Reichskreise zu unterwerfen. Auf Andringen der Protestantischen Fürsten wurde auch die Vollziehung des Restitutionsedict suspendirt, und ein Tag nach Frankfurt für das nächste Jahr anberaumt, auf welchem über einen Vergleich unterhandelt werden sollte. Dennoch erreichte der Kaiser nicht einmal die Wahl seines Sohnes zum römischen König, welche die Kurfürsten auf eine künftige Versammlung hinausschoben.

---

7. Gustav Adolf und seine ersten Fortschritte in Deutschland. (1630—1631.)

Durch die Spaltung, welche im Innern der katholischen Partei ausgebrochen war, begannen die Verhältnisse sich für die Reichsfürsten und für die Protestanten wieder günstiger zu gestalten. Doch hatten die Letztern keine Macht irgend welcher Art in Händen, um den Kaiser auf dem Wege der Nachgiebigkeit zu erhalten, und die Rettung und Befreiung ihres Glaubens zu bewerkstelligen. Außer Sachsen waren ihre Länder entkräftet und ausgesogen, ihre Unterthanen verschüchtert, und die Furcht, auch das letzte noch durch Widersetzlichkeit zu verlieren, lehrte selbst diejenigen Unterwürfigkeit, die vielleicht noch auf Widerstand hätten denken können. Da nahte zur Rettung der Religion und Freiheit von außen her eine fremde Gewalt, welche die Getrennten kraft ihres überwiegenden Ansehens vereinigte, und dieselben so mächtig zu beherrschen wußte, daß jede Regung der Eifersucht und

des besondern Vortheils erstickt, und jeder Treulosigkeit durch die Furcht der Weg versperrt wurde.

Gustav Adolf, der älteste Sohn Karls IX. (oben S. 267), hatte in seinem siebzehnten Jahre den Schwedischen Thron unter schwierigen Umständen bestiegen (1611). Mit Dänemark, Rußland und Polen befand sich das Reich im Kampfe. Christian IV. hatte, von seinen Besitzungen in Schweden aus, Calmar erobert, und machte verheerende Einfälle in Smaland. Im Sommer des Jahres 1612 nahmen die Dänen auch Elfsborg und die Insel Oeland weg. Schlecht unterstützt vom Adel, ohne genügendes Heer und kräftige Führer, gelang es dem jungen Herrscher nur durch große persönliche Anstrengungen und durch die Hingebung der Schwedischen Bauern, bedeutende Verluste zu vermeiden und im Frieden von Siöröd (1613) Calmar und Oeland zurückzuerhalten. Gegen Rußland waren die Schweden im Vortheil gewesen. Schon nach der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts hatten die Schwedischen Herrscher angefangen, sich von den alten Besitzungen in Finnland aus weiter an den Ostseeküsten auszubreiten, in dem richtigen Gefühl, daß hierauf die Herrschaft über dieses Meer und die politische Bedeutung ihres Reiches gegründet werden müsse. So wurde Esthland erworben; während der inneren Verwirrungen in Rußland nach dem Tode Boris Godunow's (1605) eroberten die Schweden Kexholm, Nowgorod und die Städte von Ingermanland. Gleich nach dem Frieden mit Dänemark eilte Gustav Adolf in diese Gegenden, um den Befehl zu übernehmen, konnte aber nichts Bedeutendes ausrichten. Endlich kam im Jahre 1617 zu Stolbowa ein Vertrag zu Stande, der dem Könige von Schweden Carelien und Ingermanland gegen Zurückgabe der übrigen Eroberungen zusicherte. Diese Länder verbanden die finnländischen Besitzungen Schwedens mit Esthland, und schlossen die Russen gänzlich von der Ostsee aus; ein höchst wichtiger Schritt zu Schwedens Größe. Gustav Adolf beschloß auf diesem Wege weiter vorzuschreiten. Der Schauplatz des Polnisch-Schwedischen Krieges war Liefland gewesen, und ein beim Tode Karls IX. geschlossener Waffenstillstand hatte mehrere feste Plätze dieses Landes in den Händen der Schweden gelassen. Als der Kampf 1617 von Neuem eröffnet wurde, eroberten die Schweden auch Dünamünde und Pernau, worauf wieder eine vierjährige Waffenruhe eintrat. Nachdem Gustav Adolf die Schwester des Kurfürsten Georg Wilhelm von Brandenburg, Maria Eleonora, geheirathet

hatte *), segelte er im Frühling des Jahres 1621 mit 160 Schiffen über die Ostsee, eröffnete im August die Belagerung von Riga und zog am 19. September in die Mauern dieser Stadt ein, welche die Bürgerschaft hartnäckig vertheidigt hatte. Von hier ging er nach Kurland und eroberte Mitau. Allmählig fiel ein Platz nach dem andern in seine Hände; nach einem Siege bei Wallhofen wurde ganz Liefland unterworfen, und der König drang nach Litthauen vor. So konnte der junge Held immer kühnere Plane fassen, er beschloß den Krieg an die Preußischen Ostseeküsten zu verlegen und auch diese in seine Gewalt zu bringen. Im Juni des Jahres 1626 erschien er mit einer starken Flotte vor Pillau, um sich dieses wichtigen Hafens für seine ferneren Unternehmungen zu versichern, obgleich derselbe seinem Schwager, dem Kurfürsten von Brandenburg, gehörte. Ohne Widerstand verließ die Brandenburgische Besatzung, 300 Mann stark, ihre Schanzen. Aber vergebens forderte der König die Preußischen Stände auf, sich mit ihm gegen Polen zu vereinigen. „Seht nicht den Mittelweg, sagte er ihnen, seht auf Deutschland, da haben sie auch keinen erzürnen wollen. Was ist daraus erfolgt? Sie haben Haus und Hof, etliche ihre Seligkeit verloren. Die Polen wollen aus Preußen, wie sie bereits in Liefland gethan, Starosteien machen, die Einwohner wie Sklaven halten und à coups de bâton tractiren. Jetzt werden sie euch für Verräther ausgeben, ihr möget thun was ihr wollt, weil ihr den Pillauer Hafen nicht vertheidigt habt. Schlagt auf sie zu, es sind ja über tausend Adliche in diesem Herzogthum, ich will euer General seyn. Ich bin euer Religionsverwandter, habe ein Fräulein aus Preußen in meinem Bett, will Königsberg befestigen und es wider die Polen und den Teufel vertheidigen, wenn ihr es mit mir haltet.“ Dem Kurfürsten ließ er auf seine Beschwerden erwiedern, er wolle ihm nichts nehmen; es sey aber am besten, wenn er als Lehnsträger Polens ganz aus dem Spiele bleibe **). Unterdeß hatte er sich bereits gegen das Polnische Territorium gewendet. Im Fluge eroberte er Braunsberg, Elbing, Marienburg, Dirschau, und dehnte sich bis an die Grenzen Pommerns aus, während sein Feldherr Jakob de la Gardie die Polen in Litthauen schlug. Im folgenden Frühjahr führte der Kurfürst Georg Wilhelm 5000 Mann nach Preußen, um Pillau wieder

*) Er war vorher selbst in Geheim nach Berlin gereist, um seine Braut zu sehen und kennen zu lernen.

**) Stenzel, Geschichte Preußens Bd. I. S. 449 fg.

zu gewinnen; nachdem die Schweden ihm aber 2000 Mann gefangen genommen hatten, mußte er sich zu einem Neutralitätsvertrage bequemen und versprechen, die Polen in keiner Weise zu unterstützen. Gegen diese führte Gustav Adolf auch in diesem und im folgenden Jahre den Krieg in Westpreußen mit glücklichem Erfolg, ohne daß indeß ein entscheidender Schlag geschah. Gefährlicher drohte der nächste Feldzug für den König zu werden, nachdem sich Arnim (oben S. 326) mit dem Polnischen Feldherrn Koniecpolski in der Gegend von Graudenz vereinigt hatte. Gustav Adolf marschirte von Marienwerder auf Marienburg zurück, um hier Verstärkungen abzuwarten, als er in der Gegend von Stuhm von dem heftig nachdrängenden Feind am 27. Juni 1629 wider seinen Willen zu einem Gefecht gezwungen wurde, welches nachtheilig für ihn endigte.

In dem Schreiben, welches der Feldmarschall von Arnim am Tage nach der Schlacht an Wallenstein erließ, heißt es unter Anderm: „Der König ist mitten unter uns gewesen, und unsere Reiter haben so nahe nach ihm gegriffen, daß er den Hut im Stiche gelassen, welchen ich Ew. Fürstlichen Gnaden überschicke. Eben jetzt sendet der Feind wegen einiger vornehmen Getödteten und Gefangenen einen Trompeter an mich, welcher erzählt, daß der König gesagt, er habe noch nie so warm gebadet, doch wäre ihm lieb, daß er die Kaiserlichen hätte kennen lernen. — Der König hat sich mit so viel Muth unter die Kaiserlichen gewagt, daß er sich der größten Gefahr ausgesetzt, und sich durch seine außerordentliche Tapferkeit und durch den treuen Beistand der Seinigen durchschlagen müssen."

Dieselbe Tapferkeit bewies Gustav Adolf in allen Gefechten; stets war er da, wo die Gefahr am größten schien. In dem zweiten Preußischen Feldzuge war er zweimal verwundet worden. Bei allen diesen heftigen kriegerischen Anstrengungen wurde sein kühner und rastloser Geist von einem kräftigen Körper unterstützt. Er war von hohem Wuchse und sehr fleischig, so daß mit den Jahren die zunehmende Wohlbeleibtheit ihm fast beschwerlich fiel und nur ein starkes Pferd ihn zu tragen vermochte. Seine breite Stirn schien der Sitz der Vernunft zu seyn; seine Adlernase, die großen grauen Augen und die wohltönende Stimme flößten Achtung und Vertrauen ein; aber so furchtbar sein Ernst war, so sehr bezauberte seine Freundlichkeit. Zum Herrscher geboren, wußte er nichts von Furcht; bei aller Vorsicht sah man ihn nie ängstlich, und seine Rede strömte fast immer von Muth

und Laune über. Stets wußte er die tauglichsten Gehülfen auszusuchen, und in dem eben erzählten Polnischen Kriege bildete er sich Befehlshaber und Soldaten heran, welche in der Folge die besten Deutschen Truppen über den Haufen warfen. Um zu seinen fast ununterbrochen fortdauernden Kriegszügen das nöthige Geld zusammen zu bringen, hatte er von Anfang an den Finanzeinrichtungen eine größere Aufmerksamkeit gewidmet, als damals gewöhnlich war, und den Gewerbfleiß wie den Handel in seinen Staaten auf alle Weise unterstützt. Auch den Wissenschaften, deren eifrigster Verehrer er war, öffnete er den Weg nach Schweden, wie seine eigene Bildung nicht unbedeutend war. Er redete vier Sprachen mit seltener Fertigkeit, und hatte nach dem Geiste der damaligen Zeit in theologischer Gelehrsamkeit viel gethan. Aber es war ihm nicht um die Lehrsätze allein zu thun; ein echt religiöser Sinn hatte sein ganzes Gemüth in dem Maße durchdrungen, daß er als das liebenswürdigste Muster eines echt christlichen, frommen Fürsten erscheint, der nichts Wichtiges ohne den Gedanken und das Gebet an Gott beginnt. In diesem Sinne führte er seine Kriege auch nicht mit der eisernen Härte Wallensteins, sondern suchte die Leiden, welche er den Landeseinwohnern zufügen mußte, zugleich nach Kräften zu mildern und zu vergüten.

Die unterdrückte Religionsfreiheit der Deutschen Protestanten hatte schon früh Gustavs Aufmerksamkeit erregt; schon vor seinem Preußischen Feldzuge, im Jahr 1625, hatte er sich an Christians IV. Stelle an die Spitze der Niedersachsen stellen wollen, war aber durch Englands Zaudern, welches seine Unternehmung nicht unterstützen wollte, und Dänemarks Eifersucht daran verhindert worden. Auch hatte der Polnische Krieg ihn noch zu sehr beschäftigt. Späterhin haben wir gesehen, wie er den tapfern Stralsundern Hülfe sandte. Nach der Schlacht auf der Stuhmer Haide vermittelte ein Abgeordneter Richelieu's einen sechsjährigen Waffenstillstand zwischen dem Könige von Schweden und Polen. Stets seiner Politik getreu, war jener Staatsmann bemüht, einen neuen Bundesgenossen gegen Oesterreich zu gewinnen, welches er gern im Norden beschäftigt sah, um dessen Kräfte von Italien abzulenken; da England zu jener Zeit im Innern mit sich selbst beschäftigt, Dänemark entkräftet war, blieb kein anderer Fürst als Gustav Adolf übrig, der allein von allen Protestanten siegreich gewesen war, während seine Glaubensgenossen in Deutschland und Frankreich unterlagen. Der König von Schweden zauderte,

sich in eine so weit aussehende Unternehmung zu stürzen; doch kamen mehrere Gründe verschiedener Art zusammen, Gustavs Entschluß zu bestimmen. Oesterreichs Plane auf die Ostsee waren für Schweden zu bedenklich, um nicht zum Kampfe aufzufordern, und ein siegreicher Krieg verhieß eine glänzende Ausdehnung seiner Macht am Baltischen Meere und die Besetzung der Küsten von Riga bis Stralsund. Außerdem bewegte den König die edlen Seelen angestammte Begierde, als Schützer und Rächer der Unterdrückten aufzutreten, und vor Allem der fromme Wunsch, den evangelischen Glauben zu retten und zu befreien. Auch an äußeren Gründen fehlte es nicht; der Kaiser hatte seine Gesandten zu Lübeck zurückweisen lassen und den Polen Hülfe gesendet. So schloß er denn das Bündniß mit Frankreich im Frühjahr 1630 in der Art ab, daß er ein Heer nach Deutschland führen werde zur Herstellung der Gerechtsame der Deutschen Stände, zur Entfernung der kaiserlichen Truppen und zur Sicherung der Meere und des Handels, wobei ihn Frankreich mit einer angemessenen Summe unterstützen werde. Den katholischen Gottesdienst wolle er dulden, wo er ihn fände.

Nachdem Gustav Adolf seine Rüstungen vollendet und dem Reichsrathe die Regierung des Landes in seiner Abwesenheit übertragen, versammelte er am 27. Mai 1630 die in Stockholm gerade gegenwärtigen Reichsstände, stellte ihnen seine einzige kaum sechsjährige Tochter Christine vor, empfahl dieselbe ihrem Schutze, und sprach unter Anderem: „Da wohl mancher sich imaginiren und einbilden mag, daß wir diesen Krieg ohne rechte Ursach uns aufbürden, so nehme ich Gott den Allerhöchsten zum Zeugen, daß ich solches nicht aus eigenem Gefallen oder Kriegslust vorgenommen, sondern dazu seit mehreren Jahren auffallend Grund habe, meist darum, daß unsere unterdrückten Glaubensgenossen mögen von dem päpstlichen Joche befreit werden. — Und weil gewöhnlich zu geschehen pflegt, daß der Krug zum Brunnen geht, bis er bricht, so wird auch mir geschehen, daß ich, der bei so mancher Gelegenheit für Schwedens Wohlfahrt mein Blut vergossen und gleichwohl bis jetzt unter Gottes gnädigem Schutz heil davongekommen bin, zuletzt das Leben doch lassen muß; deshalb will ich bei meiner Abreise dieses Mal auch sämmtliche Schwedens abwesende und gegenwärtige Stände Gott befohlen haben, wünschend, daß wir nach diesem elenden und beschwerlichen Leben uns treffen und finden mögen

in dem ewigen und unvergänglichen." *) Danach schiffte er sich mit funfzehntausend Mann, theils Schweden, theils Deutschen und Schotten, in den Scheeren bei Elfsnaben ein (23. Juni 1630), ankerte am 4. Julius bei der kleinen Insel Ruden, am Ausflusse der Peene, und bewerkstelligte die Landung beim Dorfe Peenemünde auf Usedom. Kaum aus dem Boote ans Land gestiegen, kniete er im Angesichte seines ganzen Heeres nieder, dankte Gott in einem inbrünstigen Gebete für die glückliche Ueberfahrt, und flehte um seinen ferneren Schutz. Seine gerührten Officiere beteten ihm im Stillen nach. Als er aber ihre Augen voll Thränen sah, sprach er: „Weinet nicht, meine Freunde, sondern betet. Je mehr Betens, je mehr Siegs! Fleißig gebetet, ist halb gefochten." Den Zeitpunkt zu seiner Unternehmung hatte Gustav Adolf sehr glücklich gewählt. Gerade damals war Wallenstein entlassen, sein Heer vermindert worden, noch waren die Kurfürsten in Regensburg beisammen. Mit dem gefürchteten Feldherrn wich auch der rege Geist aus den Schaaren. Torquato Conti, der die kaiserlichen Truppen in Pommern befehligte, die der Anzahl der Schweden noch immer weit überlegen waren, zeigte wenig Entschlossenheit, und begnügte sich, zunächst die Truppen bei Garz und Anclam zusammenzuziehen, während Gustav die Odermündungen und Rügen besetzte und sich darauf mit großer Schnelligkeit gegen Stettin, die Hauptstadt des Herzogs von Pommern, wandte. Aengstlich eilte ihm der alte Bogislav entgegen, und zögerte die Stadt sofort zu übergeben, wie der König verlangte. Da wandte sich Gustav an die Abgeordneten des Magistrats. Er versprach die strengste Ordnung und Mannszucht, und schloß mit den Worten: „Faßt einen Entschluß, die Sache ist dringend. Die Sonne wird bald untergehen, und ich bin nicht gewohnt, in der Nacht auf den Wällen Schildwachen auszustellen. Eilet, und nöthigt mich nicht, zu wirksameren Mitteln meine Zuflucht zu nehmen, wenn meine Worte euch nicht überreden können." — Der Herzog bat, ihn doch nur neutral zu lassen, damit er nicht noch in seinem Alter den Jammer erlebe, als ein Geächteter aus seinem Lande flüchten zu müssen; aber der König sprach ihm Muth ein, und so rief Bogislav denn endlich: „Nun in Gottes Namen!" worauf die Schweden in die Stadt rückten (20. Juli). Bald darauf ward ein förmliches Bündniß zwischen Gustav und

*) Geijer, Geschichte Schwedens. Bd. III. S. 167.

Bogislav geschlossen, welches auf gegenseitige Hülfe gegen Gewalt und Ungerechtigkeit gerichtet war, unbeschadet der Pflichten des Herzogs als Reichsstand. Für den Fall, daß Bogislav früher sterben würde, als der Kurfürst von Brandenburg als präsumtiver Erbe diese Einigung bestätigt hätte, sollte Pommern von den Schweden besetzt bleiben, bis der Nachfolger den König wegen der Kriegskosten völlig befriedigt hätte. Ein Beweis, daß Gustav Adolf daran dachte, die Pommerschen Küsten den Preußischen hinzuzufügen. Nach der Besetzung Stettins bemühte sich der König die übrigen Städte des Herzogthums in Besitz zu nehmen, um sich in diesen Gegenden zu befestigen. An mehreren Punkten leisteten die kaiserlichen Besatzungen den hartnäckigsten Widerstand, namentlich in Colberg und Greifswald; andere bewiesen sich weniger muthvoll, oder wichen der offenbaren Uebermacht, und zogen sich nach dem befestigten Lager zurück, welches Conti bei Garz aufwerfen ließ. Schrecklich übten diese Unmenschen ihre Wuth gegen die Schweden an den unschuldigen Pommern aus. Kein Ort wurde verlassen, ohne vorher ausgeplündert und an allen Ecken in Brand gesteckt zu seyn. Ein Croatenhaufe, welcher durch Penkun nach Garz zog, brach in alle Häuser ein, zerschlug Kisten und Schränke, prügelte und mißhandelte die Leute, bis sie ihre verborgene Habe entdeckten, ergriff die Weiber und halb erwachsene Mädchen, und trieb sie wie Schlachtvieh vor sich her. Ueberall auf den Straßen sah man die scheußlichsten Greuelscenen. Nach dem Abzuge dieses Gesindels war in dem ganzen Ort kein Bissen Brots zu finden. Noch höher stieg die Unmenschlichkeit in Pasewalk. Schon ausgezehrt durch die lange Einquartirung, und so verödet von der grausamsten Hungersnoth, daß kaum noch der dritte Theil der Häuser bewohnt war, erhielt diese unglückliche Stadt von dem kaiserlichen Oberst Götze Befehl, noch achtzehntausend Thaler zu zahlen. Auf die Vorstellung der Unmöglichkeit erfolgte der Befehl zur Plünderung. Wie hungrige Wölfe stürzten hierauf die Soldaten in die Häuser; jede Frage wurde mit Säbelhieben begleitet, jeder Bissen Brots mit Blut bespritzt. Selbst die Armen im Hospitale wurden geprügelt. Männern und Weibern rissen sie die Kleider vom Leibe; wer sich rührte, ward niedergestoßen. Die schönsten Mädchen wurden gebunden auf Wagen geworfen oder an die Sattelknöpfe der Reiter geschnürt, und zu fernerer Mißhandlung aufbewahrt. Der Bürgermeister, einige Rathsherren und die vornehmsten Bürger wurden krumm geschlossen nach

Garz geführt, und hier mußten sie hungernd drei Tage und drei Nächte in regnichtem Winterwetter auf kalter Erde unter freiem Himmel liegen, und außer der Angst der Bande und des Hungers noch den Hohn der Soldaten ertragen, die rings um sie her ihre Nothdurft verrichteten. Beim Abzug aus Pasewalk zündeten die Barbaren die Häuser an, spießten die mutterlos auf den Straßen umherirrenden Kinder auf ihre Piken, und schleuderten sie jubelnd in die Flammen. Wie die Städte wurde auch das Land verwüstet. Ueberall sah man Aschenhaufen und Blutströme; alle Mühlen niedergerissen, das Getreide auf der Erde zerstreut oder in den Flüssen schwimmend. Auf Tagereisen weit war kein Stück Vieh zu sehen. Gegen solche Greuelthaten mußten die Schweden als Retter erscheinen, deren Mannszucht so streng war, daß die Einwohner nicht Soldaten, sondern Freunde zu bewirthen glaubten; und die Frömmigkeit des Königs bestätigte den rührenden Glauben, daß er den Bedrängten auf Gottes Geheiß wie ein hülfreicher Engel gesendet sey. Jedes Schwedische Regiment hatte einen Feldprediger, der mit demselben täglich zweimal Betstunde hielt. Trotz der strengen Kälte, welche im December eintrat, setzte Gustav Adolf seine Unternehmungen fort. Am Weihnachtsabend wurde unter seinem Befehl Greiffenhagen, das von einer starken kaiserlichen Besatzung vertheidigt wurde, erstürmt; worauf der Feldmarschall Schaumburg, welcher statt Conti's den Befehl übernommen hatte, voll Schrekken seine Stellung bei Garz aufgab, sein Geschütz in die Oder warf und nach Küstrin zurückging.

Wir können nicht unterlassen, bei dieser Gelegenheit, als Zeugniß für Gustavs Gesinnung und Gefühlsweise, den Schluß eines Briefes mitzutheilen, welchen er am 14. December 1630 von Golnow aus an seinen wackern Canzler Oxenstierna schrieb. Nachdem er ihm den Zustand seiner Angelegenheiten gemeldet, und ihn gebeten hat, der Unzufriedenheit der Unterthanen mit seinem Zuge auf alle Weise zuvorzukommen, fährt er fort: „Auch beschwöre ich euch, daß ihr euch mein Andenken und das Beste meines Hauses empfohlen seyn lasset, und dasjenige an mir und den Meinigen thut, was ihr wolltet daß Gott an euch und den Eurigen thäte, und was ich an den Eurigen in gleichem Falle thun würde, wenn es ihm gefiele, daß ich euch überlebte und die Eurigen meiner nothig hätten. Ich betrachte mich als einen, der unser Vaterland bereits zwanzig Jahre lang, nicht ohne viele Bekümmernisse, jedoch, Gott sey Dank! auch mit vieler Ehre regiert hat,

indem ich das Vaterland und meine treuen Unterthanen geehrt und geliebt, ihrem Ruhme meine Bequemlichkeit, mein Vermögen und mein Leben aufgeopfert, und in dieser Welt keinen andern Schatz gesucht, als in der Erfüllung meiner Pflichten in demjenigen Stande, in welchem Gott mich geboren werden ließ. Sollte mir etwas Menschliches begegnen, so werden die Meinigen in vieler Betrachtung Mitleiden verdienen. Es sind ohnehin nur Frauen, eine Mutter ohne Rath und eine junge unerzogene Tochter. Beide sind unglücklich, wenn sie allein regieren, und in Gefahr, wenn sie von Andern regiert werden. Die natürliche Liebe und Zärtlichkeit flößten mir diese Zeilen in die Feder, mit welcher ich an euch schreibe, an euch, der ihr ein Werkzeug seyd, das mir Gott nicht allein zur Hülfe in wichtigen Angelegenheiten, sondern auch zum Beistande in allem dem, was mir in dieser Welt am meisten werth ist, geschenkt hat. Nichts desto weniger überlasse ich dieses, mich und Alles, was er mir gegeben, seinem heiligen Willen, und getröste mich in dieser Welt des Besten, in Hoffnung auf die Ruhe, Freude und ewige Seligkeit nach diesem Leben."

Im Januar 1631 unterzeichnete der König zu Bärwalde einen Subsidientractat mit Frankreich, welches zugleich Gustav Adolfs Landung in Deutschland benutzte, um einen vortheilhaften Frieden in Italien zu schließen, in welchem der Kaiser den Herzog von Nevers mit Mantua zu belehnen versprach. Der Hauptpunkt war, daß der König von Frankreich sich verpflichtete, jährlich viermal hunderttausend Thaler zu den Kriegskosten zu zahlen. So wichtig eine solche Hülfe dem Könige von Schweden auch seyn mußte, da sich schon während des ganzen vorigen Feldzuges ein sehr fühlbarer Geldmangel eingestellt hatte und die Hülfsquellen seines Reiches auf keine Weise erlaubt hätten, den Krieg mit solcher Schonung der Einwohner, wie bisher geschehen war, weiter fortzuführen, so hatte er den Abschluß desselben doch mehrere Monate verzögert, weil er sich nicht entschließen konnte, dem Stolz des Französischen Hofes nachzugeben, der ihm den Titel Majestät verweigerte. Im gerechten Gefühl seiner Würde hatte Gustav deshalb schon unterm 17. September 1630 nach Paris geschrieben: „Obgleich dies eine sehr unbedeutende Sache ist, die weder zur Verminderung der einen noch zur Vergrößerung der andern Macht etwas beiträgt, so haben wir doch geglaubt, daß es die Pflicht eines Königs erfordere, nichts zu vernachlässigen, was sein königliches Ansehen betrifft. Eher wollen wir daher die Verträge aufgehoben wissen, als daß wir zum

Nachtheil dieser Würde, die wir von Gott und unseren Vorfahren erhalten haben, etwas geschehen lassen sollten." Der Französische Gesandte hatte sich darauf bemüht, Gustaven begreiflich zu machen, welche Verschiedenheit zwischen einem König von Frankreich und einem König von Schweden Statt finde, aber dieser antwortete mit Festigkeit: „Alle Könige sind einander gleich", worauf das Französische Ministerium endlich nachgab. Allmählig bewaffneten sich auch andere Helfer für den König von Schweden, und die Deutschen Protestanten schienen endlich aus ihrer Verzagtheit und Unentschlossenheit zu erwachen. Das erste Beispiel gab wiederum die Stadt Magdeburg. Der glückliche Widerstand gegen Wallensteins Schaaren hatte den Muth der Bürger erhöht, und als der Kaiser im Juli 1630 in Gemäßheit des Restitutionsedicts alle lutherische Domherren und Stiftsgeistliche zu entlassen und alles den Kirchen und dem Hochstifte gehörige Eigenthum auszuliefern befahl, fiel alles Volk dem Administrator des Erzbisthums, Christian Wilhelm, zu, der heimlich in die Stadt kam und Schwedische Hülfe versprach. Christian Wilhelm, der Oheim des Kurfürsten von Brandenburg, war schon im Jahre 1625, als der König von Dänemark seinen Krieg gegen den Kaiser eröffnete, thätig für die protestantische Partei aufgetreten. Er hatte dem Schlesischen Feldzug unter Ernst von Mansfeld beigewohnt, dann hatte er sich mit den Dänischen Reitern wieder nach Niedersachsen durchzuschlagen versucht (o. S. 320), und war ihrer Niederlage glücklich entronnen. Einige Zeit darauf ging er nach Schweden, und erschien nunmehr wieder in seinem Bisthum. Obgleich Gustav zu größerer Vorsicht gerathen, warb er Truppen (Aug. 1630), griff die im Erzstifte liegenden kaiserlichen Schaaren an, und nahm Halle nebst einigen andern Orten weg. Den Befehl in der Stadt übernahm der Oberst Dietrich von Falkenberg, welchen der König von Schweden heimlich abgesendet hatte. Dem kühnen Vorgange Magdeburgs folgte von allen Deutschen Fürsten zuerst die Landgräfin Juliane von Hessen, welche bereits im November 1630 für ihren Sohn Wilhelm einen Bund mit Gustav Adolf schloß. Ganz besondere Pflichten, sich der protestantischen Sache anzunehmen, hatte Kurfürst Johann Georg von Sachsen. Seine Länder waren allein unversehrt geblieben, der Augenblick war gekommen, wo er, wie sein Ahnherr Moritz, die frühere Verbindung mit dem Kaiser gegen seine Glaubensgenossen vergessen machen konnte. Allein so kräftige Gedanken wohnten nicht in Johann Georgs Seele. Er begnügte sich die prote-

stantischen Fürsten im Februar 1631 nach Leipzig zusammen zu berufen, zunächst um die Leitung der Angelegenheiten seiner Confessionsverwandten wieder in seine Hand zu bekommen. Die Anträge Gustav Adolfs zu einer Vereinigung mit ihm wurden zurückgewiesen, aus Furcht vor dem Kaiser; indeß beschlossen Sachsen, Brandenburg, Hessen-Kassel, Wirtemberg und andere Fürsten und Herren, auch die Abgeordneten vieler Schwäbischen Fränkischen und Rheinischen Reichsstädte, neue Vorstellungen gegen alle willkürlichen kaiserlichen Einquartierungen und Contributionen und besonders gegen das Restitutionsedict zu machen, und falls Ferdinand denselben nicht nachgebe, Truppen anzuwerben. In dem darauf an den Kaiser erlassenen Schreiben der Protestanten heißt es, nachdem des Restitutionsedicts Erwähnung geschehen: „da der Stände Hoheit durch grausame, unerhörte Bedrückungen von Seiten des kaiserlichen Kriegsvolks äußerst gekränkt, die Reichsconstitutionen überschritten, das Reich mit neuen Rüstungen angefüllt, die Contributionen gebotweise angesetzt und durch Kriegsgewalt erhoben würden, so hofften sie, der Kaiser werde es ihnen, dafern sie von der Soldatesca wieder vergewaltigt werden sollten, nicht verdenken, wenn sie sich und ihre Lande und Leute durch die von Gott und der Natur, auch Reichsgesetzen in alle Wege zugelassene Defension bestens verwahrten und versicherten.“ Der Kaiser antwortete, das Restitutionsedict gebiete nichts als die Vollziehung des Augsburger Religionsfriedens, und was die Kriegsbeschwerden anbeträfe, so sey es befremdend, sie zu einer Zeit erhoben zu sehen, wo die Fortschritte der Schwedischen Waffen dem ganzen katholischen Theil der Stände Gefahr drohe. Aber dabei ließ es Ferdinand nicht bewenden, sondern richtete, da die Protestanten nun in der That anfingen sich zu bewaffnen, gegen die oberländischen Glieder des Leipziger Bundes Kriegsgewalt. Die Schwäbischen demselben angehörigen Stände wurden durch die aus Italien zurückkehrenden kaiserlichen Truppen gezwungen, ihm zu entsagen, und zugleich mit neuen Schatzungen beschwert; die Fränkischen warteten die Ankunft dieser Schaaren nicht einmal ab, sondern erboten sich sofort, zu gehorchen, und ihr Kriegsvolk zu entlassen. So zeigte sich der Leipziger Bund wieder ebenso haltungslos in sich und ebenso wirkungslos nach Außen als alle früheren Bündnisse der Protestanten, und Gustav Adolf sah wohl ein, daß er die evangelischen Fürsten zur Befreiung ihrer Staaten und ihrer Religion zwingen müsse. Nur die Herzoge von Weimar, Bernhard, Wilhelm und Ernst, die beiden Her-

zoge von Sachsen Lauenburg, Franz und Franz Albrecht, so wie der Herzog Georg von Lüneburg, stellten sich auf seine Seite und traten zum Theil in Schwedische Dienste.

Die Schweden waren längs der Oder heraufgerückt, während Tilly, der jetzt auch den Oberbefehl über das kaiserliche Heer erhalten hatte, im Februar mit vier und dreißigtausend Mann bei Frankfurt anlangte, um dem König den weitern Weg zu versperren; den Grafen Schaumburg postirte er mit fünftausend Mann in Landsberg an der Warte. Da Gustav Adolf sich aber schnell seitwärts nach Mecklenburg wendete, und dort Neubrandenburg, Malchin und Demmin einnahm, folgte ihm Tilly mit der Hauptmacht und eroberte Neubrandenburg wieder, wo er die schwedische Besatzung, zweitausend Mann stark, niederhauen ließ. Aus Mangel an Lebensmitteln beschloß er indeß, nach der Elbe zurückzugehen, und zugleich durch die Bestrafung Magdeburgs allen Deutschen Ständen, welche es wagen sollten, sich mit den Schweden zu verbinden, ein abschreckendes Beispiel zu geben. So konnte Gustav Adolf am 13. April ungestört Frankfurt an der Oder angreifen, wo Tiefenbach mit sechstausend Mann zurückgeblieben war. Im ersten Anlauf wurde die Mauer erstiegen und alle Kaiserlichen, welche um Quartier baten, von den wüthenden Schweden mit dem Ausruf: „Neubrandenburgisch Quartier" in Stücke gehauen (13. April). Nur mit Mühe gelang es dem Könige, achthundert Gefangenen das Leben zu retten, und nach mehrstündiger Plünderung die Ordnung wieder herzustellen. Vor Landsberg, welches bald darauf eingenommen wurde, erhielt der König von der eröffneten Belagerung Magdeburgs Nachricht. Er ließ den Bürgern sagen, sie möchten sich nur noch drei Wochen halten, dann hoffe er ihnen gewiß Hülfe zu bringen. Gleich zum Entsatz der bedrohten Stadt vorzudringen, glaubte er nicht wagen zu dürfen, weil seine Streitkräfte durch viele Besatzungen zersplittert waren, und der Rückzug im Fall eines Unfalls ein sehr unsicherer gewesen seyn würde, wenn der Kurfürst von Brandenburg den Geschlagenen seine Straßen und Brücken versperrt hätte. Deshalb wollte Gustav Adolf wenigstens der Neutralität seines Schwagers sicher sein, und rückte in dieser Absicht von Landsberg gegen Berlin vor.

Georg Wilhelm hatte die Lenkung des Kurfürstenthums in schwerer Zeit in die Hand genommen. Brandenburg war zwar eben durch weitläuftige Besitzungen, die Jülich-Clevischen Länder und das Herzogthum Preußen (s. o. S. 288), vergrößert worden, hatte aber hierdurch

zunächst an innerer Kraft eher verloren als gewonnen. Die Behauptung der Rheinischen Erbschaft forderte große Anstrengungen, welche am Ende doch nur dazu führten, daß die Spanier und die Holländer diese Länder besetzten und aussogen; in Preußen hatte der Kurfürst Mühe gehabt, die Belehnung von Polen und die Huldigung der Stände zu empfangen, und zuletzt war, wie wir gesehen haben, auch das Herzogthum in den Schwedisch-Polnischen Krieg verwickelt worden. Dazu unterstützten die alten Stammlande, die Marken, ihren Herrscher äußerst schlecht, Geld und Truppen wurden lässig bewilligt und schlecht gestellt, so daß es eines gewaltigen Geistes bedurft hätte, um unter solchen Umständen mit Kraft und Entschiedenheit nach Außen auftreten zu können. Georg Wilhelms Gaben reichten zu solcher Aufgabe nicht aus, und der Mann, welcher den größten Einfluß in allen Staatsangelegenheiten übte, der Geheime Rath Graf Adam zu Schwarzenberg, war Katholik und von Habsucht nicht frei, so daß er sich nicht scheute, auch vom Kaiserhofe bedeutende Geschenke anzunehmen. An den früheren Kämpfen der Protestanten hatte man keinen Theil genommen, auch ließen sich bei der bald hervortretenden Uebermacht Ferdinands und bei der eigenen Schwäche leicht genug Gründe finden, sich lieber an den letzteren als an die ersteren zu halten, wenn auch Mansfeld und die Dänen das Land verwüsteten. „Der Kaiser ist doch die von Gott gesetzte höchste Obrigkeit, meinte der Kurfürst; bleibt er Kaiser, so bleibe ich auch wohl Kurfürst, wenn ich mich an ihn halte"; und als dann Gustav Adolf in Preußen landete, und Georg Wilhelm sich entschloß, die Polen zu unterstützen, äußerte er: „Sitze ich still und sehe dem Unglück zu, was wird man von mir sagen? Wenn ich mich noch wehre und thue, was ich kann, habe ich doch nicht solchen Schimpf, und glaube nicht, daß es der Kaiser ärger mit mir machen wird als Gustav." Ebenso wenig als das gewaltsame Verfahren in Preußen konnte ihn der Vertrag, welchen Gustav Adolf mit dem Herzog von Pommern geschlossen (o. S. 343), für jenen stimmen. So zeigte er sich denn auch jetzt noch nicht geneigt, dem Verlangen des Königs, der die Eröffnung der beiden Festungen Spandau und Küstrin verlangte, zu willfahren, sondern ließ Schanzen um Berlin aufwerfen und rief die Bürgerschaft dieser Stadt unter die Waffen. Indeß war Gustav Adolf bereits in Köpnik und rückte durch den Wald mit zwei Regimentern und einigen Geschützen bis auf eine Viertelmeile von der Stadt vor. Da ging ihm der Kurfürst nothgedrungen entgegen

(13. Mai 1631), konnte aber zu keinem Entschluß kommen. Der König ward zornig; aber die Kurfürstin und die verwitwete Pfalzgräfin, Friedrichs V. Mutter, welche mit herausgekommen waren, besänftigten ihn, und ladeten ihn ein, mit ihnen nach Berlin zu kommen. Er that es, und schlief die Nacht in dem Schlosse, von tausend Schwedischen Musketieren bewacht. Am folgenden Tage (Mittwochs, 14. Mai) fingen die Unterhandlungen wieder an, indeß die übrigen Heerestheile dicht an die Stadt rückten. „Meine Reise geht nach Magdeburg, sagte Gustav, um solches zu entsetzen, jedoch nicht mir, sondern den Evangelischen zum Besten. Will mir niemand beistehen, so trete ich sogleich den Rückweg wieder an, mache mich meines Orts von allen Vorwürfen frei, biete dem Kaiser einen Vergleich an, und ziehe wieder nach Stockholm. Aber am jüngsten Gericht werdet ihr Evangelischen angeklagt werden, daß ihr um des Evangelii willen nichts habt thun wollen, und es wird euch auch wohl hier schon vergolten werden. Denn geht Magdeburg verloren, und ziehe ich mich zurück, so sehet zu, wie es euch gehen wird.“ — Nach langem Zaudern willigte endlich der Kurfürst ein, daß Gustav Spandau mit fünfhundert Mann so lange besetzen solle, bis Magdeburg befreit sey; der Vertrag darüber ward am 15. Mai unterschrieben, und noch an demselben Tage zogen die Schweden über Potsdam und Brandenburg der Elbe zu. Einen gesicherten Ueberzug über diesen Fluß boten allein die Brücken bei Dessau und Wittenberg. Die erste war aber von kaiserlichen Truppen besetzt; die zweite Stadt gehörte dem Kurfürsten von Sachsen, und dieser weigerte sich, den Durchmarsch zu gestatten. Da kam plötzlich die Nachricht, Magdeburg sei erobert, ein Donnerschlag für alle Protestanten. Gustav unterließ nicht, in einem besondern Manifeste die unzuverlässige und abgeneigte Gesinnung der Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg als die einzige Ursache dieses Verlustes darzustellen.

---

8. Die Zerstörung Magdeburgs.

(1631 20. Mai.)

Nachdem der Administrator von Magdeburg als Verbündeter Schwedens den Krieg im vorigen Jahre eröffnet hatte, waren auch bald (Spt. 1630) kaiserliche Truppen erschienen, welche ihn seiner Eroberungen beraubten

und wieder auf die Stadt beschränkten. Im Winter lagerte Pappenheim mit 10,000 Mann in den Umgegenden, um mit dem bessern Wetter sogleich die Belagerung eröffnen zu können. Allein da Tilly den größten Theil dieser Truppen zu seinem Zuge nach Frankfurt und Mecklenburg verwandte, so konnte nichts Ernstliches unternommen werden, bis der Oberbefehlshaber selbst am 5. April mit dreißigtausend Mann vor der Stadt anlangte. Sogleich wurde nun mit großer Thätigkeit und dem heftigsten Nachdruck Tag für Tag ein Außenwerk nach dem andern angegriffen und erstürmt, so daß die Kaiserlichen innerhalb vier Wochen bis dicht an die Mauern vordrangen. Auch die Vorstädte, die Sudenburg und Neustadt hatten die Belagerten verlassen müssen. Der Oberst Dietrich von Falkenberg leistete in jeder Hinsicht, was von einem geschickten, tapfern und ausdauernden Commandanten irgend verlangt werden konnte; aber seine Mittel waren gering, da er nur über zweitausend Fußgänger und kaum dreihundert Reiter zu gebieten hatte und die Bürger, deren waffenfähige Mannschaft an fünftausend betrug, seine Anstrengungen im Ganzen nur lau unterstützten. Besonders die Reicheren, des Schadens, welchen ihnen die erste Belagerung gebracht, nur zu sehr eingedenk, zeigten sich karg und widerwillig. Zu diesen Uebelständen kam sehr bald ein fühlbarer Mangel an Pulver, indeß die Kaiserlichen aus acht Batterien täglich an zwölf bis achtzehnhundert Kugeln in die Stadt schossen. Dennoch verzagte der kühne Befehlshaber nicht; durch rastlose Ausfälle ermüdete er die Feinde und ließ aus dem in der Stadt vorhandenen Salpeter doch einigen, wenn auch nicht hinreichenden Schießbedarf verfertigen. Die Hoffnung der Bürger ruhte auf Gustavs Ankunft und die Kunde von der Nähe des Erretters machte sie so sicher, daß sie gar nicht glaubten, Tilly werde es jetzt noch wagen, etwas gegen sie zu unternehmen.

In diesem Glauben bestärkte sie der kaiserliche Feldherr selbst, als er am 19. Mai mit Kanoniren inne halten und am Nachmittage sogar die bisher so eifrig gebrauchten Stücke abführen ließ. Sie hielten dies für ein sicheres Zeichen, daß Gustav nahe sey, da es vielmehr ein Vorbote des Sturmes war, den der feindliche Feldherr, obgleich noch nirgend Bresche geschossen war, auf den Rath seiner besten Officiere beschlossen hatte. An fünf Orten sollte zugleich angegriffen werden und zwar nicht in der Nacht, wie man damals zu thun pflegte, sondern am hellen Morgen. Den Soldaten wurde eine dreitägige Plünderung der Stadt versprochen und ihnen befohlen, sich um fünf

Uhr fertig zu halten. Ein Kanonenschuß sollte das Zeichen seyn, von allen Seiten loszubrechen. Die Bürger und Soldaten waren bis nach Mitternacht wachsam auf ihren Posten; da aber Alles still blieb, gingen die ersteren beim Anbruch der Morgendämmerung in ihre Wohnungen, um einige Stunden der Ruhe zu pflegen, ohne Ahnung des Erwachens, welches ihnen bereitet war, und die Soldaten überließen sich gleichfalls größtentheils einem sorglosen Schlummer. Schon früh um vier Uhr begab sich der Commandant auf das Rathhaus, um einen Trompeter Tillys abzufertigen, den dieser am 18. Mai, um die Stadt zur Uebergabe aufzufordern, hinein gesandt hatte. Der bereits versammelte Magistrat wollte einige Abgeordnete mit Capitulationsvorschlägen an den kaiserlichen Feldherrn schicken, welcher Absicht Falkenberg auf das Lebhafteste widersprach und darzuthun suchte, daß die Gefahr noch nicht so dringend und der Entsatz stündlich zu erwarten sey. Er hatte bereits längere Zeit mit großer Wärme geredet, als die Wächter, welche auf dem Thurm des Domes und der Jakobskirche postirt waren, eiligst melden ließen, sie sähen das Lager der Kaiserlichen in voller Bewegung. Bald darauf wurde Lärm, von den Thürmen hörte man Sturm blasen, die Kriegsfahne wurde ausgesteckt. Alles eilte in höchster Bestürzung zu den Waffen, allein es war bereits zu spät. Pappenheim hatte den Angriff zwischen sechs und sieben Uhr eröffnet, da Tilly am Morgen wieder gezaudert und seine Officiere noch einmal zum Kriegsrath versammelt hatte. Der Anlauf war wider ein dicht vor der Mauer erbautes Werk, welches der Neustadt gegenüber lag, gerichtet, und da die Sturmpfähle im Graben bereits früher umgehauen waren, konnten die Kaiserlichen ohne Mühe ihre Leitern anlegen. Mit dem Geschrei Jesus Maria erschienen die Vordersten auf der Brustwehr, wo niemand einen Ueberfall erwartete, und nur die Schildwachen angezündete Lunten hatten. Die Besatzung der Schanze suchte sich, ohne Widerstand zu leisten, durch eine kleine Thür in die Mauern zu retten; aber mit ihnen drangen die Pappenheimer in die Stadt, während andere an der sogenannten hohen Pforte den Wall erstiegen. Falkenberg hatte sich aufs Pferd geworfen und führte das Regiment des Oberstlieutenant Trost gegen den Feind. Nach einem hartnäckigen Gefecht brachte er die an jenem Werke Eingedrungenen zum Weichen und wandte sich gegen die hohe Pforte, als er an der Spitze der Seinigen heldenmüthig fechtend von einer Kugel durchbohrt wurde. Sein Fall entmuthigte die Soldaten, welche über-

dieß keinen Schuß mehr hatten, so daß sie sich in den Straßen verliefen. Inzwischen hatte Pappenheim schon vier Regimenter auf den Wall gebracht, mit denen er dem Administrator, welcher das Krökenthor tapfer gegen eine andere kaiserliche Heeresabtheilung vertheidigte, in den Rücken kam, und diesen Eingang den andrängenden Schaaren öffnete. Durch den Aufenthalt, welchen Falkenbergs entschlossener Widerstand hervorrief, war auch in die zuerst von panischem Schrecken ergriffenen Bürger Muth und Besinnung zurückgekehrt. Die Weiber warfen Ziegel von den Dächern herab, aus den Fenstern fielen zahlreiche Schüsse und vom Hauptmann Schmidt geführt drückte die Bürgerschaft den Feind noch einmal gegen die Wälle zurück, bis auch dieser Führer fiel, Tilly mit neuen Massen durch das Krökenthor anstürmte, Pappenheim, der einen Weg über den Wall hatte bahnen lassen, zu gleicher Zeit mit seinen Reiterschaaren in die Verzweifelnden einbrach, und von den Mauern mit ihren eigenen Geschützen heftig auf die Bürger gefeuert ward. Hie und da setzten sich noch einzelne Haufen, aber auf dem breiten Weg ward der Administrator vom Pferde gerissen und als Gefangener nach Wollmirstädt abgeführt; unaufhaltsam drangen die Kaiserlichen in hellen Haufen in die Stadt, und fielen denen, welche die Mauern an den drei übrigen Orten, wo gestürmt wurde, noch mannhaft vertheidigten, in den Rücken. Um neun Uhr ertönte ringsum das alte Siegsgeschrei der Deutschen: All gewonnen, All gewonnen; leider in einer Deutschen Stadt. Furchtbar waren die Gräuel, welche die losgelassenen katholischen Völker an den protestantischen Einwohnern verübten. Blutdurst, Wollust und Raubsucht bemächtigten sich der ungebundenen Willkür, und alle Frevel der Unmenschlichkeit wurden ohne Scheu und Scham geübt. Es ist kaum zu sagen, ob die Schmach der Weiber oder die Verletzung der Männer schrecklicher war, doch wurden auch die ersteren mit dem Schwerte nicht verschont. In der Katharinenkirche fand man drei und funfzig Weiber mit abgeschlagenen Köpfen. Die Straßen waren mit zuckenden und röchelnden Körpern bedeckt, kein Haus war ohne Blut. Um zehn Uhr kam an mehreren Stellen Feuer aus, welches bald so um sich griff, daß selbst die Plünderer genöthigt wurden, sich auf die Wälle zurückzuziehen. Viele, die sich auf den Böden versteckt hatten, verbrannten nun auf die jämmerlichste Art. Man sah kleine Kinder auf den Straßen herumlaufen und nach ihren Müttern schreien, und Croaten, die unmenschlich genug waren, diese unschuldi-

gen Kleinen aufzuspießen und in die Flammen zu werfen. Vor Allen zeichneten sich die Croaten, Ungern und Wallonen in Grausamkeit und Blutdurst aus, deren Wüthen mehrere milder gesinnte Officiere, selbst Pappenheim keinen Einhalt thun konnte. Von fünf und dreißigtausend Einwohnern sollen nur fünftausend das Blutbad überlebt haben.

Abends um zehn Uhr legte sich der Brand, nachdem von der ganzen herrlichen Stadt nichts weiter als die Domkirche, zu deren Löschung Tilly fünfhundert Mann commandirt hatte, das Liebfrauenkloster, und eine Reihe entlegener Fischerhäuser an der Elbe übrig geblieben war. Am folgenden Tage kamen die Sieger abermals in die Stadt, um die Keller zu durchsuchen, und hier fanden sie unermeßliche Beute. Auch eine Menge erstickter Leichname ward herausgeworfen. Etwa vierhundert der reichsten Bürger, von denen man sich ansehnliche Lösegelder versprechen durfte, waren in das Lager gerettet worden. Zwei Tage nach dem Brande ward die Domkirche geöffnet, welche bis dahin durch Wachen vor den Plünderern beschützt worden war, und man erblickte gegen tausend Unglückliche, die von Angst, Hunger und Durst so abgemattet waren, daß sie mehr Leichen als Lebendigen glichen. Tilly schenkte ihnen nicht nur das Leben, sondern ließ auch Brot unter sie austheilen. Die, welche noch gesund waren, mußten die Kirche reinigen, die anderen wurden in den Bischofshof geführt. Auch allen Uebrigen, welche noch am Leben seyn sollten, wurde bei Trommelschlag Pardon und Sicherheit verkündigt; und hie und da kamen einzelne unversehrt aus den Todtenhaufen zum Vorschein. Mit einigen Predigern, die sich gleichfalls gerettet hatten, sprach der Sieger sehr gnädig. Am 25. Mai hielt Tilly seinen feierlichen Einzug. Nachdem in der Domkirche Messe gelesen, das Tedeum gesungen, und um die Stadt herum mit allen Kanonen dreimal Victoria geschossen war, ritt er mit seinem Gefolge durch die von Blut und Feuer rauchenden Trümmer, welche die Richtung der Hauptstraßen bezeichneten; nicht ohne Bedauern, einen auch für ihn höchst wichtigen Waffenplatz in solchem Zustande zu sehen. Die Belagerung war von Tilly mit großer Energie und tüchtiger militairischer Einsicht geführt worden; der Erfolg des Sturmes war aber Pappenheim allein zu danken, da die Kaiserlichen an allen anderen Punkten tapferen Widerstand fanden und keine Fortschritte machen konnten. Der Letztere berichtete nicht ohne Selbstzufriedenheit nach Wien: „er glaube, daß seit Trojas und Jeru-

salems Zerstörung solch ein Sieg nicht sey gesehen worden"; aber den Ruhm dieser That hat die zügellose Grausamkeit der kaiserlichen Schaaren für alle Zeiten geschändet.

---

9. Die Schlacht bei Leipzig und ihre nächsten Folgen.

(1631.)

Die Frage, ob nicht ein rasches Vordringen des Königs von Schweden über die Elbe auch ohne gesicherten Rückzugspunkt den Fall Magdeburgs verhindert haben würde, ist schwerlich mit voller Sicherheit zu beantworten, da sich über Möglichkeiten nicht streiten läßt; doch sind schon kühnere Unternehmungen gelungen. Indeß hatte Gustav Adolf den Krieg in Deutschland bisher mit großer Vorsicht geführt, und wenn er sein Heer nicht aufs Spiel setzen wollte, so kann dagegen nicht viel eingewendet werden. In gleicher Art ging Tilly zu Werke. Um seinen Rücken zu sichern, wendete er sich gegen den Landgrafen Wilhelm von Hessen-Kassel, der, wie wir wissen, heimlich mit dem Könige von Schweden in Verbindung getreten war und eifrig rüstete. Oeffentlich gab er an, daß seine Werbungen nur die Vollziehung des Beschlusses von Leipzig (oben S. 347) bezweckten. Nachdem Tilly einen Theil des kaiserlichen Heeres unter Pappenheim an der Elbe zurückgelassen hatte, züchtigte er zuerst den Herzog Wilhelm von Weimar, welcher dem Landgrafen von Hessen Truppen geschickt hatte, durch die Verwüstung seines ganzen Landes. Darauf ließ er den Landgrafen selbst auffordern, sich als Freund oder Feind zu erklären, kaiserliche Besatzung in seine Festungen einzunehmen, seine Truppen abzudanken, und Kriegssteuern zu zahlen. Muthig erwiederte der Landgraf den Abgeordneten, er sey weder Freund noch Feind; fremde Truppen in seine Festungen aufzunehmen, sey er nicht gesonnen; sollte er angegriffen werden, so werde er sich zu vertheidigen wissen; und damit es dem Grafen von Tilly nicht an Unterhalt und Geld mangeln möchte, so könne er ihm keinen bessern Rath geben, als daß er nach München gehe, wo er Alles im Ueberfluß finden würde, was er in Hessen vergebens suche. Auf diese kühne Antwort rückte der kaiserliche Feldherr vor, warf die Hessischen Truppen auf Ziegenhain und Kassel zurück, und würde eine furchtbare Rache vollstreckt haben, wenn er nicht durch Gustav Adolfs Uebergang über die Elbe, welchen Pappen-

heim nicht hatte verhindern können, aus diesen Gegenden abgerufen worden wäre.

Der König hatte die Zwischenzeit benutzt, sich des rechten Elbufers zu versichern, und Rathenow, Brandenburg und Havelberg befestigen lassen, um von hier aus gegen die Weser vorzudringen. Nachdem er jetzt das ganze Land zwischen der Warte, der untern Oder, Havel und Elbe von Kaiserlichen gesäubert, auch die Brandenburgische Besatzung in Küstrin ihm Treue hatte schwören müssen, ging er bei Tangermünde über die Elbe (10. Juli) und bezog ein festes Lager bei Werben. Tilly legte sich ihm gegenüber, versuchte aber vergebens den König zu einer Schlacht herauszulocken, worauf drückender Mangel an Lebensmitteln den kaiserlichen Feldherrn nöthigte nach Wollmirstädt zurückzugehen. Da auch Mecklenburg bis auf Rostock, Wismar und Dömitz jetzt in Schwedischen Händen war, und zur Beobachtung dieser Festungen ein hinlängliches Heer im Lande stand, so glaubte Gustav die Wiedereinsetzung der beiden vertriebenen Herzoge, die sich schon früher bei seinem Heere eingefunden hatten, nicht länger verschieben zu dürfen. Die schöne Handlung der Gerechtigkeit ward auf die rührendste Weise vollzogen. Unter dem Geläute aller Glocken zogen die Herzoge in einem prunkvollen Zuge in Güstrow wie im Triumphe ein; den Unterthanen ward aufs Neue der Eid von ihren rechtmäßigen Landesherren abgenommen, und fröhliche Volksfeste beschlossen die Feierlichkeit.

Um den weitern Fortschritt der Schwedischen Waffen in Norddeutschland zu verhindern, kam Alles darauf an, sich Kursachsens und der reichen Hülfsquellen dieses Landes zu versichern. Tilly ließ dem Kurfürsten am 24. Aug. anzeigen: „Man habe vernommen, daß der Leipziger Bund noch immer seine Rüstungen fortsetze. Er solle das einstellen, sonst habe er die üblen Folgen seines Ungehorsams sich selbst zuzuschreiben. Zugleich möchte er sich nicht länger weigern, dem kaiserlichen Heere die nöthigen Kriegssteuern, Lieferungen und Durchmärsche zu gestatten, die man sich eben jetzt unmöglich könne abschneiden lassen." Der Kurfürst berief sich auf die Reichsverfassung, aber Tilly, nach seiner Vereinigung mit einem Theil der aus Italien zurückgekehrten kaiserlichen Schaaren, welche der Graf Fürstenberg aus Süddeutschland herbeigeführt hatte, gegen funfzigtausend Mann stark, beschloß seine Unterwerfung zu erzwingen. Er nahm Halle, Eisleben Merseburg, Naumburg, Zeiz und andere Orte in Besitz und schrieb

in allen diesen Städten starke Contributionen aus. Jetzt verlor Johann Georg alle Fassung. Blindlings wollte er sich nun den Schweden in die Arme werfen, wenn sie ihn nur von diesem unerbittlichen Feinde befreiten. Um den Kurfürsten seine Versäumniß und sein Zaudern entgelten zu lassen, machte Gustav Adolf, so erfreulich ihm dieser Entschluß seyn mußte, harte Bedingungen: Wittenberg auszuliefern, den Truppen einen dreimonatlichen Sold zu bezahlen, den Kurprinzen als Geisel zu stellen, die treulosen Rathgeber im Sächsischen Ministerium ihm zu übergeben u. s. w. Als Johann Georg dies hörte, rief er den Gesandten entgegen: „Nicht nur Wittenberg, sondern ganz Sachsen soll ihm offen stehen; meine ganze Familie will ich ihm zu Geiseln geben, und ist ihm dies noch nicht genug, so will ich mich selbst darbieten. Kehren Sie schleunigst zurück, und sagen Sie ihm, daß ich bereit bin, ihm die Verräther, die mir werden angezeigt werden, auszuliefern, den Sold zu bezahlen, und mein Leben und Vermögen der guten Sache aufzuopfern.“ — Den König rührte diese Ergebenheit so sehr, daß er von allen seinen Forderungen abstand. „Ich habe, sagte er, gegründete Ursach gehabt mich so zu betragen, weil man ein so großes Mißtrauen in mich setzte, als ich Magdeburg zu Hülfe kommen wollte; allein bei der Offenherzigkeit und dem Vertrauen, das jetzt der Kurfürst zu mir bezeigt, fallen alle Bedingungen hinweg. Ich bin zufrieden, wenn er meinem Heere einen monatlichen Sold reicht, und ich hoffe, daß ich ihn auch dieser Ausgabe wegen werde entschädigen können.“ Das Bündniß ward darauf sogleich geschlossen, Gustav brach von Werben auf, und ging bei Wittenberg zum zweiten Mal über die Elbe. „Am 14. September Morgens, schreibt der König an Oxenstierna, marschirten wir nach Düben, Kursachsen zu erwarten, das von Eilenburg im Anzuge war, und am funfzehnten früh mit seiner Armee kam, ungefähr 20,000 Mann stark, gut montirt und schöne Leute von Ansehen. Der Kurfürst ließ seine Armee rangiren und darauf anmelden, daß er kommen wolle, uns zu salutiren Wir nahmen einen hübschen Theil Cavallerie mit uns und ritten ihm entgegen. Unser Schwager, der Kurfürst von Brandenburg, war in seiner Gesellschaft. Wir ritten mit beiden Kurfürsten um die Sächsische Armee, und von da zu unserer Infanterie, welche auch in Battalie hielt. Darauf ward in unserem Quartier deliberirt, ob man den Feind durch Diversionen oder durch eine Feldschlacht angreifen solle“ Gustav trug Bedenken, eine Schlacht zu wagen, weil gar

viel auf dem Spiele stand, indem bei einer etwanigen Niederlage, nach seinem eigenen Ausdrucke, die beiden Kurhüte (Sachsen und Brandenburg) gewaltig zu wackeln, wo nicht gar zu springen beginnen würden. Aber Johann Georg behauptete, daß der Feind auf keine andere Weise aus seinem Land zu bringen wäre. Tilly war inzwischen an demselben Tage vor Leipzig angekommen, und beschoß die Stadt, nachdem sie den geforderten Proviant verweigert und ihre eigenen Vorstädte abgebrannt hatte. Von Feuerkugeln geängstigt, ergaben sich die Bürger schon am folgenden Tage, und die Kaiserlichen erwarteten nun anderthalb Stunden weiter nordwärts die Bewegungen der Verbündeten. An Stärke waren beide Heere einander ziemlich gleich; jedes mochte ungefähr 40,000 Mann betragen, da Gustav Adolf 13,000 Fußgänger und neuntausend Reiter führte, bei Tillys Heer aber eine starke Abtheilung unter Altringer noch zurück war. Tilly zog seine Reihen auf Anhöhen längs den Dörfern Breitenfeld, Lindenthal, Groß- und Klein-Wiederitzsch hin. Ihn unterstützte der tapfere Feldmarschall Pappenheim. Am 17. September Morgens kamen die Schweden, welche die Nacht bei Wolche campirt hatten, in voller Bataille dem Feinde zu Gesicht, passirten unter dessen Augen die Lober, und nahmen ihre Stellung bei den Dörfern Podelwitz und Seehausen. Gustav ordnete an, daß das Sächsische Heer, das vom Kurfürsten selbst und von dem seit einiger Zeit in seine Dienste getretenen Feldmarschall Arnim angeführt ward, auf dem linken Flügel ganz für sich fechten sollte, denn er fürchtete, daß es nicht Stand halten und dann vielleicht seine eigenen Truppen mit verwirren möchte.

Um Mittag rückten die Schweden auf Schußweite heran; der König suchte mit seinem rechten Flügel den linken des kaiserlichen Heeres zu umgehen, um dem Feinde die Vortheile der Sonne und des Windes, der seinen Truppen große Staubwolken ins Gesicht trieb, zu nehmen. Da begannen die Kaiserlichen mit drei Kanonenschüssen das Treffen und brachten ihren linken Flügel ins Gefecht. Bald darauf wurde die Schlacht allgemein, denn Tilly ging mit dem Centrum und den Truppen des rechten Flügels zum Angriff über und warf sich mit solcher Gewalt auf die Sachsen, daß diese nicht lange widerstanden, sondern bis auf wenige Regimenter die Flucht ergriffen. Der Kurfürst selbst war einer der Ersten, die sich aus dem Staube machten; er ließ im Jagen den Hut im Stich, und kam erst in Eilenburg zur Besinnung. Gustav blieb indeß gefaßt; sein linker Flügel machte

Front gegen die nun seitwärts andringenden Kaiserlichen und wurde eiligst aus der Mitte verstärkt, indeß er selbst mit dem rechten vorging, Pappenheims, der ihm gegenüber befehligte, siebenmal wiederholten Angriff zurückwies, und endlich mit der Spitze seiner Colonne die Höhen erstieg und die hier aufgestellten kaiserlichen Geschütze wegnahm. Da neigte sich der Sieg auf die Seite der Schweden; auch ihr linker Flügel eilte vorwärts, und die erbeuteten Geschütze wurden gegen den Feind gewendet, welcher nach fünfstündigem Gefecht die Flucht ergriff. Nur fünf Regimenter alter versuchter Krieger setzten sich bei einem kleinen Gehölz auf den Höhen, und wichen nicht eher, bis sie fast sämmtlich niedergehauen waren. Siebentausend Kaiserliche lagen todt auf dem Schlachtfelde, die übrigen waren verwundet oder zerstreut, und nur die Nacht konnte Tilly selber, der schon drei wiewohl nicht gefährliche Schußwunden erhalten hatte, vor der Gefangenschaft retten, wie es denn ein besonderes Glück war, daß er mit dem Leben davon kam. Ein Rittmeister vom Rheingräflichen Regimente, wegen seiner Größe der lange Fritz genannt, verfolgte ihn, schlug ihn mit der umgekehrten Pistole mehrmals auf den Kopf, und würde ihn sicher getödtet haben, wenn er nicht in diesem Augenblick von einem herbeisprengenden Reiter erschossen worden wäre. Erst in Halle fanden sich Tilly und Pappenheim am folgenden Tage wieder zusammen, mit einem unbedeutenden Häuflein, dem Reste der beiden Heere, welche Deutschland so lange in Schrecken gesetzt und in Unterwürfigkeit erhalten hatten.

Dieser herrliche, entscheidende Sieg, für den der fromme Gustav noch auf dem Schlachtfelde Gott auf den Knien dankte, wendete plötzlich die Lage der Dinge im ganzen Reiche, und entriß dem Kaiser mit Einem Schlage alle Vortheile, die er durch den ganzen, nun schon zwölfjährigen Krieg erlangt hatte. Es war die erste bedeutende Schlacht, welche Tilly verloren hatte, wobei ihm der Umstand zur Last fällt, die Aufstellung des Feindes mit angesehen, aber unentschlossen und zögernd nicht gehindert zu haben, ein Fehler, den seine nachher bewiesene Tapferkeit und Ausdauer nicht wieder gut machen konnte. Er ging mit Pappenheim nach Westphalen, um neue Streitkräfte zusammenzuziehen, und dann von hier aus die Rückzugslinie so wie die Verbindungen des Königs zu bedrohen. Am Tage nach der Schlacht fand sich auch der Kurfürst von Sachsen wieder bei dem Könige ein. Dieser empfing ihn freundlich, und dankte ihm dafür, daß er auf ein

Treffen gedrungen habe. Beide reiseten hierauf über Merseburg nach Halle, wo sie über den fernern Kriegsplan rathschlagten. Man kam überein, daß die Sachsen den Kaiser in Böhmen und Schlesien angreifen, die Schweden hingegen durch Thüringen nach Franken vordringen, den Protestanten in Süddeutschland Luft machen und die Staaten der katholischen Fürsten erobern sollten, damit man zuletzt das Schicksal des ganzen Reichs in die Hand bekäme, die Liga zerschmettern und dem Protestantismus durch die Wahl eines Römischen Königs von dieser Partei ein entscheidendes Uebergewicht geben könne. Man vermuthet, daß es Gustav Adolfs Absicht nach der Leipziger Schlacht geworden sey, selbst diese Würde anzunehmen *), auch stimmen mehrere seiner nachherigen Handlungen mit dieser Muthmaßung überein. Und warum hätte sich der Held, der nichts Geringeres als seine ganze Kraft, als sein Leben an die gute Sache wagte, nicht dies erhabene Ziel seiner Thaten setzen sollen? Auch andere Völker hatten ihre Throne fremden Fürsten übertragen, ohne ihr Nationalgefühl beleidigt zu finden, und Gustav Adolf stand durch Sprache und Sitte vielleicht den Deutschen näher als einst Karl V. Sein Glaube, der ihm die Herzen der Protestanten in dem Maße gewann, als Ferdinands katholischer Eifer dieselben zurückstieß, würde ihn nicht auf ähnliche Abwege geführt haben, da er in dieser Hinsicht von den beschränkten Ansichten seiner Zeitgenossen frei war, und sein thätiger Geist hätte gewiß einen heilsamen und kräftigen Gebrauch von der Kaiserkrone gemacht.

Gustavs Zug ging von Halle zunächst über Querfurt nach Erfurt, wo ein definitiver Tractat mit dem Weimarischen Hause berathen ward, und von da durch den Thüringer Wald über Ilmenau, Königshofen, Schweinfurt nach Würzburg. In allen diesen Orten leisteten die kaiserlichen Besatzungen bald mehr, bald weniger Widerstand, am meisten in dem stark befestigten Königshofen. Aus Würzburg war der Bischof entflohen. Nachdem die Stadt sich nach kurzem Widerstande ergeben, und das Schloß erstürmt worden war, setzte Gustav hier eine Schwedische Landesregierung ein, und ließ sich von

---

*) Späterhin, als er einen großen Theil von Deutschland siegreich durchzogen hatte, wiesen seine Bevollmächtigten in vertraulichen Mittheilungen auch schon näher auf diese Absicht hin; z. B. in einer merkwürdigen Verhandlung mit den Nürnbergern am 10. Juni 1632, die Breyer in den Beiträgen zur Geschichte des dreißigjährigen Krieges bekannt gemacht hat, S. 289.

den Unterthanen im ganzen Stifte huldigen. Die schöne Büchersammlung der dortigen Jesuiten ließ er einpacken, und schenkte sie der Universität zu Upsala. Von Würzburg ging der Weg über Wertheim, Rothenburg ob der Tauber und Hanau nach Frankfurt. Alle diese Städte wurden nicht ohne Schwierigkeit eingenommen; auch Frankfurt weigerte sich anfangs, den Durchzug zu gestatten und eine Besatzung aufzunehmen, indeß bewegte sie der Anblick der Schwedischen Armee unter ihren Mauern bald zur Nachgiebigkeit. Am 27. November hielt der König mit ungewöhnlicher Pracht seinen Einzug in diese Stadt, den Wahlort der Kaiser, nahm noch an demselben Tage Höchst weg, und kehrte dann wieder zurück. In Frankfurt kam der vertriebene Pfalzgraf Friedrich V. zu ihm, den er wohlwollend empfing, ohne ihm jedoch sogleich Hoffnung zur Wiedereinsetzung in seine Staaten zu machen; vielleicht weil er daran dachte, die Pfalz zunächst für sich zu behalten. Auf die Forderungen und Reclamationen der Gesandten Karls I. von England antwortete der König ausweichend und verlangte erst kräftige Unterstützung in seinen Unternehmungen. Zuletzt sagte er: „Will der König von England ein Bündniß gegen Spanien mit mir schließen, und mir zwölftausend Mann überlassen, die er aber auf seine Kosten unterhalten und über die ich unumschränkt gebieten muß, so bin ich bereit dazu, und ich verpflichte mich, die Spanier und den Herzog von Baiern so weit zu bringen, daß sie Alles, was sie dem kurpfälzischen Hause abgenommen haben, wieder herausgeben sollen." Am 11. December brach Gustav bei strenger Kälte von Frankfurt nach Darmstadt auf, und beschloß am 14. bei Oppenheim über den Rhein zu gehen. Am jenseitigen Ufer befanden sich Spanische Truppen, welche der Kurfürst von Mainz zum Schutze seines Bisthums aus dem Luxemburgischen herbeigerufen hatte. Alle Fahrzeuge waren entfernt oder versenkt. Endlich brachte ein Schiffer aus Nierstein in der Nacht zwei große Nachen herbei, auf welchen am folgenden Morgen zuerst dreihundert Schwedische Fußgänger übergesetzt wurden. Obgleich von vierzehn Compagnien Spanischer Cavallerie heftig angegriffen, wußte sich dieses Häuflein dennoch zu behaupten, bis Hülfe nachkam. An den folgenden Tagen ward Oppenheim erobert und im Schlosse dieser Stadt wurden fünfhundert Spanier niedergehauen. Mainz mußte sich am 23. ergeben, da die Belagerer bereits bis in die Gräben vorgedrungen waren. Hier gönnte Gustav seinen abgematteten Kriegern einige Ruhe, und legte sie in die Winterquartiere. Unter

vielen andern reichen Vorräthen, die er in dieser großen Stadt vorfand, eignete er sich auch die kurfürstliche Büchersammlung zu, in der Absicht, sie dem Gymnasium in Westerås zu schenken; aber leider versanken die Bücher mit dem Schiff auf der Ostsee.

Die wichtigste Eroberung, welche der König in Deutschland gemacht hatte, war seiner Lage und der leichten Verbindung mit Schweden wegen das Herzogthum Pommern. Um dieses Land, mit dessen Besitz seinem Reiche ein Landungsplatz und Stützpunkt in Deutschland für immer gesichert war, zu behalten, ohne die Rechte Brandenburgs zu beeinträchtigen, machte Gustav dem Kurfürsten den glänzenden Vorschlag, daß dessen ältester Sohn, der nachher so berühmt gewordene Friedrich Wilhelm, damals noch ein Knabe, Gustavs einzige Tochter Christine heirathen, und zu dem Ende schon jetzt nach Schweden geschickt werden sollte, um nach den dortigen Sitten, desgleichen auch in der lutherischen Religion erzogen zu werden. Er wollte ihn dann zum Kurfürsten von Mainz und Herzog von Franken machen Wäre dieser Gedanke zur Ausführung gekommen, so würde die Kaiserwürde vielleicht späterhin auf das Haus Brandenburg übergegangen seyn, und Deutschlands Geschichte eine andere Richtung empfangen haben. Allein Georg Wilhelm wies dieses Anerbieten zurück.

Während Gustav Adolf im Reiche so glückliche Fortschritte gemacht hatte, war auch das Sächsische Heer unter dem Feldmarschall von Arnim dem Kriegsplan gemäß in Böhmen eingebrochen und hatte das schlecht vertheidigte Prag mit leichter Mühe erobert. Der Kurfürst selbst hielt in diese Stadt seinen feierlichen Einzug (11. Nov 1631); doch bezog er das Schloß nicht und bezeigte die größte Achtung gegen alles kaiserliche Eigenthum, ließ die Zimmer Ferdinands versiegeln, und kehrte nach einem kurzen Aufenthalt wieder in sein Land zurück. Keine Verfolgungen der Katholiken, keine blutige Rache an der Gegenpartei, welche die Besetzung Prags durch die kaiserlichen und ligistischen Truppen begleitet hatten, folgten dieser Eroberung. Nur die Jesuiten wurden verjagt, und den Protestanten einige Kirchen eröffnet. Der Graf Thurn und andere Vertriebene kehrten zurück und setzten sich wieder in Besitz ihrer eingezogenen Güter. Die Hauptursache dieser Mäßigung war ohne Zweifel die Absicht des Kurfürsten, mit dem Kaiser nicht ganz zu brechen und ihm durch sein Auftreten zu zeigen, daß er nicht an Eroberungen denke, sondern entschlossen sey, das Land nach beendigtem Zwiste seinem rechtmäßigen

Herrn zurückzugeben. Die Religion und der trotzige Sinn der Böhmen waren durch Ferdinands Maßregeln bereits vollkommen unterdrückt, und Johann Georg auf keinen Fall der Mann, den alten Geist wieder ins Leben zu rufen, auch wenn er gewollt hätte. Arnim brach darauf weiter nach Schlesien auf. Im Oberrheinischen und Westphälischen Kreise waren der Landgraf von Hessen-Kassel und Herzog Bernhard von Weimar gegen einzelne Tillysche Heerhaufen glücklich

---

10. Wallensteins Wiedererhebung.
(1631—1632.)

Während des großen eben beschriebenen Umschwunges der Dinge, welcher im Laufe eines Jahres die Uebermacht den Protestanten in die Hände gab und die vieljährigen Bestrebungen der katholischen Partei vernichtete, hatte Wallenstein in Prag und in seinem Herzogthume Friedland gelebt, und sich eifrig mit Verbesserung der Landescultur auf seinen weitläuftigen Besitzungen, mit der Emporbringung des Handels und Gewerbes und mit bedeutenden Bauten und prachtvollen Gartenanlagen beschäftigt. Er war von königlichem Gepränge umgeben. Seine Tafel wurde täglich mit hundert Schüsseln besetzt, obgleich er selbst höchst mäßig im Genuß von Speise und Getränk war; sechzig Edelknaben aus den vornehmsten Häusern, alle in hellblauen Sammet mit Gold gekleidet, bedienten ihn. Sie wurden zugleich von den geschicktesten Lehrern zum Kriegs- und Staatsdienst ausgebildet. Er hatte einen Oberhofmeister und vier Kammerherren, von denen einige schon den kaiserlichen Schlüssel getragen hatten. Edelleute und Freiherren drängten sich an seinen kleinen Hof, denn er gab mehr als königliche Gehalte, seine Belohnungen und Geschenke waren immer höchst freigebig. Eine Leibwache von funfzig reichgekleideten Hellebardierern prangte in seinem Schloßhofe, und mehrere hundert auserlesene Pferde standen in seinen Ställen und fraßen aus marmornen Krippen. Wallenstein sprach wenig und lächelte selten. Dieselbe Stille und Haltung forderte er auch von seiner Umgebung, und der Feldherr, dessen Freude sonst der Tumult der Schlacht gewesen war, konnte jetzt nicht das Rasseln eines Wagens, das Klirren eines Sporns, das Gebell von Hunden, oder ein lautes in seinem Vorzimmer gesprochenes Wort ertragen. Ganze Nächte brachte er mit einem Italiener Namens Seni

in astrologische Studien vertieft zu; außerdem waren sein Schwager Terzki, der Gemahl der Gräfin Maximiliana von Harrach, und dessen Mutter, die ihm wegen ihrer Klugheit besonders werth war, seine einzigen Vertrauten.

Indeß hatte der Kaiser ihm das frühere Vertrauen keineswegs entzogen, wie er denn nur ungern und zögernd in seine Entlassung gewilligt hatte. Er trug ihm auf mit Dänemark zu unterhandeln, um diese Macht von einer Verbindung mit Schweden abzuhalten, ja er bat ihn nach Wien zu kommen, weil er seines Raths in Kriegsangelegenheiten bedürfe *). Einige Monate nachher hatte die Schlacht bei Leipzig Statt, welche Ferdinand in die übelste Lage brachte. Sein Heer war vernichtet, ebenso das ligistische, Gustav stand im Herzen des Reichs, große Reichsfürsten und auswärtige Mächte waren seine Bundesgenossen. Die Sachsen standen in Prag, Tilly war entfernt, man hatte Niemand, die Erblande zu schützen. Um die Sachsen wo möglich wieder vom Schwedischen Bündniß abzuziehen und die Erblande in Ruhe zu erhalten, wollte man sich Oesterreichischer Seits des alten Vertrauens zwischen Wallenstein und seinem frühern Unterfeldherrn, dem nunmehr Kursächsischen Feldmarschall Arnim, bedienen. Wallenstein erhielt daher den Auftrag, mit diesem Unterhandlungen einzuleiten **), und hatte wirklich nach der Einnahme von Prag am 28. November 1631 auf dem Gute des Grafen Terzki eine Zusammenkunft mit ihm, die indeß zu keinem Ergebniß führte.

Doch diese Fähigkeiten Wallensteins waren es nicht allein, deren man sich in Wien bedienen wollte; er erschien den bestürzten Räthen des Kaisers auch als der Gewaltige, der den Schwedischen Siegeslauf mit den Waffen zu hemmen wissen würde. Wallenstein, hieß es, ist der einzige, der uns erretten kann. Schon einmal hat er ein Heer aus dem Nichts hervorgerufen. Sein bloßer Name wird ihm Zulauf aus allen Weltgegenden verschaffen, und das Schrecken der Feinde seyn. Zwar erinnerten Andere, daß dieser Mann zu tief gekränkt worden sey, als daß man jetzt das Schicksal des Reiches mit Vertrauen in seine Hand legen könne, sprachen auch von heimlichen Unterhandlungen, die er mit Schweden, Holländern und Sachsen gepflogen habe. Aber die Noth war stärker als solche Bedenklichkeiten. Um vorläufige Unter-

*) Briefe des Kaisers an Wallenstein bei Förster, Th. II. S. 155 fg.
**) Questenbergs Briefe an Wallenstein, das. S. 168.

handlungen anzuknüpfen, wurde Max von Waldstein, der unter seinen Verwandten besonders viel bei dem Herzoge von Friedland galt, an diesen abgesandt. Zunächst lehnte Wallenstein den Antrag wegen Krankheit ab, und der darauf von Wien anlangende Questenberg konnte erst nach vieler Mühe und einem sehr beweglichen Handschreiben des Kaisers den Herzog bewegen, nach Znaim zu gehen, um die weiteren Vorschläge des Kaisers zu erwarten. Hier stellte sich im December 1631 der Fürst von Eggenberg ein, den Wallenstein unter den Räthen des Kaisers vorzüglich achtete. Dennoch blieb dieser immer noch kalt und unlustig. Daß, nach dem damals gefaßten Plane, des Kaisers Sohn, der König von Ungern, neben ihm stehen, oder gar dem Namen nach den Oberbefehl führen solle, wies er durchaus zurück, und erklärte, er würde neben keinem Andern, ja neben Gott selber nicht, ein Commando übernehmen. Endlich entschloß er sich zu dem Anerbieten, bis zum nächsten Frühjahr dem Kaiser ein Heer von vierzigtausend Mann aufzubringen, wie das vorige Mal, und die Kosten der Werbung und Ausrüstung größten Theils zu übernehmen, doch würde er dasselbe nicht gegen den Feind führen.

Jetzt zeigte Wallenstein seine Schöpferkraft. In der größten Schnelligkeit versammelte er seine alten Freunde um sich her, theilte Geld mit vollen Händen aus seinen Kassen unter sie aus, und sandte sie nach allen Seiten hin, Völker zu werben. Kaum war es ruchbar geworden, daß er wieder ins Feld ziehen wollte, so strömten die Krieger schaarenweise seinen Fahnen zu. Bauern verließen den Pflug, Handwerker ihre Werkstatt, um das unsicher und kümmerlich gewordene Friedensgewerbe gegen das gewinnreiche Kriegsleben zu vertauschen. Außer der Aussicht auf Plünderung und Beute lockte der ansehnliche Sold; denn der Wallensteinische schwere Reiter erhielt neun Gulden, der leichte sechs, der Fußknecht vier Gulden monatlich, ohne die tägliche, sehr reichliche Kost *). Im März hatte Wallenstein sein Wort gelöset, und die Organisation des Heeres mit großer Anstrengung und Thätigkeit vollendet. Die Truppen hatten ihre Quartiere in Mähren. Jetzt begannen neue Unterhandlungen über die Fortführung des Oberbefehls. Nach vielfältigen Anerbietungen und Bitten von Seiten des Kaisers war es abermals der Fürst von Eggenberg, der zuletzt seine

*) Die Gemeinen bekamen täglich zwei Pfund Brot, ein Pfund Fleisch und zwei Maaß Bier oder ein Maaß Wein.

Beredtsamkeit an dem hartnäckigen Feldherrn versuchen mußte. Da er keine Versprechung mehr finden konnte, die dem Unerbittlichen genügte, so ersuchte er ihn endlich, die Forderungen selbst zu stellen, unter denen er das Commando übernehmen wolle. Sie lauteten folgendermaßen. „Der Herzog von Friedland wird Generalissimus des Kaisers, des ganzen Erzhauses und der Krone Spanien. Er erhält den Oberbefehl in absolutissima forma. Zur Gewißheit der ordentlichen Belohnung wird dem Herzoge ein Oesterreichisches Erbland zugesagt und verschrieben. Als außerordentliche Belohnung aber erhält er noch die Oberlehnsherrschaft über die Länder, die er künftig erobern wird. Die Confiscationen im Reiche, desgleichen die Begnadigungen hangen ganz allein von ihm ab, so daß weder Reichskammergericht noch Reichshofrath darin mitsprechen können. Im künftigen Frieden muß ihm Mecklenburg wieder zugesichert werden. Alle Geldmittel zum Kriege werden ihm überwiesen, und im Nothfalle müssen ihm alle kaiserlichen Erbländer zum Rückzuge offen stehen." So ausschweifend diese Bedingungen waren, so sehr sie nicht bloß die Rechte des Kaisers, sondern auch die des Reiches beeinträchtigten und beschränkten, genehmigte sie Ferdinand, als Eggenberg damit nach Wien kam, dennoch ohne Zögern und Vorbehalt. Nachdem Wallenstein nun zu Rakonitz 214 Schwadronen und 120 Compagnien Fußvolk gemustert hatte, brach er gegen das Ende des April aus Mähren auf, um zunächst die Sachsen aus Böhmen zu vertreiben. Diese hatten den Winter schlecht benutzt sich in ihren Eroberungen zu befestigen, und der Kurfürst hatte die dringenden Ermahnungen und Vorschläge Gustav Adolfs zu einer entschiedeneren und zweckmäßigeren Kriegführung nicht befolgt, oder zurückgewiesen; zum Theil aus Furcht die Uebermacht Schwedens in Deutschland zu befördern. So gelangte Wallenstein ohne Widerstand bis vor Prag, und eroberte im ersten Anfall die Stadt bis auf den Hradschin, wohin sich die Sächsische Besatzung zurückgezogen hatte. Nachdem ein Versuch Arnims, diese zu befreien, mißlungen war, mußte sie capituliren und eine rasche Bewegung Wallensteins gegen die Pässe bei Außig und Pirna zwang den Sächsischen Befehlshaber zu schleunigem Rückzug, wenn er sich nicht abgeschnitten sehen wollte. Gustav Adolf hatte gewünscht, daß die Sachsen, statt nach ihrem Vaterlande, nach der Oberpfalz zurückgingen, um hier im Nothfalle mit ihm zusammentreffen zu können; allein es war dem Kurfürsten wie seinem Feldherrn mit

dem Schwedischen Bündniß schon längere Zeit kein Ernst mehr, und Wallensteins Friedensversicherungen hatten dazu beigetragen, ihre lässige Kriegführung noch mehr einzuschläfern.

---

11. Gustav Adolf in Süd-Deutschland.

(1632.)

Kurfürst Maximilian von Baiern sah die Kriegsnoth, welche bisher von seinen Truppen den Ländern anderer Deutscher Fürsten in so reichem Maaße gebracht worden war, endlich auch den eigenen Grenzen in drohender Gestalt nahen. Von Richelieus Rathschlägen bestimmt, und durch seine Erfahrungen von den Uebelständen einer zu großen Gewalt des Kaisers belehrt, war es nicht seine Absicht, sich für den Katholicismus aufzuopfern und Alles an die Bekämpfung Schwedens zu setzen; vielmehr schien ihm der glücklichste Ausweg: eine Neutralität zwischen den kaiserlichen und Schwedischen Waffen zu behaupten; ein Ziel, welches sich auch die protestantischen Fürsten auf dem Convent zu Leipzig gesteckt hatten. Auch Richelieus Politik hatte einen ähnlichen Zweck. Er wollte die katholischen und evangelischen Fürsten einigen und möglichst unabhängig stellen, um durch diese Bündnisse im Nothfall den Kaiser und Schweden, welches ihm ebenfalls schon zu bedeutend in Deutschland einzugreifen schien und mit einem Uebergewicht der protestantischen Staaten in Europa für die Zukunft drohte, gleichmäßig in Schranken zu halten. Dem gemäß suchte er jetzt die Neutralität Baierns zu vermitteln, allein da der Kurfürst durchaus seine Pflichten gegen Kaiser und Reich vorbehalten haben wollte, mißlang der Versuch, so verschiedene Interessen, wie die Schwedischen und Baierischen friedlich neben einander zu stellen.

Gustav Adolf mußte von dem diesjährigen Feldzug (1632) die Entscheidung seiner Uebermacht in Deutschland erwarten, da der gefürchtete Feldherr Oesterreichs sich gerüstet hatte, ihm den Siegeslorbeer zu entreißen. Noch schwieriger als im vorigen Jahre schien die Aufgabe, da auch Tilly im Winter wieder ein bedeutendes Heer gesammelt hatte. Schon frühzeitig rückte dieser nach Franken, wo der König achttausend Mann unter dem Feldmarschall Horn zurückgelassen hatte. Tillys überlegene Macht setzte ihn bald in den Besitz von Bamberg und der König von Schweden mußte seinem Feldherrn zu Hülfe

eilen. Nachdem Gustav den Pfalzgrafen Christian von Birkenfeld, der kurz vorher in seine Dienste getreten war, beauftragt hatte, mit einigen Truppen den Oberrhein von den Spanischen und kaiserlichen Schaaren, welche noch in den einzelnen Städten der Unterpfalz und im Elsaß lagen, zu säubern, und dem Herzoge Bernhard von Weimar zu demselben Zwecke das Commando am Niederrhein übergeben hatte, brach er am 3. März von Mainz auf, vereinigte sich am 11. mit Horn zu Kitzingen, und ging dann auf Nürnberg zu. Diese alte, reiche Handelsstadt eilte, sich den Beschützer des Evangelischen Glaubens zu befreunden; bereitwillig öffneten die Bürger den Schweden ihre Thore, und am 21. März zog der König ein, von den freudigsten Zurufungen des Volkes empfangen. Wohlbeschenkt verließ er die Stadt, und wandte sich geradesweges nach Baiern, wohin ihm Tilly vorangegangen war, um die Grenzen dieses Landes zu decken. Am Zusammenfluß des Lechs und der Donau, bei Rain, nahm dieser eine glücklich gewählte Stellung, deren natürliche Festigkeit er durch zahlreiche Schanzen verstärkte. Gustav Adolf beschloß mit richtigem Feldherrnblick, den Uebergang über die Donau oberhalb Rains zu bewerkstelligen, und griff deshalb Donauwerth an, welches, obgleich von einer zahlreichen Besatzung vertheidigt, seinem heftigen Angriff nur wenige Tage widerstand. Von hieraus rückte er die Donau hinab gegen Tilly vor, dem der Kurfürst von Baiern eiligst alle Truppen, die er zusammenbringen konnte, zugeführt hatte. Die Brücken über den Lech waren abgeworfen, bis nach Augsburg lagerten einzelne Abtheilungen, um den Uebergang zu verhindern, so wie man sich dieser Reichsstadt selbst durch eine hinreichende Besatzung versichert hatte. Ohne sich aufzuhalten, wollte Gustav gerade bei Tillys Stellung unter den Mündungen des feindlichen Geschützes über den Lech bringen. Zunächst wurden an günstig gelegenen Punkten Batterien errichtet, unter deren Schutz nach zweitägiger Arbeit die Herstellung einer Brücke auf Böcken gelang. Dreihundert Finnen gingen zuerst über, und hielten die wüthenden Anfälle des Feindes aus, bis die Reiterei, theils durch eine Furt, theils über die Brücke das jenseitige Ufer gewann. Nachdem die übrigen Truppen gefolgt waren, trieb der König die Baiern, welche gegen 3000 Mann verloren, bis in die Mauern von Rain. Tilly selbst ward von einer dreipfündigen Stückkugel über dem rechten Knie so gefährlich verwundet, daß er vom Pferde sank (5. April). Man brachte ihn ohnmächtig nach Ingolstadt, wohin sich auch der Kurfürst mit dem Reste des geschlage-

nen Heeres zurückzog. Nach unsäglichen Schmerzen, die er unter den Händen der Wundärzte leiden mußte, endete der berühmte Feldherr, funfzehn Tage nachher, im drei und siebenzigsten Jahre. Seine letzten Worte waren: man solle Regensburg in Acht nehmen, sonst käme des Kaisers Krone in Gefahr. Dann rief er noch zweimal: Regensburg, Regensburg *).

So starb der alte Held, wie er gelebt, im Tode noch mit kriegerischen Gedanken beschäftigt. Gustav Adolf pflegte ihn nur den alten Corporal zu nennen, vielleicht um die Pünktlichkeit, Rohheit und Strenge seines Charakters anzudeuten, und den Eifer zu bezeichnen, welchen Tilly auf die Uebung seiner Truppen verwendete, die vor dem Auftreten der Schweden in Deutschland für die besten galten. Tilly war mäßig im Essen, trank niemals Wein, und hat nie ein Weib berührt. Trotz aller Gelegenheit sich zu bereichern, verschmähte er doch Geld und Güter, so wie Titel und Würden. Als er in den Reichsfürstenstand erhoben werden sollte, gab er dem Kanzleisecretair fünfhundert Thaler, damit er das Patent nicht ausfertige. Eine kostbare goldene mit Diamanten besetzte Kette, welche ihm die Regentin der Niederlande Isabella verehrte, schenkte er sogleich an das Kloster zu Alten-Oettingen, und der Stadt Hamburg gab er tausend Rosenobel, die sie ihm aus Dankbarkeit zustellen wollte, wieder zurück. So hinterließ er ein sehr mäßiges Vermögen, das seinem letzten Willen gemäß größtentheils unter die Officiere seiner Armee vertheilt ward. Er war von mittlerer Statur, stark gebaut, aber mager. Seine breite, runzelvolle Stirn, sein kurzes, graues, borstig herabhangendes Haar, die großen Augen mit dem immer finstern Blick, eine lange Nase, ein starker Knebelbart, eingefallene Backen und ein spitziges Kinn machten seine Gesichtsbildung höchst abschreckend. Ein Schriftsteller jener Zeiten, dem wir diese Beschreibung verdanken, sah ihn auf einem kleinen Grauschimmel reiten, einen kleinen, aber hochaufgestutzten Hut mit einer rothen Feder auf dem Kopfe, die ihm über den Rücken herabhing, und in einem grünen atlassenen Kleide mit aufgeschlitzten Aermeln nach Spanischem Schnitt, nebst weiten Beinkleidern von demselben Zeuge.

Um den Feind ganz vom Lech zu vertreiben, wandte sich Gustav Adolf zunächst gegen Augsburg, und da die Bürger ihm als dem Beschützer ihrer Religion allen Vorschub thaten, so wagte die Baierische

---

*) Chemnitz, Schwedischer Krieg, Th. I. S. 311. Stettiner Ausgabe von 1648.

Besatzung nicht Widerstand zu leisten. Nach ihrem Abmarsche hielt Gustav Adolf einen feierlichen Einzug in die Stadt (24. April), hörte eine evangelische Predigt und ein Tedeum in der St. Annenkirche, und begab sich dann in die Fuggerschen Häuser, die zu seinem Empfange bereitet waren. Dann ließ er sich von der Bürgerschaft förmlich huldigen, was auch bei den Evangelischen in Deutschland großen Anstoß erregte, da Augsburg eine freie Reichsstadt war; hielt Mittagstafel, besah das Rathhaus bis in die Thurmspitze, und ritt gegen Abend wieder in sein Lager bei Lechhausen zurück. Die folgenden Tage legte er mehrere solcher Besuche in der Stadt ab, setzte die Evangelischen wieder in den Rath ein, stellte den lutherischen Gottesdienst her (oben S. 330), änderte noch manches Andere, und legte den Bürgern mehrere Verbindlichkeiten auf. Hierauf begann der König die Belagerung des Kurfürsten in Ingolstadt. Allein der Ort war so fest, daß die ersten Versuche, ihn zu erobern, vergeblich waren, und Tilly's Truppen thaten Alles, um ihren Feldherrn zu rächen. Gustav verlor einige treffliche Officiere, und ihm selbst ward von einer vier und zwanzigpfündigen Kugel das Pferd unter dem Leibe erschossen. Das Baierische Volk, besonders die Bauern, von Fanatismus erfüllt, ermordete einzelne Schweden, die es in seine Hände bekam, auf die grausamste Weise, und verstümmelte ihre Leichname, wofür denn zur Rache mehrere hundert Dörfer in Flammen aufgingen. Endlich verließ der Kurfürst selbst den Platz, auf die Nachricht, daß eine starke Schwedische Abtheilung auf Regensburg zöge, um diese Reichsstadt, der letzten Worte Tilly's eingedenk, zu besetzen. Er kam den Schweden zuvor, und dies bewog den König, die Belagerung von Ingolstadt aufzuheben und gerade nach München zu gehen. Den Abgeordneten von Landshut, die um Schonung ihrer Stadt baten, sagte er in einem ihm sonst ungewöhnlichen Tone: „Wenn ich an eure Grausamkeiten denke, die ihr an meinen Soldaten verübt, so weiß ich schier nicht, ob ihr Menschen oder Thiere seyd. Ihr schneidet ihnen Ohren und Nasen ab, und hackt ihnen Hände und Füße herunter. Was soll ich denn euch Barmherzigkeit ertheilen? Und wie soll ich jetzt mit euch umgehen?" Und doch wurde der Stadt vergönnt, sich mit hunderttausend Thalern von der Plünderung loszukaufen. München zitterte vor der Ankunft des Königs. Der Hof flüchtete mit dem Schatze nach Salzburg, einige Magistratspersonen brachten ihm zuvorkommend die Schlüssel der Thore entgegen. Gustav empfing

sie gnädig, versicherte die Stadt seines Schutzes, und sagte beim Abschiede: „Ihr habt es gut gemacht, und eure Unterwerfung entwaffnet mich. Mit Recht hätte ich an eurer Stadt das Unglück von Magdeburg rächen können; allein fürchtet nichts, und seyd eurer Güter, eurer Familien und eurer Religion wegen unbesorgt. Geht in Frieden; mein Wort gilt mehr als alle Capitulationen von der Welt."

Am 17. Mai hielt er seinen Einzug in München. In seinem Gefolge waren der Pfalzgraf Friedrich, zwei Herzoge von Weimar und viele andere Fürsten und Generale. Er stieg in dem kurfürstlichen Schlosse ab, und besah alle Zimmer. Er konnte die Schönheit und Pracht derselben nicht genug bewundern, und fragte den Castellan, wer der Urheber dieses herrlichen Gebäudes sey. „Kein Anderer als der Kurfürst selbst", antwortete jener. „Ich wünschte diesen Baumeister zu haben, fuhr der König fort, ich wollte ihn nach Stockholm schicken." — „Davor, versetzte der Aufseher, wird sich der Baumeister wohl zu hüten wissen." Am folgenden Tage begab sich der König ins Zeughaus, wo er zu seiner Verwunderung nichts als bloße Laffetten antraf. Ein Bauer entdeckte das Geheimniß; man nahm den Fußboden auf, und fand hundert und vierzig Kanonen, welche größten Theils im Pfälzischen und Dänischen Krieg erobert worden waren, darunter verborgen. Sie wurden als gute Beute nach Augsburg gebracht. Am Himmelfahrtstage (20. Mai) ging der König, nach gehaltener Privatandacht im Schlosse, in die Liebfrauenkirche, um einer Messe mit aller Pracht des katholischen Gottesdienstes beizuwohnen, besuchte dann das Jesuitercollegium, und beantwortete des Pater Rectors Lateinische Anrede in der nämlichen Sprache, unterhielt sich auch fast eine Stunde lang mit ihm über die Lehre vom Abendmahl.

Von München wandte er sich hierauf abermals nach Schwaben, um sich der größeren Reichsstädte, besonders Ulms, zu versichern. Zu diesem Ende kam er am 27. Mai in Augsburg an, und feierte das Pfingstfest daselbst. Eine Chronik sagt davon Folgendes: „Den 30. Mai, als an dem heil. Pfingsttage, wohnte der König dem öffentlichen Gottesdienst nicht bei, sondern ließ sich sowohl Vor- als Nachmittag von seinem Hofprediger D. Fabricio in seinem Cabinette predigen. Abends aber bei der Tafel bekam er gählingen Lust zu tanzen, dahero dann sogleich Anstalt gemacht worden, daß die Geschlechters-Töchter in den Fuggerschen Häusern erschienen, mit welchen sich sowohl der König als die andere anwesende fürstliche Personen etliche Stunden

lang mit englisch und teutschen Tanzen erlustiget." Die Ergötzung des Königs am Abend des zweiten Pfingsttages bestand in Ballonschlagen auf dem Frohnhofe.

Inzwischen sah sich das mächtige Oberhaupt des katholischen Bundes in seiner großen Bedrängniß genöthiget, bei demjenigen Hülfe zu suchen, dessen früherer Sturz vorzüglich von ihm ausgegangen war. Wallenstein ist beschuldigt worden, mit dem erbetenen Zuzuge absichtlich lange gezögert zu haben, um sich an der Angst seines alten Gegners schadenfroh zu weiden und ihn das Gewicht seines Beistandes recht fühlen zu lassen. Vielleicht ohne Grund; denn Böhmen so schnell zu verlassen, mag unthunlicher, und die Sachsen wieder aus dem Auge zu verlieren, bedenklicher gewesen seyn, als man gewöhnlich annimmt. Doch können daneben jene unedlen Beweggründe leicht mitgewirkt haben. Maximilian mußte sich endlich auch bequemen, dem Herzoge bei der vorgeschlagenen Vereinigung mit ihm die Heerführung allein zu überlassen, und von seinem Ansehen im Lager nichts, als das Recht zu behalten, die Seinigen zu bestrafen oder zu belohnen. Jetzt bestimmte Wallenstein zu neuem Verdrusse des Kurfürsten nicht Regensburg, sondern Eger zum Vereinigungsplatze, weil man dem Feinde erst Nürnberg wegnehmen müsse. So unzufrieden der Kurfürst damit war, so zeigte sich bald, daß das, was ihm als Eigensinn erschien, der wohl überlegte und strategisch richtige Plan des Herzogs war; denn Gustav hatte nicht sobald den Marsch dieses Feldherrn, der ihn im Rücken und auf seiner Verbindungslinie bedrohte, vernommen, als er eiligst Baiern verließ, und noch früher als sein Gegner in Nürnberg ankam.

Bis hierher war Gustav Adolf von einem Erfolge zum andern geeilt. Mecklenburg, Pommern, Brandenburg, Sachsen, Hessen, Franken, Mainz, ein Theil von Schwaben und Baiern waren ihm unterworfen oder verbündet. Seine Schaaren kämpften glücklich gegen die Spanischen aus den Niederlanden hervorbrechenden Truppen, am Mittel- und Niederrhein, wo Horn statt Bernhards von Weimar das Commando übernommen hatte; am obern Rhein waren die Oesterreichischen Besitzungen im Elsaß mit Colmar, Schlettstadt und Strasburg in die Hände der Schweden gefallen. Während sich Gustav von Baiern nach Franken wandte, eroberte Bernhard von Weimar in Schwaben Kempten, Ravensburg und Wangen, und drang bis an den Bodensee vor, richtete dann seine Waffen gegen Oberbaiern, schlug die aufgestandenen Landleute, jagte die Truppen des Erzherzogs Leopold

Wilhelm, des Regenten von Tyrol, auseinander, erstürmte mehrere Schanzen bei Ehrenberg und dachte in Kurzem durch die Eroberung Insbrucks sich ganz Tyrols zu bemächtigen, von wo aus ihm der Weg nach Italien, so wie in das Herz der Oesterreichischen Länder freigestanden haben würde. Mit geringerem Erfolge, aber doch nicht unglücklich kämpften Schwedische Abtheilungen an der Elbe und Weser, wo besonders Herzog Georg von Lüneburg gegen Pappenheim thätig war, der nach Tilly's Abmarsch in Niedersachsen hatte zurückbleiben müssen; und der Befehl Wallensteins an diesen Feldherrn, sich mit ihm zu vereinigen, befreite ganz Norddeutschland bis auf einzelne Punkte von kaiserlichen Truppen. Auf diese Weise hatte Gustav Adolf im Grunde das ganze Reich bis auf die Oesterreichischen Erblande in seiner Gewalt. Hatte ihn auch Mißtrauen, Furcht und Eifersucht der protestantischen Stände verhindert, sie insgesammt zu einem großen Bunde unter seiner Führung und Leitung zu vereinigen, so waren sie doch sämmtlich von ihm abhängig, die Liga war zersprengt, ihre Fürsten gedemüthigt, unterworfen oder vertrieben. Hatte der Papst vor zwei Jahren einen Angriff der Oesterreicher in Italien zu fürchten gehabt, so zeigten sich jetzt die Schweden an den Grenzen dieses Landes; hatte man kurz zuvor die Besitzungen der Kirche in Norddeutschland wieder in katholische Hände zu bringen gehofft, waren dem Sohne des Kaisers, dem Erzherzog Leopold Wilhelm, bereits die Bisthümer zu Halberstadt, Magdeburg und Bremen übertragen worden, so ging jetzt der König von Schweden damit um, die süddeutschen Stifter und Bisthümer in weltliche Besitzungen zu verwandeln, um dieselben entweder selbst zu behalten oder an verbündete Fürsten zu verschenken. Es galt den letzten Entscheidungskampf gegen Wallenstein, der an der Grenze der kaiserlichen Erblande zu ihrem Schutze bereit stand.

Die Stadt Nürnberg unterstützte Gustav Adolf mit aufopfernder Anstrengung, und theilt mit Magdeburg und Stralsund den Ruhm einer wackern und tüchtigen Gesinnung zu einer Zeit, wo die übrigen Städte Deutschlands in Feigheit, Erschlaffung und Wehrlosigkeit versunken waren. Da Gustavs Heer nur achtzehntausend Mann zählte, konnte er es nicht wagen, den Schaaren Wallensteins, welche durch die Vereinigung mit dem Kurfürsten von Baiern auf einige funfzigtausend angewachsen waren, im freien Felde die Spitze zu bieten. Er beschloß deshalb sich bei Nürnberg zu verschanzen. Die Bürgerschaft arbeitete so eifrig mit an den Werken, daß das Schwedische La-

ger schon innerhalb zweier Tage im Vertheidigungsstande war; worauf auch die junge Mannschaft der Stadt in den Waffen geübt wurde, um, einige tausend Köpfe stark, das Heer des Königs zu vermehren. Bald darauf (6. Juli) erschien die vereinigte Friedländische und Baierische Armada, weit und breit plündernd, mordend und brennend, besetzte die Höhen zwei Stunden von Nürnberg im Angesicht des Schwedischen Lagers, und verschanzte sich gleichfalls auf denselben. Vergebens suchte der Kurfürst von Baiern Wallenstein zu einem Angriff zu bewegen. Dieser verkannte die Wichtigkeit der Umstände nicht, und wollte vorsichtig mit unerfahrenen Truppen nichts wagen. „Ich will dem König eine neue Art zeigen Krieg zu führen," äußerte er. Er gedachte nämlich die Schweden sammt den Nürnbergern durch Abschneiden der Zufuhr auszuhungern; allein in der Stadt war durch die thätige Vorsorge des Magistrats ein so beträchtlicher Vorrath von Lebensmitteln aufgehäuft, daß im Gegentheil Gustav weit eher hoffen durfte, das feindliche Heer dem Mangel weichen zu sehen. Elf Wochen lagen die beiden Heere auf diese Art einander gegenüber, und reizten sich gegenseitig nur durch Scharmützel. Die Wallensteinischen zehrten die Gegend so fürchterlich aus, daß man zuletzt sieben Meilen weit nach Fütterung gehen mußte. Indeß hatte Gustav, den es zur Entscheidung drängte, seine zerstreuten Streitkräfte an sich gezogen. Nach Zurücklassung von Garnisonen in den wichtigsten Plätzen trafen der Landgraf Wilhelm von Hessen, der Pfalzgraf von Birkenfeld, Bernhard von Weimar, so wie Herzog Wilhelm von Weimar, der in Thüringen gestanden hatte, am 20. August mit vier und dreißigtausend Mann im Lager zu Nürnberg ein. Für eine solche Menschenmenge konnten die Vorräthe, die ohnehin schon bedenklich abnahmen, nicht lange mehr ausreichen. Da nun der Feind die angebotene Schlacht nicht annahm, auch keine Anstalt machte seine Berge zu verlassen, so wollte der König den kühnen Versuch wagen, ihn mit Gewalt daraus zu vertreiben. Der 4. September ward zum Angriff bestimmt. Der König betete, und führte seine Soldaten den Bergen zu. Der steilen Abhänge wegen konnte der Angriff nur an einer Stelle und auch hier nur Regimenterweise geschehen. Die Stürmenden empfing ein fürchterliches Feuer aus zahlreichen Geschützen und in die Lücken ihrer Reihen brach die kaiserliche Reiterei. Allein bald ward diese zurückgeworfen, Gustav führte Truppen auf Truppen heran; aber sie bedeckten, wie die ersten, mit ihrem Blute und ihren Leibern das Schlachtfeld. Dem Könige

selbst riß eine Stückkugel die Sohle vom Stiefel weg. Herzog Bernhard von Weimar, der auf dem linken Flügel befehligte, erstieg endlich, nachdem ihm das Pferd unter dem Leibe getödtet worden war, eine steile Anhöhe, von der aus das feindliche Lager beschossen werden konnte; allein da die Dunkelheit hereinbrach, ließ der König zum Abzug blasen, nachdem die fast übermenschliche Anstrengung beinahe zehn Stunden gedauert hatte. Gegen zweitausend Todte lagen auf dem Schlachtfelde, und der Verwundeten waren noch mehr. Obschon Bernhard von Weimar seinen Posten bis zum anderen Morgen behauptete, so war es doch unmöglich in der Nacht, wegen eines heftigen Regens, der die jähen Abhänge noch schlüpfriger machte, die Geschütze nachzuziehen; und da deswegen auch am folgenden Morgen nicht an eine Erneuerung des Gefechts zu denken war, mußte sich Bernhard, dem ganzen Feuer des Feindes ausgesetzt, entschließen, die theuer erkaufte Höhe wieder aufzugeben. „Wir haben einen Pagenstreich gemacht," sagte Gustav zum Pfalzgrafen Friedrich. Wallenstein aber schrieb an den Kaiser: „Das combat hat gar frühe angefangen und den ganzen Tag caldissimamente gewährt. Viele Officiere und Soldaten von Ew. Maj. Armee sind todt und beschädigt, aber ich kann bei meiner Ehre versichern, daß sich alle so tapfer gehalten haben, als ichs in einiger occasion mein Leben lang gesehen, und niemand hat einen fallo in valor gezeigt. Der König hat sich die Hörner gewaltig abgestoßen und sein Volk über die Maßen discoragirt; Ew. Majestät Armee aber, indem sie gesehen, wie der König, der alle seine Macht zusammengebracht hat, repussirt wurde, ist mehr denn zuvor assecurirt worden."

Noch vierzehn Tage wartete der König von Schweden bei Nürnberg, ob Wallenstein nicht, vom Hunger getrieben, zur Feldschlacht in die Ebene herabsteigen werde, allein trotz des bittersten Mangels blieb jener unbeweglich in seiner Stellung. Als Hunger und Krankheiten nun auch unter den Schwedischen Truppen immer stärker zu wüthen begannen und Tausende hinrafften, mußte Gustav Adolf sich entschließen sein Lager abzubrechen (18. September). Er zog in bester Ordnung mit vollem Trommelschlag und hellem Trompetenklange vor dem Feinde vorüber, der sich nicht rührte, und nahm seinen Weg gegen die Donau, in der Hoffnung, durch weiteres Vordringen in Baiern den Feind nach sich zu ziehen. In Nürnberg blieb eine starke Besatzung unter dem Reichskanzler Oxenstierna zurück; eine andere Abtheilung, 8500 Mann stark, wurde dem Herzog von Weimar mit dem Befehl unter-

geben, Franken zu decken und die Generaldirection dieses Kreises zu übernehmen. Als die Schweden fort waren, brach auch Wallenstein auf, und zündete sein Lager an (23. Sept.); ein fürchterlich schönes Schauspiel, da dasselbe nicht weniger als anderthalb Meilen im Umfange gehabt hatte. Um sich von der Menschenmasse eine Vorstellung zu machen, die zu jenen Zeiten ein solches Lager füllte, muß man wissen, daß sich bei dem damaligen Wallensteinischen Heere wenigstens funfzehntausend Weiber befanden und fast eben so viel Fuhrknechte, Troßbuben und Bediente, nebst dreißigtausend Pferden, wovon der größte Theil bloß zur Fortschleppung des ungeheuern Gepäcks gebraucht ward. Die moralische Verwilderung in einem solchen wandernden Raubstaate übersteigt alle Vorstellung. Konnte doch selbst der fromme Gustav, in dessen Heere die Religion noch etwas galt, bei seinen Truppen mit allem Ernste die Kriegszucht nicht mehr erzwingen, zu der er vormals seine Schweden gewöhnt hatte. Mit Abscheu vernahm er, als er noch in dem Lager bei Nürnberg stand, daß seine Soldaten, wenn sie nach Fütterung gingen, mit eben der Rohheit und Grausamkeit gegen das arme Landvolk wütheten wie das Wallensteinische Raubgesindel, und daß sich besonders die Deutschen in diesen Excessen auszeichneten. Er berief zu dem Ende am 7. September seine Deutschen Generale und Obersten zusammen, und hielt ihnen auf das Nachdrücklichste ihr gewaltsames Verfahren vor, wie sie ihn dadurch bei Feinden und Freunden um seinen guten Namen brächten; auch wie er Alles für sie thue, was nur in seinen Kräften stehe, und eher selbst Noth leide, als sie des Nöthigen entbehren lasse. „Wollt ihr, so schloß er, Gott vergessen, eure Ehre nicht bedenken, und mich verlassen, so soll doch die ganze Christenheit erfahren, daß ich für euch mein Leben aufzuopfern bereitwillig gewesen bin, und wollt ihr wider mich rebelliren, so werde ich mich mit meinen Schweden und Finnländern zu vertheidigen wissen. Ich bitte euch um Gottes Barmherzigkeit willen, prüft euer Verhalten, und erwäget, wie sehr ihr mich dadurch betrübet. Eure schlechte Mannszucht überzeuget mich, daß ihrs böse mit mir meint, so sehr ich euch auch wegen eurer bewiesenen Tapferkeit loben muß. Geht in euch, und bedenket, daß ihr dereinst von euren Handlungen Gott Rechenschaft geben müsset. Mir ist so wehe bei euch, daß es mich verdrießt, mit einem so verkehrten Volke umzugehen. Nehmt also meine Ermahnungen zu Herzen." — Als bald darauf dem edlen Könige vor eines Corporals Zelte gestohlnes Vieh gezeigt wurde, faßte

er den Dieb bei den Haaren, und übergab ihn dem Profoß mit den Worten: „Komm her, mein Sohn; es ist besser, ich strafe dich, als daß Gott deiner Vergehungen wegen nicht allein dich, sondern auch mich und das ganze Heer strafe."

Wallenstein dachte indessen nicht daran, den König zu verfolgen; sein Plan war ein ganz anderer. Er wollte Sachsen zur Aufgebung des Schwedischen Bündnisses zwingen, die Verbindung des Königs mit Pommern und Schweden unterbrechen, oder den Letzteren nöthigen, zum Schutze derselben und seiner Bundesgenossen sich weit von den kaiserlichen Erblanden zu entfernen. Er ging deshalb zuerst nach Bamberg, wandte sich dann nordwärts, gab Pappenheim, der damals im Braunschweigischen stand, Befehl, auf Merseburg zu marschiren, um sich mit ihm zu vereinigen, und brach dann in das wehrlose Sachsen ein. Arnim, der Wallenstein von Gustav Adolf hinreichend beschäftigt glaubte, war mit einigen Schwedischen und Brandenburgischen Truppen schon im Juli durch die Lausitz nach Schlesien marschirt und hier von den Protestanten überall als Retter begrüßt und empfangen worden. Der kaiserliche Befehlshaber, Don Balthasar de Maradas, mußte vor ihm nach Breslau zurückweichen; allein die Bürger weigerten sich, die Truppen in ihre Thore aufzunehmen, nur der Dom und die Sandinsel kamen in die Hände der Kaiserlichen, wurden ihnen indeß ebenfalls durch Arnim wieder entrissen. Weitere Fortschritte hemmte die Uneinigkeit zwischen diesem und dem Schwedischen Befehlshaber.

---

12. Gustav Adolfs Tod.

(1632, 16. Nov.)

Der Kurfürst von Baiern war mit Wallenstein nach Bamberg gegangen; da er ihn aber durchaus nicht bewegen konnte nach Baiern zu ziehen, so trennte er sich dort von ihm, um seinen Staaten zu Hülfe zu eilen. Eine Abtheilung des kaiserlichen Heeres unter Altringer begleitete ihn. Mit vieler Mäßigung hatte dieser kluge und feine Fürst den Stolz des Feldherrn ertragen, den dieser zu verbergen oder auch nur zu mildern wenig bemüht gewesen war. Wallensteins Schaaren richteten fürchterliche Verheerungen auf ihrem Marsche an. Alles Vieh wurde weggetrieben; die Obstbäume umgehauen; die Vorwerke und Dörfer, durch welche das Heer zog, niedergebrannt. Nicht minder verheerend war der Eintritt in Sachsen. Wie vor der Leipzi-

ger Schlacht sandte Johann Georg Boten über Boten an Bernhard von Weimar und an den König von Schweden um Rettung und Hülfe, und der Letztere, wie wenig es des Kurfürsten Lauheit auch verdient haben mochte, beschloß seinen Bundesgenossen nicht, wie Wallenstein den Kurfürsten von Baiern, in Stich zu lassen, sondern so schnell als möglich zu befreien. Außerdem fürchtete er, Bernhard von Weimar möchte zwischen Pappenheim und Wallenstein hart ins Gedränge kommen. In Eilmärschen erreichte Gustav Adolf über Kitzingen und Schweinfurt Arnstadt, wo er mit Bernhard zusammentraf, der schon bis Erfurt und Weimar vorgerückt war und die Eroberung dieser Städte durch den heranziehenden Pappenheim verhindert hatte. Gemeinsam richteten sie ihren Marsch nach Naumburg, wo der König als Retter und Befreier Sachsens mit abgöttischer Verehrung empfangen wurde (11. Nov.). Bei seinem Einzuge drängte sich das Volk herbei, ihm die Stiefeln zu küssen. Dies erfüllte sein religiöses Gemüth mit trüben Ahnungen, die er gegen seinen Hofprediger Fabricius aussprach. „Unsere Sachen stehen auf einem guten Fuße, sagte er, allein ich fürchte, daß mich Gott wegen der Thorheit des Volks strafen werde. Hat es nicht das Ansehen, daß diese Leute mich recht zu ihrem Abgotte machen? Wie leicht könnte Gott, der sich den Eifersüchtigen nennet, sie und mich selbst empfinden lassen, daß ich nichts als ein schwacher und sterblicher Mensch sey. Großer Gott, du bist mein Zeuge, wie sehr mir dies Alles mißfällt. Ich überlasse mich deiner Vorsehung. Ich hoffe, du werdest es nimmer zugeben, daß das angefangene gute Werk der Befreiung deiner wahren Knechte unvollendet bleibe." Der König beschloß, bei Naumburg ein befestigtes Lager zu beziehen, um die Ankunft der kursächsischen Truppen, welche aus Schlesien zurückberufen worden waren, und des Herzogs Georg von Lüneburg, der ihm die Schwedischen Streitkräfte aus Westphalen zuführen sollte, abzuwarten. Wallenstein hatte unterdeß Leipzig eingenommen, dessen Sächsische Besatzung, von seinen Drohungen und Kugeln erschreckt, nur wenige Tage Widerstand zu leisten wagte, und zu Merseburg seine Vereinigung mit Pappenheim bewerkstelligt. Auf die Nachricht, daß der König sich bei Naumburg verschanze, hielt er den Feldzug für beendet, und verlegte, da auch die Jahreszeit weit vorgerückt war, seine Truppen um Leipzig in die Winterquartiere. Pappenheim entließ er mit sechs Fuß- und vier Reiterregimentern, einen Winterfeldzug an den Rhein zu thun zum Entsatze

Cölns, welches von Schwedischen und verbündeten Truppen belagert wurde, zuvor aber die Schwedische Besatzung aus Moritzburg bei Halle zu vertreiben. Gustav, der noch nicht Willens war, die Waffen in diesem Jahre ruhen zu lassen, erfuhr nicht sobald diese Maßregeln des Feindes, als er am 15. November ungesäumt aufbrach, um Wallensteins Truppen vereinzelt anzugreifen. Um den Mittag desselben Tages wurde der kaiserliche Feldherr von seinen Vortruppen zu Weißenfels vom Heranzuge des Feindes gegen Leipzig benachrichtigt, worauf er seine Schaaren aus ihren Quartieren eilfertig bei Lützen zusammenzog und dem Grafen Pappenheim den Befehl sandte, schleunigst zurückzukehren, um am folgenden Morgen zur Stelle zu seyn. Offenbar wäre der König von Schweden sicherer gegangen, wenn er seinen Angriff so lange verschoben hätte, bis Pappenheims Corps weiter entfernt gewesen wäre. Gegen Abend erreichten die Schweden einen Paß beim Dorfe Bosern, welchen Isolani mit zwanzig Geschwadern Croaten vertheidigte. Nach kurzer Gegenwehr wurden diese übermannt, und das königliche Heer lagerte im freien Felde auf dem rechten Ufer des Flusses Rippach, eine Stunde von Lützen. Gustav Adolf brachte die schauerlich kalte Nacht in seinem Wagen zu, im Gespräche mit dem Herzog Bernhard von Weimar und dem General Kniphausen.

Im kaiserlichen Lager war große Unruhe. Erst in der Dunkelheit trafen die einzelnen Regimenter ein, und erhielten, so wie sie ankamen, ihre Plätze in der Schlachtordnung. Wie Tilly bei Leipzig hatte Wallenstein beschlossen, den Angriff bei Lützen der größeren Beweglichkeit der Schwedischen Truppen zu überlassen. Er nahm seine Stellung nördlich von der Landstraße, die von Leipzig nach Lützen führt; die ganze Nacht über wurde gearbeitet, die Gräben, welche dieselbe einfaßten, so zu vertiefen, daß sie zu Brustwehren für Musketiere dienen konnten. Seinen rechten Flügel lehnte er an Lützen, und deckte ihn durch eine große Schanze mit vierzehn Geschützen auf dem Windmühlenberg, dem höchsten Punkt der ganzen Gegend; der linke reichte bis an den sogenannten Floßgraben, einen Canal, der die Saale mit der Elster verbindet und die Landstraße in einiger Entfernung von Markranstädt durchschneidet. Hier sollte Pappenheim einrücken. Das erste Treffen war dreihundert Schritt hinter der Straße aufgestellt, und bestand im Centrum aus sechs großen Infanterievierecken, auf welche in der zweiten Schlachtlinie noch vier andere folgten; den Kern und die Mitte derselben bildeten die Pikeniere; die Musketiere standen

an den Ecken; zwischen beiden Treffen hielten vier Cavallerieregimenter. Wie Wallenstein die schwerfällige Aufstellung in großen Massen, welche schon seit dem funfzehnten Jahrhundert gebräuchlich war, beibehalten hatte, so führte sein Fußvolk auch noch die alten Brustharnische und die übermäßig langen Lanzen, die Musketiere Gabeln, um ihre Gewehre auflegen zu können. An das Fußvolk des Centrums schlossen sich auf dem rechten Flügel zunächst vier und zwanzig Compagnien Cürassiere in zwei Treffen, nach der gebräuchlichen Weise zehn Glieder tief gestellt und vollständig mit Schienen an Armen und Schenkeln gerüstet, wie früherhin; dann folgte eine Abtheilung Fußvolk; nach dieser bildeten Croaten und Dragoner die äußerste Spitze. Auf gleiche Weise bestanden die Truppen des linken Flügels aus Cürassieren und Croaten. Die Zahl der Truppen mit Ausschluß des sehnlich erwarteten Pappenheimischen Corps betrug einige zwanzigtausend.

Als der Morgen anbrach, lag ein dicker Nebel auf dem verhängnißvollen Gefilde, der alle Aussicht hemmte. Ungestört ordnete Gustav Adolf seine Schaaren in zwei Treffen, die Cavallerie auf den Flügeln, in kleineren und besser beweglichen Abtheilungen als die kaiserlichen Truppen. Seine Infanterie, die keine Brustharnische führte, stand nur sechs Glieder tief, statt der Piken hatte er die nur elf Fuß langen Partisanen eingeführt, die Musketiere schossen ihre leichteren Gewehre ohne Gabeln ab. Ebenso standen die Schwedischen Schwadronen nur vier Pferde hoch, die Reiter trugen keine andere Schutzwaffen, als Cürasse und Sturmhauben. Die Stärke der königlichen Truppen war 12,000 Fußgänger und 6500 Reiter. Als die Aufstellung vollendet war, stimmten die Schweden mit einem Munde zum hellen Schalle der Trompeten und Pauken die Lieder: „Eine feste Burg ist unser Gott" und „Es woll' uns Gott gnädig seyn" an. Um neun Uhr gingen die Kanonen los, und einige leichte Scharmützel begannen, aber es ward bald wieder stille, da keine Partei die andere sehen konnte. Nach zehn Uhr fing der Nebel an zu fallen, und die Sonne blickte ein wenig hindurch. Darauf rückten die Schweden vor. Gustav schwang sich nach kurzem Gebete auf sein Pferd, und ritt dem rechten Flügel vor. Er trug einledernes Colett, mit einem Tuchrock darüber: „Gott ist mein Harnisch", hatte er gesagt, als die Diener ihm am Morgen seine Rüstung gebracht hatten. Den linken Flügel führte der brave Bernhard von Weimar an. „Nun wollen wir dran! rief der König. Das walt' der liebe Gott! Jesu, Jesu, Jesu! hilf mir heut streiten

zu deines heiligen Namens Ehre!" Darauf zog er den Degen und sprengte mit dem Commando: Vorwärts, auf die Landstraße los, aus deren Gräben ihm ein fürchterliches Feuer entgegen kam. Wallenstein ließ Lützen anzünden, damit sein rechter Flügel, der sich an dies Städtchen lehnte, vor der Umzingelung desto mehr gesichert wäre. Sein Geschütz arbeitete fürchterlich, und viele Schweden fanden vor jenen Verderben sprühenden Gräben ihren Tod. Aber die ihnen folgten, kamen glücklich hinüber, gewannen die Landstraße, und drängten die Kaiserlichen zurück. Gegen den am vortheilhaftesten postirten rechten Flügel Wallensteins konnte Bernhard noch nichts ausrichten; aber in der Mitte hatte das Schwedische Fußvolk nach dreistündiger blutiger Arbeit bereits drei feindliche Vierecke zersprengt, auf dem linken Flügel wich die kaiserliche Reiterei dem Angriff des Königs, der unter den ersten über die Gräben der Landstraße gesetzt war. Noch standen hier die Cürassiere des zweiten Treffens und Gustav sagte zum Oberst Stalhandske, der das Finnische Reiterregiment führte: „Greif sie an, die schwarzen Bursche!"— sie trugen dunkle Rüstungen — als er Nachricht erhält, die feindliche Cavallerie des Centrums sey hervorgebrochen, habe sein siegreiches Fußvolk zum Weichen gebracht und über die Straße zurückgedrängt. Sofort setzt er sich an die Spitze des Stenbockschen Regiments, um den Geworfenen zu Hülfe zu eilen, aber dem allzu rasch Voransprengenden können nur der Herzog Franz Albrecht von Lauenburg mit seinem Stallmeister, der Kammerherr von Truchseß, der Page August von Leubelfing und zwei Leibknechte folgen. So geräth er unter die vorgedrungenen kaiserlichen Reiter; von den beiden Dienern wird der eine getödtet, der andere verwundet; des Königs Pferd erhält einen Pistolenschuß durch den Hals, ein anderer zerschmettert ihm selbst den Knochen des linken Arms, worauf er den Herzog von Lauenburg bittet, ihn aus dem Getümmel zu führen. Aber in demselben Augenblick wird Gustav Adolf im Rücken zum zweiten Mal durch einen Pistolenschuß so getroffen, daß er vom Pferde sinkt. Der kaiserliche Obrist Lieutenant von Falkenberg soll diese Kugel abgefeuert haben. Während der Stallmeister des Herzogs von Lauenburg auf diesen mit gezogenem Degen eindringt, giebt Franz Albrecht selbst, betäubt und voll Schrecken durch das Getümmel der heransprengenden Reiter, seinem Pferde die Sporen, sein Leben zu retten. Nur Leubelfing bleibt bei dem gefallenen Helden, aber der achtzehnjährige Jüngling bemüht sich vergebens den König fortzubringen, und bald jagen kai-

serliche Cürassiere herbei, unter deren Hieben und Schüssen Gustav Adolf seine edle Seele aushaucht *). Auch der treue Page ward so schwer verwundet, daß er fünf Tage nach der Schlacht in Naumburg starb.

Der Kammerherr von Truchseß meldete dem Herzoge von Weimar den Tod des Königs, welchen dessen zurückkommendes blutiges Pferd bald auch allen Kriegern bekannt machte. Bernhard durcheilte die Reihen mit dem Ruf: „Ihr Schweden, ihr Finnen, ihr Deutschen, euer und unser Verfechter der Freiheit ist todt. Für mich ist das Leben kein Leben mehr, wenn ich seinen Tod nicht rächen soll. Wohlan denn! Greift unverzagt den Feind an, und wer beweisen will, daß er den König lieb gehabt, der thue es jetzt" **). So führte er die rachedurstigen Schaaren zum zweiten Mal über die Gräben; nach furchtbarem Gemetzel dringen sie überall vor, auch auf dem linken Flügel ist der Windmühlenberg, der Schlüssel der ganzen Stellung, bereits erstiegen, als Pappenheim zwischen zwei und drei Uhr mit seinen Reitern anlangt und die Schlacht noch einmal wieder herstellt. Er wirft sich mitten in den rechten Flügel der Schweden, brennend vor Begierde, persönlich gegen den berühmten Gegner zu kämpfen, der nicht mehr unter den Lebenden ist. Die Stockung, welche dieser unerwartete und heftige Anfall in dem Vordringen der Schweden herbeiführt, benutzt Wallenstein seine gebrochenen Reihen wieder zu ordnen. Von neuem sprengen der General Lieutenant Piccolomini, der bluttriefend schon das fünfte Pferd besteigt, und Graf Terzky mit der Cavallerie des Centrums

*) Da Gustav Adolf mitten im heftigsten Schlachtgetümmel, von so wenigen der Seinen umgeben, fiel, so sind über seinen Tod sehr verschiedene Gerüchte in Umlauf gekommen. Die in den Text aufgenommene Erzählung ist durch die Abhandlung von Förster: Wallensteins Briefe, Theil II. im Anhange, durch die Darstellung Geijers, Geschichte von Schweden, dritter Band, S. 231 fg., und von Raumers Geschichte Europas, Theil III. S. 545 bewährt. Viele haben behauptet, der König sey gar nicht von Feindes Hand gefallen, sondern von dem Herzog von Lauenburg verrätherisch ermordet worden. In dem Wankelmuthe des Herzogs, welcher erst im Lager bei Nürnberg Schwedische Kriegsdienste nahm, und sie gleich nach der Schlacht bei Lützen wieder verließ, um erst in die des Kurfürsten von Sachsen, dann wieder in kaiserliche zu treten, liegt allerdings ein Anlaß zur Entstehung dieses Gerüchts, aber, Alles wohl erwogen, muß man dem Urtheile beistimmen, welches Rühs, Gesch. Schwedens, Th. IV. S. 272, fällt. „Nur die Neigung der Menschen, sagt er, die in dem Schicksale außerordentlicher Menschen immer einen ungewöhnlichen Gang zu finden wünscht, das Mißtrauen der Schweden gegen die Deutschen, und endlich eine gewisse Zweideutigkeit, die unverkennbar in dem Leben des Herzogs von Lauenburg ist, haben einem verläumderischen Gerüchte Glauben verschafft, das eben so wenig innere Wahrscheinlichkeit als äußere Zeugnisse für sich hat."

**) Röse, Herzog Bernhard von Weimar, Th. I. S. 180.

zum Angriff vor, ihnen folgen im Sturmschritt die Vierecke des Fußvolks, noch einmal werden die Schweden über die Landstraße gedrängt. Da sinkt Pappenheim, auf den Tod verwundet, vom Roß *); der Herzog von Weimar findet einen Halt an der noch nicht ins Gefecht gekommenen Infanterie des zweiten Treffens, und führt die ganze Armee zum letzten entscheidenden Angriff vor. Jetzt gerathen die Kaiserlichen ihrer Seits wieder in Unordnung, und ihre Verwirrung vermehrt der Umstand, daß eine Reihe von Munitionswagen, die Wallenstein hinter der Fronte am Hochgerichte halten ließ, durch Schwedische Kugeln entzündet, mit fürchterlichem Geprassel in die Luft fliegt. Die bestürzten Soldaten glaubten, sie würden im Rücken angegriffen; allenthalben hörte man schreien: „Die Schlacht ist verloren, der Pappenheimer ist todt, die Schweden kommen über uns!" Dazu brach die Dunkelheit ein, und so wandten endlich die Kaiserlichen den Rücken und rissen Pappenheims eben eintreffende Infanterie mit in die Flucht. Die Nacht und die Ermüdung hielten die Schweden vom Nachsetzen ab; sie sammelten sich auf den Schall der Trompeten, und lagerten auf dem Schlachtfelde, auf welchem sie elf Stunden mit äußerster Anstrengung gefochten hatten. Das ganze kaiserliche Geschütz war ihre Beute. Am folgenden Tage kamen etwa funfzehn Bataillone Oesterreicher, fast ohne Waffen und Fahnen, in Leipzig an, und nahmen mit Wallenstein, der nun seine gehofften Winterquartiere in Sachsen aufgeben mußte, ihren Weg nach Böhmen. Ein anderer Rest des zertrümmerten Heeres zog über Merseburg ab.

Beim Lichte des neuen Tages suchten die Schweden unter den vielen tausend Leichen, welche das weite Feld bedeckten, den Körper ihres geliebten Königs, und fanden ihn nicht ohne Mühe, denn er war ganz mit anderen Körpern bedeckt, nackt ausgezogen, und von Blut und Hufschlägen so entstellt, daß er kaum zu erkennen war. Er lag unweit eines großen Feldsteins, der noch jetzt dort zu sehen ist, und zwar zwischen diesem Steine und der Stadt Lützen, etwa vierzig Schritte von jenem. Herzog Bernhard ließ den Leichnam nach Weißenfels bringen, und ihn von einem dortigen Apotheker eröffnen. Dieser fand elf Wunden daran, im Innern aber alle Theile von solcher Gesundheit, daß ohne diesen unglücklichen Zufall noch ein langes Leben

*) Als ihn die Seinigen forttrugen, fragte er, ob das Gerücht vom Tode des Königs sich bestätige. Auf ihre bejahende Antwort erwiederte er: „So sagt dem Herzoge von Friedland, daß ich vergnügt sterbe, da ich unsern gefährlichsten Feind mit mir getödtet weiß." Am andern Tage verließ ihn das Leben, auf der Pleißenburg zu Leipzig.

zu erwarten gewesen wäre. Hier in Weißenfels benetzte auch die Königin, Maria Eleonora, die ihrem Gemahle nach Deutschland gefolgt war, den theuren Ueberrest mit ihren Thränen, und begleitete ihn über Eilenburg, Grimma, Wittenberg und Berlin nach Stockholm, wo er in der eigens für ihn errichteten Begräbnißcapelle beigesetzt ward.

Gustav hatte noch nicht das acht und dreißigste Lebensjahr vollendet. Er hinterließ nur eine Tochter von acht Jahren, und einen natürlichen Sohn von etwa siebenzehn, der gerade in Wittenberg studirte, und von den Studenten zum Rector der Universität, nach damaliger Sitte, gewählt worden war. Der junge Mann glich seinem berühmten Vater sehr; er nahm nachher Kriegsdienste, und erhielt im Westphälischen Frieden das Bisthum Osnabrück. Seine Halbschwester, die Königin Christine, machte ihn zum Grafen von Wasaburg, unter welchem Namen seine Nachkommen noch jetzt in Schweden blühen.

Der Tod des Königs erregte unter den Protestanten eine eben so große Bestürzung als unter den Katholischen Freude und Hoffnung. Obgleich sein Heer geschlagen war, ließ der Kaiser aller Orten das Tedeum singen; er hatte nicht Unrecht, den Tod dieses Gegners dem herrlichsten Siege gleich zu setzen. Was man auch über Gustav Adolfs Entwürfe in Deutschland sagen mag; er wollte nichts Anderes, als was in der Natur der Verhältnisse lag. Waren die Deutschen Protestanten aus Feigheit und Engherzigkeit, ihre bedeutenderen Fürsten aus Unfähigkeit nicht im Stande, ihre Religion und ihre Staaten gegen die Gewaltschritte des Kaisers zu vertheidigen, so mußten sie sich Dem unterordnen, der sie mit eigenen Kräften retten wollte, der seinen Beruf und seine Fähigkeit zur Lösung dieser Aufgabe deutlich genug an den Tag legte. Um über die nöthigen äußeren Mittel gebieten zu *können*, war es erforderlich, daß der König einige wohlgelegene Besitzungen in Deutschland hatte, daß er die Macht seiner Freunde verstärkte. Wollten die Protestanten Deutschlands sich das Principat eines Fremden nicht gefallen lassen, so blieb ihnen kein anderes Mittel, als sich dem Kaiser zu unterwerfen, ihren Glauben abzuschwören, und mit jenem die Schweden aus ihren Grenzen zu jagen. Ein Eroberer im gewöhnlichen Sinne war Gustav Adolf nicht; vielmehr nimmt er seiner ganzen Denkungs- und Handlungsweise nach unter den reinen und edlen Gestalten der Weltgeschichte einen der ersten Plätze ein.

